

# Literaturblatt.

## Jahrgang 1867.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

---

Stuttgart.
In Commission bei Paul Neff.

# Register.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, №. 1. 2. Januar 1867.

## Neujahrsbetrachtungen.

Wahrscheinlich werden manche unserer theuern Leser in dieses neue Jahr mit Sorgen eintreten, denn immer noch traut man dem Frieden nicht und viele Geschäfte stocken. Wir halten es daher für unsere Pflicht, die Sorgen ein wenig zu zerstreuen, da wir die Ansicht, im nächsten Frühjahr stehe schon wieder ein Krieg bevor, nicht theilen. Es gehört mit zu den Uebeln einer Politik, die wir höchlich mißbilligen, dem Publikum Angst zu machen, einzig in der Absicht, um durch die Furcht vor der Gefahr wenigstens den Glauben an die Möglichkeit der Gefahr aufrecht zu erhalten. Grade die, welche sich am meisten niedergeschlagen fühlen, sehen es am liebsten, wenn sich die Welt einbildet, sie seyen noch eine furchtbare Macht. Das ist der ansteckende Wahnsinn, dessen Sitz beispielsweise das Hoflager des Exkönig von Hannover ist, wie es selbst dessen sich rühmt.

Die Furcht, im nächsten Frühjahr werde Frankreich endlich den vorjährigen Plan, dem Kaiser von Oesterreich Schlesien für Venedig zu geben, ausführen und mit Oesterreich im Bunde, wozu auch die süddeutschen Mittelstaaten höflich eingeladen sind, über Preußen herfallen, diese thörichte Furcht wird lediglich genährt von denen, die nur wünschen, es möchte so kommen, und die es wenigstens vortheilhaft finden, daß man ihnen noch Kraft genug zutraut, etwas so Großes durchzusetzen und Frankreich an ihr Schlepptau zu nehmen. Sie haben aber diese Kraft nicht. Sie lügen das dem deutschen Philister nur vor, weil sie wissen, es geht ihm, wie den Frauenzimmern, er fürchtet sich gern.

Die ganze Speculation des Furchtsammachens ist Schwindel. Allein, ohne fremde Hülfe, sind diese unversöhnlichen Blinden, die absolut an Preußen sich rächen wollen, viel zu ohnmächtig. Oesterreich ist furchtbar zerrüttet, kann der Ungarn nicht Meister werden und wird durch Rußland bedroht. Welche Unvernunft traut man Oesterreich zu, indem man glaubt, es werde muthwillig einen neuen Krieg mit Preußen vom Zaune brechen! Die einzige Hoffnung der Kriegslustigen, die dem deutschen Publikum beständig bange machen, ist die Allianz mit Frankreich. Aber die Deutschen sollten sich schämen, desfalls die Bangemacher nur anzuhören, geschweige ihnen zu glauben. Napoleon III. kennt seinen Vortheil besser, als daß er sich zum Werkzeug einer in Deutschland total geschlagenen Partei hergeben sollte. Wenn er die Rheinprovinzen hätte wegnehmen wollen, so würde er den Versuch dazu im vorigen Mai gemacht haben, als die österreichischen und deutschen Bundesheere noch völlig intact Preußen gegenüber standen. Wenn er in diesem Moment eine bedeutende Streitmacht an den Rhein entsendet hätte, würde Preußen genöthigt gewesen seyn, einen großen Theil seiner Armee von der böhmischen Grenze hinweg an den Rhein zu ziehen, und dann hätte Preußen möglicherweise einer Uebermacht unterliegen können. Was nun Napoleon III. damals nicht gethan hat mit starken Bundesgenossen gegen ein kleineres Preußen, das wird er noch viel weniger jetzt thun mit geschwächten Bundesgenossen gegen ein gestärktes Preußen. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß in seinen Augen ein Krieg mit Preußen so viel bedeutet, als ein Krieg mit der deutschen Nation, und diese in ihrer innersten Tiefe gegen eine neue Franzosenherrschaft aufzuregen, fällt ihm ganz gewiß nicht ein. Auch weiß er sehr gut, daß die Organe der französischen Presse, die ihn in den Krieg hetzen möchten, die geschworenen Feinde seiner Person und seiner Dynastie sind, nämlich die Anhänger des Hauses Orleans, die nur wünschen, er möchte in einem Kriege mit Deutschland zu Grunde gehen, damit man ihn vom Thron stürzen könne.

Frankreich ist auf den Frieden mit Preußen um so mehr angewiesen, als es große Interessen im Orient zu beschützen hat. Es wäre die größte Thorheit, welche Frankreich begehen könnte, wenn es sich in einen jedenfalls blutigen, erschöpfenden Krieg von zweifelhaftem Ausgang verwickeln lassen würde, damit unterdeß Rußland in aller Bequemlichkeit die Türkei erobern könnte. Den Orient gibt die westmächtliche Politik niemals auf und Frankreich wird sich hüten, sich in einem deutschen Kriege zu schwächen und der Kräfte zu berauben, die es braucht, um Rußlands orientalischer Politik entgegenzuwirken. Zu diesem Zwecke muß ihm nicht nur daran liegen, seine eigenen Streitkräfte zusammenzuhalten, sondern auch daran, daß Preußen nicht durch irgend eine Coalition bedrängt und genöthigt würde, eine Allianz mit Rußland einzugehen.

Aus diesen Gründen nun, die klar genug vorliegen, halten wir die österreichisch-französische Allianz gegen Preußen, die im Frühjahr fertig werden soll, für ein Hirngespinst, für eine leere Prahlerei derer, die andern bange machen wollen, während ihnen selbst die Haut noch juckt von den empfangenen Schlägen. Wir fügen nur noch an, was auch schon in öffentlichen Blättern mehrmals zur Sprache gekommen ist, daß weder Frankreich noch Oesterreich mit ihrer Armeereorganisation und mit der Beschaffung von Hinterladungsgewehren bis zum Frühjahr fertig werden können und daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich auf große Hindernisse stößt. Das deutsche Publikum läßt sich viel zu sehr von den Bangemachern dupiren. Die nämlichen Zeitungsschreiber, die vor dem letzten Kriege mit einer Million österreichischer Soldaten um sich warfen, während nicht die Hälfte wirklich vorhanden war, lassen jetzt die Millionen auch in Frankreich und Hunderttausende in jedem deutschen Krähwinkel aus dem Boden wachsen und wollen das preußische Wehrsystem noch weit überbieten in der Zahl und Ausrüstung der Wehrmänner. Da soll auf einmal alles Soldat seyn, Ackerbau, Gewerbe und Handel mögen darüber zu Grunde gehen! Das deutsche Publikum wird sich doch nicht einbilden, daß die ganze europäische Menschheit in einen solchen Wahnsinn fallen, daß sie das natürliche Gleichgewicht zwischen dem Wehrstand und dem Nähr- und Lehrstand so sinnlos aufgeben wird.

Frankreich wird uns zunächst nicht beunruhigen. Oesterreich kann es noch viel weniger. Man muß zugeben, daß in diesem Oesterreich eine gewisse Klebrigkeit existirt, welche seine heterogenen Bestandtheile trotz aller Erschütterungen immer noch zusammengehalten hat. Aber sie sind doch nicht zusammengewachsen, sondern nur eben zusammengeklebt und näher als je liegt die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich von einander reißen werden. Die liberale Schmierseife des Herrn von Schmerling klebt sie wenigstens nicht mehr zusammen. Man hat unendlich viel experimentirt mit Concordat, Absolutismus, Parlament, Föderalismus, Dualismus, mit Fürstentag 2c. Man kocht und kocht und ruft immer neue Köche herbei, aus den entgegengesetztesten Lagern, und kocht doch nichts heraus. Wer irgend fünf Sinne hat, mußte längst wissen, was die Geschichte Oesterreichs seit Jahrhunderten lehrt und beweist, daß einzig und allein eine despotische eiserne Militärgewalt das Kaiserthum, das so viele Nationalitäten in sich schließt, zusammenhalten kann. Läßt es der Kaiser auf den guten Willen der einzelnen Nationen und ihrer Vertreter ankommen, so gibt er lediglich seine Macht auf und proclamirt die Anarchie. Alsdann ist auch das Auseinanderfallen der Nationen unvermeidlich und die Auflösung der österreichischen Monarchie kann nichts mehr verhindern. Oesterreich ist übrigens nicht zum erstenmal in dieser bedenklichen Lage. In der Ferdinandeischen Zeit fielen seine Bestandtheile ebenfalls auseinander, aber die Monarchie erhielt sich durch die Soldateska, durch das eiserne Band, womit sie die geknechteten Völker zusammenschloß. Auch wieder die Krisis von 1848 war für Oesterreich sehr bedenklich, aber Windischgrätz und Radetzky faßten die Enden der eisernen Kette und schloßen die rebellischen Völker abermals in den Bann der alten Monarchie ein. Wenn das der jetzige Kaiser mit seinen Truppen nicht mehr vermag, dann ist seine Erbmonarchie so gewiß verloren, wie das künstliche Gebäude der deutschen Bundesverfassung zusammengestürzt ist. Ungarn will über sein Geld und seine Truppen selbst verfügen. Schon 1849 war der Kaiser nicht mehr im Stande, sie ohne russische Hülfe zum Gehorsam zurückzuführen.

Es gibt nur ein einziges Mittel, die mit einander rivalisirenden Nationalitäten in Oesterreich zu versöhnen und dem Kaiser treu zu erhalten, wenn ihm jene eiserne Waffe versagt, von der wir eben gesprochen haben. Dieses einzige Mittel ist — seine Mission im Orient. Alle drei Nationalitäten Oesterreichs könnten sich zufrieden geben, wenn ihnen das untere Donauland geöffnet würde. Ein gemeinsames Ziel von großer Hoffnung würde alle ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, große materielle Erfolge würden ihnen die elenden häuslichen Händel vergessen machen. Oesterreich ist geachtet im Orient. Die vielen jungen Kräfte, die sich jetzt in Oesterreich im trostlosen Verfassungsstreite

abquälen, würden einen weit großartigeren Wirkungskreis im Orient finden, wo ihre Aufgabe wäre, die Macht Oesterreichs zu begründen und auszudehnen, den Segen der Civilisation zu verbreiten und reiche, noch unbenutzte Quellen des materiellen Wohlstands auszunutzen. Gesetzt auch, es handelte sich nicht um die Herstellung eines einheitlichen byzantinischen Reichs unter Habsburg, sondern nur um ein mächtiges Protectorat über die verschiedenen Völker im Norden der europäischen Türkei, so würde doch mit der Zeit naturgemäß die Staatseinheit daraus hervorwachsen. Bei dem großen Interesse, welches den Westmächten vorschreibt, niemals die Russen zum Besitz von Constantinopel gelangen zu lassen, würde Oesterreich ihrer mächtigen Unterstützung gewiß seyn. Auch Preußen würde den ausgedehnten österreichischen Großstaat im Osten unterstützen, wenn ihm Oesterreich Deutschland überließe. Es würde im preußischen Interesse liegen, das ohnehin schon so übermächtige Rußland nicht auch noch in den Besitz der Donauländer kommen zu lassen. Nur müßte Oesterreich der unglückseligen Politik entsagen, die es dahin brachte, daß es sich im Kampf mit Preußen immer nur selber schwächte und zugleich Frankreich und Rußland diente.

Auch heute noch halten wir an unserm vieljährigen Programm fest, welches die innige Allianz Oesterreichs mit Preußen für die Bedingung ihres beiderseitigen Wohles erklärt und zugleich für das einzige Mittel, der germanischen Mitte Europas die ihrer würdige Machtstellung zwischen Frankreich und Rußland zu erhalten.

In den südwestlichen Mittelstaaten Deutschlands ist man nicht einig und dadurch wird alles, was man hier für und wider redet, illusorisch. Wenn man den Lärm, den die Presse macht, da in einer einzigen Stadt vier oder fünferlei Advokaten verschiedener Parteien zugleich plaidiren, an sich vorbeirauschen hört, kann man nur achselzuckend sagen: Viel Geschrei und wenig Wolle! So lange Bayern nicht in einer bestimmten Richtung vorgeht, wird hier die Anarchie der Meinungen und die Politik des Zuwartens fortdauern. Für den großen Gang der Dinge kommt nicht viel darauf an, was hier am Ende gethan oder unterlassen wird, und auf das, was geschwatzt wird, ohnehin nicht, denn nur die Großmächte werden entscheiden. Die kleinen Staaten könnten höchstens ein moralisches Gewicht in die Wagschale legen, und nur sie selbst sind zu bedauern, daß sie es nicht thun. Deutsche Völkerstämme, welche zu den ältesten und echtesten gehören, aus denen die größten Herrschergeschlechter des deutschen Reichs, zugleich die größten Denker und Dichter deutscher Nation hervorgegangen sind, sollten nicht so confus in ihrer Presse über die deutsche Frage urtheilen, als es geschieht. Sie sollten unter sich viel einiger denken und über die Sache selbst viel klarer. Es fehlt nicht an Organen, die so klar denken, aber sie können des Widerspruchs nicht Meister werden. Es gibt hier Parteien, die durchaus keine Vernunft annehmen und sich erst durch die Ereignisse zwingen lassen wollen, ihren zum Theil tollen Ansprüchen auf Wiederherstellung des alten Bundestags, der österreichischen Suprematie, der alten Mißregierungen in Hannover, Kurhessen und Nassau oder gar auf Bildung eines neuen Rheinbundes oder auf Gründung von Föderativrepubliken im Bunde mit der Schweiz zu entsagen.

Die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung ist eine Unmöglichkeit geworden. Wer, der irgend einen Begriff von deutschem Nationalinteresse und Nationalehre hat, könnte sie auch wünschen? Die alte Bundesverfassung hatte keinen andern Zweck, als Deutschland getheilt, geschwächt und unter der Vormundschaft des Auslands zu erhalten. Sie kam einer Fesselung und Knebelung der deutschen Nation gleich. Sie heiligte die Zwietracht statt der Einheit, den Particularismus statt der Ganzheit, die Krähwinkelei statt einer großen nationalen Gesinnung und den Einfluß der fremden Gesandten auf deutsche Angelegenheiten, während Deutschland keinen Einfluß auf das Ausland üben durfte und Deutsche im Ausland verachtet und ohne Schutz gelassen waren. Viele Jahrzehnte lang kämpfte man in den Kammern, in der Presse mit edler Entrüstung und mit Spott gegen die Jämmerlichkeit, die sich anmaßte, von der Eschenheimergasse aus die Geschicke einer großen Nation zu beherrschen. Mit welcher Indignation sah das ganze deutsche Volk den Scandalen zu, welche die perennirende und durch den Bundestag privilegirte Mißregierung z. B. in Kurhessen zum Besten gab, und jetzt wollen nicht nur die Höflinge der abgesetzten Fürsten nicht aufhören, jene schlechte Wirthschaft zurückzuwünschen, sondern sogar Demokraten sprechen von Rechtsverletzungen durch Preußen und können ihren Aerger nicht verbeißen, daß Aaron unter den Schlangen der ägyptischen Zauberer aufräumt.

Die an den Rheinbund denken, entbehren von vorn herein jedes nationalen Ehrgefühls. Es ist eine Schande, daß davon überhaupt nur die Rede seyn darf. Die Rheinbundzeit war die unglückseligste und ehrloseste für Deutschland. Sie raubte uns die nationale Selbständigkeit, machte uns zu Sclaven eines fremden Tyrannen und nahm uns zugleich alle Freiheit im Innern.

Hat man die Zeit vergessen, in der Jerome unter dem Frohlocken des deutschen Volkes über alle Berge gejagt wurde, und in welcher die mißhandelten Bevölkerungen Regierungen, wie die des Ministers Montgelas oder des Königs Friedrich von Württemberg nicht mehr dulbeten? Hätte das Elend und die Schande der Rheinbundzeit länger gedauert, so würde Deutschland immer mehr in Frankreich aufgegangen seyn. Napoleon rückte die Grenzen seines engern französischen Reichs immer weiter gegen Osten vor. Schon reichte es über Lübek an die Ostsee, schon über Venedig nach Illyrien. Schon sollte die Wittelsbacher Dynastie aus Deutschland weggeschoben werden, um einem neuen französischen Vasallenreiche unter Eugen Platz zu machen, das Süddeutschland umfassen sollte, wie Jerome's westphälisches Reich Norddeutschland. Die Rheinbundsfürsten saßen nur mit Angst auf ihren precären Thronen. Da nun aber eine neue Ueberwältigung Deutschlands von Frankreich her höchst unwahrscheinlich ist, wie mag man den mittelstaatlichen Dynastien zumuthen, sich durch eine Herbeiwünschung, ja eine Provocation derselben des Verrathes an Deutschland schuldig zu machen und ihre Kronen auf's Spiel zu setzen?

Die Weltgeschichte geht einen langsamen, aber sichern Gang. Wenn unnatürliche Zustände endlich unerträglich geworden sind, so tritt naturnothwendig eine Aenderung ein. Ein solcher unnatürlicher Zustand war für uns Deutsche die Bundesverfassung, der Bundestag, jene bequeme Maschine der Metternich'schen Politik, die kein Herz für Deutschland hatte, den deutschen Geist unterdrückte, die deutschen Interessen gegenüber dem Ausland wie in Bezug auf das materielle und finanzielle Wohl im Innern systematisch vernachlässigte. Das geduldige deutsche Volk hat sich viel gefallen lassen, aber in der Verkommenheit, in der man es lange gebannt hielt, endlich begriffen, was ihm fehlt. Und was Oesterreich immer versäumte, hat Preußen für das gesammte Deutschland zu leisten angefangen, mit dem glänzendsten Erfolge und der besonnensten Umsicht zu leisten fortgefahren. Das Metternich'sche System ist abgethan und gerichtet. Es hat keine Carlsbader Beschlüsse, keine Mainzer Commissionen mehr, um die deutschen Patrioten einzukerkern oder in die Verbannung zu jagen. Der Patriotismus steht heute geharnischt da mit einem scharfen und unüberwindlichen Schwerte. Die so lange genährten, natürlichen und gerechten Hoffnungen der deutschen Nation werden alles verbissenen Aergers und Widerspruchs ungeachtet erfüllt werden. Die deutsche Sonne ist im Aufsteigen begriffen und nichts wird ihren stolzen Gang mehr hemmen.

Wer das nicht begreifen und anerkennen will, thut es auf eigene Gefahr. Je entschlossener, williger, rascher der Particularismus sich der neuen Einheitsform einfügt, desto mehr Glück für ihn. Die Lage der Großherzoge von Mecklenburg und Oldenburg ist ohne Zweifel eine befriedigendere für sie selbst, als die des Exkönigs von Hannover und als die des Prinzen von Augustenburg, dem unter preußischem Schutz der kleine Thron nicht entgangen wäre, wenn er nur eine Spur von politischer Urtheilskraft gehabt hätte.

Freiwillig mitzuarbeiten an dem großen Werk der Wiedervereinigung Deutschlands ist gewiß schöner, als es hemmen zu wollen, aber auch zugleich einträglicher, nützlicher für den, der diese Wahl trifft.

Was die edelsten Geister der Nation seit lange ersehnt haben, wofür sie unter den ungünstigsten Umständen unermüdlich gearbeitet haben, die Wiedervereinigung der Deutschen, die Wiedergeburt unseres großen einheitlichen Reiches, sie schwebt nicht mehr als Ideal in nebelgrauer Ferne, sie ist uns nahe. Der ohnmächtige Widerwille, der sich dagegen sträubt, die Krähwinklerangst, die davor bebt, sie werden immer mehr verschwinden; die Einsicht, daß man sich verbessert, wenn man mitgeht, und verschlimmert, wenn man es nicht thut, wird immer mehr Platz greifen.

Ohne Zweifel wird das norddeutsche Parlament vielen die Augen öffnen, welche sie jetzt noch verschließen. Es wird dort alles zur Sprache kommen, was Deutschland durch den Krieg reell gewonnen hat, die Achtung des Auslands, die ihm so lange versagt wurde, die Furcht der bösen Nachbarn, die es nicht mehr so leicht wagen werden, Deutschland zu hofmeistern, zu dupiren, zu verspotten, den einheitlichen Befehl über der Nord- und Ostsee langgestreckte Ufer, den Nordostseekanal, die deutsche Marine, vielleicht bald auch ein deutsches Colonialsystem. Dazu ein Parlament, auf dem nicht mehr, wie in den partikularistischen Landtagen, kleinliche Localinteressen, oder unfruchtbare Doctrinen durchsprochen werden, sondern die großen Interessen einer großen Nation.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 2. 5. Januar 1867.

## Memoiren.

Memoiren des Grafen Miot de Melito, ehemaligen Ministers, Botschafters, Staatsraths und Mitglied des Instituts. 1788—1815. Deutsch bearbeitet aus dessen hinterlassenen Papieren und ergänzt durch den Herausgeber des französischen Originals. Zwei Bände. Stuttgart, Schweizerbart, 1866.

Zwei starke Bände voll interessanter Beiträge zur Geschichte des ersten Napoleon. Miot stand nämlich schon dem General Bonaparte in der ersten Zeit seines Ruhmes nahe, diente ihm in der Consular- und Kaiserzeit, wurde der Vertraute seines Bruders Joseph, begleitete diesen nach Neapel und Spanien und besuchte denselben noch in seinem amerikanischen Asyle. Er hatte demnach Gelegenheit genug, in einer großen Zeit die Helden derselben zu beobachten, und wenn auch noch so viel schon über jene Zeit geschrieben ist, so erhält das Gemälde derselben aus den vorliegenden Memoiren immer noch neue Züge.

Miot war im Jahr 1762 zu Versailles geboren, sein Vater erster Commis im Bureau des Kriegsministeriums. Er selbst trat in die Laufbahn des Vaters ein und wurde im 26. Lebensjahre Kriegscommissär. Damals wurde grade die preußische Kriegszucht und Taktik im französischen Heere eingeführt, zur größten Unzufriedenheit dieses Heeres, die sich auch in den beiden großen Lagern bei St. Omer und Metz laut genug kundgab. Im folgenden Jahre trat in Versailles die Nationalversammlung zusammen. Miot war als Offizier der Nationalgarde eingetreten und in allen Localitäten seiner Vaterstadt so bewandert, daß ihm kaum eine der denkwürdigen Scenen entging, die damals in Versailles spielten bis zu dem Unglückstage, an welchem sich der König wider Willen nach Paris schleppen lassen mußte. Miot mußte dem Ministerium nach Paris folgen und auch hier alle Schreckenstage der Revolution durchleben. Am 10. August 1792 drohte ihm Verhaftung, aber der neue Kriegsminister Servan von der Partei der Gironde nahm sich seiner an und er blieb im Kriegsministerium auch noch unter Pache und Beurnonville. Im Schreckensjahr 1793 kam er wieder in Gefahr, den Anarchisten verdächtig zu werden, aber diesmal nahm sich Bouchotte seiner an. Wir dürfen daraus wohl schließen, daß Miot ein brauchbarer Beamter, eine unermüdliche Arbeitskraft gewesen ist.

Er theilt uns manches aus der Schreckenszeit mit. Seine Stellung wurde interessanter, als er im Sommer 1793 als Generalsecretär ins Amt des Auswärtigen versetzt wurde, wo Otto und Reinhard seine Collegen wurden. Was er uns von Danton und Camille Desmoulins erzählt, enthält nichts Neues. Mit Robespierre kam er fast gar nicht in Berührung. Dagegen portraitirt er uns einige andere Männer der Zeit, deren Physiognomie weniger allgemein bekannt wurde, sehr gut, z. B.

„Fabre d'Eglantine sprach gut und angenehm, aber etwas geziert. Ungeachtet seines Bestrebens, die revolutionären Ausdrücke sich zu eigen zu machen, sah man wohl, daß sie ihm nicht zusagten, und unter der Hülle einer ungeschliffenen Sprache schien immer der Ton eines Mannes von Bildung und guter Erziehung durch. Wenn von einem literarischen Gegenstand die Rede war, — was selten vorkam, — bemächtigte er sich des Wortes und legte schöne Kenntnisse an den Tag. Eifriger Bewunderer Moliere's, sprach er von diesem unvergleichlichen Dichter mit Begeisterung, und ich entsinne mich über dessen Genie und Werke ebenso geistreiche als neue Bemerkungen aus seinem Munde gehört zu haben. So äußerte er eines Abends, als man über

den Bourgeois-Gentilhomme und die Tendenz dieses Stückes sprach: „Es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, Moliere habe im Bourgeois-Gentilhomme die Absicht gehabt, den Bürgerstand zu verhöhnen. Im Gegentheil den Adel wollte er treffen. Zwar ist die Sucht eines bürgerlich geborenen Mannes, sich mit der Adelskaste zu vermengen lächerlich gemacht; allein Herr Jourdain ist, trotz seiner albernen Grille, dennoch ein sehr rechtschaffener Mann, guter Gatte, zärtlicher Vater, treuer und großmüthiger Freund. Der verächtliche Schurke in dem Lustspiel ist der Edelmann Dorante, ein elender Schmeichler und ehrloser Betrüger. Es gehörte das seltene Talent Moliere's dazu, um über seine wahren Absichten das damalige Publikum zu täuschen, und zugleich ein großer Muth, um es zu wagen, vor den Augen des Hofes ein Bild der Verdorbenheit der Höflinge auf die Bretter zu bringen." Gewiß zeugt diese Art, das Genie Moliere's aufzufassen und zu beurtheilen von einer nicht gewöhnlichen Beobachtungsgabe, und wirklich hat Fabre d'Eglantine in seinen Theaterstücken bewiesen, daß er es trefflich verstand, sein Vorbild gehörig zu würdigen und glücklich nachzuahmen. Als Mitschuldiger Dantons verurtheilt, fiel er mit diesem.

Legendre, Fleischer von Paris, war von kleiner Statur und hatte ein von Blatternnarben zerrissenes Angesicht. Er drückte sich mit außerordentlicher Leichtigkeit aus. Obschon ohne alle Geistesbildung war er von der Natur mit einer wirklich ausgezeichneten Beredsamkeit ausgestattet, und in seinen Reden wie im Gespräch mit ihm traf man häufig auf ganz originelle Gedanken und glückliche Einfälle. Glühender Patriot, betheiligte er sich an den abscheulichsten Unthaten der Revolutionsmänner; dabei aber handelte er unzweifelhaft voll Treu und Glauben und ließ sich von einem unbändigen leidenschaftlichen Hang zur Freiheit hinreißen. Mit Staunen hörte ich manchmal diesem Manne zu, als er aus den Sitzungen des Nationalconvents, wo er die blutigsten Maßregeln unterstützt hatte, zurückkam und bei Desorgues im engen Kreise seiner Gesinnungsgenossen, mit ungeheuchelter tiefer Empfindung, ja bisweilen mit Thränen im Auge, von seinem häuslichen Glück, seiner Frau und seinen Kindern sprach, wie man es nur von dem besten Gatten, dem zärtlichsten Vater erwarten konnte."

Im Jahr 1794 kam Miot zum drittenmal in Gefahr, dem Terrorismus zum Opfer zu fallen, entging ihr aber wieder und wurde vom Wohlfahrtsausschuß sogar zum bevollmächtigten Minister am Hofe des Großherzog von Toskana ernannt. Dieser friedliebende Herr nämlich hatte, obgleich ein Habsburger, mit der französischen Republik Frieden geschlossen, als Oesterreich und Sardinien noch im vollen Kriegszustande waren. Miot wollte dem feinen Hofe von Florenz beweisen, daß in Frankreich nicht blos Sanseulotten regierten, und hatte in Versailles von Jugend auf die Etiquette kennen gelernt. Er machte daher ein Haus und lebte auf vornehmem Fuße. Im folgenden Jahr bekam er einen Besuch vom General Bonaparte. Das war während des glänzenden Feldzugs desselben in Italien. Hier fand Miot auch Berthier wieder, seinen Jugendfreund, und da dieser Bonapartes ganzes Vertrauen genoß, so wurde auch Bonaparte bald günstig gegen Miot gestimmt. Jetzt schon begriff Miot, wie so viele andere, daß Bonaparte mehr Zukunft habe, als das damals in Paris regierende Directorium. Das letztere verlangte von ihm einen Bericht, ob es möglich sey, Italien zu republikanisiren? Miot verneinte diese Frage, was jedoch das Directorium nicht hinderte, später dennoch in Italien jene Afterrepubliken zu gründen, welche der Spott der Welt wurden.

Während seines Aufenthaltes am Hofe zu Florenz lernte Miot die Sitten der vornehmen Welt daselbst auf das genaueste kennen und entwirft uns davon ein originelles Bild. „In dem Benehmen der Frauen war eine Mischung von Bigotterie und Galanterie der hervorstechende Charakterzug. Ihre Sitten waren sehr locker; da aber der Mangel an Zucht über alle Klassen verbreitet und gewissermaßen das Ergebniß eines stillschweigend angenommenen Uebereinkommens war, so stieß das Sittenverderbniß auf keinen Tadel, und wenn nur eine Frau mit ihrem anerkannten Liebhaber (cavaliere servente) in gutem Vernehmen stand und die Untreue, die sie sich hie und da gegen ihn zu Schulden kommen ließ, mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken wußte, so blieb ihr Ruf unangetastet. Man fand auch deßhalb die häusliche Lebensweise der Franzosen sehr lächerlich, und nachdem das Gerücht uns früher alle möglichen Laster und Ausschweifungen angedichtet hatte, beschuldigte man nun unsere Frauen einer unerträglichen Sprödigkeit, und konnte ihren Männern nicht verzeihen, daß sie, gegen alle Landessitte, mit ihnen öffentlich erschienen. So wenig übrigens die Florentinerinnen sich der ehelichen Treue beflissen, so strenge kamen sie den kirchlichen Vorschriften nach, und manche Frau, die sich kein Gewissen daraus machte, die Pflichten zu verletzen, welche anderswo für die heiligsten galten, würde um alles in der Welt nicht an einem Fasttage eine Fleischspeise angerührt haben. Folgende Anekdote legt von der Pünktlichkeit der Florentiner

Frauen in diesem Punkt Zeugniß ab. Ich pflegte am Mittwoch Abend Gesellschaft bei mir zu empfangen, an welcher die Damen vom Hof und aus der Stadt Theil nahmen. Diese brachten, wie es gebräuchlich war, jede ihren Galan mit sich, ohne daß man die Letzteren besonders einzuladen brauchte. An einem dieser Mittwoche, gegen 10 Uhr, sollte das Abendessen aufgetragen werden, als der Ritter Fontana, mit dem ich auf einem vertrauten Fuß stand, mich bei Seite nahm und mir sagte: ‚Ihre Soupers sind vortrefflich und behagen besonders unseren Damen ungemein; aber niemand wird heute davon genießen, und die Mühe Ihres Kochs ist verloren.' — ‚Und warum das?' fragte ich erstaunt. — ‚Weil heute Quatember und folglich Fasttag ist,' erwiderte er. — ‚Aber Sie können dem Uebelstand mittelst einer Artigkeit abhelfen, die man Ihnen hoch anrechnen wird. Geben Sie Befehl, daß der Abendtisch erst nach Mitternacht servirt wird, und alle Ihre Gäste werden es sich trefflich schmecken lassen.' — Ich dankte ihm für den guten Rath, den ich zu befolgen nicht verfehlte. Die Gesellschaft erfuhr diesen glücklichen Entschluß und wurde wieder heiter. Man erwartete ganz geduldig den Glockenschlag 12 Uhr und setzte sich in der besten Laune zu Tisch. Die anderen von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche wurden nicht minder streng beobachtet. Sie unterbrachen nur auf kurze Zeit die Freuden, welche die Liebeshändel gewährten; auch boten sie einen willkommenen Vorwand dar, um ein lästig gewordenes Verhältniß abzubrechen und sofort ein neues anzuknüpfen. Dieß geschah in der Regel an Ostern, und zwar mit Genehmigung des Ehegatten, dessen Zustimmung zu einem solchen Wechsel, der als eine Familienangelegenheit behandelt wurde, die Frau einholen mußte. Dieß waren zur Zeit meines Aufenthalts in Toscana die sittlichen Zustände der dortigen Gesellschaft im Allgemeinen. Es gab jedoch zahlreiche und sehr ehrenwerthe Ausnahmen."

Von Toscana wurde Miot als Regierungscommissär nach Corsica versetzt, in die Heimath Bonapartes, wo er dessen Bruder Josef kennen lernte und bald sein Vertrauter wurde. Mit ihm reiste er im folgenden Frühjahr 1797 nach Mailand, wo er Napoleon und Josephine im Siegesrausche fand. Napoleon sah ihn bereits als seinen persönlichen Anhänger an und äußerte sich sehr offenherzig über die Erbärmlichkeit des Directoriums und über die Unmöglichkeit, daß Frankreich eine Republik bleiben könne. Hierauf kam Miot eine kurze Zeitlang an den Hof zu Turin, wurde jedoch von dort wieder abberufen, ehe das Directorium die scheußliche Behandlung dieses Hofes verfügte. Bonaparte unternahm im folgenden Jahre seinen berühmten Feldzug nach Aegypten, während das Directorium ohne ihn den Krieg mit Oesterreich und England fortsetzte und nun auch nach die Russen, die unter Suwarow nach Italien kamen, bekämpfen mußte. Das Directorium hatte kein anderes Talent und kein anderes Ziel mehr, als sich zu bereichern. Die meisten Generale machten es ebenso. Raub war die Losung wie in allen Departements im Innern, so in den Feldlagern. Eine so gänzliche Demoralisation konnte nur zu Niederlagen führen. Aber Bonaparte kam aus Aegypten zurück, stürzte das Directorium und stellte das Glück der Waffen wieder her.

Miot war unterdeß ins Ministerium des Innern versetzt und eine Zeitlang nach Holland geschickt worden. Als Napoleon erster Consul wurde, war auch Miots Zukunft gesichert. Die Mittheilungen aus jener Zeit sind von großem Interesse. Miot faßt die Sachlage sehr richtig auf, läßt dem Genie Bonapartes volles Recht widerfahren, erkennt aber auch schon in den Anfängen seiner Macht sein böses Verhängniß. „Er räumte alle politischen Unebenheiten weg, die sich auf der Oberfläche Frankreichs erhoben hatten; er machte die Personen, welche er anstellte, der Partei, der sie angehörten, verdächtig und schwächte dadurch alle Parteien; er warf endlich die Männer, welche er in den Staatsdienst berief, gleichsam in einen Tiegel, aus dem sie als seine geschmeidigen, eifrig ergebenen, seinem Willen unbedingt fügsamen Diener hervorgiengen. Aber er machte den größten Theil derselben nur zu Dienern seiner Macht. Als die Macht in andere Hände übergieng, folgten sie ihr nach und wurden die bereitwilligsten Werkzeuge zum Sturze dessen, der ihnen so glänzende Stellungen angewiesen hatte, um alle edleren Gefühle, alle Unabhängigkeit der Gesinnung in ihnen zu ertödten."

Mit ungeheurer Verschlagenheit dupirte der erste Consul die Männer der Schule, die Rechtspedanten, die Liberalen. Indem er kein anderes Ziel hatte, als das der absoluten Monarchie, bewies er doch den Doctrinären, er sey constitutionell gesinnt und müsse es seyn. „Es gibt, — sagte er, — nur drei Wege, um an die Spitze der Regierung einer Nation zu gelangen: die Geburt, das Recht der Eroberung und eine angenommene, anerkannte Verfassung. Durch die Geburt bin ich nicht zu meiner gegenwärtigen Stellung gekommen; ich möchte um Alles nicht den Anschein haben, sie der Eroberung zu verdanken; sie kann mir folglich nur durch eine Verfassung gesichert werden, und ohne die Verfassung, die mich dahin berufen hat, wo ich bin, bin ich nichts. Es kann demnach nie in meinem Interesse liegen, die Verfassung zu schwächen oder ihrer freien

Entwicklung das geringste Hinderniß in den Weg zu legen." Der erste Consul ging noch weiter und hob mit tiefer Ironie die Bedeutung des Tribunats hervor. „Es können Augenblicke kommen, wo es von hoher Wichtigkeit ist, daß das Tribunat, um die Republik vom Verderben zu retten, mit einer Kraft, mit einer Energie auftrete, die sich hauptsächlich durch Männer geltend machen muß, welche die Gabe besitzen, auf der Rednerbühne zu sprechen. Als Republikaner, — fügte er in feierlichem Tone bei, — ‚müssen wir auf Alles gefaßt seyn, auch auf den Fall, z. B. wo ich nicht mehr wäre.' — Diese Bemerkung, sey es daß sie im Laufe der Unterredung sich ihm von selbst darbot, sey es daß sie vorausberechnet war, sowie der Gedanke an die ungewisse, dunkle Zukunft, welche dem Tode Bonapartes folgen würde, machte, ich gesteh' es, einen tiefen Eindruck auf mich. — ‚Ich habe', — antwortete ich, — ‚noch nie über die Möglichkeit dieses Falls nachgedacht, und bin daher nicht im Stand, Ihnen zu sagen, welche Maßregeln, meinem Dafürhalten nach, zu ergreifen wären, wenn derselbe einträte.' — ‚Es ist aber nothwendig,' — versetzte er mit Lächeln, — ‚den Gegenstand in reifliche Erwägung zu ziehen.' In dieser Weise und durch ähnliche Aeußerungen, welche er an alle Personen richtete, die ihm in den Wurf kamen, suchte er einestheils die vielen über den Gang der Regierung besorgten Freunde der Freiheit zu beruhigen, und andererseits auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welche sein Tod Frankreich stürzen würde."

Als der erste Consul einen Staatsrath einsetzte, wurde Miot Mitglied desselben. Damals spielte Lucian Bonaparte noch eine wichtige Rolle, weil er im Rathe der Fünfhundert seinen Bruder auf das wirksamste unterstützt und wesentlich zum Sturz der Directorialregierung beigetragen hatte. Aber dieser Lucian, den man, weil er sich seinem Bruder selbständig gegenüberstellte und als Privatmann lebte, für tugendhaft zu halten so häufig geneigt gewesen ist, theilte die ganze Corruption der Directorialregierung, die er stürzen half, und sein Bruder that wohl, ihn derselben nachzustürzen. Denn Lucian benutzte den Gesandtschaftsposten, den er in Madrid erhalten hatte, nur dazu, um sich mit ungeheuern Summen dort die Gnade seines Bruders abkaufen zu lassen. Auch war er ein wüster Schwelger. Fouché kam dahinter, daß Lucian eine anonyme Flugschrift geschrieben hatte, die seinem Bruder, dem ersten Consul, nur schaden konnte, und das führte Lucians Entfernung herbei. „Fouché warf Lucian Bonaparte seine Aufführung, seine Erpressungen, seinen unsittlichen Lebenswandel, seine Orgien mit Schauspielerinnen, namentlich mit Mlle. Mezeral, vor. Lucian erinnerte Fouché an seine revolutionären Missethaten, an das Blut, das er vergossen hatte rc."

Miot mußte noch einmal nach Corsika, um die Verwaltung dort zu übernehmen, kehrte aber schon 1802 wieder als Staatsrath nach Paris zurück. Hier fand er nach so kurzer Zeit eine merkliche Veränderung. Alles neigte zur Monarchie. Die Etiquette am Hofe des ersten Consuls glich schon der des alten Hofes. Die großen Söhne der Revolution, Generale und Staatsmänner, Republikaner der Schreckenszeit mußten bereits in Galla nicht etwa blos dem ersten Consul, sondern auch seiner Gemahlin und das zwar in besondern Apartements ihre Aufwartung machen. Als wenn die Franzosen nur Komödianten wären, sah man dieselben Conventsmitglieder, die den Adel, das Königthum, das Christenthum abgeschafft, die Edelleute, die Priester, den König selbst zur Guillotine geschleppt und für Freiheit und Gleichheit gerast hatten, jetzt die gehorsamen Diener machen. Nicht wenige dieser alten Blutmenschen saßen im Senat, aber sie schwindelten sich leicht über ihre Vergangenheit hinweg. Es ging ihnen ja gut, sie genossen die höchsten Ehren im Staate und wurden fürstlich bezahlt. „Unter dem Vorwand, diesen Staatskörper endgiltig zu organisiren und ihm eine glänzendere Existenz zu sichern, wurden zu seiner Dotation 4 Millionen Renten aus den Erträgen der Veräußerung der Staatswaldungen und 1 Million auf die eingezogenen Güter der Ausgewanderten angewiesen. Mittelst dieser Dotation sollte jeder Senator einen Gehalt von mindestens 40,000 Fr. beziehen; auch war aus derselben die Besoldung eines Verwaltungsraths zu schöpfen, der aus sechs Mitgliedern bestand, nämlich zwei Prätoren, zwei Großoffizieren, einem Kanzler und einem Schatzmeister. Diese sechs Beamtete sollten den Palast des Luxemburg bewohnen und für den Senat die Honneurs machen. Außerdem wurden in verschiedenen Departements dreißig Senatorien errichtet, jede mit einem Einkommen von 25,000 Fr. und einem Wohnsitz, in welchem die mit diesen Pfründen bedachten Senatoren wenigstens drei Monate des Jahres zuzubringen verpflichtet waren. Sie sollten, während ihres Aufenthalts in der Provinz, zwischen der Regierung und dem Volk als Vermittler dienen und sofort den Senat über die öffentliche Meinung in den Departements aufklären."

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgaet.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 3. 9. Januar 1867.

## Memoiren.

Memoiren des Grafen Miot de Melito, ehemaligen Ministers, Botschafters, Staatsraths und Mitglied des Instituts. 1788—1815. Deutsch bearbeitet aus dessen hinterlassenen Papieren und ergänzt durch den Herausgeber des französischen Originals. Zwei Bände. Stuttgart, Schweizerbart, 1866.

(Fortsetzung.)

„Da die Ernennung zu den Senatorerien, deren Zahl den dritten Theil sämmtlicher Senatsmitglieder betrug, welche jedach nur nach und nach besetzt werden sallten, vom ersten Cansul ausgieng, so begreift man, welchen außerordentlichen und dauernden Einfluß die Regierung, durch die erste Vertheilung sowohl als nach dem Tode der ersten Inhaber, mittelst der Wiederverleihung so reich datirter Stellen, auf den Senat ausübte. Alle diese Anträge giengen einstimmig durch, wie mir Joseph Bonaparte erzählte, der als Senator der Berathung beigewohnt hatte. ‚Ich bin,‘ sagte er mir, als er aus der Sitzung kam, — ‚ich bin von dem Glauben an den Republikanismus in Frankreich gründlich geheilt. Er ist todt und begraben. Nicht ein Mitglied des Senats hat den Mund aufgethan, um die Vorschläge der Regierung zu bekämpfen; nicht einer hat sich die Mühe gegeben, um eine uneigennützige Gesinnung wenigstens zu heucheln. Die eifrigsten Republikaner zogen den Bleistift aus der Brieftasche, um zu berechnen, wie viel der Antheil eines Jeden an der gemeinschaftlichen Dividende betragen würde.‘“

So wurden die Menschen im Kaiserreich corrumpirt. Aber der geniale Beherrscher der Franzosen lud damit einen Fluch auf sein Haupt. Nicht ungestraft drückt man einem geistreichen Volke, das eben noch für die Freiheit geschwärmt hat, den Stempel der Sclaverei auf. Allerdings hatten die Jacobiner eine schwere Schuld auf sich geladen, indem sie das Ideal der Freiheit zum Sansculottismus und zum allgemeinen Morde und Raube carrikirten, wenn aber auch der Ekel und das Grauen vor diesen Scheußlichkeiten das französische Volk geneigt machte, sich in blindem Gehorsam einem Herrscher zu unterwerfen, nur um wieder Ordnung und Ruhe zu haben, sa falgte daraus nicht, daß jener Herrscher dem französischen Volk alles Recht und alle Freiheit nehmen und auf sich allein übertragen durfte. Es war unnatürlich, von dieser vorübergehenden Ermattung der Nation für seine Person allein Profit machen zu wollen. Der Egoismus und jener Leichtsinn, der das Genie beschleicht, wenn es zu sehr im Glück ist, verführte den ersten Cansul, seine Gewalt über die Natian zu mißbrauchen und ihr die Ruhe, wofür sie ihm so dankbar war, wieder zu rauben. Die Nation sah in ihm ihren Retter, er hätte ihr alsa auch den ehrenvollen Frieden erhalten sallen und er kannte es. Aber sein Uebermuth und ahne Zweifel auch der ungestüme Thatendrang riß ihn dahin, immer neue Kriegsanläße vom Zaun zu brechen und immer neue Eroberungen zu suchen. Miot hebt Theil I. S. 361 hervor, wie leicht der erste Consul den Bruch des Friedens von Amiens hätte vermeiden können, wenn er die Insel Malta, die er ohnehin unmöglich wieder erobern konnte, den Engländern abgetreten hätte. Europa wallte den Frieden, das französische Volk wallte ihn auch. Eine Partei in England wollte ihn freilich nicht, aber auf sie wäre es nicht angekommen, wenn der erste Consul mit weiserer Mäßigung gehandelt hätte. Bisher hatte er Frankreich nur nach außen geschützt und den Abgrund der Revolution im Innern geschlassen. Somit schien er der Heiland der französischen Nation zu seyn. Erst von jetzt an begann er seine übermüthige Ralle als rücksichtsloser

Welteroberer, raubte der französischen Nation die Hoffnung auf dauernde Ruhe und strengte sie zu den unnatürlichsten Leistungen an, bis die Natur ihr den Dienst versagte.

Der ewige Krieg wurde in kleinen unscheinbaren Symptomen proclamirt, indem sich darin der nichts mehr fürchtende Uebermuth Bonapartes und seine grenzenlose Verachtung aller europäischen Regierungen verrieth. Am 12. Juni 1803 ließ der erste Consul das ganze diplomatische Corps ins Theater einladen. Miot erzählt: „Man gab Esther. Nach dem Stück war der Vorhang gefallen und die Zuhörer schickten sich an, den Saal zu verlassen, als der Vorhang aufs Neue aufgeht. Ein Schauspieler, ein Papier in der Hand, erscheint am Proscenium und verliest eine von Herrn v. Fontanes gedichtete Ode. Es gehörte schon viel Vermessenheit dazu, vor einer Versammlung, die von dem herrlichen Wohllaut der Racine'schen Poesie noch entzückt war, mit Versen aufzutreten. Aber der Gegenstand des Gedichts war noch weit anstößiger, als diese Keckheit. Die Ode des Herrn v. Fontanes war eine bittere Diatribe gegen die Engländer, eine schwülstige Aufzählung unserer Siege und ihrer Niederlagen. Ich stand, während sie abgelesen wurde, wie auf glühenden Kohlen und fand es, mit dem größten Theil der Zuhörer, im höchsten Grad unschicklich, daß man die Mitglieder des diplomatischen Corps nach St. Cloud berufen hatte, um ihnen ein ehrenrühriges Spottgedicht gegen eine Nation zu hören zu geben, mit welcher ihre Regierungen in freundlichem Vernehmen standen. Ich brachte kurz darauf in Erfahrung, daß die Ablesung der Ode von dem ersten Consul, der von derselben Kenntniß genommen hatte, ausdrücklich befohlen worden war, daß dieser sogar den Verfasser aufgefordert hatte, einige Stellen zu ändern, nicht um sie zu mäßigen, sondern um die Bitterkeit des Ausdrucks noch zu verstärken."

Auch über den royalistischen Versuch, sich des ersten Consuls zu entledigen, der die Katastrophe des Duc d'Enghien herbeiführte, erhalten wir hier einige neue Aufschlüsse, namentlich in Bezug auf den Antheil, den General Moreau daran genommen hat. „Vermuthlich hatte Moreau auch zu der Rückkehr der Bourbone seine Einwilligung nicht gegeben; aber die Aussicht, die sich ihm darbot, entweder allein oder doch gemeinschaftlich mit Pichegrü zur höchsten Gewalt zu gelangen, bethörte ihn, und er schmeichelte sich die Gewaltthat, welche die Anhänger der Bourbone im Schilde führten, zu seinem persönlichen Vortheil ausbeuten zu können. Er handelte somit keineswegs in der Absicht der Sache der Bourbone zu dienen, und wenn er durch seine Betheiligung an dem Complott die Interessen derselben förderte, so geschah dies, ohne daß er sich dessen bewußt war. Ohne Zweifel hatte sich Pichegrü in seinen Unterhandlungen mit Moreau die Hoffnungen dieser Partei nicht in den Vordergrund gestellt, einestheils weil er wohl einsah, daß die Bourbone nicht unmittelbar auf Bonaparte folgen konnten, anderntheils weil ihm vor allem daran liegen mußte, Moreau an die Spitze der Regierung zu bringen und sich seiner Anhänger zu versichern, besonders aber, die Familie Bonaparte und die Generale der italienischen Armee zu beseitigen. Daß dieser stillschweigende Vorbehalt der Verbindung Moreaus mit den Anhängern der Bourbone zu Grunde lag, war mir um so wahrscheinlicher, als Moreau, abgesehen von den Hoffnungen, welche der verabredete Plan seinem Ehrgeiz eröffnete, wohl wissen mußte, daß er auf die Hingebung des größten Theils seiner Anhänger, sowie auf die Zustimmung des Senats zu seiner Erhebung, nur unter der Bedingung zählen durfte, daß die Wiedereinsetzung der Bourbone seinen Absichten ferne lag. Georges selbst hatte in diesem Punkte nachgegeben, weil der Fall Bonapartes und die Erhebung Moreaus, wenn sie die Rückkehr der Bourbone auch nicht unmittelbar zur Folge hatten, immerhin die Erreichung dieses Zwecks entschieden förderten. Allein man hatte nicht alle Mitverschworenen, die mit Georges von England herübergekommen waren, von diesem Zugeständniß unterrichten und ihnen dessen Nothwendigkeit im Interesse der Sache selbst begreiflich machen können. Daher wurden diese Leute, als sie von einer Uebereinkunft zwischen Moreau und Pichegrü hörten, welcher die sofortige Berufung der Bourbone nicht zu Grunde lag, natürlich mißtrauisch, und als ihr Argwohn sich zu bestätigen schien, standen sie nicht an, Moreau und Pichegrü zu verrathen. Dies geschah wirklich in Folge der Verhaftung Bouvets, der nur die Interessen der Bourbone im Auge hatte und, nachdem seine Begnadigung ihm zugesichert worden war, umfassende Geständnisse ablegte, durch welche allein die Betheiligung Moreaus am Complott an den Tag kam."

Merkwürdig ist, wie entrüstet sich Bonaparte über das Gerücht äußerte, ein bourbonischer Prinz sey beim österreichischen Gesandten versteckt gewesen. „Der erste Consul erschien in der Staatsrathssitzung vom 3. Germinal und hielt an uns nachstehende Anrede, die ich noch an demselben Tage niedergeschrieben habe. ‚Ich vermag kaum zu begreifen, wie es möglich ist, daß so alberne Gerüchte, wie die, welche seit einigen Tagen hier umlaufen, in einer aufgeklärten Stadt wie Paris, in der Hauptstadt eines mächtigen Reiches Eingang

finden. Wie kann man nur einen Augenblick glauben, daß ein Prinz des Hauses Bourbon bei dem kaiserlichen Botschafter verborgen ist, und daß ich nicht wage, mich seiner Person zu versichern! Kennt man mich denn so schlecht? weiß man so wenig von der Politik, die einer kräftigen Regierung geziemt? Wenn der Herzog von Berry, wenn ein Bourbon bei Herrn v. Cobentzl verborgen wäre, so würde ich ihn nicht nur verhaften, sondern noch denselben Tag mit Herrn v. Cobentzl erschießen lassen. Wenn der Erzherzog Karl in Paris wäre und sich beikommen ließe, einen dieser Prinzen bei sich aufzunehmen, so würde ich ebenso handeln und auch ihn erschießen lassen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Unverletzbarkeit der Freistätten. Wir sind nicht mehr verpflichtet, wie ehedem in Athen, den Tempel der Minerva heilig zu halten, dessen Dach man abtrug, um einen dahin geflüchteten General umkommen zu lassen, weil man nicht wagte, im Inneren des Tempels Hand an ihn zu legen. Andere Ideen sind heut zu Tag in Europa an der Tagesordnung. Dem Gerüchte Glauben schenken, ich hätte Dûroc, (der Paris gar nicht verlassen hat), nach Wien geschickt, um mit dem Kaiser darüber zu unterhandeln, ob ich mir erlauben darf, das Haus seines Botschafters zu durchsuchen, weil er im Verdacht steht, einen unserer Todfeinde zu beherbergen, heißt an Frankreich den Maßstab der kleinsten Republiken Europas, wie Genua oder Venedig, anlegen, und selbst dieser letztere Staat hat nicht Anstand genommen, den Marquis von Bedmar zu verhaften. Diese Gerüchte, diese Vermuthungen sind höchst beleidigend für mich.'" Fast eben so charakteristisch war die Etourderie des Herrn von Talleyrand, welcher drei Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien einen glänzenden Ball gab.

Auf der Höhe seines Glücks entbehrte der erste Consul nur — einen Sohn. Josephine konnte ihm keine Nachkommenschaft gewähren. Es entspricht aber ganz dem gottlosen Uebermuthe jener Zeit, daß er sich unter Zustimmung seiner Gemahlin auf eine geniale Art zu helfen wußte. Wenn er selbst keine Kinder hatte und er starb, so gebührte seinem ältern Bruder Joseph die Nachfolge, allein er wollte dieselbe dem neugebornen Sohn seines Bruders Louis zuwenden. Miot sagt: „Ich erzähle, mit allen Nebenumständen, diesen seltsamen und nur von Wenigen gekannten Vorfall, so wie er uns, dem Senator Röderer, Girardin und mir, den 18. Germinal durch Joseph Bonaparte mitgetheilt wurde, und wie ich ihn noch an demselben Tag in meinem Tagbuch aufgezeichnet habe. Der Leser findet in der Erzählung ein lebhaftes, wahrheitgetreues Bild der Leidenschaften, von welchen die handelnden Personen sich hinreißen ließen. Der erste Consul, mit seiner Frau, war den Tag zuvor mit ganz ungewöhnlichem Pomp, von einem Piket von dreißig Mann zu Pferd mit gezogenem Säbel geleitet, zu Louis Bonaparte gefahren. Der Letztere befand sich bei der Ankunft seines Bruders nicht zu Hause, und kam erst zurück, als dieser sich anschickte, wieder wegzugehen. Er war über diesen Besuch und dessen auffallende Förmlichkeit sehr erstaunt. Der erste Consul hatte eine frostige Haltung und schien verlegen; seine Frau aber nahm Louis bei Seite und gab ihm in abgebrochenen, geheimnißvollen Worten zu verstehen, man beabsichtige ihm ein hochwichtiges Project mitzutheilen und er müsse zeigen, daß er ein Mann sey. Nach dieser Einleitung sagte sie ihm, man habe ein Gesetz über die Erbfolge entworfen, und einem Gesetze müsse man sich natürlich unterwerfen; ihm würde dasselbe, vor allen Anderen, große Vortheile bringen. Es setze nämlich fest, — fuhr sie fort, — daß die zur Erbfolge zu berufenden Mitglieder der Familie wenigstens sechszehn Jahre jünger seyn müssen, als der erste Consul. Nun habe man ausgerechnet, daß sein Sohn der einzige sey, der diese Bedingung erfülle: somit sey dieses Kind zum Nachfolger des ersten Consuls ausersehen, da sie selbst ihrem Manne keine Kinder mehr gebären könne. Die Aussichten, welche diese Bestimmung dem Vater eröffne, seyen glänzend genug, um ihn darüber zu trösten, daß er nicht selbst zur Erbfolge berufen sey. Louis, der, ungeachtet des unbedingten Einflusses, welchen, seit seiner frühesten Jugend, sein Bruder Napoleon über ihn ausübte und trotz der Abhängigkeit, in der man ihn immer noch hielt, einen durchaus ehrenhaften Charakter hatte, war über diesen Antrag aufs tiefste entrüstet. Er betrachtete ihn, wenn er darauf einginge, als das Siegel seiner Entehrung; er brachte ihm die ehedem im Publikum verbreiteten schmählichen Gerüchte über ein strafbares Verhältniß, welches seine Frau, vor ihrer Heirath, mit dem ersten Consul unterhalten haben sollte, wieder in Erinnerung, und wenn auch eine Vergleichung des Datums seiner Heirath mit dem der Geburt seines Sohnes ihm zu verbürgen schien, daß er wirklich dessen Vater sey, so blieb ihm immer noch der Argwohn, daß man dem ersten Consul den Glauben beigebracht habe, er sey der wahre Vater des Kindes. Diese Verwebung der Politik mit so unwürdigen Intriguen empörte Louis Bonaparte. Er verhehlte sich nicht, daß der gefaßte Plan eine offenkundige Bestätigung seiner eigenen Schande seyn würde. Ein so unbilliges, so gänzlich unberechtigtes Verfahren, durch welches dieses Kind, mit Hintan-

setzung und zum Präjudiz aller übrigen Mitglieder der Familie, zur Erbfolge berufen werden sollte, ließ sich in den Augen von ganz Frankreich nicht anders als durch das Interesse einer wirklichen oder vermeinten Vaterschaft erklären. Louis hatte daher den Einflüsterungen seiner Schwiegermutter kein Gehör gegeben und seinem Bruder Joseph erklärt, er würde sich eher den Tod geben, als in den Antrag willigen." Der ganze Plan scheiterte, indem das angefochtene Kind starb. Es war der ältere Bruder des gegenwärtigen Kaisers.

Kam Bruder Joseph über diese Klippe glücklich hinweg, so mußte er sich doch in einem andern Handel dem despotischen Willen seines Bruders fügen, denn seine Gemahlin mußte gleich seinen Schwestern, als Napoleon sich zum Kaiser krönen ließ, der Kaiserin die Schleppe nachtragen. Ehe sich Napoleon selbst auch zum König von Italien krönen ließ, bot er die Krone der Lombardei seinem Bruder Joseph an und erst, nachdem dieser sie abgelehnt hatte, machte er seinen Stiefsohn Eugen zum Vicekönig von Italien. Als er jedoch nach der siegreichen Schlacht von Austerlitz Neapel, was mit gegen ihn aufzutreten gewagt hatte, erobern und die bourbonische Königsfamilie von dort vertreiben ließ, ließ sich sein Bruder Joseph gefallen, die Krone von Neapel anzunehmen. Miot begleitete den neuen König nach seiner Residenz und wurde dessen Kriegsminister. Die Engländer nahmen die Insel Capri dicht vor Neapel weg und die Calabresen empörten sich, die letzten aber wurden durch Massena geschlagen. In einer friedlichen Pause widmete Miot den reichen Ausgrabungen in Nola seine Aufmerksamkeit. Bekanntlich wurden dort die schönsten antiken Vasen gefunden. Joseph gab den Neapolitanern eine Verfassung und hatte allerlei gute Vorsätze, als ihn sein Bruder schon wieder von Neapel hinwegcommandirte, weil er ihn zum König von Spanien ernannt hatte.

Die Dahingabe Spaniens an Frankreich soll schon in geheimen Artikeln des Friedens von Tilsit stipulirt worden seyn. Angeblich. Graf Miot theilte diese Artikel mit, aber unter Vorbehalt. Er wagte nicht, sie für echt anzuerkennen. Sie lauten folgendermaßen nach einer Veröffentlichung der Gazeta de Madrid vom 25. August 1812:

„Art. 1. Rußland bemächtigt sich der europäischen Türkei und dehnt seine Eroberungen in Asien nach Belieben aus.

Art. 2. Die Dynastie der Bourbonen in Spanien und das Haus Bragança in Portugal hören auf zu regieren. Auf jeden dieser beiden Throne wird ein Prinz aus der Familie Bonaparte erhoben.

Art. 3. Der Pabst verliert seine weltliche Macht. Rom nebst seinem Gebiet wird dem Königreich Italien einverleibt.

Art. 4. Rußland verspricht, Frankreich zum Behuf der Eroberung von Gibraltar mit seiner Flotte zu unterstützen.

Art. 5. Die Franzosen besetzen die afrikanischen Städte Tunis, Algier u. s. w., und alle Eroberungen, welche sie in Afrika machen, werden dereinst, wann ein allgemeiner Friede zu Stande kommt, den Königen von Sardinien und von Sicilien als Entschädigung zugewiesen.

Art. 6. Malta gehört den Franzosen, und es wird kein Friede mit den Engländern geschlossen, so lange sie diese Insel nicht herausgeben.

Art. 7. Die Franzosen besetzen Aegypten.

Art. 8. Nur französischen, russischen, spanischen und italienischen Fahrzeugen ist die Schiffsahrt im mittelländischen Meer gestattet; alle anderen Nationen sind von demselben ausgeschlossen.

Art. 9. Dänemark, wofern es einwilligt, seine Flotte an Frankreich zu übergeben, erhält im Norden Deutschlands die Hansestädte als Entschädigung.

Art. 10. J. J. M. M. die Kaiser von Rußland und von Frankreich werden sich über ein zu erlassendes Reglement verständigen, vermöge dessen es für die Zukunft keiner Macht gestattet ist, eine Handelsflotte zu besitzen, wenn sie nicht zugleich eine gewisse Anzahl Kriegsschiffe aufstellt.

‚Dieser Vertrag — fügt der spanische Journalist bei — wurde durch den Fürsten Kurakin und den Fürsten Talleyrand unterzeichnet.'

Nachstehende zwei Anmerkungen begleiten dieses seltsame Actenstück:

1. Note. ‚Da alle Ereignisse im Norden in den Verträgen von Tilsit vom Jahr 1807 ihren Ursprung haben, so wird es dem Publikum erwünscht seyn, hier eine dem englischen Journal The Sun entnommene Abschrift der zwischen den Kaisern von Frankreich und von Rußland festgesetzten geheimen Artikel zu finden.'"

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, N° 4. 12. Januar 1867.


## Memoiren.

Memoiren des Grafen Miot de Melito, ehemaligen Ministers, Botschafters, Staatsraths und Mitglied des Instituts. 1788—1815. Deutsch bearbeitet aus dessen hinterlassenen Papieren und ergänzt durch den Herausgeber des französischen Originals. Zwei Bände. Stuttgart, Schweizerbart, 1866.

(Schluß.)

„2. Note über den Art. 9 in Betreff Dänemarks. ‚Dieser Artikel rechtfertigt das Verfahren Englands hinsichtlich des so viel geschmähten Angriffs Kopenhagens. Die Zeit hat das Geheimniß endlich enthüllt, und von nun an kann niemand mehr der englischen Regierung einen Vorwurf darüber machen, daß sie sich der Waffen bemächtigte, deren ihr Todfeind sich gegen sie zu bedienen beabsichtigte. Die Wegnahme und Zerstörung der dänischen Flotte war für England eine auf die Pflicht der Selbsterhaltung gegründete Nothwendigkeit, um sich gegen den Schaden zu sichern, welchen Napoleon mittelst dieser Flotte ihm zufügen konnte.‘

Die Existenz eines geheimen Vertrags von Tilsit wird in England vielfältig anerkannt. Das Morning-Journal, welches im Jahr 1828 an die Stelle der New-Times trat, gründet auf diesen geheimen Vertrag den Tadel, den es gegen das Verfahren Rußlands in dem zwischen dieser Macht und der Türkei in gedachtem Jahr ausgebrochenen Krieg ausspricht. (S. das Morning-Journal vom 9. October 1828).“ Die Echtheit dieser geheimen Artikel ist doch sehr zweifelhaft, da aus allen andern Quellen deutlich hervorgeht, daß Napoleon an Rußland niemals eine so große Concession gemacht hat, wie sie der erste Artikel enthält.

Bekanntlich mißlang der erste Angriff der Franzosen auf Spanien und Napoleon mußte sich im Spätherbst 1808 entschließen, selber nach Spanien zu gehen, um den Sieg herzustellen. Er erließ bei diesem Anlaß eine äußerst übermüthige Proclamation. „‚Wir haben es — sagte er, — als eine ganz besondere Gunst der Vorsehung, die so sichtbar ihren Schutz unseren Waffen verleiht, zu erkennen, daß die englischen Machthaber sich durch die Leidenschaft so sehr verblenden lassen, daß sie, nicht zufrieden mit der Herrschaft der Meere, endlich mit ihrer Landmacht sich auf dem Continent uns gegenüberzustellen wagen. Ich werde in wenigen Tagen mich an die Spitze meiner Armee begeben, um den König von Spanien in Madrid krönen zu lassen und meine Adler auf den Thürmen von Lissabon aufzupflanzen.‘“ In Vitoria sprach er noch übermüthiger zu den Spaniern selbst: „Eure Priester stehen im Solde der Engländer, und die Engländer wollen sich Eures Handels und Eurer Colonien bemächtigen. Dies und nichts Anderes ist ihre Absicht. Was habt Ihr dadurch gewonnen, daß Ihr auf diese arglistigen Rathschläge hörtet? Daß ich mit den Soldaten hier bin, die bei Austerlitz, bei Jena, bei Eylau siegten. Wer wird ihnen widerstehen? Gewiß nicht Eure jämmerlichen spanischen Truppen, die vom Kriegshandwerk nichts verstehen.“ Natürlicherweise reizte er dadurch den gerechten Zorn der frommen und heroischen Spanier aufs tiefste. Er glaubte, mit Schrecken ließe sich alles ausrichten.

Eines Kaisers der gebildeten Welt und der Ehre der französischen Nation völlig unwürdig war die barbarische Ausplünderung der Stadt Burgos, die gar keine Gegenwehr leistete, unter Napoleons eigenen Augen. „Das Frauenkloster de las Huelgas, eines der reichsten und vornehmsten in Alt-Castilien, diente zu Pferdeställungen; die Gräber in der Kirche und im Kloster waren aufgerissen, die Särge, in der Hoffnung Kostbarkeiten zu finden, zerschlagen und die Leichname und Ge-

rippe mit vermoderten Fetzen von Grabtüchern auf die Straße geworfen worden. Der Kaiser war Augenzeuge dieses empörenden Unfugs; ich sah selbst, wie unter den Fenstern des erzbischöflichen Palasts, den er bewohnte, ein Biwakfeuer eine ganze Nacht hindurch mit musikalischen Instrumenten und anderem aus den Wohnungen herbeigeschlepptem Hausgeräthe unterhalten wurde. Dennoch geschah nichts, um der jede militärische Zucht untergrabenden Unordnung zu steuern, und die Vorstellungen, die der König deshalb seinem Bruder machte, wurden übel aufgenommen. Joseph war über die barbarische Behandlung, die einer der ersten Städte des Landes, über welches er herrschen sollte, unter seinen Augen widerfuhr, so schmerzlich ergriffen, daß er erkrankte und mehrere Tage lang das Zimmer hüten mußte.“ Miot, der den König Joseph begleitete, redete ihm zu, unter solchen Umständen lieber der Krone zu entsagen, aber Joseph fürchtete, es könne ihm als Feigheit ausgelegt werden, und trug lieber diese dornenvolle Krone von Spanien fort.

Er täuschte sich und wollte die Welt täuschen, indem er die huldvollen Gesinnungen, die er gewiß aufrichtig den Spaniern entgegentrug, als wenigstens von einem großen Theil der Spanier eben so aufrichtig erwiedert, voraussetzte. Er wollte nicht der Scherge seines Bruders seyn, vielmehr die Wunden heilen, die sein Bruder den Spaniern schlug. Aber er gab sich irrigerweise dem Glauben hin, die Spanier würden das anerkennen und ihm deswegen hold seyn. Wahrscheinlich hoffte er auf die stille Wirkung der Zeit. Das bisherige Glück seines Bruders ließ ihm wohl keinen Zweifel, die spanische Eroberung werde sich consolidiren, und dann werde sich noch alles nach seinem Wunsche gestalten. Diese Täuschung begleitete ihn auf einer mehrmonatlichen Rundreise, die er hinter den damals siegreichen Armeen her bis nach Andalusien und Granada zu machen wagen durfte. Aber seine Hoffnungen wurden zu Wasser. Spanien, unterstützt von England, leistete einen unerwartet furchtbaren Widerstand. Die französischen Marschälle mordeten und plünderten das schöne Land aus und kümmerten sich nicht um König Joseph. Napoleon wollte den Norden Spaniens bis zum Ebro mit Frankreich vereinigen, und das wäre wohl auch geschehen, wenn der Welteroberer sein Glück nicht verlassen hätte.

Joseph reiste nach Paris, um bei seinem Bruder für Spanien zu wirken. Miot war dabei und wurde durch das Extrem von höfischer Kriecherei überrascht, welches in den Tuilerien Platz gegriffen hatte, seitdem darin die Tochter der Cäsaren den Platz Josephinens eingenommen hatte. Der neugeborne König von Rom sollte grade getauft werden. „Eine außerordentliche Audienz des diplomatischen Corps, großer Empfang und Parade der kaiserlichen Garde eröffneten Morgens die Feier des 9. Juni. Ich hatte mich mit den übrigen Personen, die mit dem König Joseph nach Paris gekommen waren, Spaniern und Franzosen, im Palast der Tuilerien eingefunden. Die Ersteren empfing der Kaiser ganz gnädig; die Franzosen aber behandelte er auffallend unfreundlich, und ich bereute fast, daß ich mich hatte bereden lassen, in den Tuilerien zu erscheinen. Was mich jedoch über die Ungnade, die auf uns lastete, einigermaßen tröstete, war, daß die Feierlichkeit, der wir anwohnten, mir gestattete, den kaiserlichen Hof in einem für mich neuen Glanze zu sehen. Zu keiner Zeit war in den Tuilerien eine ähnliche Pracht entfaltet worden, und gewiß hatte ehedem in den Prunkgemächern von Versailles niemals eine gleiche Anzahl fürstlicher Personen, Botschafter, Fremder hohen Ranges, Kirchenfürsten, Generale, Minister, Staatsbeamter, von Gold, Purpur und Edelsteinen strahlend, mit Ordensbändern aller Farben behangen, in tieferer Unterthänigkeit ihre Huldigungen den Herrschern dargebracht, und um die Gunst eines Blicks oder eines Worts eifriger gebuhlt. Unter dieser stummen Menge schien der Kaiser allein ganz in seinem Element. Frei und ungezwungen durchschritt er die dichtgedrängten Reihen der Höflinge, die vor ihm ehrfurchtsvoll zurückwichen. Ein Blick von ihm genügte, um die, welchen er sich nahte, zu entzücken oder niederzuschmettern, und wenn es ihm gefiel zu sprechen, so horchte der beglückte Sterbliche, den er anzureden geruhte, mit gesenktem Haupte seinen Worten, und wagte kaum zu athmen oder zu antworten. Dies war im Jahr 1811 der Hof der Tuilerien. Zwei Jahre darauf sah ich ihn wieder: wie sehr war alles verändert!“

König Joseph und Miot kehrten nach Spanien zurück, wo der Kampf fortdauerte, während Napoleon nach Rußland zog. Es ist bekannt, wie sein großes Unglück in Rußland auch den Verlust Spaniens nach sich zog. Joseph mußte nach Frankreich flüchten, durfte aber nicht einmal nach Paris kommen, weil man die schlimmen Nachrichten aus Spanien verschwiegen halten wollte. Miot, der schon in Neapel zum Grafen von Melito ernannt worden war, hatte nun wie König Joseph selbst, seine politische Rolle ausgespielt. Napoleon unterhandelte mit Ferdinand VII. und Joseph mußte diesem die spanische Krone abtreten.

In Bezug auf die Katastrophe von 1814 macht Miot die Bemerkung, wenn die kaiserlichen Damen ruhig

in Paris geblieben wären und den Kaiser Alexander empfangen hätten, würde die Sache der Bourbons nicht so schnell entschieden worden seyn. Er sprach darüber mit der Exkönigin von Spanien, der Gemahlin Josephs (Julie). „Nach Tagesanbruch, am 30. März, ließ ich mich bei der Königin melden, die mich empfing, obwohl sie noch nicht aufgestanden war. Sie erklärte mir, sie werde nur auf einen bestimmten Befehl abreisen. Sie schien den am Abend des 28. gefaßten Beschluß tief zu beklagen und sagte mir, die Kaiserin, die sie vor ihrer Abreise noch gesehen, habe mit großem Widerwillen Paris verlassen. Aus allen Aeußerungen der Königin entnahm ich, daß die Frauen, von ihrem natürlichen Tact geleitet, die Umstände und die wahren Interessen der Familie richtiger verstanden und beurtheilten, als die Männer. Sie vertrauten auf den Einfluß, den sie durch ihre persönliche Begegnung auf die Sieger, namentlich auf den ritterlichen Sinn des Kaisers Alexanders, ausgeübt haben würden. Ich für meinen Theil bin heute noch überzeugt, daß, wenn die Kaiserin in Paris geblieben wäre, das Geschick ihres Sohnes, vielleicht sogar das ihres Mannes eine günstigere Wendung genommen hätte. Aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen."

Miot besorgte dem König Joseph aus dem preußischen Hauptquartier einen Reisepaß. Joseph nahm es aber entsetzlich übel, daß darin bemerkt war, er dürfe nicht wieder nach Frankreich zurückkehren, und er warf deshalb eine Zeitlang seine Ungnade auf Miot, versöhnte sich aber bald wieder mit ihm. Napoleon kam von Elba zurück und Miot sah ihn wieder und wurde auch von ihm über die Stimmung in Frankreich consultirt. Diese letzten Mittheilungen sind nur kurz. Da Napoleon bei Waterloo geschlagen wurde, ging die Comödie schnell zu Ende.

---

## Italienische Dinge.

Der Papst und die Revolution. Eine Predigt von Dr. Heinrich Newman. Uebersetzt von Professor Dr. Reusch. Köln, Bachem, 1866.

Der berühmte Newman hielt diese Predigt am 7. October zu Birmingham an dem Tage, an welchem in allen katholischen Kirchen Englands für den Papst in seiner gegenwärtigen Bedrängniß gebetet wurde. Die Predigt constatirt die Bedrängnisse, spricht aber bei weitem mehr Trost als Sorge aus. Der römische Stuhl wird heute nicht zum erstenmal bedrängt. Schon über dreißig Päpste erlitten im Verlauf der Zeit barbarische Mißhandlung, wurden umgebracht oder vertrieben, und doch blieb der h. Stuhl stehen. „Sehet nur, sagt Newman, wie es mit der Kirche gewesen ist von dem ersten Anbeginn bis auf diesen Tag. Erst verfolgten die Heiden ihre Kinder dreihundert Jahre lang, aber sie ging nicht unter. Dann brach ein Strom von Ketzereien über sie herein, aber sie ging nicht unter. Dann kamen die wilden Stämme des Nordens und Ostens und überschwemmten ihr Gebiet, aber sie ging nicht unter. Demnächst brachen geistige Finsterniß, Unwissenheit, Erstarrung, Dummheit und greuliche Verderbtheit über die heilige Stätte herein, aber sie ging nicht unter. Darauf verübten die Arglist und Gewaltthätigkeit ihrer eigenen starken und stolzen Kinder ihr Schlimmstes wider sie, aber sie ging nicht unter. Dann kam eine Zeit, in welcher die Reichthümer der Welt ihr zuströmten und Hoffahrt des Lebens und alle Verfeinerungen und Ueppigkeiten, die der menschliche Geist zu ersinnen vermag; und ihre Leiter ließen sich in trügerische Sicherheit einwiegen, bis sie meinten, ihre hohe Stellung in der Welt könne nie wieder für sie verloren gehen, — bis sie beinahe dachten, es sey gut, dieses Leben hienieden zu genießen; aber die Kirche ging nicht unter. Dann kam die sogenannte Reformation und die Verbreitung des Protestantismus, und es gab Leute, welche sagten, die Kirche sey untergegangen und ihr Ort nicht mehr zu finden. Doch, meine Brüder, jetzt, dreihundert Jahre nach diesem Ereignisse, ist die heilige Kirche untergegangen?"

Der mächtigste Feind der Kirche war immer der Staat. Die geistliche Gewalt in Rom wurde in Italien selbst bald von den lombardischen, bald von den normännischen Königen, bald von den stolzen Republiken, tyrannischen Emporkömmlingen und politischen Parteien im Kirchenstaat und in der Stadt Rom bedrängt. Schon der h. Bernhard v. Clairvaux schrieb an den Papst Eugenius: „Was soll ich von dem Volke sagen? Nun, es ist das römische Volk. Kürzer und deutlicher kann ich nicht aussprechen, was ich von deinen Unterthanen halte. Was ist so weitkundig seit Jahrhunderten, als die Frechheit und der Hochmuth der Römer? Sie sind ein Volk, des Friedens ungewohnt, an Unruhen gewöhnt, ein grausames und unlenksames Volk bis auf diesen Tag, ein Volk, welches nichts von Unterwerfung weiß, so lange es noch zu widerstreben vermag. . . Ich kenne das verhärtete Herz dieses Volkes; aber Gott ist mächtig genug, selbst aus diesen Steinen Abraham Kin-

der zu erwecken. . . Wen kannst du mir nennen aus jener ganzen volkreichen Stadt, der dich als Papst aufgenommen hätte ohne Lohn oder Hoffnung auf Lohn? Und dann wollen sie erst recht die Herren seyn, wenn sie sich als Diener erklärt haben. Sie geloben treu zu seyn, um desto besser Gelegenheit zu finden, dem zu schaden, welcher ihnen traut. . . Sie sind klug, um Böses zu thun; aber Gutes zu thun, das kennen sie nicht. Der Erde und dem Himmel verhaßt, haben sie die eine und den andern ergriffen; ohne Furcht vor Gott, ohne Achtung vor dem Heiligen, voll Parteisucht gegen einander, voll Neid gegen ihre Nebenmenschen, unmenschlich gegen Fremde ... lieben sie niemand und werden sie von niemand geliebt. Sich beherrschen lassen mögen sie nicht, selbst zu herrschen, . . . verstehen sie nicht. . . Sie sind ungestüm, etwas zu erlangen, rastlos, bis sie es erlangt, undankbar, nachdem sie es erlangt haben. Sie haben ihre Zunge gelehrt, große Worte zu sprechen, während das, was sie leisten, sehr geringfügig ist.'"

Von außen her kamen über den h. Stuhl noch größere Bedrängnisse. Erst wollten ihn die byzantinischen Kaiser, dann die Frankenkönige, später die Salier und Staufen, dann wieder Frankreich, Spanien und Oesterreich zu ihrem politischen Werkzeug machen. Samuel fand immer seinen Saul, und doch ist die Kirche nicht untergegangen und hat immer ihren Hohepriester behalten. Die Neuzeit wird daran nichts ändern. Die katholische Kirche hat im 19. Jahrhundert sich mit viel mehr Geist durchdrungen, als sie ihn im 18. besaß. Sie kann und wird ihre Einheit und ihr Oberhaupt nie aufgeben. Das ist die Hauptsache, alles andere ist Nebensache und nur etwas Vorübergehendes.

Die Nationaleinheit Italiens würde an sich in gar keinem Widerspruche stehen mit der Erhaltung des Kirchenstaats. Man pflegt hier die Begriffe zu verwechseln. Mit der Erhaltung des Kirchenstaats sind nur die Ansprüche Victor Emanuels unvereinbar, und dessen dynastisches Interesse ist keineswegs unzertrennlich vom italienischen Nationalinteresse, denn das letztere könnte seine volle Befriedigung finden, wenn es auch gar keinen König von Italien gäbe, wenn ganz Italien eine Republik wäre, oder wenn es im Papst seinen alleinigen Herrn erkennen würde. Wir haben immer geglaubt und glauben heute noch, die Italiener handeln unverständig, indem sie den Oberhirten der Kirche verschmähen und aus seinem uralten Besitze vertreiben wollen. Sie werden später diese Thorheit einsehen und bereuen.

Was die Stadt Rom selbst betrifft, so hat Newman gewiß Recht, wenn er sagt, diese Stadt eigne sich nicht zur Residenz eines weltlichen Königs. „Babylon ist untergegangen, Memphis ist untergegangen, Persepolis ist untergegangen, auch Rom würde untergehen, wenn der Papst es verließe. Sein Leben ist geknüpft an das Licht des Heiligthums. Es könnte nie eine passende Hauptstadt eines modernen Königreichs seyn, ohne daß zuvor alles beseitigt wäre, was Rom in den Augen der ganzen Welt schön und ehrwürdig macht. Und dann, wenn seine neuen Beherrscher eine hübsche und prächtige Stadt daraus gemacht, würden sie finden, daß dieselbe auf einem ungesunden Boden und in einer gegen Feinde schwer zu vertheidigenden Ebene liegt. Aber in Wahrheit, die Tradition von Jahrhunderten und festgewurzelte Verhältnisse machen eine so gründliche Aenderung in Rom zu einer Unmöglichkeit. Die ganze Menschheit ist interessirt bei der unauflöslichen Verbindung des Papstes mit seiner Stadt. Seine Unabhängigkeit ist ein Hauptgrundsatz der europäischen Politik, für Katholiken und Protestanten; und wo kann dieselbe so gut sicher gestellt werden, wie in jener Stadt, in welcher er schon so lange sein Amt unabhängig verwaltet hat? Zudem ist die Verödung Roms eben so passend für ein Reich, welches nicht von dieser Welt ist, wie unverträglich mit einer Schöpfung moderner politischer Theorieen."

Wenn Newman sagt, auch die Protestanten seyen bei dieser Frage betheiligt, so hat er wieder Recht. Denn es gibt kaum einen protestantischen Staat, der nicht einen großen Theil Katholiken in seinen Grenzen zählte, dem es daher auch nicht gleichgültig seyn kann, wer Oberhirt der katholischen Kirche ist und wer die Seelen der Gläubigen beherrscht, ob ein unabhängiger souveräner Papst in seinem Eigenthum, oder nur das politische Werkzeug und der Unterthan desjenigen weltlichen Fürsten, der ihn in seinem Reiche aufnimmt, beziehungsweise gefangen hält. Zum Frieden nicht nur in der katholischen Welt, sondern auch der Protestanten, welche mit den Katholiken zusammenleben, trägt es wesentlich bei, daß der Papst seinen ruhigen Sitz im ewigen Rom hat und nicht in irgend einem neuen Avignon.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, | N° 5. | 16. Januar 1867.


## Militärwesen.

**Ueber Verbesserungen und Ersparnisse im eidgenössischen Wehrwesen. Bericht an die bundesräthliche Ersparnißcommission von J. Stämpfli, Nationalrath. Bern, Druck und Verlag von Rieder und Simmen. Commissionsverlag von Jent und Gaßmann in Bern, 1866.**

Diese kleine Schrift macht mit Recht Aufsehen, weil sie darlegt, wie viel an dem so oft gepriesenen Schweizer Milizsystem noch zu wünschen übrig bleibt. Der Bericht ist insofern nicht offiziell, als er nur die persönlichen Ansichten des Verfassers enthält, wovon nur als Ansichten und Beschlüsse der Section anzusehen sind, was das am Schlusse beigefügte Sectionsprotokoll enthält.

Der Bericht weist nach, daß die einzelnen Cantone der Schweiz in Bezug auf das Militär nicht übereinstimmend das Gleiche leisten. Canton Schwyz z. B. stellt 22%, Wallis nur 12% der männlichen Bevölkerung, und zwischen diesen beiden Extremen bewegen sich die andern Cantone. Das erste Aufgebot der Infanterie, die s. g. Auszüger, sind in einem Canton 14, in einem andern nur 5 Jahre zum Dienst verpflichtet. In einem Canton ist das Rekrutenmaaß höher als im andern. In einem kann der trefflichste Techniker nicht Genieoffizier werden, wenn er nicht wenigstens 5' 3'' hoch ist, und der tüchtigste Kutscher nicht Trainsoldat, wenn er nicht 5' 4'' mißt.

Sodann fehlt es an der Controle. „Es ist freilich einmal versucht worden, eine strengere Controle wenigstens darin einzuführen, daß jedes Corps, Infanterie wie Specialwaffen, bei Anlaß des Wiederholungscurses dem eidgen. Inspector die cantonale Mannschaftscontrole vorzuweisen habe, ferner das Verzeichniß der ertheilten Dispensationen und die Gründe der Dispensationen. Es war aber nicht möglich, dies durchzuführen, da grade die größten Cantone sich dessen weigerten und darauf sich beriefen, der Bund habe in den innern Militärhaushalt der Cantone sich nicht zu mischen, es genüge, wenn sie jede taktische Einheit in der reglementarischen Stärke zu den Uebungen gestellt. Daß hierin ein sehr fauler Fleck liegt, ist klar. Die Eidgenossenschaft betrachtet es als wichtig, an den Soldaten, welche die Cantone stellen, die Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung zu inspiciren, ob Farbe und Schnitt der Uniform reglementarisch und die nöthige Zahl von Knöpfen vorhanden sey; sie prüft, ob die nämlichen Soldaten reglementsgemäß instruirt seyen, ob sie die Formen des Wach- und Sicherheitsdienstes kennen, ob die Corpsmusik die Signale richtig schlagen und blasen kann; sie controlirt, ob in den Zeughäusern die nöthigen Ausrüstungsgegenstände vorhanden seyen, — aber wie es mit dem lebendigen Material stehe, wie viel junge wehrpflichtige und wirklich wehrfähige Männer in den Cantonen dem Dienste entschlüpfen, was mit der einmal eingetheilten und instruirten Mannschaft geschieht, ob sie bei den Wiederholungsübungen wirklich erscheint oder nicht, warum sie dispensirt werden, darum kümmert sich die Eidgenossenschaft nicht und soll nicht die Befugniß haben, darum sich zu bekümmern!"

Weiter rügt der Verfasser das Dispensationsgesetz, wonach alle Staats-, Kirchen-, Schul- und Gemeindebeamten militärfrei sind. Hier geht er nun zu weit, indem er unter anderm auch die Geistlichen und zwar beziehungsweise bis zum sechzigsten Jahre wehrpflichtig erklären möchte. In einigen Beziehungen hat er aber gewiß Recht. Wenn es sich in der Schweiz nur um einen Vertheidigungskrieg handeln kann, so würde mancher tüchtige Beamte, Lehrer, Postconducteur rc. gute Dienste leisten können. Es ist in unsern deutschen

Mittelstaaten ein großer Uebelstand, daß die tüchtigsten Unteroffiziere und Feldwebel, weil sie zu schlecht bezahlt sind, in der Regel nach zwölf, oft schon nach sechs Jahren Dienstzeit, den Militärstand verlassen und eine Civilanstellung suchen, welche sie besser ernährt. Auf diese Weise ist es unmöglich, einen Stamm erfahrener Unteroffiziere im Regiment zu erhalten, was auf den Geist und die militärische Energie der Truppe nicht günstig zurückwirkt.

Ein weiterer Uebelstand ist in der Schweiz der Competenzstreit der Cantone. „Bei der Verschiedenheit der cantonalen Gesetzgebung gab es zwischen den Cantonen, bezüglich der Erfüllung der Militärpflicht und der Bezahlung der Militärsteuer, häufig Conflicte. Der Heimathcanton des Aufenthalters zog diesen zum Militärdienste oder zur Bezahlung der Militärsteuer herbei, so lange derselbe nach dem Begriff seiner eigenen Gesetzgebung in einem andern Canton nicht wirkliche Niederlassung besaß. Der Aufenthaltscanton dagegen behandelte den nämlichen Mann nach seiner Gesetzgebung als Niedergelassenen, sobald die Bedingungen dafür vorhanden, z. B. das erste Aufenthaltsjahr verstrichen war, und verlangte von demselben ebenfalls Militärdienst oder Militärsteuer, so daß der Mann in den Fall einer Doppeldienstleistung oder Doppelbesteuerung kam. In allen solchen Conflictfällen entschied der Bundesrath nach der Gesetzgebung des Aufenthaltscantons.“

Weiter kommt der kostspielige Prunk zur Sprache, an dem sich Fürstenhöfe ergötzen mögen, der aber für bürgerliche Republikaner nicht paßt, die Epauletten ꝛc. Der Berichterstatter findet nicht einmal nöthig, daß die Leute alle ihre Kleidungsstücke doppelt haben müssen. In gewöhnlichen Zeiten ist diese Ausgabe gewiß überflüssig. Im seltenen Fall eines Winterfeldzugs oder eines längeren Krieges ließe sich Vorsorge treffen. Dagegen verlangt der Berichterstatter gleiche Waffen und Anschaffung zahlreicher neuer Gewehre für die gesammte Mannschaft und will nicht dulden, daß etwa blos die Auszüger die verbesserte Waffe bekämen, die Reserve sich aber mit alten Gewehren begnügen müßte.

Ferner fordert er eine vollkommen gleichförmige Instruction für die ganze Eidgenossenschaft, gleiches Alter beim Dienstantritt in allen Cantonen und gleiche Dienstzeit. Er empfiehlt die Rekruteninstruction im zwanzigsten Lebensjahr und die definitive Einkleidung im zwei und zwanzigsten und bemerkt mit Recht, daß die Mannschaft für die erste Instruction und die Angewöhnung der Disciplin im 20. Jahr noch empfänglicher sey, als im 22. Deßhalb empfiehlt er auch militärische Vorübungen, namentlich im Marschiren und in körperlicher Gewandtheit noch früher in den Schulen mittelst des Turnens.

Bei dieser Gelegenheit verwirft er das vielgepriesene Cadettenwesen in der Schweiz, theils als eitle Spielerei, theils weil es nur eine Bevorzugung der Stadtjugend ist und die gesammte Jugend des Landvolks nicht daran theilnehmen kann. „Das Cadettenwesen ersetzt die Körperübungen der Jugend nicht. Schon numerisch genommen nicht; denn im Canton Bern sind von 45,000 Schulknaben nur etwa 1200 in den Cadettencorps, also wenig über 2 Procent; die übrigen 98 Procent bleiben davon unberührt. Würden jene 1200 Knaben blos den ältern Schuljahren, z. B. dem 14ten und 15ten angehören, das Verhältniß wäre erheblich günstiger, da in diesem Falle weit mehr Knaben durch die Corps gehen würden; allein es werden die Knaben vom 8ten Schuljahre an aufgenommen und mit dem Kindergewehr versehen. Wie es jetzt betrieben wird, kann das Cadettenwesen auch nie zu einer allgemeinen Verbreitung kommen; es wird viel zu pedantisch betrieben und zu viel die eigentliche Armee nachgeäfft. Der junge achtjährige Knabe hat wohl Freude, wenn er zum erstenmale ein hübsches Soldatenröcklein und dazu ein Gewehrlein und Patrontasche erhält, und geht mit Eifer an die Uebungen. Aber wenn nun Jahr für Jahr er die gleichen Uebungen und Commandos der Soldaten-, Pelotons- und Compagnieschule durchmachen muß, ohne daß er irgendwie in das geistige Wesen der Wehrbildung eingeführt wird, so verleidet ihm die Sache, eine Erfahrung, die wir an fast allen unsern Knaben beobachten.“ Zu letzterm tragen auch die stehenden Gradauszeichnungen bei, die bei den Einen Eitelkeit, bei den Andern Mißmuth hervorrufen. Endlich ist die Einrichtung auch zu kostspielig; die Knaben werden wie Stabsoffiziere bekleidet und alljährlich wird ein Kleid verwachsen; die Eltern des Mittel- und Arbeiterstandes können den Extraaufwand von Franken 40 jährlich nicht erschwingen und der Staat oder die Gemeinde kann auch nicht jedem Schulknaben vom achten Jahre an ein Kindergewehr liefern. Würden die Gewehrtragenden auf die zwei ältesten Schuljahrgänge beschränkt, so würden für den Canton Bern 6—7000 Gewehre hinreichen; wie die Sache jetzt betrieben wird, müßten 30—40,000 Gewehre angeschafft werden, um das Institut allgemein zu machen. Es wäre letzteres jedoch ein zu ungerechtfertigter Aufwand für ein bloßes Kinderspiel, denn viel anderes als dies ist das Cadettenwesen, wie es jetzt betrieben wird, nicht.“

Sehr zutreffend ist auch, was Herr Stämpfli von der Reiterei sagt. In den Schweizerbergen kann die-

selbe niemals das werden, was in den weiten Ebenen anderer Länder. „Sie kann nur noch als Streifreiterei in Betracht kommen; als Masseneavallerie nicht mehr; gegen feindliche Cavallerie nicht, weil sie zu schwach ist, und gegen Infanterie nicht, weil Cavallerie gegen fern- und schnellschießende Infanterie nichts mehr ausrichten kann. Deshalb muß auch die Instruction in dieser Richtung geändert und die Cavallerie namentlich von allem unnützen Ballast befreit werden, der jetzt es ihr unmöglich macht, wirklich leichte Cavallerie zu seyn."

Damit hängt zusammen, was der Verfasser über die Berechtigung, beziehungsweise Verpflichtung aller Cantone zur Theilnahme an allen Waffengattungen sagt, da bisher in den einzelnen Cantonen Ausnahmen bestanden. „Zunächst sollten alle organisatorischen Bestimmungen rein von der Eidgenossenschaft ausgehen und nicht neben einem eidgenössischen noch 25 cantonale Militärorganisationsgesetze erlassen werden müssen. Das eidgenössische Organisationsgesetz sollte präcise Bestimmungen enthalten, welche die Wehrpflicht, die Dauer der Dienstzeit, die Organisation der Waffengattungen und der taktischen Einheiten, die territoriale Eintheilung, die Rekrutirung, Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung u. s. w. betreffen, damit es nicht nöthig wird, daß jeder Canton noch ein eigenes Militärgesetz erläßt. Es bildet dies für die 25 Cantone auch eine Ersparniß. Worin den Cantonen Freiheit gelassen werden kann ist das, zu welchen Leistungen an die Bekleidung und Bewaffnung sie den einzelnen Mann oder die Gemeinden anhalten wollen. Dann sollten diejenigen Lasten centralisirt werden, die mit einzelnen Waffengattungen speciell verbunden sind und nicht alle Cantone gleichmäßig treffen. Wir rechnen dahin die Stellung der Artillerie und Cavallerie. Diejenigen Cantone, welchen diese Waffen auferlegt sind, müssen jetzt ihr Mannschaftscontingent im Verhältnisse zur Bevölkerungszahl stellen, wie diejenigen, welche nur mit Fußvolk bedacht sind. Der Artillerist und Cavallerist zählt als Leistung des Cantons je nur für 1 Mann wie der Infanterist. Die Pferde, die Pferdeausrüstung und das kostspielige Artilleriematerial liegen den betreffenden Cantonen als specielle Last auf. Diese specielle Belastung muß der Bund den betreffenden Cantonen abnehmen; er soll das Artilleriematerial liefern, die Miethe und Ausrüstung der Artilleriepferde tragen und ebenso die Pferdeequipirung und ein Pferdemiethgeld für die Cavallerie übernehmen. Erst eine solche Ausgleichung ermöglicht die gleichmäßige Durchführung einer eidgenössischen Wehrorganisation durch alle Cantone und namentlich, worauf das größte Gewicht zu legen ist, eine durchgehende Rekrutirung der Specialwaffen durch alle Cantone. Es ist unnatürlich, daß für Sappeurs, Pontonniere, Cavallerie, Kanoniere und Train jetzt nur in einzelnen Cantonen rekrutirt werden darf, während sicher in sämmtlichen Cantonen sehr taugliche Mannschaft für alle diese Waffengattungen zu finden ist, und es würde diese Aenderung zugleich eine Art Rehabilitirung für eine Reihe von Cantonen bilden, die jetzt von diesen Waffen ausgeschlossen sind. Endlich sollte der Bund die Stellung und Besoldung der Infanterieinstructoren übernehmen, weil auf diese Weise eine intelligentere Instruction erzielt werden und das Personal vollständiger und gleichmäßiger durch alle Cantone hindurch beschäftigt werden kann." Deshalb will der Verfasser auch die bisherige Militärsteuer aufheben, weil sie hauptsächlich von der Ungleichheit bedingt war.

Da Herr Stämpfli ein Koryphäe der radikalen Partei war, die im Sonderbundskriege so große Ungerechtigkeiten beging und namentlich die Kirche drangsalirte, wundern wir uns nicht, daß sein alter Kirchenhaß auch hier wieder hervorbricht. Er ereifert sich Seite 72 dagegen, daß die Schule sich immer noch vielmehr mit Erziehung zum Christen, als mit Erziehung zum Bürger abgebe, und er möchte der Geistlichkeit nicht länger das Privilegium gönnen, von der Erfüllung einer der ersten Bürgerpflichten, nämlich der Vaterlandsvertheidigung frei zu seyn. Er will sogar, die Geistlichen sollen, wie alle andern Bürger, bis zum sechzigsten Jahre zum Dienst in Waffen verpflichtet bleiben. Das ist eine Uebertreibung und völlig unpraktisch. Es genügt vollkommen, daß, wenn sich unter der Geistlichkeit ein ganz besonders herzhafter Patriot oder gar ein Kriegsgenie befindet, wie Pater Haspinger in Tirol, derselbe nicht gehindert werde, am Kampfe und an der Leitung desselben theilzunehmen.

Schließlich empfiehlt der Verfasser das Milizsystem, als sey es dem der stehenden Heere weit vorzuziehen. „Das Milizsystem gewährt eine weit höhere Garantie für den Völkerfrieden. Es gibt auf der einen Seite nicht die nöthige Spannkraft zum Angriffskriege, auf der andern dagegen die höchst denkbare Kraft zur Vertheidigung. Denken wir uns z. B. Deutschland, statt mit einem stehenden Heere, mit einer organisirten Miliz von 4 Millionen Mann, keine Macht der Welt würde den Gedanken eines Angriffes gegen Deutschland hegen. Besäße England, statt seiner 250,000 Mann stehender Truppen und 100,000 Freiwilligen, 2 Millionen organisirte Miliz, Invasionsgelüste benachbarter Mächte würden nie aufkommen. Das Milizsystem schafft keinen eigenen Soldatenstand, keinen Gegensatz

zwischen Bürgern und Militär, keine widersprechenden Interessen und Bestrebungen zwischen Volk und Armee, nicht jenen Ehrgeiz, der nach Schlachten dürstet, nur um in Sold und Grad zu avanciren. Das Milizsystem schont die Freiheit des Bürgers und zerstört nicht gewaltsam den Lebensberuf und die Lebensbestimmung eines Dritttheils der ganzen jungen männlichen Welt. Es treibt den jungen Mann nicht zur Selbstverstümmelung, nicht zur heimlichen Auswanderung, nicht zur Desertion, und ein jahrelanger Zwangsdienst in Kasernen wird nicht zur wegraffenden Seuche gegen den Soldaten. Es schafft keine ausgedienten oder ausrangirten Soldaten und keinen Pensionirtenstand. Die Zahl der Männer, die ihre besten Lebensjahre im Heere zugebracht und nachher kaum mehr im Stande sind, sich einer bürgerlichen Arbeit zu widmen, dürfte fast so groß seyn, als das active Heer selbst. Das Milizsystem erschöpft die Staatskräfte nicht in dem Maaße, daß für andere Zwecke und besonders für die allgemeine Volkserziehung nichts mehr übrig bleibt. Nur mit Abschaffung der stehenden Heere und der Einführung des Milizsystemes vermag das alte Europa dem gewaltig aufstrebenden neuen Welttheile das Gleichgewicht zu halten. Ohne diese Radikalreform wird, bevor 50 Jahre vergehen, nicht Europa, sondern Amerika der volkswirthschaftlich vorgeschrittenste und politisch prädominirende Welttheil seyn."

Für die Schweiz läßt sich diese Ansicht verfechten, nicht aber für die europäischen Großstaaten und auch nicht für Nordamerika, sobald die Union nicht mehr blos Vertheidigungs- und Bürgerkriege führen läßt. Staaten, welche erobern, Colonien aussenden und, wie England, in fernen Ländern starke Stationen unterhalten müssen, können mit der Miliz nicht auskommen, weil diese zu sehr der Heimath entfremdet würde, oder ein Theil der Miliz wird sich bald wieder in ein stehendes Heer verwandeln. So entwickelte sich aus der altrömischen Bürgermiliz allmälig das Prätorianerwesen. Ganz dasselbe erfolgte in der französischen Revolution. Die Million Citoyens verwandelte sich in die kleinere, aber energischere Armee Napoleons. Auf Nordamerika soll man nicht viel pochen. Das ist noch eine sehr junge Republik, die ihre größten Prüfungen und Erfahrungen nicht schon hinter sich, sondern erst vor sich hat.

---

## Länderkunde.

Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philos. hist. Abtheilung. Juni 1866. Breslau, Max und Comp.

Wir machen auf einen interessanten Aufsatz in diesem Heft aufmerksam, auf den über den Böhmerwald von Kutzen. Das ist der uns nächste Urwald, in den die Cultur noch spärlich eindrang; 200,000 Morgen desselben gehören allein dem Fürsten von Schwarzenberg. „Unter den Riesenbäumen des böhmischen Urwaldes sind eine ansehnliche Zahl Stämme der Weißtanne, welche überhaupt die größten Dimensionen unter den dortigen Bäumen erreicht, bei einem Durchmesser von 4 bis 5 Fuß, zu 120 bis 150 Fuß Höhe gediehen; ja selbst von nahe an 200 Fuß Höhe, bei einem Durchmesser von 6 bis 8 Fuß, finden sich, obwohl jetzt schon selten, hier und da Exemplare, die man bisweilen nur rückwärts gebeugten Hauptes mit dem Auge bis zur stolzen Krone verfolgen kann. Fichten, die in weit größerer Menge vorhanden sind, erreichen zwar nicht die Höhe und Stärke der Weißtanne, aber doch eine so bedeutende Mächtigkeit in Tausenden von Stämmen, wie sie nur als Seltenheiten in fast allen übrigen Wäldern Deutschlands angetroffen werden. Nicht minder hat die Buche, obwohl im ganzen von geringerer Stärke und nur in einzelnen Exemplaren einen Umfang von 14 Fuß darbietend, sich nicht selten bis zu einer Höhe von 100 bis 130 Fuß emporgeschwungen, während die Kronenbelaubung bei 80 bis 90 Fuß beginnt. Und rings um diese Urwaldriesen, welche durch die an den Zweigen herabhangenden ellenlangen, zottigen, graugrünlichen Bartflecken an Ehrwürdigkeit noch gewinnen, begegnen dem Blick entweder sterbend oder bereits seit vielen Jahren todt und verwesend gleich kolossale Genossen, nicht unähnlich gigantischen Gespenstern &c."

Im Gebirge ist dieser Wald am wildesten und großartigsten. In den Niederungen umfaßt er viele tausend Morgen Torfmoore, die hier wie in Bayern Moos genannt werden, nicht selten von einer Mächtigkeit von 20—30 Fuß.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 6.** 19. Januar 1867.


## Flugschrift.

Das Ende der Kleinstaaterei. Ein Kapitel aus Deutschlands neuester Geschichte von Rudolf Köpke. Berlin, Mittler und Sohn, 1866.

Die Kleinstaaterei hat einen gewaltigen Stoß erlitten, aber zu Ende ist sie noch nicht. Sie neigt erst zu ihrem Ende und es ist wahrscheinlich, daß sie sich nicht wieder erholen und in ihrer alten Gemeinschädlichkeit für die Nation völlig werde wiederherstellen lassen.

Der Verfasser denkt billig genug, um anzuerkennen, daß die Kleinstaaterei auch eine gute Seite hatte, wenn ein Bruchtheil des deutschen Volkes in seiner Isolirung gesunde Kräfte frei entfalten konnte oder auch in despotischer Form gut und gerecht regiert wurde. Durch den strengsten Centralismus, durch ein zwangsweises Uniformiren würde mancher reiche Trieb der Volkskraft weggeschnitten worden seyn. Indessen blieben solche vereinzelte Kräfte immer dem Zufall bloßgestellt. Sobald sie nicht mehr integrirende Theile im Organismus eines einheitlichen starken Reichs waren, sondern zu Winkelsouveränetäten wurden, fielen sie unrettbar entweder der Fremdherrschaft oder doch dem fremden Einfluß anheim und ihre Existenz blieb unsicher. Um solche kleine souveräne Existenzen zu schaffen, mußte das einige Reich untergehen, die Nation im Großen und Ganzen verschwinden. Ein ohne Zweifel nichtswürdiger Tausch, denn das Ganze ist mehr werth als der Bruchtheil und hat auch ein ursprüngliches und unveräußerliches Recht, was der Bruchtheil nicht hat.

Der Verfasser charakterisirt die Kleinstaaterei sehr gut. Am Ende des Mittelalters, als sie sich zu bilden anfing, hatte sie noch manches Gute. Die nationale Tugend war mit der Einheit des Reichs nicht gleich zu Grunde gegangen, sondern entfaltete noch schöne Blüthen in den freien Genossenschaften und Gemeinwesen. Diese konnten sich jedoch nur in der Schweiz und den Niederlanden erhalten, wo Gebirge und Meer sie begünstigten. Im übrigen Deutschland ging mit der Einheit die Kraft nach außen, die gegenseitige Unterstützung verloren und in Folge dessen auch die innere Freiheit. Die Reichsstädte verloren nach und nach ihre alte Freiheit und die Kleinstaaterei ahmte überall den Despotismus nach. Der Souveränetätenschwindel, Verschwendung, Maitressenwirthschaft, Willkür und Plackerei der Unterthanen wurden die Regel bis zu den Winkelstaaten hinunter, welche durch den Reichsdeputationshauptschluß zu hunderten mediatisirt worden sind.

Der Verfasser bemerkt, der Despotismus der kleinen Dynastien sey immer mehr Karrikatur geworden. „Wer gedächte nicht jener berufenen Landgrafen von Hessen, jener Herren von Ziegenhain und Katzenellenbogen, die der wahre Urtypus dieses Schlages sind? Da wird die Durchlaucht zum Imperator, ein Abbild göttlicher Majestät auf Erden, vor dem klerikale Weihopfer angezündet werden. Das mäßige Gebiet wird zum Reich bis ans Ende der Tage, das Schloß zum Louvre oder Eskurial, das Bataillon zum Heer, der Major zum Feldmarschall, der bescheidene Rentmeister zum Finanzminister, der Justiziar zum Minister des Auswärtigen. So steigern sich mit der Verkehrung der Begriffe die Bezeichnungen endlos fort, bis man das rechte Maaß für alle Dinge verloren hat und nur noch das Kleine groß, und das Große klein zu sehen vermag. Es ist immer die alte Fabel vom Frosch, der sich zum Stier aufblasen wollte und darüber krepirte. Und wehe dem, der die Dinge nicht nach diesem Reglement sehen kann! Hier entfaltet ein System der Bart- und Knopfordnung, eine ganze Wissenschaft der polizeilichen Torfguckerei, des Auflauerns, der Spionage nach allem Ersinnlichen,

ob die Leute Fleisch oder Gemüse essen, Wein oder Bier trinken, rapportirt wird über alles, was sie sprechen, denken, glauben oder glauben könnten, und eine schwarze Halsbinde wird Grund zur Strafversetzung von einem Winkel des Reichs in den andern. Wohin muß das führen? Zum überschlagendsten Machtdünkel, zur stets bereiten Sclavendienstfertigkeit der Beamten, zur steten Angst der Unterthanen, die in jeder Maus den verkappten Aufpasser wittert. Es ist der Ruin des Landes, denn man hat ihm zugleich einen Staat, eine Steuerlast aufgehalst, die es nicht ertragen kann, es wird begraben unter der Wucht der gallonirten Staatslivreen, die man für Pygmäen nach Cyclopenmaaß zugeschnitten hat. Welche Fundgrube von Klatsch- und Scandalgeschichten hat sich nicht in diesem Treiben eröffnet, welch reicher Stoff angeblicher oder wirklicher Memoiren! Bemerkenswerth bleibt es, daß zu jener verrufenen Geschichte der deutschen Höfe, die vor Jahren die Runde durch alle Lesebibliotheken machte, grade die kleinen den größten Beitrag geliefert haben. Mag auch nur der zehnte Theil davon wahr seyn, es ist mehr als genug, um über diese Wirthschaft den Stab zu brechen."

„Fast noch verhängnißvoller ist die Kleinstaaterei durch ihre Beziehungen zu den auswärtigen Mächten geworden. Schon seit dem zwölften Jahrhundert waren eheliche Verbindungen dieser Fürstengeschlechter mit fremden Häusern nichts Seltenes; je näher sie dem Kaiser traten, je entschiedener sie in die Reihe der Souveräne Europas aufgenommen wurden, desto häufiger wurden diese dynastischen Verhältnisse, desto bedenklicher ihre Folgen für die deutsche Politik. Schließlich ist diese fast ganz unmöglich geworden. Die Fürstenfamilien wurden der Heimath entfremdet, dafür hatte sich der fremde Einfluß festgesetzt, er hat die Risse und Spaltungen erweitert, die Bande vollends gelockert, das Land zum Schlachtfeld fremder Heere, die deutschen Höfe zum Tummelplatz auswärtiger Diplomaten gemacht. Durch ihre verwandtschaftlichen Verbindungen mit nichtdeutschen Herrscherhäusern sind deutsche Fürsten auf fremde Throne berufen worden, und mit leichter Mühe haben sie ihrer Nationalität in fremder Pracht und Machtfülle vergessen. Die Habsburger sind zu Spaniern, die Oldenburger zu Dänen, die Pfalz-Zweibrücker zu schwedischen Wasas, die Sachsen polnisch, die Welfen zu Engländern, die Holstein-Gottorper zu Romanows und Russen geworden. Ihre deutschen Lande wurden Provinzen, die meistens undeutsch und stiefmütterlich verwaltet, zu allen Zeiten jeder fremden Einwirkung Thür und Thor offen halten mußten, und der Ahnen erinnerte man sich nur, wenn es galt, neue Ansprüche zu erheben. Solche Fürsten waren es, die das alte Vaterland nicht allein rücksichtslos behandelt haben, wie ächte Abtrünnige haben sie die feindselige Politik der Gegner noch feindseliger, gewandter, kräftiger durchgesetzt, um ihren deutschen Ursprung vergessen zu machen. Katharina II., eine Anhaltische Prinzessin, und ihre Nachfolger haben die Politik Peters des Großen vollendet und gegen Deutschland gerichtet, wie haben es nicht die Könige von Dänemark versucht, Holstein zu danisiren und durch tyrannische Bedrückung loszureißen! Andererseits haben diese zahlreichen kleinen Fürsten, die das eigene Land nicht ernähren konnte, den bedenklichen Vorzug gehabt, daß aus ihren Reihen fremde Prinzessinnen, namentlich russische, ihre Männer wählen durften. Apanagirte Prinzen wurden ins Ausland verpflanzt, sie wurden ohne Anhang und Einfluß brauchbare Generale oder paradirende Regimentsinhaber; regierende Fürsten mußten sich zu Werkzeugen fremder Politik bequemen, und je nach ihren Anlagen wurden sie als Satrapen oder Pensionäre behandelt, an denen man jede Herrscherlaune auslassen durfte. Fürst und Land mußte ja Gott danken, daß der fremde Goldstrom diesem armseligen Winkel der Erde befruchtete! Auch zu dynastischen Verbindungen gehört ein Gleichgewicht beider Theile, wenn nicht einer dem andern geopfert werden soll. Aber es handelt sich nicht allein um die einzelne Person, sondern um Land und Leute, die zu allem noch der argwöhnischen Controle einer auswärtigen Politik unterliegen, in die fernsten Verwicklungen hineingezogen und von einer fremden Macht ausgebeutet werden, die keine andere Rücksicht kennt, als für ihren Zweck schonungslos Alles zu verbrauchen." So hat sie sich seit zweihundert Jahren eingenistet, bis ins innerste Lebensmark ist sie gedrungen, in allen europäischen Verträgen und Congressen haben die Rücksichten auf verwandtschaftliche Beziehungen vornehmlich Deutschland betroffen. Hier muß Rußland geschont werden, dessen Großfürstinnen seit Peter dem Großen nach Mecklenburg, Holstein, Würtemberg, Weimar, Nassau und Hessen gekommen sind, dort England und Frankreich. Hat man einmal den Muth gehabt, sich darüber hinwegzusetzen, so brechen Winke, Warnungen und drohende Noten von allen Seiten herein, aller Welt Vortheil sollen die deutschen Fürsten wahren, nur ihren eigenen nächsten, den deutschen, nicht! Was bleibt ihnen übrig? Die Noten müssen sie einstecken, aber die Faust in der Tasche dürfen sie machen. Auf allen Seiten politische und diplomatische Schranken, Schlingen und Fallstricke; nichts kann gethan, gesagt werden, die Kehle wird zugeschnürt, das Leben hört auf!"

Das ist die Hauptsache, aber die äußere Schmach und die innere Unfreiheit hingen genau zusammen. Aus Deutschland konnte nie mehr etwas werden, so lange eine Vielheit von Fürsten das Volk im Innern knechtete und zugleich vor dem Ausland schweifwedelte. Es war die schlechteste Wirthschaft von der Welt, die einer Nation aufgedrungen werden kann. Deswegen konnte sie nicht dauern. Irgend einmal mußte eine Nation von mehr als vierzig Millionen Seelen sich ihrer selbst wieder bewußt werden, sich ihrer großen Vergangenheit erinnern, sich in ihrer ganzen Stärke wieder zusammenfassen und die Pferche niederreißen, welche die kleinen Souveräne durch ihr weites Gebiet überall hindurch gezogen hatten. Im vorigen Jahrhundert war es dem classischen Geschmack, den unsere Fürsten auf allen Schulen eingeführt hatten, den Romanisten, durch die sie uns um das deutsche Recht hatten betrügen lassen, und der französischen Mode, die sie von ihren Höfen aus den gebildeten Classen octroyirt hatten, glücklich gelungen, das deutsche Selbstgefühl in der Nation gänzlich auszurotten, so daß, wer sich unter jener elenden Fürstenwirthschaft gedrückt und gemartert fühlte, wie Schubart, Klinger, Seume, Schiller &c. seinen Trost bei den Alten oder im Kosmopolitismus suchte, nur nicht in einem patriotischen Aufschwunge. So dick und tief war der Schlaf einer großen Nation, die nur durch ihre Kleinstaaterei nach und nach zum deutschen Michel herabgewürdigt worden war. Es bedurfte erst der Keulenschläge unter der äußersten Mißhandlung und Entehrung, bis der deutsche Michel endlich die Augen aufzuschlagen und die Faust zu ballen anfing und mit Keulenschlägen die freche Behandlung, die ihm Napoleon angethan hatte, erwiderte. Aber seine Fürsten eilten herbei, ihm schmeichelnd den Schlaftrunk wieder in den Hals zu gießen. Da legte er sich nieder und schlief wieder ein. Unterdeß feierte das Ausland mit unsern Fürsten gemeinschaftlich den großen Sieg über den deutschen Michel auf dem Wiener Congreß, wo die Sache der deutschen Nation nur von Preußen allein noch zu seiner unsterblichen Ehre, aber gegen die Uebermacht erfolglos vertreten wurde. Der Wiener Congreß hatte nicht den Zweck, Frankreich für die ungeheuern Frevel zu bestrafen, mit denen es Europa von Cadix bis Moskau heimgesucht hatte, er machte sich vielmehr zur einzigen Aufgabe, das deutsche Volk niederzuhalten, den wieder eingeschlafenen deutschen Michel an allen Gliedern zu fesseln, gänzlich einzuschnüren, ja ihm die Adern im Leibe zu unterbinden. Alles andere auf diesem Congreß war Nebensache, die Verkleinerung des alten deutschen Reichs in dem neuen deutschen Bunde, die Einsetzung des Bundestags in Frankfurt, welcher die Zerrissenheit und Uneinigkeit Deutschlands unter der beständigen Aufsicht des Auslands verewigen sollte, war die Hauptsache. Preußen allein vertheidigte die deutsche Nation gegen eine so unvernünftige und unnatürliche Behandlung, es wurde überstimmt. Der edelste und feurigste Sprecher der Nation war Görres im Rheinischen Merkur. Aber der Sybarit Gentz, Metternichs Lakai, durfte den edlen Patrioten verhöhnen.

Die Kleinstaaterei dauerte fort, denn Rußland wollte kein einiges Deutschland zum Nachbar haben, sondern nur Kleinstaaten, die es mit seinem Einfluß beherrschte, wie einst Rom die makedonischen Mittelstaaten und griechischen Winkelrepubliken. Auch Frankreich wollte kein einiges Deutschland zum Nachbar haben, sondern nach der alten Manier mit uns umspringen, wie der Fuchs mit den Gänsen, und auch England wollte theils seine alte Provinz in Norddeutschland wieder haben, theils das Entstehen einer deutschen Marine verhindern. Sie alle aber hätten dennoch nicht die Wiedererstarkung Deutschlands durch das Aufhören der Kleinstaaterei verhindern können, wenn sich Oesterreich nicht mit dem Ausland zum Schutz der Kleinstaaterei gegen Preußen verbündet hätte. Oesterreich wollte um jeden Preis die nationale Bewegung in Deutschland unterdrücken, weil sie von Preußen ausgegangen war und nur Preußen zu gute zu kommen schien. Daher der Bundestag, daher die Karlsbader Beschlüsse, die Mainzer Commission, daher auch die Zurücksetzung des deutschen Elements in Oesterreich selbst und die Bevorzugung der Böhmen, Ungarn und Italiener.

Herr Köpke hebt hervor, wie sehr die deutsche Bundesverfassung, das Werk der Metternich'schen Politik, nur darauf berechnet gewesen sey, dem deutschen Nationalinteresse zu schaden. Abgesehen davon, daß sie die Kleinstaaterei und in ihr die Mißregierungen protegirte, alle einheitlichen Interessen der großen Nation den partikularistischen der kleinen Dynastien aufopferte, duldete sie immer noch, daß ausländische Fürsten wegen Hannover, Holstein und Luxemburg am Bundestag Sitz und Stimme haben durften. Dem Ausland diesen Einfluß zu gönnen und zu erhalten, war grade die Absicht Oesterreichs, damit die preußische Stimme für Deutschland nie durchdringen könne.

Natürlicherweise befand sich die Kleinstaaterei bei dieser Bundesverfassung unter dem Schutz Oesterreichs und des Auslands so recht wuselig wohl, und sie würde fortgefahren haben, das allgemeine Interesse der Nation gänzlich zu ignoriren, wenn nicht die materiellen Interessen wenigstens einen großen Theil der Mittel- und

Kleinstaaten genöthigt hätten, dem preußischen Zollverein beizutreten. Eine neue Gefahr brach für sie herein im Jahr 1848. Doch kam die Kleinstaaterei diesmal noch mit dem bloßen Schrecken davon, denn das deutsche Volk steckte noch viel zu sehr in den Banden des Partikularismus, um die nur immer mit dem Maule vom Himmel herab geschrieene Einheit auch auf dem festen Boden der Wirklichkeit durch irgend eine Kraft und That erringen zu können. Die Kleinstaaterei machte damals eine für sie sehr schätzenswerthe Erfahrung. Sie kam nämlich zu der Einsicht, daß sie die nationale Phrase durchaus nicht mehr zu fürchten brauche. Die hochtrabenden Reden von Deutschlands Einheit und der hunderttausendstimmige Gesang von Sänger-, Turner- und Schützenbünden, alles war nur Wind gewesen. Grade das einzige, was jene Vereine und Bünde hätten durchsetzen können, sofern ihnen keine Kanonen und Bajonette zu Gebote standen, die einzige moralische That, die man von ihnen fordern konnte, nämlich ihren Reden und Liedern getreu auch überall im Volk den Sinn für die Nationaleinheit zu beleben und dem Partikularismus überall entgegenzuwirken, grade für dieses einzige, was ihnen möglich war, haben sie sich nicht im mindesten angestrengt. Die Nation saß ihnen wohl immer auf der Zunge, aber der verstockteste Partikularismus im Herzen. „Eines hätten diese Vereine erreichen können, die Milderung, die Abschleifung des starren, eckigen Partikularismus, der landschaftlichen Vorurtheile, die Zügelung der Eifersucht der Stämme, die fortgesetzte Uebertragung eben jener Fehler, deren sie die Regierung anklagen, auf die Bevölkerungen. Was haben die Tagfahrten der Ober- und Niederdeutschen nach Bremen oder Frankfurt gefruchtet? Grade in diesen Vereinen hat sich jener eigenthümliche großdeutsche Patriotismus gebildet, dessen Programm die bei Tag und Nacht wiederkehrende Frage ist: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ Jene klare Vaterlandsliebe, aber jene unklare Politik, die überall Reden hält von dem einigen, großen, starken, freien Vaterland, die ausruft: ‚Seyd umschlungen Millionen!‘ wenn es sich um die deutschen Brüder in Oesterreich handelt, aber dennoch die Nächsten ausschließen will, bis sie nicht geworden sind wie Ihrer einer; die sich vermißt die Sterne vom Himmel zu holen, aber hier unten darf darum kein Kochtopf zerschlagen werden. Alles soll neu werden, nur bei uns bleibe es beim guten Alten!“

Der Verfasser verfolgt den Partikularismus der Vereine und der Presse mit schonungslosem Spotte. Ihr, die ihr immer den Fürsten vorwarft, sie allein seyen Schuld, daß Deutschland zerspalten bleibe und nicht zur Einheit gelangen könne, ihr wetteifert ja mit den Fürsten und übertrefft sie noch in partikularistischem Eigensinne! In der Frage der Elbherzogthümer konnte nicht der geringste Zweifel obwalten, daß die Eroberung und Wiedervereinigung derselben mit Deutschland die Basis einer deutschen Marine, eines einheitlichen Systems der Küstenvertheidigung der durch einen Kanal zu verbindenden Nord- und Ostsee werden und daß demnach diese ganze Küste der Obhut Preußens anvertraut werden müsse, welches allein die Macht dazu besaß. Was thaten nun aber jene Vereine, die sich immer prahlerisch als die wahren und alleinigen Vertreter der deutschen Nation geberdet hatten? Der Verfasser sagt mit Recht:

„Hätte die Kleinstaaterei es unternommen, ihre Unfähigkeit zur Lösung irgend einer großen politischen Frage vor aller Welt Augen unwiderleglich darzuthun, nicht anders hätte sie beschließen und handeln können, als hier geschah. Sie berief sich auf das formelle Recht, das auf ihrer Seite sey, aber nicht minder gewiß ist, es war ein Glück, daß dieses Recht keine Macht hinter sich hatte. Fast schien es, als hätte der Bundestag noch einmal populär werden sollen, denn Großdeutsche aller Farben, Ultramontane, Demokraten, Radikale, sonst erbitterte Gegner der Kleinstaaterei, die sie längst hätten aus der Welt hinausfegen mögen, hier schwärmten sie plötzlich für den Augustenburger, zu den oft gezählten Kleinen wollten jetzt die Anhänger des großen einigen Deutschland noch einen hinzufügen.“

Die Vereine und die Presse, die immer das Maul voll Nationaleinheit und Parlament hatten, entblödeten sich nicht, als ihnen dieselben von Preußen dargeboten wurden, nichts mehr davon wissen zu wollen. „Wie oft haben sie nicht den Nothschrei erhoben nach Parlament und Bundesreform! Welche langen und ‚gesinnungstüchtigen‘ Abhandlungen sind nicht in Augsburg, in Frankfurt geschrieben worden, jenen Mittelpunkten des literarischen Netzes, womit Oesterreich so trefflich die fünf Sinne des deutschen Lesers zu umspinnen, und die öffentliche Meinung zu machen wußte! Da plötzlich treten ihnen Parlament und Reform entgegen, und nun wollen sie sie nicht wieder erkennen, sie versperren Thür und Thor, sie greifen zum Schwerte dagegen, zum Palladium wird der alte Bund, und als wenn sie die Manen des Rumpfparlaments, das in Stuttgarts Mauern verendete, sühnen wollten, haben sie den Rumpf des Bundestages zu den drei Mohren nach Augsburg gerettet!“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 7. 23. Januar 1867.


## Kirche und Revolution.

Kirche, Staat und Freiheit oder die Encyklica vom 8. December 1864 und die Prinzipien von 1789. Von Emil Keller, f. Z. französischem Deputirten. Vom Verfasser autorisirte deutsche Uebersetzung der zweiten Auflage. Mainz, Kirchheim, 1866.

Keller machte vor einigen Jahren in der französischen Kammer großes Aufsehen durch die Wahrheiten, die er mit seltenem Freimuth vortrug. Die vorliegende Schrift glüht von demselben Feuer der Wahrheit und wir können sie nicht genug empfehlen. Sie charakterisirt den großen Gegensatz in unserer Zeit im Allgemeinen und wieder in besonderer Anwendung auf Frankreich.

Bekanntlich ist das Urtheil geistreicher Franzosen über ihre Nation ziemlich pessimistisch, z. B. das berühmte Urtheil Tocquevilles. Herr Keller weicht sehr weit davon ab. Zwar erkennt auch er die ewige Unruhe und Neuerungssucht, das wetterwendische Wesen der Franzosen an, aber er motivirt es auf andere Art und entschuldigt es. Er sagt: „Es gibt Zeiten und Völker, welche sich mit einer kleinen Summe religiöser, politischer und socialer Wahrheiten begnügen und in schimpflichem Stillstande dahinleben, weil ihre Selbstsucht und Apathie ihre Rechnung dabei findet. Das dagegen ist der Vorzug der christlichen, der katholischen Völker und das ist der Ruhm der neueren Zeiten und vor allem unseres Jahrhunderts, in allen Dingen das höchste Ideal, die höchste Vollkommenheit anzustreben und einen unersättlichen Durst zu haben nach Gerechtigkeit, Wahrheit, Fortschritt und Freiheit. Heut zu Tage beschäftigt sich jedermann, von dem Fürsten und Minister bis herab zum Handwerker, der um seinen täglichen Lebensunterhalt kämpft, mit den höchsten Fragen unserer Bestimmung, mit den tiefsten Grundlagen der Religion, der Politik, der Gesellschaft. Je tiefer man aber in die verschiedenen Fragen eindringet, desto mehr erkennet man, wie innig sie insgesammt mit einander verbunden sind, und bei der stets zunehmenden Solidarität, welche gleichmäßig alle Nationen und alle Menschen umschließt, ist man zu der Annahme berechtigt, daß aus der gegenwärtigen Bewegung der Geister eine entscheidende und allgemeine Lösung, wenigstens für das gegenwärtige Geschlecht hervorgehen wird. Der Franzose verleugnet sich nicht und die Religion der materiellen Interessen, welche unsere Nachbarn jenseits des Kanals so trefflich verstehen und so gewissenhaft üben, wird ihm nie genügen. Bei uns sind überdies die Leute, welche sich gewaltige Reichthümer erworben haben, Ausländer oder Solche, die ausnahmsweise die Eigenschaften besitzen, die uns fehlen. Bei uns zu Lande geben im Durchschnitt Reiche wie Arme ihr Geld schneller aus, als sie es erwerben. Der Luxus und das Vergnügen, wie weit man sie auch treibt, befriedigen nur kurze Zeit. Wenn es gilt, einem unglücklichen Bedrückten beizuspringen oder ein Unrecht zu rächen, beim Schall der Kriegstrompete, beim Kanonendonner vergißt der Franzose seinen Reichthum und seine Armuth; er hat seine Freude, sein Element, sein Leben gefunden. Daher auch, trotz des materiellen Fortschrittes, die Revolutionen, die alle fünfzehn oder zwanzig Jahre dem inneren Mißvergnügen Luft machen. Daher die Ohnmacht aller politischen Theorieen, die ihren Halt nur in dem materiellen Interesse suchen. Da hilft kein Balanciren. Jede Doctrin, jede Aristokratie, jede Regierung, welche darauf verzichtet, jene großen Fragen zu lösen, ist deshalb zum Untergange verurtheilt. Dieses Volk wird lieber zu jeder Revolution, zu jeder Calamität, zu jedem Hirngespinste greifen, als auf seine hochherzigen Triebe verzichten.“

Es liegt in diesen Sätzen, obgleich sie dem französischen Volke vor andern zu sehr zu schmeicheln scheinen, doch eine Wahrheit. Frankreich hatte immer eine gewisse Initiative, indem es, wenn auch nicht gründlicher, die Fragen der Zeit doch schneller auffaßte. Von den Franken ging der Grundgedanke des Mittelalters, des christlich germanischen Doppelorganismus der Kirche und des Staates aus, von ihnen ging auch wieder die Revolution aus und bei ihnen wurden die Ideen von 1789 geboren. „So lange sie unbefriedigt sind, schaffen sie Neues. Täuschen sie sich in diesen Schöpfungen, so ruhen sie doch nicht, sondern versuchen es wieder anders. Die Republik hat ihnen nicht genügt, die despotische Centralisation eben so wenig, der Atheismus auch nicht, die heidnische Renaissance desgleichen nicht. Sie neigen sehr stark wieder zur Romantik und zur Kirche. Warum sollten sie an der Zukunft verzweifeln, wenn auch allerdings die politischen Gewohnheiten und Leidenschaften sie noch im Bann des vorigen Jahrhunderts zurückhalten und ihnen immer noch die falschen Ziele der Demokratie und der Gleichmacherei, oder des Cäsarismus und der Eroberung vorhalten.

Herr Keller erkennt mit Recht, daß es der französischen Politik nicht angemessen war, Rom im Stiche zu lassen. Karl der Große begründete das tausendjährige Kaiserreich, indem er den Kirchenstaat gegen die Uebergriffe des Lombardenkönigs schützte. Der gegenwärtige Kaiser der Franzosen thut das Gegentheil, indem er Rom dem neuen Desiderius überläßt. Nach den entsetzlichen Greueln der französischen Revolution fiel der erste Hoffnungsstrahl in die Seelen, die sich vor dem Verderben gerettet hatten, in dem Augenblick, in welchem der erste Consul die christliche Kirche in Frankreich wiederherstellte und die Glocken wieder zur Andacht rufen ließ, die dem großen Morde entronnenen Priester ihren Gemeinden zurückgab. Man glaubte, in dem ersten Consul einen neuen Karl den Großen zu sehen, wie er denn selber damals die einzig wahre Ansicht von der Kirche aussprach: Der Staat darf ihre Weihe nicht entbehren, der Staat muß Hand in Hand mit ihr gehen, der Staat muß ihre Unabhängigkeit, muß die Souveränetät und weltliche Macht des Papstes anerkennen, denn wenn der Papst, der Oberhirt aller Katholiken in den verschiedensten Ländern und Welttheilen, nicht unabhängiger Herr auf eigenem Grund und Boden seyn könnte, so müßte er Unterthan desjenigen weltlichen Fürsten werden, in dessen Gebiet er sich aufhielte, und das wäre weder seiner Würde angemessen, noch könnte sich die katholische Welt dabei beruhigen. Denn die Abhängigkeit des Papstes von irgend einem weltlichen Herrn würde zur Folge haben, daß er den weltlichen Interessen desselben würde dienen müssen, im Widerspruch mit seinen geistlichen Pflichten und mit dem gleichberechtigten Interesse anderer Völker und Staaten. So urtheilte und sprach der erste Consul. Leider ging er, nachdem er Kaiser geworden war, von diesem Programm ab, raubte dem Papst den Kirchenstaat und wollte ihn zu seinem politischen Werkzeug erniedrigen. Es war nicht weise, es war eine schlechte Berechnung, und nur Napoleon selbst hatte den Schaden davon. Der h. Stuhl wurde wiederhergestellt, Napoleon ging unter.

Es ist wahr, wird der Papst von Napoleon III. verlassen, hat er wenig haltbare Stützen mehr, wenigstens für den nächsten Augenblick. Aber die katholische Welt kann, wie ihre Glaubenseinheit, so auch ihr unabhängiges Oberhaupt niemals aufgeben. Sie wird sie zu erhalten wissen. Sie wird nur zu bald einsehen lernen, wem allein das Stürmen gegen Rom zu gute kommt. Nicht Victor Emanuel, nicht den Mazzinisten, nicht den Prinzipien von 1789, auch nicht den Protestanten, sondern ganz allein der griechischen Kirche und der russischen Politik. Diese Politik kann nicht genug gerühmt werden, sofern sie die kirchliche Einheit zu einem der Hauptmittel gemacht hat, den russischen Besitzstand in zwei Welttheilen zu erhalten und immer noch zu erweitern. Dieses einzige Mittel verbürgt ihr die künftige Herrschaft über ganz Europa, wenn es nicht gelingt, die Einheit in der katholischen Welt mit ihrem sichtbaren Haupte zu retten. Die katholische Kirche steht der welthistorischen Idee nach so hoch über der griechischen, wie das romanisch-germanische Europa über dem slavisch-mongolischen Asien, wie der freie Mann über dem Sclaven. Es war daher die Mission der katholischen Kirche, sich allmälig nach Osten auszubreiten und mit dem Geiste, der sie erfüllt, das geistlose Popenthum, das nicht einmal eine Predigt, sondern nur Ceremonien kennt, zu durchdringen und zugleich den despotisch regierten Völkern, den stumpfsinnigen geknuteten Barbaren einen Begriff von Freiheit, Recht und Ehre beizubringen. Das geschah nun auch, so lange Europa noch für das Christenthum begeistert war. Mit den deutschen Bekehrern drang deutsche Cultur, deutsches Städtewesen, deutsches Recht, ritterlicher und genossenschaftlicher Sinn in den Osten ein. Erst seit dem 15. Jahrhundert, seitdem überall im westlichen und mittleren Europa mit der fürstlichen Willkür auch die Renaissance aufkam, stockte die Eroberung im Osten und bald begann die asiatische Barbarei gegen Europa zu reagiren. Schon im 16. Jahrhundert wurde das deutsche Livland von den Russen aufs gräßlichste ausgebrannt und ausgemordet. Wenn

nun auch die Czaaren allmälig die Vortheile der europäischen Civilisation erkannten, so eigneten sie sich doch davon nur so viel an, als sie zur Verschärfung ihrer despotischen Gewalt brauchten, also nicht mehr die ältern Institute des Glaubens, der ritterlichen Ehre, des Rechts und der bürgerlichen Freiheit, sondern nur die neuen Institutionen, die mit der heidnischen Renaissance aufgekommen und den despotischen Gewohnheiten des alten Rom entlehnt waren, Bureaukratie und Polizei.

Wenn man seit Jahren russische Zeitungsartikel und Flugschriften gelesen hat, worin der Russe sich rühmt, daß er Frieden im Innern habe und nur unablässig nach außen erobere, daß in seinem weiten Reiche ein einziger Wille herrsche, während in Europa bis in den kleinsten Winkelstaat hinein jeder etwas anderes will, alles streitet, sich gegenseitig herabwürdigt und schwächt, so kann man es in der That dem Russen nicht verdenken, wenn er uns im Westen alle tief verachtet und gar nicht zweifelt, daß er über kurz oder lang seine Herrschaft über ganz Europa ausbreiten wird. Daß man den Polen als Nation nicht geholfen hat, läßt sich mit der elenden Adelswirthschaft daselbst entschuldigen, aber daß man ihnen als Katholiken nicht geholfen hat, damit sie der griechisch-russischen Kirche nicht erliegen, ist eine schwere Verschuldung Europas. Europa gab damit seine welthistorische Mission in Bezug auf den Osten auf, ließ das Bollwerk der abendländischen Kirche niederreißen und gewährte dem Czaaren noch das vergnügliche Schauspiel, den römischen Stuhl in die Luft springen zu sehen, ohne daß Rußland sich nur darum zu bemühen brauchte.

Wir haben schon im vorigen Jahr Oesterreich vorgeworfen, daß es die katholische Kirche in Polen systematisch unterdrücken lasse, daß es selbst auf den österreichischen Lehranstalten und in der Presse keinen katholischen Geist pflege. Jetzt müssen wir auch Frankreich fragen, was es denn zu gewinnen sich einbilde, wenn es den Papst in Rom schutzlos den unvermeidlichen Insulten des Cavourismus aussetzt, oder zur Flucht zwingt? Frankreich verliert dadurch den Rechtstitel, der ihm Italien zu jeder Zeit öffnete. Ein Papst in Rom neben einem weltlichen König, der in demselben Rom residirt, ist eine Chimäre. So etwas nur vorauszusetzen oder den Völkern die Möglichkeit glauben zu machen wollen, ist ein Mißgriff. Den Papst unter einen fremden, die französischen Katholiken verletzenden, dem französischen Staatsinteresse selbst feindlichen Einfluß kommen zu lassen, kann niemals französische Politik seyn.

Nur zu wahr ist, was Keller S. 35 sagt, indem er den betrübten Blick auf Rom richtet. „Es ist gegenwärtig, als wären alle Leidenschaften, die seit Jahrhunderten in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt haben, auf einmal aus ihren Gräbern erstanden und hätten sich am Stuhle des heiligen Petrus ein Stelldichein gegeben, um von seinem Sturze die Erfüllung ihrer verschiedenen Wünsche zu erwarten. Den Ungarn, den Serben, den Montenegrinern, den Polen soll der vorgebliche Aufschwung der italienischen Nationalität das Signal ihrer eigenen Auferstehung seyn, während der russische Despotismus darauf rechnet, daß der Sturz der letzten unabhängigen geistlichen Macht ihm gestatten werde, sich seine rebellischen Unterthanen vollständig zu assimiliren. In Frankreich und England schmeicheln sich die Freunde der modernen Freiheiten, das Prinzip der freien Forschung und die Grundsätze von 1789 jenseits der Alpen zu verbreiten, während die geheimen Anbeter des Cäsarenthums und der Centralisation darauf ausgehen, dann alles locale Leben und jegliche Autonomie bis zur letzten Spur zu vernichten. Die Socialisten endlich, von einem Ende Europas bis zum andern, die da von der Glückseligkeit der enterbten Classen träumen, können es kaum erwarten, bis sie den Schlußstein aus dem Gewölbe des alten socialen Gebäudes stürzen sehen; während die mit Glücksgüter Gesegneten, weit entfernt ihn zu stützen, es gar gerne sähen, wenn, wie die Stimme ihres Gewissens, auch endlich die Stimme des unbestechlichen Papstes verstummen würde, der ihre finanzielle Moral und ihre scandalöse Ueppigkeit verdammt. Selbst den Fürsten schwindelt der Kopf und sie finden es bequemer, mit dem Strome zu schwimmen, als demselben zu widerstehen."

Der Verfasser charakterisirt nun den großen Gegensatz der Zeit und bedauert, in den napoleonischen Ideen nur zuviel vom verneinenden Geist der Zeit zu finden. „In der Presse, auf der Tribüne, im Munde des Prinzen Napoleon, zu Ajaccio wie im Senate, in der Feder des Herrn von Persigny, des Ministers oder des Pilgers, ist es stets dieselbe sogenannte demokratische oder napoleonistische Idee, die aber im Grunde nichts anderes als die Idee des Despotismus und Cäsarenthums ist, die alle anderen Parteien ausbeutet und auf Kosten der Völker und Fürsten, auf den Ruinen des Glaubens und der Freiheit ihre Reise um die Welt macht."

Es handelt sich, wenn man von den Prinzipien des Jahres 1789 und ihren Consequenzen redet, jetzt nicht mehr vom contrat social, von den Menschenrechten, von der Freiheit und Gleichheit, von der Charte und vom Liberalismus, sondern von den materiellen Interessen. Alles ist zur Geldfrage geworden. Vom Liberalismus hat niemand profitirt, als der Kapitalist und Börsen-

schwindler. Alle Gleichheit vor dem Gesetz diente nur den schaudervollen Abgrund zwischen dem Geldprotzenthum und dem Proletariat aufzuthun. Alles was für Freiheit gesungen, geredet, geschrieben und gesetzlich verbrieft worden ist, hat nur eine neue drückende Sclaverei der arbeitenden Classe herbeigeführt. Den Wahlzettel kann man nicht essen und in einem Paragraphen der Verfassung kann man nicht wohnen, aus den papiernen Grundrechten sich kein Hemde zuschneiden. Frei ist nur noch, wer Geld hat. „Der Reichthum fand Mittel und Wege, Namens der wissenschaftlichen Nationalökonomie in der Gestalt des beweglichen Kapitals sich jeder Steuer und Auflage zu entziehen. Während der zersplitterte, mit dem Schweiße des Arbeiters gedüngte Grundbesitz einen großen Theil seines Ertrages als Steuer zahlte, waren die Kapitalien — concentrirt, Herren des Handels, der Industrie und vermöge der Hypotheke selbst von Grund und Boden — frei von allen öffentlichen Lasten und häuften mühelos Zinsen auf Zinsen. Der einzige Dienst, den sie noch dem Staate leisteten, bestand darin, gegen große Vortheile ihm Darlehen vorzustrecken, vermittelst welcher man die Deficits der Gegenwart auf Kosten der Zukunft deckt. Ohne Herz und ohne Vaterland war das Geld bei der geringsten Gefahr ausgewandert. Daher entstand sofort für das Land die Nothwendigkeit, eine dreifache Armee zu bezahlen, die der Soldaten, die der Beamten, die der Gläubiger, eine Armee, die von Tag zu Tag wächst und deren Offizierscorps sich gleichfalls aus dem engen Kreise begünstigter Familien rekrutirt; daher anstatt der großen Schatzkammer des Nationalreichthums, an welcher jeder seinen Antheil haben sollte, eine Nationalschuld von zehn Milliarden und das Recht, das jedes Kind mit auf die Welt bringt, jährlich als seinen Antheil ungefähr fünfzig Francs Steuer zu zahlen. So ist, Dank des Uebergewichtes der materiellen Interessen, überall die Aristokratie der Hingebung, der Tugend, des Talentes, der militärischen Ehre, der richterlichen Unbestechlichkeit, des municipalen Patriotismus durch eine Aristokratie oder vielmehr eine Feudalherrschaft des Geldes verdrängt worden, die niedrigste und selbstsüchtigste Oligarchie, die es gibt."

Herr Keller bemerkt dazu: „Allerdings ist in Frankreich, wo diese Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse kaum fünfundsiebenzig Jahre alt ist, und wo eigentlich erst seit 1815 die industrielle und ökonomische Bewegung einen großen Umfang angenommen hat, das Proletariat und die Centralisirung der Kapitalien noch lange nicht eine allgemeine Thatsache geworden, wie in England; und sowie auf dem Lande der christliche Glaube den Angriffen einer gottlosen und sittenverderbenden Presse Widerstand leistet, so bietet dort auch noch das kleine Eigenthum mit wunderbarer Energie den Fortschritten des Luxus und der Weichlichkeit, der Concurrenz der Maschinen und der großen Kapitalien die Stirne. Allein es ist nichtsdestoweniger wahr, daß in wenigen Jahren die Zahl der Proletarier um drei Millionen zugenommen und die der Bauern um eben so viel abgenommen hat. Das Uebel schreitet mithin fort, und bei der Raschheit, welche heut zu Tage die gesellschaftlichen Entwicklungen haben, bei dem wachsenden Zuge, der die Menschen von dem Felde und dem Pfluge hinweg in die Städte zieht, ist gegenwärtig das Uebel bereits so groß, daß man mit allem Ernste sich damit beschäftigen muß. Möge man daher sich nicht veralteten Beunruhigungen über die Zersplitterung des Grundbesitzes mehr hingeben, eine Zersplitterung, die nach den gründlichen Untersuchungen Tocquevilles vor 1789 fast eben so groß war; grade umgekehrt ist die Wiederherstellung des großen und der Ruin des kleinen Vermögens die Gefahr, welche uns droht."

Diese große Wahrheit findet ihre volle Anwendung auch auf Deutschland.

Der Verfasser analysirt die Logik der Arbeiter in Frankreich. Haben sie nicht Recht, wenn sie im Privilegium des Reichthums ein absolutes Hinderniß sehen, von der politischen und bürgerlichen Freiheit, mit der man ihnen schmeichelt, irgend einen Gebrauch zu machen. „Ist es gerecht, fragt der Arbeiter, daß nach sechstausend Jahren der Arbeit, der Erfindungen und des Fortschrittes ein großer Theil des menschlichen Geschlechtes enterbt geboren wird, ohne irgend welchen Antheil an den von den Vorfahren aufgehäuften Schätzen? Was hat das Proletariat in seiner untergeordneten Stellung für einen Vortheil von der freien Forschung und der politischen Gleichheit? Zu was dient es ihm, bei der Wahl eines Stadtrathes oder eines Deputirten, die es nicht reicher machen, mitstimmen zu können? Warum das Uebel nicht an der Wurzel angreifen? Der Erklärung der Menschenrechte hat man (Artikel 17) beigefügt, daß das Eigenthum heilig und unverletzlich sey. Diese Inconsequenz und diesen Widerspruch haben die Reichen erfunden, um ihr Vermögen sicher zu stellen."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 8. 26. Januar 1867.

## Flugschrift.

Dakoromanien (Rumänien) und seine Beziehungen zum Deutschthum. Von K. Badewitz. Leipzig, Verlag von Heinrich Matthes, 1866.

In dieser kleinen Schrift, die nur einen Druckbogen umfaßt, wird auf die Bedeutung Rumäniens aufmerksam gemacht. Dieses Volk, welches bekanntlich von den alten Römern abzustammen glaubt und auch noch eine römische Mundart spricht, bewahrt jedenfalls die Erinnerung an die altrömischen Colonien an der untern Donau. Die römische Staatssprache konnte sich dort erhalten, weil weder die germanischen Gothen, die später nach Italien zogen, noch die Südslaven, die an den Balkan zogen, noch die Tataren, die bei Odessa blieben, sich hier bleibend niederließen. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Rumänen noch echte Nachkommen der Römer seyen. Die Römer hatten hier nur im eroberten Dacien Colonien angelegt und herrschten zwar hier und führten die römische Staats- und Geschäftssprache ein, bildeten aber nur eine Minderheit unter den alten dacischen Einwohnern. Diese römischen Colonisten selbst waren nicht eigentliche Römer oder Italiener, sondern aus allen Enden des weiten Reichs von Britanien bis Persien zusammengewürfelte Leute. Und welche Mischungen müssen nicht zur Zeit der Völkerwanderung vorgekommen seyn. Wir können daher mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimmen, wenn er in den heutigen Rumänen noch die echten Nachkommen der alten, muthmaßlich germanischen Dacier wieder erkennen will.

Der Verfasser bemerkt S. 11. Die Rumänen hätten heute noch etwas Deutsches an sich. „Nicht die römische Ansiedlung unter Trajan, nicht die spätere Ueberfluthung mit slavischen, ungarischen und türkischen Volkselementen kann ihnen jedoch einen Stempel ureigenen Volksthumes aufdrücken, sondern einzig und allein ihre Abstammung von eben jenen Dakern, deren Reich von Siebenbürgen aus alle heutigen Länder rumänischer Zunge umfaßte und deren deutsches Wesen unverkennbar noch heute im rumänischen Volksthum vorwaltet. Denn nichts von dem sprudelnden Feuer der Romanen des Westens, der Franzosen und Italiener, ist den Rumänen eigen, wohl aber ein gut Theil jener phlegmatischen Ruhe und jenes dem Germanen eigenthümlichen Hanges zur Gemüthlichkeit, dem nur lange, lange Jahre der Unterdrückung oftmals den Stempel der Trägheit und Gedankenlosigkeit aufgedrückt haben. Dabei zeichnet den Rumänen gleich dem Germanen jener Wissensdurst aus, der überall, wo er, wie zum Beispiel in dem letzten Jahrzehnt in Siebenbürgen, annähernd Befriedigung findet, den Einzelnen in raschem Erfolge auf die Höhe mitteleuropäischer Cultur erhebt und ohne Zweifel in geordneten Verhältnissen das ganze Volk dereinst darauf erheben wird.“

Das genügt uns nicht, um eine Stammverwandtschaft der Rumänen über alle Zweifel zu erheben.

Wichtiger ist die politische Frage. Die Rumänen würden mit 10 Millionen Seelen ein hübsches Reich für sich bilden, denn der größte Theil Siebenbürgens, der Bukowina, des Banats, der Militärgrenze und Bessarabiens ist wie die ganze Moldau und Walachei von Rumänen bewohnt. Die Türkenherrschaft ist hier schon seit lange gelähmt und besteht eigentlich nur noch dem Namen nach. Eine einheimische, mit dem Volk verwachsene Dynastie gibt es nicht. Das Bojarenthum hat sich durch seine Mischung von byzantinischer Corruption und halbtatarischer Barbarei verächtlich gemacht. Das Land ist außerordentlich fruchtbar und kann großen Reichthum gewähren. Das Volk durch die Bojaren in tiefster Sclaverei, Armuth und Unwissenheit niedergehalten, ist doch bildsam und wird sich

dankbar einer bessern Regierung anschließen. Aber es ist bisher immer versäumt worden, Land und Volk für die europäische Civilisation zu gewinnen. Die Donaufürstenthümer waren der Zankapfel zwischen Rußland und der Türkei und immer wiederholt der Kriegsschauplatz, auf dem beide Feinde mit einander kämpften. Da war kein Gedeihen. Oesterreich befolgte schon vor hundert Jahren dieselbe falsche Politik wie heute. Während es sich in den unvernünftigen siebenjährigen Krieg einließ, nur seinem Haß gegen Preußen fröhnte und doch nichts dabei gewann, vergaß es den Orient, achtete nicht auf die große Mission, die ihm die Weltgeschichte vorbehalten hatte, duldete, daß ihm Rußland an der untern Donau zuvorkam, daß Rußland zum schwarzen Meere vordrang und beging die ungeheure Thorheit, den Russen sogar noch bei seinen Eroberungen in der Türkei und in Polen behülflich zu seyn, ohne selber einen nur irgend entsprechenden Gewinn davonzutragen.

Das russische System ist nicht beliebt im Orient; nimmt man die bestechlichen Popen, die bestechlichen Bojaren, die bestechlichen Phanarioten, die bestechlichen Klephten aus, so sträubt sich doch alles gegen die russische Uniformirung. Keine Liebe zieht zu Rußland, kein Zutrauen. Da man im Orient nun auch aus guten Gründen Frankreich und England mißtraut, ist es Oesterreich, dem man sich zuwendet und im ganzen Orient ist keine Nation populärer als die deutsche. Aber Oesterreich hat nichts gethan, diese Sympathien zu nähren.

Hören wir, was der Verfasser S. 9 erörtert. Er spricht zuerst von der großen Aufregung im Jahr 1848. „Zum erstenmale gewannen zu Bukarest und in der ganzen Walachei die bezaubernden Klänge von Freiheit und volkswirthschaftlichem Wohlergehen des Landes einen bestimmten Hintergrund in der Kraft des Volkes selbst, und wäre es nicht durch die vorhergegangenen Jahre der Knechtschaft geistig allzu versumpft gewesen, es wäre den vereinten Kräften der Russen und Türken nicht so leicht gelungen, mit schwerer vernichtender Hand wiederum seinen nationalen Aufschwung zu unterdrücken. Später, während des Krimkrieges, stiegen in den Rumänen neue, eigenthümliche Gedanken über eine ihrem Volksgeiste würdige zeitgemäße Belebung und Kräftigung auf. Die so natürliche Frage des Anschlusses an Oesterreich, an den Staat, der in der That binnen wenigen Jahren, den Honigmonaten des Bach'schen Absolutismus, unter eigengearteten Verhältnissen, durch den Einfluß deutscher Cultur und Sitte bei seinen Rumänen ein heilsames Ringen nach geistiger Bildung, wenn man will vielleicht gegen seine Absicht, angeregt, wurde von den patriotischsten rumänischen Männern erwogen, und da Oesterreich einen engeren Bund mit den Westmächten einzugehen schien, dieser Anschluß weder für verwerflich, noch für unmöglich gehalten. Ueberdies, wie hätte auch einem, an einer Verbindung mit größeren Staaten und an Abhängigkeit gewöhnten Lande der Gedanke etwas Abschreckendes haben sollen, sich dem Schutze eines durch das Bündniß mit den Westmächten scheinbar auf die Bahn der Freiheit gedrängten Oesterreich anzuvertrauen? Die Aussichten für Oesterreich zur Erwerbung der Donaufürstenthümer waren damals so vortrefflich, die Bevölkerung kam den zur Occupation des Landes einmarschirenden kaiserlich königlichen Truppen mit einer solchen Liebe und einem solchen Vertrauen entgegen, daß es eben nur des überaus ungeschickten Vorgehens des Commandirenden des Occupationsheeres, Feldmarschall-Lieutenants Coronini, und des ihm beigegebenen Civilcommissärs Dr. Eduard Bach, Bruder des Ministers, gelingen konnte, diese Zuneigung zur österreichischen Herrschaft in den gründlichsten Widerwillen gegen dieselbe zu verkehren. Seitdem ist der Gedanke an eine freiwillige Unterwerfung unter die österreichische Oberherrschaft bei den Rumänen wohl gänzlich ertödtet; seitdem ist es aber auch bei ihnen zu dem hartnäckigen Entschluß gekommen, nur allein in dem Streben nach staatlicher Selbständigkeit noch Hülfe und Rettung für die Erhaltung ihres Volksthums zu suchen. Unter dem verjagten Fürsten Kusa konnten sie bei aller Verkehrtheit und Verderbniß seines Regimentes doch immerhin diesem Ziele nachleben, und ihm auch durch diese oder jene staatliche Einrichtung wirklich näher kommen; ganz offen liegt ihnen jedoch der Weg dazu erst, seitdem, wie schon einmal hervorgehoben, die neueste staatliche Katastrophe ihnen einen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern zugeführt und die großen europäischen Verwicklungen ihnen eine Frist zum ungestörten selbständigen Handeln nach dieser Richtung hin gestatteten."

Indem der Verfasser von den guten Auspicien spricht, unter denen Karl von Zollern die Regierung Rumäniens angetreten hat, bemerkt er mit Recht, wenn es dem russischen Kaiser nicht gefalle, so werde aus dem rumänischen Reiche doch nichts werden, denn Rußland habe schon längst die Donaufürstenthümer selber haben wollen und brauche sie auch als Brücke zur Eroberung der Türkei. Aber der Verfasser hofft dennoch, Rußland für das neue rumänische Reich zu gewinnen durch eine Compensation. „Rußland, den mächtigsten Grenznachbar Rumäniens, für den vorbemerkten Plan der

Ländergruppirung an der unteren Donau zu gewinnen, gehört offenbar zu den schwierigsten Aufgaben; denn ihm die langgenährte Hoffnung auf den Besitz der Donaufürstenthümer abschneiden und damit seine orientalischen Pläne durchkreuzen, heißt mindestens die Verpflichtung übernehmen, es anderweit dafür zu entschädigen, und dazu ist kaum ein anderer Weg vorhanden, als der der endlichen Erstickung der polnischen Frage durch die Unterwerfung Galiziens unter seinen Scepter."

Gegen diese Combination müssen wir schweres Bedenken einlegen. Hierbei handelt es sich nicht mehr um Oesterreich, sondern um Deutschland. Sollen uns die Russen noch näher auf den Leib rücken? Sollen sie sich Krakaus bemeistern, wie sie sich Warschaus bemeistert haben? Sollen sie den Keil zwischen Oesterreich und Preußen hinein noch weiter treiben? Galizien liegt uns nahe, Rumänien fern. Deutschland darf scharf aufpassen.

Der Verfasser spricht davon, daß Oesterreich Galizien verlieren würde, wie es Venedig verloren hat, als ob das nur noch eine Frage der Zeit wäre. Galizien liegt aber dem gesammten Deutschland so nahe, daß sein Besitz in russischen Händen Schlesien bedrohen würde, so gut wie Ungarn. Sollte sich denn das traurige Beispiel des vorigen Jahrhunderts immer wiederholen müssen? Sollte auch diesmal durch die feindliche Gegenüberstellung Oesterreichs und Preußens wieder nur Rußland gewinnen?

## Kirche und Revolution.

**Kirche, Staat und Freiheit oder die Encyklica vom 8. December 1864 und die Prinzipien von 1789. Von Emil Keller, f. Z. französischem Deputirten. Vom Verfasser autorisirte deutsche Uebersetzung der zweiten Auflage. Mainz, Kirchheim, 1866.**

(Schluß.)

„Denn wenn weder die Religion, noch die Staatsgewalt heilig sind, warum sollte allein das Privateigenthum dieses Privileg genießen? Und wenn das Volk an sich gut ist, wenn es nur durch Armuth und Unwissenheit schlecht wird, und wenn im Grunde ihm das Recht zusteht, Gesetze und die letzte Entscheidung in allem zu geben, muß dann nicht der erste Gebrauch seiner Souveränetät darauf gerichtet werden, eine billigere Vertheilung der Güter dieser Welt vorzunehmen? Hat man denn nichts besseres zu thun, als irgend eine neue Bibelauslegung zu erfinden, oder der parlamentarischen Maschine ein neues Rad einzufügen? Wisset also, ihr Grundbesitzer, es handelt sich um euren Grundbesitz, ihr Kapitalisten, es handelt sich um eure Renten, ihr Speculanten, es handelt sich um euren Vorbehalt und euren Gewinn. Man sagt gegenwärtig und mit gutem Grunde von euch ganz dasselbe, was ihr von dem alten Regime gesagt habet, dem ihr den Proceß machtet und an dessen Stelle ihr getreten seyd. Was habet ihr darauf zu antworten? Aber, ruft man, das heißt den wahren Fortschritt gänzlich verkennen, das heißt die unbeschränkte Freiheit aufheben, welche heut zu Tag allen Menschen die gleichen Mittel zum Wohlstand zu gelangen gewährt. Es gibt keine Meisterrechte, keine Gewerbsgeschwornen, keine Monopole und, keine Prohibitivgesetze mehr. Jeder ist frei, sich zu unterrichten und auszubilden, frei, das ihm zusagende Geschäft, die Industrie oder den Handel zu wählen, er ist frei, Kapitalien, die sich ihm zu geringem Zins darbieten, aufzunehmen, er ist frei, glückliche Speculationen, nutzbare Geschäfte und Anstalten zu gründen, er ist frei, Vermögen zu erwerben und nach seinem Wohlgefallen darüber zu verfügen. Frei? Aber unter einer Bedingung, daß er schon reich ist."

Im altrömischen Reiche unmittelbar vor seiner schrecklichen Zertrümmerung war der Gegensatz zwischen Reichthum und Armuth eben so grell, ja noch viel greller. Denn es gab im römischen Reiche gar keine kleinen Eigenthümer mehr, vielmehr gehörte aller Grund und Boden einer Minderheit unermeßlich reicher Leute, hauptsächlich Günstlingen und Emporkömmlingen, das übrige Volk war Sclave. Dies und die ungeheure Corruption führten den Untergang des großen Reiches herbei. Da nun Europa seit ungefähr 400 Jahren der Renaissance verfallen ist, d. h. den christlich germanischen Charakter des Mittelalters abgestreift hat und zur Geistesrichtung der vorchristlichen, heidnischen, s. g. classischen Bildung mit allen ihren Consequenzen zurückgekehrt ist, zum Cäsarismus, zum römischen Recht, zur heidnischen Philosophie, zum Hasse des Christenthums und des Sittengesetzes, zur Selbstvergötterung, oder zur Vergötterung der Materie, zur Emancipation des Fleisches 2c., so wiederholt sich auch in unserer Zeit jenes furchtbar geist- und geschmacklose Geldprotzenthum mitten unter dem Elend des gemeinen Volks, wie es uns Juvenal, Martial und Petronius geschildert haben. Mit Recht bemerkt Herr Keller, daß der Rest kleiner Eigenthümer, der in Europa noch übrig ist, der letzte Träger, wie

der christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit, so der germanischen Ehrenhaftigkeit und Treue sey. Aber dieser Rest droht allmälig immer mehr zusammenschwinden, denn die schlechteste aller Gesetzgebungen, die modern liberale, und das allmächtige Kapital reißen immer mehr von jenem edlern Reste ab. Der freie Handwerkerstand ist schon fast gänzlich zu hörigen Fabrikarbeitern geworden und dem freien Bauernstande droht dasselbe Loos durch den Güterschacher.

Die letzten Consequenzen des Rückfalls der Gesellschaft in die vorchristliche Corruption sind Revolution, Anarchie, und deren Correctiv Säbelherrschaft und Cäsarismus ohne Hoffnung von etwas Besserem, Abfaulen wie das alte Rom und Unterwerfung unter eine mächtigere Fremdherrschaft. Nicht umsonst wird diesem faulenden Europa schon mit der Allianz Asiens und Amerikas gedroht.

Gleichwohl sind die romanischen und germanischen Völker einer Wiedergeburt nicht unfähig, wenn der bessere Geist in ihnen erwacht, wenn sie von Epikuräismus und Materialismus zum christlichen Ernst und zur Achtung des Geistes zurückkehren, wenn sie jener thierischen Verwilderung, die ihre Begierden für Rechte und den Genuß für das höchste Ziel hält, sich entreißt und sich des Heiligsten wieder bewußt wird, was in der Brust des Menschen wohnt, der Pflicht gegen Gott und gegen die Mitmenschen, der Entsagung und Opferfähigkeit. Herr Keller hat vollständig Recht, wenn er S. 249 sagt, ehe die Völker und Fürsten nicht wieder christlich werden, könne es auch keine Organisation der Gesellschaft geben und der traurige fieberhafte Wechsel zwischen Centralisation und Anarchie, Despotismus und Revolution nicht aufhören.

Sein Schlußwort ist: „Keine sociale Freiheit ohne Freiheit des Sonntags, der Ehe, der religiösen Erziehung, der christlichen Genossenschaften und Corporationen.

Keine politische Freiheit ohne religiöse Weihe sowohl einer christlichen Staatsgewalt, als eines christlichen Repräsentativsystems, ohne eine gesicherte Stellung der Kirche als der rechtmäßigen Vertreterin der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit und der Armen.

Keine nationale Freiheit ohne eine Vereinigung der katholischen Völker um den heiligen Stuhl, um den Angriffen der schismatischen und häretischen Mächte und der mit ihnen verbündeten Revolution Widerstand zu leisten.

Keine religiöse Freiheit ohne einen Schutz des Staates, der der Kirche ihre volle Unabhängigkeit und Freiheit sichert, und die Angriffe der Gottlosigkeit und die Verschwörungen der geheimen Gesellschaften darniederhält."

---

## Predigt.

Das Jahr 1866 als Mahnruf an Württemberg vom Standpunkt der Bibel aus beleuchtet. Rede am Jahresschluß 1866 von Diaconus Rieger. Stuttgart. J. F. Steinkopf, 1867.

Eine gute Predigt, die das Uebel recht erkennt. Sie erblickt in den Geschicken des letzten Jahres eine Züchtigung und eine Warnung: „Geliebte! Es gibt ein Württemberg von Gottes Gnaden. Das ist gekennzeichnet durch edle Namen in Staat und Kirche, auf dem Thron, auf Kanzeln und Kathedern, in Rathsälen und in bürgerlichen Häusern. Sie alle haben den Segen, den sie über Württemberg verbreitet und wodurch Württemberg ein Garten Gottes in Deutschland geworden ist, geschöpft aus der Gnadenfülle Jesu Christi. Wenn das Württemberg des echt evangelischen Glaubens und Wirkens sich in unsern Tagen wieder so ermannt und verjüngt, daß es aus den Umstrickungen der zwei furchtbaren Riesenschlangen, die es zu ersticken drohen, sich loszuringen und sie zu erdrücken vermag — diese Riesenschlangen sind, wie schon gesagt, die Gottlosigkeit und die Weltliebe, welche theils mit der Fleischesfinnlichkeit, theils mit der Genialität des Menschengeistes Abgötterei treiben, theils dem Baal des Mammonsdienstes, theils der Astarte des Kunsttaumels und Bildungsschwindels Altäre bauen und Weihrauch streuen — wenn, sage ich, der Geist des guten, alten, evangelischen Württemberg in unsrem Volk wieder die Oberhand gewinnt — dann, aber auch nur dann steht uns noch eine schöne, erfreuliche Zukunft bevor, selbstverständlich nur im gliedlichen Verband mit dem großen Ganzen des deutschen Vaterlandes, so, wie Gott der HErr es zu gestalten bereits begonnen hat und wie Er es gnädig weiter führen wolle bis zur Erreichung des ersehnten Zieles, das der patriotische Sänger mit den schönen Worten bezeichnet hat: ‚So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.'"

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 9. 30. Januar 1867.


## Politische Schriften.

Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. Von H. Baumgarten. Berlin, G. Reimer, 1866.

Der Verfasser ist selbst ein Liberaler und bekennt nicht nur, daß er viele liberale Vorurtheile gehegt habe, die er jetzt nicht mehr hege, sondern er hegt auch noch welche, von denen er noch nicht begreift, daß es nur Vorurtheile sind, namentlich in der kirchlichen Frage, die nicht die unwichtigste für die Nation ist, aber noch nie und nirgends vom Liberalismus richtig verstanden wurde. Bisher war es nur die nationale Frage, über die der Liberalismus sich gröblich täuschte, bis die Gewalt der Thatsachen wenigstens einem Theile der Liberalen die Binde von den Augen riß. Die Zeit wird einmal kommen, die sie auch über den Werth der christlichen Wahrheit und Autorität aufklären wird.

Das hier abgelegte Bekenntniß des Herrn Baumgarten geht dahin, daß der Liberalismus der Presse und des Abgeordnetenhauses in Preußen einen großen Fehler beging, indem er in die ganze Unart des kleinstaatlichen Liberalismus verfiel, und daß er sich förmlich versündigte, sofern er den guten Willen und den großen Gedanken der preußischen Regierung nicht nur nicht anerkennen wollte, sondern auch alles that, um die Regierung in der Ausführung ihres verständigen und patriotischen Planes zu hindern.

Was den ersten Punkt betrifft, so weist der Verfasser nach, wie unfähig der kleinstaatliche Liberalismus gewesen ist, das Metternich'sche System zu überwinden. „Eingeschlossen in eine Menge kleiner Staaten, die nur kleine Kräfte auf die politische Bühne brachten, unter dem Druck des österreichischen und preußischen Absolutismus, bekämpft von Dynastien, deren Naturwidrigkeit sich nur behaupten konnte, wenn der Nation ein gesundes politisches Leben versagt blieb, bekämpft von dem mit diesen Dynastien, in denen er selber herrschte, unlöslich verwachsenen Adel, bekämpft endlich von einer vielfach verdienten Bureaukratie, welche die beste politische Kraft des Bürgerthums in sich schloß, so konnte der Liberalismus nie zu einer herrschenden Macht im Staate werden." Sodann zeigt der Verfasser, wie unbesonnen der Liberalismus gehandelt, indem er Opposition um jeden Preis gemacht habe. Wenn er aber S. 54 das Mißtrauen gegen jede Regierung „einen herkömmlichen Standpunkt deutscher Opposition" nennt, so ist das nicht ganz richtig ausgedrückt. Das systematische Opponiren hat der Deutsche erst von den Franzosen gelernt, wie man überhaupt zur Schande des deutschen Liberalismus sagen muß, daß er immer nur dem französischen die Schuhe ausgetreten und niemals verstanden hat, original deutsch zu seyn.

Das war auch der Hauptgrund, warum sich der Liberalismus seit den zwanziger Jahren in Deutschland so auffallend von der patriotischen Opposition vom Jahr 1813 unterschied. Die damalige preußische Patriotenpartei, die Blücher, Stein, Gneisenau, Grollmann, Wilhelm von Humboldt, Boyen &c. in der Nähe des Hofes, die Görres, Jahn, Arndt &c. in der Presse, die Burschenschaft, die Turner der damaligen Zeit dachten deutsch, die modernen Liberalen dachten aber von Anfang an nur französisch. Jenen war es immer nur um das große deutsche Vaterland zu thun und nichts haßten sie so tief als die Kleinstaaterei, aus der alles Unglück und alle Schmach Deutschlands bis zum Heldenjahr 1813 hervorgegangen war. Die allgemeine deutsche Burschenschaft erklärte alle Landsmannschaften in Verruf. Das Programm jener älteren Patrioten war die Nationaleinheit und sonst nichts. Die in den zwanziger Jahren entstandene liberale Partei dagegen war, wie überhaupt erst durch das französische Beispiel ins

Leben gerufen, so von Anfang an auch nur der sclavische Nachtreter seiner französischen Vorgänger. Sein Codex wurde das Rotteck-Welcker'sche Staatslexikon, welches nichts war als der breite Abklatsch der von der französischen Deputirtenkammer, sonderlich von den s. g. Doctrinären ausgekramten Weisheit, die gänzlich undeutsche Schablone eines Verfassungsstaates, der in Frankreich selbst nie eine Wahrheit werden konnte, ein Abstractum ohne innere Wahrheit, Natürlichkeit und Lebensfähigkeit. Der Liberalismus hat mit dieser seiner Waffe auch nur zerstören, nie etwas schaffen können. Wenn er in den Kammern durch seine systematische Opposition die Regierung übermeisterte, wurde er selbst immer von der Anarchie übermeistert, die in Soldatenherrschaft endete. Das Programm des Liberalismus war die Freiheit, anfangs schlechthin. Erst später schleppten die deutschen Liberalen, um nicht länger durch Vorwürfe genirt zu werden, jedoch nur mißliebig, auch noch die „Einheit" herbei und klebten sie locker und ungeschickt an die Freiheit an. Mit der deutschen Einheit war es ihnen niemals ernst. Ein mehr oder weniger klares Gefühl sagte ihnen, daß ihre Zeit zu Ende gehen müsse, sobald die Zeit der Patrioten von 1813 wiederkäme. Sie hatten gar kein Verständniß der Einheit, keinen Funken von Liebe zum großen Vaterlande, vielmehr einen tiefen und unüberwindlichen Haß gegen große Bestandtheile der Nation, z. B. gegen alle kirchlichgesinnten Katholiken und Protestanten. Sie konnten sich nie zur Liebe der Gesammtnation erheben, dazu hatte ihnen der Schulbegriff das Herz viel zu sehr ausgetrocknet. In ihrer weit überwiegenden Mehrheit gefielen sie sich in der Kleinstaaterei und wetteiferten mit denselben Winkelministerien, die sie bekämpften, doch wohlgemuth in jener gesetzgeberischen Furie, welche schonungslos gegen den guten alten Glauben des Volks, gegen vortreffliche und durch Jahrhunderte bewährte Rechte und Gewohnheiten wüthete, ganz in die französische Abstraction versunken und ohne irgend ein Verständniß oder Herz für das deutsche Volk.

Erst seit dem Sturmjahr 1848 reichte der deutsche Liberalismus, der bisher ganz vernachlässigten Einheit in der Paulskirche zu Frankfurt am Main einen Verlobungsring, um sie mit seiner bisher allein protegirten Freiheit zu verbinden. Er behielt aber immer nur die Freiheit im Auge als alleinigen Zweck. Die Einheit sollte ihm nur als Mittel dienen, um sein Freiheitsideal zu verwirklichen. Aber es konnte überhaupt niemals verwirklicht werden, weil die Freiheit in dem Augenblick, in welchem sie endlich einmal schien verwirklicht werden zu können, ihm von den Demokraten und Anarchisten unter den Händen weggestohlen wurde. Den Constitutionellen in der französischen Revolution ging es genau ebenso. Sie hatten nicht berechnet, daß die Massen unter schlechten Führern die Freiheit zu mißbrauchen pflegen, wenn dieselbe nur auf anständige Leute berechnet ist, aber auf alle ausgedehnt wird. Die Liberalen der Paulskirche machten die Einheit, die bei ihnen nur ein Versuch war, so sclavisch abhängig von der Freiheit, daß sie zwar den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählten, aber nur unter Bedingungen, die ihnen die schadenfrohen Demokraten vorschrieben. Die Erfolglosigkeit so unpraktischer Experimente verstand sich von selbst.

Dem kleinstaatlichen Liberalismus war freilich alle und jede Thorheit zu verzeihen, denn er multiplicirte die undeutschen, nur den Franzosen nachgeäfften Thorheiten mit denen, die von der Kleinstaaterei unzertrennlich sind. Aber die Liberalen in Preußen, in einem zukunftsreichen Großstaate, sie hätten großartiger urtheilen und praktischer handeln können. Und sie thaten es nicht, wie Herr Baumgarten fast mit Wehmuth bekennt.

Die Armeereorganisation in Preußen war das dringendste Bedürfniß, um den Gefahren zu begegnen, die den Staat von allen Seiten bedrohten. „Eben als die Abgeordneten die Prüfung der Vorlage begannen, versetzte die Einverleibung von Nizza und Savoyen alle Welt in ängstliche Besorgniß. Napoleon schien den Augenblick gekommen zu glauben, wo er nach der Zersprengung aller alten Allianzen, nachdem es ihm gelungen, alle Mächte zu isoliren, kraft der militärischen und diplomatischen Ueberlegenheit Frankreichs das Gleichgewicht des Erdtheils zu seinen Gunsten beliebig verrücken könne. Die Einverleibung Savoyens, die damit verbundene Verletzung der schweizer Neutralität war ein starker Schritt in dieser Richtung. Preußen stand wie die anderen Staaten allein; und es hatte mehr als andere zu fürchten. Der Haß Oesterreichs und der Mittelstaaten, die Nachbarschaft Frankreichs konnten eine ernste Gefahr werden und dieser Gefahr mußte es begegnen mit den Mitteln einer unfertigen Großmacht, zwischen deren Theilen seine erbittertsten Gegner sich eingenistet hatten. Das Militärsystem, wie es in Preußen seit 1815 bestanden hatte, trug durchweg einen defensiven Charakter, der, wie schon früher bemerkt, der gesicherten Friedenspolitik der Jahre 1815 bis 1848 entsprach, in der seitdem eingetretenen Epoche tiefgreifender Spannungen und Erschütterungen aber verhängnißvoll werden konnte für einen Staat, der eben durch

seinen geringen Umfang und die ungünstige Configuration seines Gebiets genöthigt war, jedem Kampfe eine offensive Wendung zu geben. Preußen war entstanden, gewachsen und aus dem Elend von 1807 gerettet durch eine kühne Offensive. Diese Offensive war ihm durch alle Verhältnisse zum Lebensgesetz gemacht. Es konnte nicht bleiben, was es war. Es mußte wirklich groß oder wieder klein werden. Die preußischen, die deutschen Geschicke konnten sich nur erfüllen, wenn die Grenzen der preußischen Macht sich erweiterten zu denen der deutschen. Nur in Deutschland konnten die Kräfte gefunden werden, welche Preußen seine Existenz sicherten, auch wenn ihm jede europäische Allianz fehlte."

Die preußische Regierung that alles, um den deutschen Interessen zu dienen, erntete dafür aber nur den schlechtesten Dank zunächst von Seiten der Kleinstaaterei. „Die preußische Regierung hatte in der kurhessischen Frage den Rechtsstandpunkt betont, sie hatte für die Schleswig-Holsteiner Theilnahme bewiesen, sie hatte für das Bundesheer Zweitheilung des Obercommandos beantragt, sie hatte in Berlin Vertreter der norddeutschen Uferstaaten versammelt, um über eine Befestigung der Nord- und Ostseeküsten zu verhandeln. Sie hatte in diesem Allen den versöhnlichsten, den bundesfreundlichsten, den bescheidensten Sinn bewiesen; sie dachte nicht an Hegemonie; sie wollte Preußen nur den durch alle thatsächlichen Verhältnisse ganz unbestreitbar gegebenen Einfluß sichern. Und was war die Folge? Daß die Mittelstaaten in Würzburg zu Hause liefen und ein großes Complot gegen Preußen entwarfen; daß sie die den begründeten Ansprüchen Preußens weit nicht gerecht werdenden Anträge über die Reform der Bundeskriegsverfassung ablehnten, daß sie auch die maritimen Dinge an den Bund zu ziehen suchten, daß sie in der kurhessischen Frage an der alten Vergewaltigung festhielten. Und den innersten Sinn dieser Coalition enthüllte jener Herr v. Borries mit dem verrufenen Wort vom 1. Mai, daß die deutschen Fürsten lieber die Hülfe des Auslandes anrufen würden als eine leitende Stellung Preußens anerkennen, und als man an verschiedenen Punkten Deutschlands über diese Offenbarung des mittelstaatlichen Patriotismus seine Entrüstung kundgab, bestätigte der König von Hannover das Dictum seines Ministers dadurch, daß er ihn in den Grafenstand erhob."

Das preußische Abgeordnetenhaus hätte nun alles thun sollen, um die Regierung, wie im preußischen so im deutschen Interesse zu unterstützen, aber es that grade das Gegentheil und schloß sich allen äußern Feinden gegen die preußische Regierung an. Der Verfasser drückt darüber sein tiefes Bedauern aus und schiebt die Schuld auf die Doctrin, auf die Theorie, auf den gänzlichen Mangel an gesunder Praxis. Er bekennt, selbst an diesem Theorienschwindel und einer gänzlich unpraktischen Rechthaberei in einem großen Moment der Geschichte, wo auf gesunde Praxis alles ankam, Theil genommen zu haben. „Wir aber, so lange überwiegend mit dem Erkennen beschäftigt, kamen unwillkürlich dazu, auf die Formulirung theoretisch correcter Sätze das größte Gewicht zu legen. Wir arbeiteten unsere Commissionsberichte mit dem musterhaftesten Fleiße, und wenn wir unsere Anträge von allen Seiten unanfechtbar motivirt hatten, meinten wir, nun werde die Wahrheit schon aus eigener Kraft siegen. So absorbirte die Discussion unsere beste Kraft: hatten wir in der Debatte gesiegt, so waren wir zufrieden. Erwies sich dann doch der in Argumenten Schwache stark in Thaten, so nahmen wir das hin wie eine Ungerechtigkeit des Schicksals. Die ganze unselige Politik der Resolutionen, welche in den letzten Jahren so schrecklich grassirt und uns vor den praktischen Völkern so lächerlich gemacht hat, ist in gewissem Maaße eine Frucht dieser Verwechslung von Wissenschaft und Politik, die sich auch noch in einem anderen Punkte fühlbar gemacht hat, in der politischen Thätigkeit unserer Professoren. Es ist sicherlich sehr wünschenswerth und erfreulich, wenn die Vertreter unserer Wissenschaft am politischen Leben eifrig theilnehmen. Aber es sollte dabei eins nicht vergessen werden. Wissenschaftliche Leistungen setzen wesentlich andere Geisteseigenschaften voraus als politische Handlungen. Das Leben in den Büchern erzeugt Fähigkeiten, Stimmungen und Gewöhnungen, welche im politischen Leben wenig Platz finden. Selbst der Meister in der Beurtheilung politischer Vorgänge braucht darum noch keineswegs ein Meister in der Kunst zu sein, politische Probleme praktisch zu lösen. Der Gelehrte lebt nothwendig in der Theorie und selbst wenn sich diese Theorie mit der lebendigen Gegenwart befaßt, so gewährt sie wohl die Einsicht in das, was geschehen sollte, aber nicht die Gabe, nach dieser Einsicht zweckmäßig zu handeln. Unsere bisherigen Erfahrungen lassen es wünschenswerth erscheinen, daß die Wissenschaft mit gespanntester Aufmerksamkeit das handelnde Leben begleitet, ihm mit ihrem Wissen und ihrer Einsicht zur Seite steht, aber nur mit Vorsicht das Wagniß unternimmt, selber handeln zu wollen."

Allem, was die preußische Regierung im deutschen Interesse leisten wollte und wirklich leistete, trat das Abgeordnetenhaus in Berlin mit derselben blinden Verstocktheit und Wuth entgegen, wie die Feinde Preußens

an der Donau, am Main und am Oberrhein. „In Preußen, meine ich, durfte nie vergessen werden, daß neben der inneren eine auswärtige Politik stand, daß der Staat in Deutschland und Europa große Aufgaben zu erfüllen habe, Aufgaben, an denen die Partei selber das stärkste Interesse hatte. Denn in gleichem Maaße wie der innere Conflict wuchs die Spannung mit den deutschen Gegnern. Augenscheinlich nahte der Moment einer großen Entscheidung über die preußischen und deutschen Geschicke. In den Herzogthümern stand der Gewinn oder Verlust eines unendlich wichtigen Gebiets auf dem Spiele. Die inneren Fragen traten für jedes unbefangene Urtheil in den Hintergrund. Da war es doch gewiß nicht an der Zeit, die Opposition von jeder Rücksicht auf diese großen Aufgaben der Macht und der Existenz zu entbinden und außer Acht zu lassen, wie das, was man gegen den inneren Feind thue, auf den auswärtigen wirke. Leider aber kam es so, daß die Sprache der liberalen Presse und der liberalen Abgeordneten mit Wonne von denen vernommen wurde, welche draußen ihre Waffen gegen Preußen schmiedeten."

Man kann sich nur mit Eckel an die Zeit erinnern, in welcher die Mehrheit im Abgeordnetenhause und die Presse der Fortschrittspartei in Preußen zwei ganz vereinzelte Fälle, in denen ein Offizier unrecht gehandelt, zur maßlosesten Verunglimpfung der ganzen preußischen Armee ausbeutete. „Die preußische Opposition sprach und schrieb so von ihren heimischen Zuständen, daß draußen die allgemeine Ansicht entstand, Preußen erliege einer schrecklichen Fäulniß und werde bei dem ersten Stoß zusammenbrechen wie ein morsches Gebäude. Jeder Bewohner eines Zwergstaats dankte dem Himmel, daß er ihn vor so entsetzlichen Zuständen bewahre. Entsprach dieses von der Opposition entworfene Bild auch nur von Ferne der Wirklichkeit? Und entsprach es dem Interesse des liberalen Bürgerthums in Preußen, daß die Welt sich mit Abscheu erfüllte gegen Preußen?"

Bei alledem fehlte der Opposition in Preußen jede Thatkraft. Mit Recht hat man die ganze Thätigkeit derselben auf den Kinnbackenkrampf reducirt, denn Reden halten und bei Zweckessen schmausen war alles, was sie leistete. Der Genius Classen-Kappelmanns hat immer über ihr geschwebt und ihr die Weihe ewiger Lächerlichkeit mitgetheilt, welche sie fortan durch die Weltgeschichte begleiten wird. Niemand kann zweifeln, daß die gegenwärtige preußische Regierung für das preußische Volk mehr gethan hatte als jede frühere, daß sie dem nur vom Neide Oesterreichs und der Kleinstaaterei gefährdeten und tief gekränkten Rechte Preußens und Deutschlands aufgeholfen, es mit wunderbarer Energie wieder zur Geltung gebracht hat. Wenn nun aber auch das Gegentheil stattgefunden hätte, wenn irgend ein reelles Recht des Volks von der preußischen Regierung verletzt worden wäre, wie ganz anders hätte sich die Opposition benehmen müssen. „War es geeignet, uns die Achtung der Welt zu erwerben, daß mitten in dem bittersten Ernst des größten Kampfes, den ein Volk kämpfen kann, des Kampfes um sein Recht, unzählige Städte von lautem Festjubel widerhallten, daß wir, wo es galt zu handeln, uns mit dem Reden und Trinken begnügten? Daß wir, nachdem wir so oft die Erfahrung gemacht hatten, wie gründlich die Kundgebungen unserer Vereine und Versammlungen ignorirt wurden, immer wieder mit Adressen und Resolutionen aufzogen und die ganze Steigerung unserer Energie darin bestehen ließen, daß wir um so mehr forderten, je weniger wir erreichten? Wenn ein Mann in seinen Privatgeschäften für einen Zweck Gut und Blut einzusetzen verspricht und dann weder den Zweck erreicht noch Blut oder nur Gut verliert, so hört er auf für uns respectabel zu seyn. Wir sagen: er ist ein Prahlhans."

Schließlich bemerkt der Verfasser, wie furchtbar schwer die Versündigung des preußischen Abgeordnetenhauses dem preußischen Volke zur Last gefallen wäre, wenn das preußische Heer kraft seiner Reorganisation und kraft der Politik des Grafen Bismarck nicht gesiegt hätte. „Hätte diesen Sommer ein ungünstiges Geschick über Deutschland gewaltet, die Fehler der Partei würden beigetragen haben, über uns namenloses Elend und ihren eigenen vollständigen Ruin zu bringen. Der Himmel hat es besser mit uns gemeint und es so gefügt, daß die gute Sache der Nation einen wundervollen Triumph gewann trotz Allem, was ihre natürlichsten Vertreter gegen sie thaten."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 10.** 2. Februar 1867.


## Geschichte.

**Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen in den Jahren 1570—1574 und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter. Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von Dr. phil. Robert Calinich, Diakonus in Chemnitz. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.**

Dieses aus den besten Quellen geschöpfte Buch wirft ein helles Schlaglicht in die Finsternisse und Greuel des Reformationszeitalters. Im Allgemeinen kann den gebildeten Lesern der Gegenstand, von welchem es handelt, nicht unbekannt seyn. Melanchthon ist zu berühmt, als daß nicht auch das traurige Schicksal seines Schwiegersohns und die gewaltsame Unterdrückung seines versöhnenden und friedlichen Systems bekannt seyn müßte.

Melanchthon hatte nie daran gedacht, eine Kirchentrennung herbeiführen zu wollen. Auch Luther nicht. Ihr Plan war, die ganze Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, nicht aber sie zu spalten. Als sich dieser Plan nicht durchführen ließ, lag es in Luthers trotziger Natur, sich lieber von Rom zu trennen, als das Reformationswerk beeinträchtigen zu lassen. Melanchthon, sein Freund, dachte milder. Von seiner Seite wurden nach Luthers Tode noch alle Versuche, die alte und neue Kirche zu versöhnen und wieder zu vereinigen, gefördert. Noch viel mehr jeder Versuch, wieder innerhalb der reformirten Parteien die Lutheraner mit den Reformirten zu vereinigen. Wenn man bedenkt, welche ungeheuern Verluste die alte Kirche durch die Reformation erlitt und welchen Gefahren und Verderbnissen die neue ausgesetzt war, so kann man jene irenischen Bemühungen Melanchthons im Prinzip nur billigen. Und um so mehr, als eine Versöhnung des confessionellen Kampfes uns Deutschen auch die Einigkeit erhalten haben würde.

Der Verfasser hätte die wahren Ursachen, aus denen die Kirchentrennung erfolgte, etwas schärfer untersuchen sollen. Sie hatten lediglich nichts weder mit dem Dogma, noch mit den Sitten des Klerus zu schaffen, sondern waren ausschließlich politischer Natur. Die Dynastien, welche unter sich die Bevölkerungen zunächst Deutschlands, dann Europas vertheilt hatten, mischten sich in die Reformation ein, um sie in ihrem Interesse auszubeuten. Die eine Dynastie fand es ihrem Interesse angemessener, die alte Kirche zu beschirmen, ja sogar notorische Mißbräuche in ihr fortdauern zu lassen, um sie unter dem Titel des Protectors zu beherrschen und ein Werkzeug für politische Zwecke aus ihr zu machen. Eine andere Dynastie erkannte ihren Vortheil darin, mit der Reformation zu gehen, ja die Leidenschaften derselben noch mehr zu erhitzen, um unter dem Vorwand, es gelte die Glaubensfreiheit, sich von allen bisherigen Verpflichtungen sowohl gegen die alte Kirche, als gegen den katholisch gebliebenen Kaiser loszusagen. Waren die Unterthanen einer solchen Dynastie erst lutherisch fanatisirt, dann gingen sie mit ihrem Fürsten, der denselben lutherischen Eifer zur Schau trug, durch Dick und Dünn, gehorchten nur ihm, nicht mehr dem Kaiser, und schmiedeten sich selbst die Ketten, in denen sie künftig von ihrem souverän gewordenen Fürsten gehalten wurden. Eine dritte Dynastie ärgerte sich, daß ihr die Hegemonie in der lutherischen, wie in der katholischen Partei schon vorweg genommen war, benutzte also das aus der Reformation hervorgegangene Sectenwesen, um sich eine dritte Confession auszusuchen, die weder katholisch noch lutherisch war, und aus ihr eine dritte große politische Partei zu bilden, die wieder mit ihr durch Dick und Dünn ging. Ließ sich mit Anstand keine vierte und fünfte Confession aus-

hecken, so versuchten es die übrigen Dynastien doch mit allerlei Aenderungen und Mischungen, um sich eine Landesreligion zurecht zu machen, die von ihnen allein ausgehen und ihnen dieselben Vortheile gewähren sollte, wie den andern Fürsten ihre Landesreligion. Man wolle sich dabei nur an Heinrich VIII. von England erinnern. Mit einem Wort, den ehrlichen Reformatoren, welche die einige große alte Kirche nur von Mißbräuchen reinigen und nicht zertheilen wollten, wurde das Reformationswerk durch die Fürsten aus den Händen genommen, um daraus eine Zerstückelung in Landeskirchen zu machen, über die fortan kein Papst mehr, sondern nur der Landesfürst selbst zu gebieten haben sollte.

Die guten Reformatoren wurden arg irre geführt und hatten auch schon von Anfang an keine richtige Einsicht in die Sachlage. Sie stürmten auf die alte Kirche los, an der doch nicht die geringste Schuld haftete. Wenn sie auch von Mißbräuchen vollgestopft worden war, so war doch sie selber daran nicht schuld. Der Koth entsteht nicht in der Kirche, wohl aber kann man ihn von außen hineinwerfen. Wenn es schlechte, wenn es sogar heidnische Päpste gab, z. B. die Mediceer, so war daran die Kirche nicht schuld, denn nur durch die weltliche Fürstenpolitik wurden solche Päpste in die Kirche hineingepfuscht. Die Päpste von Avignon waren Maschinen der französischen Könige. Wenn die Geschichte so viele nichtswürdige, grobsinnliche und liederliche Erzbischöfe und Bischöfe aufzählt, so waren es immer Fürsten- und Grafensöhne, die man in die einträglichen geistlichen Würden hineingepfuscht hat und welche nun die Kirche schändeten. War daran die Kirche schuld?

Das hätten die Reformatoren erwägen sollen, dann würden sie nicht wie Schildbürger ihre Wasserspritzen auf den Widerschein des Feuers, sondern auf das wirkliche brennende Feuer gerichtet und nicht die Kirche, sondern nur die Fürsten angeklagt, verdammt und bekämpft haben. Die Fürsten und ihre Kanzler waren so klug, die Verblendung der Reformatoren zu benutzen und alles gegen die arme Kirche zu hetzen, als ob sie allein die Schuld trüge. Indem die Reformatoren dem Uebel hatten steuern wollen, vergrößerten sie es nur, weil sie seinen wahren Sitz verkannten. Sie selbst halfen die arme Kirche zertrümmern und bauten auf ihren Ruinen den Fürsten neue Paläste der Bequemlichkeit, Wollust und Tyrannei.

Was nun jene sächsischen Vorgänge betrifft, die das vorliegende Buch beleuchtet, so war der damals regierende Kurfürst von Sachsen, August, durch den Verrath seines Vaters Moritz von der albertinischen Linie Erbe des Kurfürstenthums geworden, welches der ältern ernestinischen Linie abgenommen worden war. Dieses Kurfürstenthum war mächtiger und einflußreicher als jedes andere in Deutschland geworden, weil von ihm aus Luther die Reformation begonnen und durchgeführt hatte, weil an das sächsische Kurhaus die Hegemonie im lutherischen Norddeutschland geknüpft war. Zwar ruhte der lutherische Ruhm eigentlich auf der vertriebenen ernestinischen Linie, denn nur durch sie war Luther geschützt und sein Unternehmen gefördert worden. Um so mehr aber mußte die albertinische Linie, nachdem sie durch Arglist und Verrath zum Besitz der Kur gelangt war, die lutherische Erbschaft zu hüten trachten, um die Hegemonie ja nicht zu verscherzen. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem allein die Katastrophe der melanchthonischen Partei in Sachsen richtig aufgefaßt werden kann. In dem vorliegenden, sonst vortrefflichem Buche ist dieser Gesichtspunkt nicht scharf genug eingehalten worden.

Thatsächlich ist, daß nach Luthers Tode in Wittenberg Melanchthon, sein Schwiegersohn Peucer, (ein ausgezeichneter Arzt) und viele andere ihrer Anhänger die schroffsten Härten der specifisch lutherischen Lehre abschleiften und sich dadurch versöhnlich den Calvinisten ein wenig näherten, während in Jena unter dem Schutz der vertriebenen ernestinischen Linie, namentlich des, über seine Vertreibung von der Kur tief erbitterten Herzog Johann Friedrich, Flacius Illyricus und sein Anhang das Lutherthum in seiner unbarmherzigsten Härte und Einseitigkeit festhielt. Es verstand sich mithin von selbst, daß die Flauheit der Melanchthonianer oder Philippisten, wie man sie nannte, der Krypto-Calvinismus, den man ihnen vorwarf, zum Vorwand dienen mußte, das neue sächsische Kurhaus in der Person des Kurfürsten August zu verdächtigen, und daß man Versuche machte, ihn der Führerschaft der deutschen Lutheraner für unwürdig zu erklären. Hierbei wurde die ernestinische Linie von der welfischen Dynastie unterstützt, die dem Kurhause Concurrenz machen wollte.

Man muß sich überhaupt die Dinge ganz anders vorstellen, als sie in den gewöhnlichen Geschichten des Protestantismus vorschriftsmäßig und handwerksmäßig dargestellt werden. Die Geschichtschreiber durften anfangs nicht sagen, was sie vielleicht wußten. Die spätern wußten es nicht mehr. Die fable convenue, daß Luther, der Mann Gottes, bei seinem großen Unternehmen durch gottesfürchtige Fürsten ehrlich unterstützt worden sey, daß sie die Sache Gottes allein und nicht die ihrige vertheidigt hätten, war die offizielle Vor-

schrift und wurde von dem unschuldigen Nachwuchs geglaubt. Fürsten wie der s. g. großmüthige Philipp von Hessen, offener Bigamist, und wie mancher andere besoffene Wollüstling unter dem Kurhut galten als Heilige. Sogar den Verräther Moritz hat man noch mit diesem Heiligenschein umgeben. Die tonangebenden Hofprediger und Theologen waren nicht vom h. Geist, sondern von den kleinen Höfen aus inspirirt. Falsch ist die Meinung, die theologischen Zeloten hätten aus eigenem Antriebe gehandelt, ihre Behauptungen, all ihr Feuereifer seyen ihnen aus dem eigenen Geist und Herzen gekommen. Dem ist aber nicht so. Sie waren nur die Werkzeuge der dynastischen Politik. Sie wurden instruirt und gehetzt von den fürstlichen Kanzlern und je nachdem sie sich gut dazu brauchen ließen, von den Fürsten gnädig belohnt und mit ihrem Anhang befördert. Wer möchte noch so einfältig seyn zu glauben, die Calvinisten in Heidelberg hätten aus eigenem Antriebe, aus reinem Glaubenseifer gegen die Lutheraner die Zähne gewetzt und gefletscht? Sie thaten es nur auf Commando ihres Kurfürsten und im Dienst der pfälzischen Politik, die sich mit den andern calvinistischen Höfen gegen das lutherische Deutschland alliirt hatte und sich hauptsächlich auf den Calvinismus in Frankreich, Holland und England stützte. Die s. g. Glaubenstreue des kahlen Oraniers, der in seinen Briefen alle Religion verspottete, hatte keine bessere Quelle. Er selbst glaubte nichts, bezahlte aber die theologischen Zänker, die unter dem Deckmantel des Glaubenseifers für seinen dynastischen Ehrgeiz arbeiten mußten.

Um nun auf den sächsischen August zurückzukommen, so war derselbe lange nicht so pfiffig wie Moritz, gab auf seine Theologen nicht Acht, visitirte seine Landeskirche nicht gehörig und lebte lange in dem guten Glauben, die im Kurstaat vorherrschenden Philippisten seyen immer noch echte und gerechte Lutheraner. Erst die wüthenden Angriffe auf sie von außen und mancherlei Denunciationen machten ihn aufmerksam. Jetzt erst entdeckte er, daß er sich in den Philippisten geirrt habe und verfuhr gegen sie mit äußerster Strenge. Der Verfasser sagt: „Was die compromittirten Personen anbelangt, so dürfte es schwer werden, wie sehr auch ihr trauriges Schicksal und ihre unverhältnißmäßige Bestrafung unsere Theilnahme erweckt, etwas zur Vertheidigung ihres Verfahrens zu sagen. Gewiß waren sie im vollen Rechte, wenn sie im Geist und Sinne ihres großen Lehrers fortlehrten, fortbauten. Sie waren die natürlichen Erben und die berufenen Träger der Melanchthon'schen Richtung. Sie haben dies auch ihren theologischen Gegnern gegenüber nicht verhehlt. Aber so gut sie wußten, daß sie in den streitigen Artikeln nicht lehrten, was Luther lehrte, so gut wußten sie auch, daß ihr Kurfürst August dies nicht wußte, daß er zu allem ihren Thun und Treiben seine landesbischöfliche Sanction, die sie doch im Geiste ihrer Zeit auffaßten und anerkannten, nur in dem Sinne ertheilte, daß dies eben auch gut lutherisch sey. Sie wußten also sehr wohl, daß ihre Stellung auf Kosten des getäuschten Kurfürsten gehalten wurde. Warum suchten sie denn nie, den Kurfürsten über die Streitfrage aufzuklären und ihm offen darzulegen, daß sie im Artikel vom heiligen Abendmahl nicht mit Luther, sondern mit Melanchthon gingen? Weil sie befürchten konnten, der so aufgeklärte Kurfürst werde sich für Luther entscheiden und ihnen die Wahl lassen, entweder mit ihm oder von ihm zu gehen. Dafür hielten sie, alles von der Zukunft hoffend, ihn in dem Wahne, es sey eitel Lug und Trug und Mißgunst, wenn Andreä, Selneccer und die sächsischen Theologen sie der Abweichung von Luthers persönlichem Standpunkt beschuldigten, und umgaben sich vor dem Kurfürsten mit dem Scheine der geforderten Rechtgläubigkeit, indem sie in ihre Erklärung immer den Kleinen lutherischen Katechismus mit verflochten, dessen Fassung sich ja vortrefflich eignete, ihren Definitionen zur Folie zu dienen. So konnten sie immerhin flott gegen die Ubiquitisten argumentiren, der Kurfürst verstand's ja nicht und schenkte ihnen sein volles Zutrauen. ‚Princeps causam quidam non intelligit', schrieb Ursinus in Heidelberg, mit dem einige der Wittenberger in vertraulichem Briefwechsel standen, im August 1572 an Heinrich Bullinger in Zürich. Nachdem sie nun Jahre hindurch sein Vertrauen gemißbraucht und seine Unkenntniß zu ihren Zwecken ausgebeutet hatten, woher wollten sie ein Recht nehmen, sich zu beklagen, als der inzwischen über die wahre Sachlage aufgeklärte Kurfürst sie nicht mehr duldete? War es nicht eine neue Unredlichkeit, daß sie nun dem getäuschten und in ihrem Interesse geleiteten Fürsten selber alles in die Schuhe schieben wollten, weil sie ja mit seiner Bewilligung gelehrt und geschrieben hätten?"

Die absichtliche, wenigstens fahrlässige Täuschung des Kurfürsten ist allerdings sehr tadelnswerth, doch hätte der Verfasser auch einen nicht unwichtigen Milderungsgrund anführen dürfen. Die Nepoten und Anhänger des verstorbenen Melanchthon hatten seine versöhnliche Denkungsart geerbt und mußten Märtyrer derselben werden in jener ruchlosen Zeit, in welcher die Kirche nichts mehr war als Domäne des weltlichen Fürsten, die Theologie nichts mehr als das bezahlte Werkzeug dynastischer Politik. Alle Theologen aller

Universitäten ohne Ausnahme erhitzten sich in Klopffechtereien für das sächsische oder pfälzische, für das habsburgische, französische, englische, schwedische, dänische und oranische Staatsinteresse. Keiner dachte mehr an den Heiland, der eine Religion für Brüder gestiftet hat. Keiner dachte an Liebe und Versöhnung. Alle echauffirten sich nur zu wüthendem Haß, weil sie nur dafür von den Fürsten bezahlt wurden. Die Philippisten allein machten davon eine ehrenvolle Ausnahme. In der edlen Unbefangenheit Melanchthons hielten sie noch an der Liebe fest und hofften noch auf Versöhnung.

Das vorliegende Werk verbreitet sich nun auch ausführlich über den Prozeß gegen Peucer, seine beiden Schwiegersöhne und ihren ganzen sonstigen Anhang. Wir wollen hier den Prozeßgang nicht in seinen Einzelheiten verfolgen. Der edle und hochgebildete Peucer schmachtete zwölf Jahre lang im Kerker, drei andere mußten gleiche Noth erdulden. Geheimer Rath Cracau wurde so grausam gefoltert, daß er sich im Kerker selbst entleibte, um neuen Qualen zu entgehen. Auch Doctor Stößel erlag den Beschwerden des Kerkers. Eine Menge Geistliche ihres Anhangs wurden aus dem Lande gejagt.

Eines der längsten, aber auch interessantesten Actenstücke, welche das vorliegende Werk mittheilt, ist das Protokoll über eine Verhandlung Peucers mit dem bekannten Jakob Andreä, Selnecer und dem Leipziger Bürgermeister Rauscher. Peucer war lange nicht zum Abendmahl zugelassen worden, sehnte sich sehr darnach und bat darum. Nun wurde er aber erst vor jene Commission gestellt, die aus ihm heraustorquiren sollte, ob er auch bußfertig genug geworden sey, um das Sakrament genießen zu können, d. h. ob er sich hündisch allem unterwerfen und fügen wolle, was der weltliche Fürst in Glaubenssachen ihm vorschreibe. Jakob Andreä war der deutsche Photius, ein byzantinischer Hofpfaffe, der die Glaubenssätze drehte, wie es die weltlichen Fürsten haben wollten, der Vater der berüchtigten Concordienformel. An dem Hokus Pokus dieser Formel hatte auch Selnecer mitgearbeitet, alles nach geheimer Ordre der Fürsten, ohne daß irgend eine Synode gefragt worden wäre. Vor diesen beiden Judassen nun sollte der fromme Peucer um die Gemeinschaft des Leibes Christi bitten. Wie er auch abgemattet war von langem Gefängniß, so waffnete sich doch sein Herz mit Festigkeit beim Anblick so elender Sünder, die als Inquisitionsgericht über ihn richten wollten, und so wurde er denn für unwürdig erklärt, das Sakrament zu empfangen.

Es ist der Mühe werth, dieses lange Actenstück zu lesen. Man lernt daraus die Geschichte des Protestantismus besser verstehen, als aus hundert anderen Werken.

Nach zwölf Jahren wurde Peucer wieder frei, aber nicht, weil man ihn für unschuldig hielt, sondern lediglich durch die Verwendung einer Prinzessin von Anhalt, welche Kurfürst August in zweiter Ehe heirathete. Die gänzlich ohnmächtige Geistlichkeit wurde commandirt und tyrannisirt von den weltlichen Höfen, Kanzlern und Juristen. Weil aber an Höfen auch die Damen eine Rolle spielen, so hatten die armen Geistlichen zuweilen das Glück, daß sich eine vornehme Dame ihrer erbarmte.

Man kann sich die Lage der protestantischen Geistlichen nicht jämmerlich genug denken. Erstens waren sie schlecht dotirt, mußten sich beim Antritt der Pfarrstellen häufig noch Abzüge machen lassen, lebten nur von der Gnade der Edelleute, Stadträthe und fürstlichen Beamten. Die Consistorien waren mit Höflingen besetzt, lauschten nach dem politischen Winde und hetzten die armen Pfarrer wie die Hasen, wenn der Wind anders wehte als bisher. So wurden im Kurfürstenthum Sachsen als der angebliche große Verrath der Philippisten entdeckt war, alle Pfarrer in Torgau zusammengetrieben (im Jahr 1578) und mußten auf bloßen Befehl des Kurfürsten allem abschwören, was sie bisher mit Gutheißen desselben Kurfürsten im Sinne Melanchthons geglaubt, gelehrt und gepredigt hatten. Sie waren auch schon so tief erniedrigt, daß nur ihrer sechs sich weigerten. Der Volkswitz legte ihren Frauen in den Mund: Schreibt, lieber Herre, schreibt, daß ihr bei der Pfarre bleibt!

So war es damals in der protestantischen Welt bestellt und von solchen Zeiten will man immer noch behaupten, es sey die glorreiche Zeit der Glaubensfreiheit gewesen.

Dem Peucer'schen Prozesse folgte in Sachsen nach wenigen Jahren der Crell'sche Prozeß, der in einer noch gräulichern Weise die blutgierige Glaubenstyrannei des sächsischen Lutherthums offenbarte, aber in dem vorliegenden Werke nicht berührt wird.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, No 11. 6. Februar 1867.


## Staatswesen.

Publicistische Skizzen von Georg August Grotefend. Hannover, Klindworth, 1866.

Diese Betrachtungen über unser modernes Staatswesen sind mit einer liebenswürdigen Leidenschaftslosigkeit geschrieben. Vor allem spricht der Verfasser die goldne Wahrheit aus, daß das Ideal des Staates trotz weltalter Bemühung der Staatsmänner noch gar nicht gefunden ist und daß wenn auch einmal annähernd etwas dergleichen gefunden wurde, die Menschen sich dessen nicht würdig zeigten und wieder in elende staatliche Zustände zurücksanken, obgleich ihnen das Bessere nicht unbekannt geblieben war. „Platons Staat und Aristoteles Staatskunst, diese großartigen Schöpfungen wahrhafter Meister der Philosophie, blieben unverstandene Ausdrücke einer hohen Weisheit und edlen Sehnsucht, das griechische Volk sank tiefer und tiefer in dem Verderbniß aller politischen Tugenden und erlag zuletzt der Uebermacht des Unverstandes und der politischen Sittenlosigkeit.“ Die Ideale Rousseaus wurden eben so wenig realisirt. Das Streben darnach führte nur zur Pöbelherrschaft der Schreckenszeit und zum sittenlosen Raubsystem des Directoriums. Das Ideal der absoluten Monarchie, wie es die moderne Zeit in Philipp II. und Ludwig XIV. aufstellte, ließ sich eben so wenig auf die Dauer durchführen. Das aristokratische Regiment in England, wie das ältere in Venedig ist nur eine Ausnahme und hängt von geographischen Bedingungen ab, die anderwärts fehlen. Die Hierarchie des Mittelalters artete ins Extrem aus, indem sie die Staatsgewalt ganz in sich verschlingen mußte, und konnte deshalb so wenig bestehen wie der alte und neue Absolutismus und wie die alte und neue Demokratie. Man mußte sich immer mit einem Mittelding zwischen den Extremen begnügen.

Die Wissenschaft ist den Thatsachen abwechselnd nachgekommen oder vorangeeilt. Plato, Rousseau, die modernen Socialisten machen Pläne für den Staatenbau der Zukunft. Aristoteles, Machiavelli trieben erfahrungsmäßige, rückwärts blickende Politik. Die Wissenschaft hat das Problem, welche Staatsform die beste sey, noch nicht gelöst und wird es nie.

Gibt es denn nicht noch eine höhere Autorität, von der man sich belehren lassen könnte? Der Verfasser bemerkt: „Unser christlicher Glaube sagt uns von dem Staate fast Nichts und doch genug, um die Richtung zu sehen, in welcher seine Erkenntniß zu suchen. Unzweideutig sind die Worte des Gottessohnes: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘, ‚Das Reich Gottes steht nicht in äußerlichen Worten und Geberden‘, ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist‘. Sie bilden mit dem viel gebrauchten und oft mißbrauchten apostolischen Worte: ‚Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, denn alle Obrigkeit ist von Gott‘, fast die ganze Summe dessen, was die heilige Schrift uns über den Staat und die Stellung des Menschen zum Staate lehrt. Es ist durchaus negativen Inhalts. Im Gegensatze zu der jüdischen Theokratie und mehr noch zu dem die Nation vernichtenden Irrwahne, als sey die Herrlichkeit, zu welcher das Volk Israel, dies Volk der göttlichen Wahl, berufen, in dem Prunke und in der Macht des weltlichen Regimentes zu suchen, weist der göttliche Erlöser auf das Leben und Wandeln im Geist und zieht die Sehnsucht und die Liebe der Herzen von allem unter der Sonne zu dem, der über allen Sonnen und Wolken thront. Die Heiligung und das Seligwerden hat nichts gemein mit dem Staate und mit dem Leben im Staate. Dieser kann niemanden den Weg zum Himmel bahnen

oder die Pforte der Ewigkeit öffnen, so soll auch niemand bei dem Staate sein ewiges Heil suchen, sondern allein bei Gott durch die Mittel seiner Gnade und durch die helfende Kraft seines Geistes. Das ist etwa der Sinn jener Worte des Heilandes. Sie brachen gründlich mit den Gedanken, welche das Pharisäerthum pflegte und welche Fleisch und Blut zum Schaden der Seele eingegeben; sie verwarfen auch die Auffassungen des Staatswesens, welche die Philosophie der Griechen und Römer in edlem Streben gehegt, und welche den ganzen Menschen für den Staat forderten, ihn nur als Bürger kennen und achten wollten."

Indem die neuere Zeit die christliche Gesinnung zu verleugnen oder zu verfälschen anfing, in der Reformationsperiode der protestantische Staat sich die Kirchengewalt gänzlich aneignete und der katholische Staat nahezu dasselbe that, sofern er die Kirchengewalt wenigstens unter seine Vormundschaft nahm, gestalteten sich sämmtliche Staatsgewalten wieder nach dem unchristlichen Vorbilde des altrömischen Imperialismus. Nicht mehr Gott war der Herr, der Besitzer, die Quelle des Rechts und nicht mehr empfing der Fürst Zepter und Schwert von Gott nur zu Lehen, um nach Gottes Geboten zu regieren; sondern der Fürst wurde selber Gott, der einzige Eigenthümer des Landes und Volkes, die einzige Quelle des Rechtes. Diesen Grundgedanken der Neuzeit zu vertheidigen und dem Kirchen- und Volksrecht der mittlern Zeit damit ein Ende zu machen, war die Aufgabe der neu entstandenen Zunft der Juristen, die einzig das altrömische Recht der Kaiserzeit gelten ließen. „Von da ab lag der Schwerpunkt der politischen Entwicklung in den zahlreichen Territorien, deren Herren trotz aller Fehden und Differenzen in dem Einen nur ein Ziel kannten: in dem Ringen nach Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Alles begünstigte diese Hauspolitik der Landesherren, und während die Gelehrten die Macht des Kaisers auf die Uebung bestimmter s. g. Reservatrechte zu beschränken suchten, vindicirten sie als gute Romanisten den Landesherren eine Gewalt über ihre Territorien, zu deren Bezeichnung sie auch den Namen des privatrechtlichen dominium gebrauchten." In der That war und ist nichts abenteuerlicher als der Anspruch der Fürsten, das Volk solle ihnen ein Recht zuerkennen, das sie selbst ihrem Herrn und Kaiser nicht gelten ließen. Der moderne Absolutismus mußte nothwendig, wie der antike und wie der orientalische in tiefe Corruption und Verachtung fallen, da den herrschenden Personen keine sittliche Schranke mehr gezogen war, sie also in alle mögliche Wollüste und Laster versanken. Erst Hugo Grotius führte die Wissenschaft aus der absolutistischen Illusion heraus und trennte zum erstenmal wieder die Sache von der Person, den Staat vom Fürsten. Die Revolutionen gegen Philipp II. in den Niederlanden und gegen die Stuarts in England mußten erfahrungsmäßig die Wissenschaft zu dieser Auffassung hinführen.

Allein der Staat als solcher, die Staatsmaschine, begann die Anmaßung der Alleinherrschaft fast noch weiter zu treiben, als es die persönliche Willkür des Despoten gethan hatte. Der Staat, von unheilbarer Centralisationswuth ergriffen, vielarmig und gefräßig wie der Polyp wollte alles verschlingen, alles allein haben, alles allein besorgen, duldete keinen Willen mehr, als den seinigen, und keine Ordnung, außer die er selbst vorgeschrieben hatte. Systematisch ging er darauf aus, alle Corporationen, kirchliche und weltliche, adelige und bürgerliche, zu zerstören, mit seiner Allgewalt ins Gebiet der Kirche, der Schule, der Gewerbe, der Wissenschaft und Kunst einzugreifen. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte die Staatsgewalt alles zu ihrem Monopol gemacht und nirgends eine selbständige Regung mehr geduldet. Als man die Unnatur dieses Staatsanspruchs zu erkennen anfing, wurde opponirt und kam das moderne Verfassungswesen auf. Allein wo dasselbe über den Polizeistaat Meister wurde, erbten die liberalen Gesetzgeber und Verfassungsfabrikanten jenen Anspruch und gingen in ihren Vorschreibereien nur noch weiter. Wenn auch in der guten Meinung, dem Volk damit zu helfen und zu dienen, ließen sie nicht nur eine Menge alter Vorschriften der frühern Staatsomnipotenz bestehen, sondern fügten noch eine Menge neue hinzu, so daß die Gesetzgebung immer labyrinthischer wurde und ein Hauptzweck, den so ziemlich jeder als solchen erkennen muß, Einfachheit und Klarheit der Verfassung und des Gesetzes, unerreicht blieb. Die Männer des alten Polizeistaats und die des liberalen Fortschritts wetteiferten, das Staatsgebäude in größter Vollkommenheit auszubauen, die Wissenschaft vom Staat theoretisch, die Staatskunst praktisch zu erschöpfen. Aber vergebens.

Der Verfasser sagt mit Recht, es sey eine ganz vergebliche Arbeit, eine Verfassung und Gesetze zu geben, die den adäquaten Ausdruck des Staatswesens darstellen könnten. Immer bleibe etwas übrig, was zu leisten nothwendig ist, der Staat aber nicht leisten kann und um so weniger leisten kann, als er allein alles leisten möchte und es nicht andern zu leisten überläßt. Der moderne Staat collidirt nämlich in seiner Anmaßung, alles allein leisten zu wollen, mit der Kirche und mit der Gesellschaft. Der Begriff der Gesellschaft ist vom

Verfasser sehr allgemein gefaßt. Doch begreift man leicht, welches Gebiet ihr selbständig angehört, unabhängig vom Staats- und Kirchengebiet. Wir vermissen in des Verfassers lichtvollen Darstellungen eine einläßlichere Berücksichtigung des Communal- und Corporationswesens, welches noch einer so reichen Ausbildung fähig und bedürftig ist.

Zu den Calamitäten der Neuzeit gehört, daß die Besprechung der socialen Frage das Monopol von Leuten geworden ist, die sie am wenigsten verstehen. Entweder sind es Socialisten, Communisten nach dem französischen Muster, die allerdings durch ihren Nothstand berechtigt wurden, bessere gesellschaftliche Einrichtungen zu fordern, die aber allen andern Classen der Gesellschaft eine widernatürliche Gewalt anthun, oder es sind unpraktische Theoretiker, Stubengelehrte, welche Welt und Menschen nicht kennen, hin und wider auch Schwärmer, welche gern die ganze Welt beglücken möchten nach der Melodie: „seyd umschlungen, Millionen!"

Der Verfasser hebt insbesondere das Armenwesen hervor, dessen sich der Staat bemächtigt hat, während es Sache der Kirche und der Gesellschaft ist. In frühern Zeiten war der Staat nicht dabei betheiligt. „Die reichlich dotirten kirchlichen Armenanstalten und Armenmittel, die Tendenz der Gilden, ihre Mitglieder und deren Familien vor Noth und Elend zu schützen, endlich auch die privatrechtliche Verpflichtung der Kinder, ihre altersschwachen und arbeitsunfähigen Eltern zu ernähren (das deutschrechtliche Institut des Altentheils): alles dieses ersparte dem Staate und den politischen Gemeinden sehr oft die Pflicht, den Armen positiv zu Hülfe zu kommen." Der Segen davon dauert zum Theil heute noch fort, weshalb auch der Staat es in der Regel den Gemeinden überlassen kann, für ihre Armen zu sorgen. Allein es geschieht nicht mehr mit der christlichen Liebe der Kirche und der alten Brüderschaften, sondern nach kanzleimäßigem Befehle. „Die Herzlosigkeit des Staates tritt nicht selten da am grellsten hervor, wo Mitleid und Wohlwollen sich die Hand reichen sollten. Der Staat kann seiner Armen sich nicht anders annehmen, als indem er denselben gibt, was sie nöthig haben und was er geben kann. Ganz anders steht aber die Gemeinde zu ihren Armen. Diese leben in der Gemeinde und mit ihr und jedes Glied der Gemeinde kennt oder kann die individuellen Verhältnisse ihrer Armen kennen. Es ließe sich hier eine mehr familiäre Fürsorge für die Gemeindearmen denken und ein besonderer Segen von ihr erwarten. Aber wie oft ist grade das Gegentheil zu gewahren. Die Herzlosigkeit der Gemeindeglieder, welche die Last der Armenspende zu tragen haben, drückt den Armen oft schwerer als die Armuth und der Hunger selbst und ist dann am entsetzlichsten, wenn der Arme unverschuldet sein Loos trägt und selbst an dessen Verbesserung nicht arbeiten kann. Wer einmal den Gemeindearmen — vielleicht eine hülflose und vermögenslose Waise oder ein sieches altes Mütterchen — am kalten Wintertage hinter der Hausthür des Bauern, der ‚an der Reihe' war, die Schale mit dem kalten, mehrere Tage alten Essen unsauberster Bereitung in der Hand gesehen, wird sich mit innerster Entrüstung von solchem Bilde eines Barbarismus der Armenpflege abwenden und den Armen, welcher ein solches Brod zu essen hat, im Herzensgrunde beklagen. Solche Bilder sind nicht selten und grade da, wo die Noth in weiteren Kreisen sich ausdehnte, salt die Regel, weil dann auch die Gebenden selbst nicht Ueberfluß zu haben pflegen oder doch das Mitleid an den täglichen Bildern des Elends sich abgestumpft hat."

Um zu zeigen, wie hart die Armenpolizeigesetze des Staates sind, weil ihnen die fromme Liebe abgeht und weil sie alles tabellenmäßig über einen Kamm scheeren ohne alle Rücksicht auf besondere Umstände und Individualitäten — theilt der Verfasser folgendes mit: „Eines Tages ward eine ganze Vagabondenfamilie eingebracht. In einem Walde waren sie überrascht, als sie grade mit dem Braten eines Huhnes auf offenem Feuer beschäftigt gewesen. Der Name des Mannes stand schon oftmals in dem Polizeiblatt und die Akten erwiesen eine vielfache Bestrafung desselben. Mit sich führte dieser seine Braut, welche die offizielle Sprache ‚Zuhälterin' nennt, und zwei Kinder von 10 und 7 Jahren, welche ihrer Liebe das Daseyn verdankten. Beide Eltern waren in verschiedenen Staaten heimathberechtigt, eine Verheirathung ward dem Manne nicht gestattet, weil er das erforderliche Bürgergeld nicht aufweisen, auch aus demselben Grunde das Meisterrecht in seiner Profession nicht erwerben konnte. Verzweiflung trieb den Hoffnungslosen in die Fremde zum abenteuerlichen Wagen eines neuen Glückes, und die Wanderschaft vereinigte Beide, die eine Stätte zum ruhigen Leben nirgends finden konnten. Zwölf Jahre waren sie diesseits und jenseits des Meeres umhergezogen, dann hiemit, dann damit das kärgliche Brod verdienend, und oftmals hatte sie die Polizei ergriffen und getrennt. Der Fall lag jetzt wieder so, daß das Gesetz eine Bestrafung forderte. Der kräftige Mann in den besten Jahren, dessen großen dunklen Augen von verwegenem Muthe und festem Willen glühten, ward zu anderthalbjähriger Werkhaushaft verurtheilt, die Frau zu mehr-

tägigem Gefängniß. Jener ward in das Werkhaus abgeführt, diese in ihre Heimath, wo ihrer und der unglücklichen Kinder das Armenhaus wartete. Das Frauenzimmer war ein Bild des Siechthums, sie war so schwach, daß sie das kürzeste Verhör nicht stehend bestehen konnte, und an jedem Tage warfen sie die heftigsten Krämpfe nieder. Von Reizen, welche den Mann an sie fesselten, konnte keine Rede mehr seyn. Daß dieser nicht von ihr ließ und sie mit den Kindern mit sich herumführte, war ein Werk der Barmherzigkeit und ein Zeichen so treuer Liebe, wie sie selbst in glücklicheren Verhältnissen nicht immer gefunden werden mag. Denn es will doch Etwas heißen, daß ein Band nicht zerreißen will, obgleich die öffentliche Gewalt daran reißt und die Schärfe des Gesetzes es immer wieder zerschneidet.

Als dem Verhafteten das Verdict, das auf so lange Werkhaushaft lautete, eröffnet war, gab er nur die Worte zurück:

‚Ich füge mich der Macht des Gesetzes, dem ich verfallen bin. Die Strafhaft ist nicht das Schwerste, das ich zu tragen habe; dies ist der quälende Gedanke, daß meine siechende Frau nun wieder anderthalb Jahre im Armenhause schmachten muß und dort mit unsern Kindern das anwidernde Brod herzloser Mildthätigkeit zu kosten hat. Man nennt mich Vagabond und straft mich deshalb; vielleicht mit Recht, aber — es faßten die Hände krampfhaft in einander — aber, wer trägt die Schuld daran und die Verantwortung dafür? Wer die Regierung meines Heimathstaates und die Obrigkeit meines Heimathortes kennt, der wird wissen, daß das Gesetz dort nach Willkür gehandhabt wird und daß niemand dem Obdachlosen ein Obdach, dem Hungernden Brod schafft, und daß der Arme zur Schande seines Vaterlandes in der Fremde als Vagabond umherirren muß.‘"

Die innere Mission ist dem Staate helfend zur Seite getreten, aber noch lange nicht intim genug mit den Leiden des Volkes vertraut und noch viel zu unangesehen, um unmittelbar in Gebiete eingreifen zu dürfen, die das Monopol der Bureaukratie sind. Der Verfasser bespricht auch das Gefängnißwesen und führt folgenden Fall an: „Als einmal ein erfahrungsreicher und treu wirkender Geistlicher an dem früheren Zuchthause in Berlin, welches die Einzelhaft noch nicht kannte, einem Sträfling die Nachricht von dem unerwarteten Tode seines einzigen Kindes mitzutheilen hatte, gewahrte er das heftige Zucken eines tiefen Schmerzes in dem Gesichte des noch auf Jahre gefangenen Vaters und eine helle Thräne stand in dem schmerzvollen Auge des Unglücklichen. Aber plötzlich rafft er krampfhaft die ganze Kraft der Verachtung jedes weicheren Gefühles zusammen, zerdrückt die Thräne in dem kalt darein schauenden Auge und sagt auf die Frage des Geistlichen: ‚Sie dürfen nicht sehen, daß ich noch eine Thräne habe, sonst kann ich mich vor ihrem Spotte nicht retten.‘"

In Italien gibt es in einigen Hauptstädten eine geheime Brüderschaft della misericordia. Ihr gehören die angesehensten Bürger, ja Grafen und Fürsten an, ohne daß je ein Name genannt wird. Man kennt nur das Haus, wo zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Bekümmerten und Bedrängten der Zutritt offen steht. Denn abwechselnd haben hier einige Brüder den Dienst, immer vermummt, so daß keiner erkannt wird. Wenn die Glocke außerhalb gezogen wird, öffnet man. Der Elende, von Armuth, von Angst, von Gewissensscrupeln Angefochtene bittet nun um Rath und Hülfe und sie wird ihm jederzeit gewährt, wenn es irgend möglich ist. Die persönlichen Verbindungen und die Mittel der angesehensten Brüder sind gewöhnlich hinreichend, zu helfen. Alles geschieht verschwiegen und niemand wird dabei compromittirt. Das Geheimniß ist zugleich das beste Mittel, die barmherzige Brüderschaft vor unberufenen Quärulanten oder muthwilligen und zudringlichen Menschen zu schützen. — Wir halten eine solche Anstalt, die manches leistet, was selbst die Kirche nicht leisten kann, und gewiß viel mehr als der Staat, der sich um solche Privatangelegenheiten natürlicherweise nicht zu bekümmern hat, zu leisten berufen ist, für sehr praktisch und nachahmungswürdig und führen sie deswegen hier an, weil man sie in Deutschland wohl noch wenig kennt.

Die verschiedenen Abhandlungen des vorliegenden Werks, die der Verfasser selbst nur Skizzen nennt, enthalten auch eine Geschichte der deutschen Bundesreform und des deutschen Staatsrechts, auf die wir uns hier aber nicht einlassen wollen, weil der Standpunkt der Bundesverfassung schon ein überwundener, das neue Bundeswesen aber noch nicht zur vollen Reife gediehen ist.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 12. 9. Februar 1867.

## Flugschriften.

1) Oesterreichs System als die wahre Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. Leipzig, W. Engelmann, 1866.
2) Oesterreich nach der Schlacht bei Königgrätz. Ein freies Wort den Deutschen in Oesterreich gewidmet von L. Carneri. Wien, Tendler und Comp. 1866.

Die erste dieser beiden Brochuren gibt viele interessante Details in Betreff der k. k. Armee. Wenn dieselbe nicht mehr geleistet habe, was sie früher leistete, so habe die Schuld einzig an der obern Leitung und Verwaltung gelegen. Der Verfasser hebt hervor die Mängel des Kriegswesens, „daß z. B. die Geographie des österreichischen Kaiserstaates nach Lehrbüchern vorgetragen wird, die vor etlichen 20 Jahren für die Normalschulen vorgeschrieben waren, und oft gar keine oder ganz unbrauchbare alte Landkarten verwendet werden." Die Beförderungen ohne Verdienst nach bloßer Gunst. Mangel an Ausbildung der Offiziere für den Felddienst. Verkommen des guten Geistes in der Armee. „Ein Ton nie dagewesener Rohheit und Brutalität machte sich in der Armee breit und galt als Verdienst. Man merzte nach und nach alle alten Generäle und Regimentscommandanten, die sich diesen Ton nicht aneignen konnten, oder wollten, aus, und ersetzte sie durch Männer, die es verstanden, nach russischen Manieren Truppen zu commandiren. Das Dienstreglement und die Kriegsartikel hatten nur mehr den Werth der Erinnerung, da geheime Präsidialien, womit alle selbständigen Commandanten versehen und mittelst welcher denselben beinahe unumschränkte Vollmachten eingeräumt wurden, dieselben illusorisch machten. Die Regimentsgerichte sanken zu willenlosen Werkzeugen der Regimentscommandanten, die meistens zugleich Gerichtsherren sind, herab; es gab keine Instanz mehr, wo der Untergebene gegen seinen Commandanten Recht finden konnte, da der Satz, ‚der Vorgesetzte hat immer Recht', als oberstes Prinzip aufgestellt wurde. Um dieses Prinzip recht anschaulich zur Geltung zu bringen, wußte man alles, selbst augenfällige Vergehen, die von selbständigen Commandanten begangen wurden, zu bemänteln, indem man sie, unter gleichzeitiger Beförderung, vom Truppenkörper entfernte. Selten folgte die Pensionirung als Strafe und nur in äußerst seltenen, besonders markirten Fällen, ließ man den Schuldtragenden seine Charge freiwillig quittiren."

Wir müssen gestehen, daß wir diese Schilderung für etwas übertrieben halten, da es uns unmöglich ist, an eine schnelle oder allgemeine Aenderung jener liebenswürdigen Kameradschaftlichkeit zu glauben, die wir früher bei den k. k. Offizieren kennen zu lernen mehr als einmal Gelegenheit hatten. Indessen spricht das Beispiel des Grafen von Gondrecourt freilich für die Behauptung des Verfassers, denn daß ein General einen Trainsoldaten, einen Feldpater „nicht ungefährlich" verwundet und am Ende auch mit bloßem Degen einen Stabsoffizier anfällt, der den Streich noch glücklich parirt, das dürfte doch wohl in keiner civilisirten Armee der Welt vorkommen, ohne augenblicklich und streng bestraft zu werden.

Ferner rügt der Verfasser die Stockprügel, die im Widerspruch mit der liberalen Aera in Oesterreich in erschreckendem Maaße sollen zugenommen haben. Das ärgste aller Uebel, das nun an die Reihe kommt, ist die Betrügerei in der Armeeverwaltung. Bekanntlich wurden sie im Jahr 1859 enthüllt, aber nur zum kleinsten Theil. Man deckte schnell den Schleier wieder zu,

daß niemand weiter compromittirt wurde, als die drei, welche der Schande der Criminaluntersuchung den Selbstmord vorzogen, Minister v. Bruck, Feldmarschalllieutenant v. Eynatten und Richter, Chef eines großen Hauses. Wenn nun auch die andern Staatsbetrüger unter dem Schutz der Wiener Judenblätter, welche zur Vertuschung der Sache die ungeheuersten Anstrengungen machten, unentdeckt blieben und des Volkes Gutherzigkeit das Vergangene vergaß, hoffte es doch, die Verwaltung werde gewarnt seyn und es werde in Zukunft ehrlicher hergehen. „Man hätte, sagt der Verfasser, erwarten sollen, daß die folgenden sieben Jahre dazu benutzt würden, um ein vernünftigeres, leichter übersehbares Verpflegssystem einzuführen, allein die Erfahrung des Jahres 1866 hat uns gelehrt, daß weder die Bestrafung der Schuldigen, noch die seit sieben Jahren vorgenommenen Veränderungen in dem Verpflegssystem, im Stande waren, an der Sache im geringsten etwas zu ändern. — Die Armee, welche im Norden der Monarchie operirte, war ebenso und noch schlechter verpflegt, als die im Jahre 1859 in Italien operirende." Der Verfasser ist so naiv, hinzuzufügen: „Die Bestrafung der Veruntreuung, jeder Art von Unterschleif oder Betrug, begangen an ärarischem, Verpflegung oder Ausrüstung der Armee bestimmtem Gute, soll nicht nach den diesbezüglichen im Strafgesetzbuch enthaltenen Paragraphen behandelt werden. Diese Procedur ist zu langwierig und die Strafe zu gering. Ein solches Verfahren kann höchstens im Frieden Anwendung finden. Im Kriege muß ein solches Verbrechen, das die nachtheiligsten Folgen für die Armee und für den Staat haben kann, unmittelbar mit dem Tode bestraft werden."

Noch klagt der Verfasser über die Bepackung der Soldaten. „Während man im Jahre 1859 zu der Ueberzeugung kam, daß der Mann zu stark bepackt sey und der Armee deßhalb die Röcke abnahm und sie nach Laibach abführte, ließ man die Mannschaft der Nordarmee, mit dem berühmten Aermelleibel am Leibe, darüber den Mantel, den Tornister, bepackt mit dem Rock, einem zweiten Paar Schuhe, größtentheils einer zweiten Hose, der Holzmütze, nebst der Wäsche und den Reservepatronen, den Deckel geziert mit der höchst sinnigen Kochmaschine, — am Rücken, den Czako oder Hut am Kopf, die Extra-Mütze am Bajonett, den Brodsack gefüllt mit den Proprietäten und Brod, marschiren. Dazu kam noch das Schanzzeug bestehend aus Säge, Krampen und Schaufel. So ausgerüstet sah der Mann einer aufrecht stehenden Riesenschildkröte nicht unähnlich. Darin bestanden die verheißenen Reformen und die zweckmäßigen Adjustirungs-Aenderungen, welche unseren Korpshäen sieben Jahre Studium und dem Staate enorme Summen gekostet haben!"

Schließlich setzt der Verfasser alle seine Hoffnung auf den Erzherzog Albrecht, den Sohn des Sieges von Aspern, den Sieger von Custozza.

Die zweite hier vorliegende Flugschrift will der österreichischen Monarchie aus ihren gegenwärtigen Verlegenheiten auf eine überaus geniale Weise heraushelfen. Man solle, meint er, nur die Ungarn gewähren lassen, auch die Erinnerung an Königgrätz über die Achsel werfen, sich gar nicht um die Preußen bekümmern, noch um die Russen, noch um die Italiener, noch um die Franzosen. Man soll sich nur einfach an Deutschösterreich halten und hier den Liberalismus zur höchsten Blüthe bringen, ein solches Ideal von politischer Freiheit hier verwirklichen, daß alle Völker umher staunend das Wunder betrachten und freiwillig dem Hause Habsburg als dem politischen Messias huldigen müßten. Herr Carneri sagt: „Die Deutschösterreicher haben in der Schlacht bei Königgrätz eine Fahne erobert, um die sie, allen reactionären Intriguen und allem ofneiösen Hohne zum Trotz, unaufhaltsam sich schaaren, und die ihnen kein Zündnadelgewehr, kein Verrath, keine umzingelnde Uebermacht entringen wird. Diese Fahne ist die deutsche Reichsverfassung vom 28. März 1849. Oesterreich muß seine Verfassung mit den festesten Bürgschaften umgürtend, der freieste Staat der Welt werden. Es gibt Momente im Leben der Nationen, in welchen mit allem Verrotteten rasch und gründlich aufgeräumt zu werden hat, in welchen, was am rechten Ort schonende Milde wäre, einfach Vaterlandsverrath ist. Und was vor Allem uns noththut, ist, von der höchsten bis hinab zur niedrigsten Lehranstalt einem Unterricht Bahn zu brechen, der, frei und befreiend von den Fesseln des wissentlichen und unwissentlichen Aberglaubens, den Menschen fürs Leben erzieht, und eine Generation heranbildet, welcher ein leichtes Spiel seyn wird, was als schwerer Kampf uns entgegentritt. Ganz Deutschland wird mit warmer Theilnahme unserem Wirken auf einem Felde folgen, auf welchem Preußen bei seinem Heer von Junkern und seinem Wahlspruch ‚Macht geht vor Recht' nimmermehr siegreich mit uns wetteifern kann. Der mit der Freiheit seyn wird, mit dem wird der Sieg seyn, und steht Oesterreich auf der Höhe seiner Zeit, so werden wir — leuchtend wie der goldene Friede, der endlich über Europa niedersinken wird — die deutsche Kaiserkrone dem Habsburger von selbst wieder zufallen sehen."

So steht es wirklich gedruckt. Man sollte das für ein Delirium halten, in welchem die Hoffnungslosigkeit

in der Verzweiflung Luftschlösser baut, allein Herr Carneri wird gerechtfertigt durch den großen Grabow, Präsidenten des Abgeordnetenhauses in Berlin, der im vorigen Frühjahr die bängste Besorgniß äußerte, es werde wirklich geschehen, was Herr Carneri heute sich träumt, Oesterreich werde mit einem schrankenlosen Liberalismus Preußen überflügeln und die Bismarck'sche Politik werde Schuld seyn, daß Preußen weit hinter Oesterreich werde zurücktreten müssen.

Oesterreich und Liberalismus sind zwei einander aufhebende Begriffe. Liberalismus mag überall hin passen, nur nicht nach Oesterreich. Zum System der Regierung paßt er nicht, weil diese die in der Monarchie zusammengezwungenen einander widerstrebenden Nationalitäten nur durch das eiserne Band absoluter Gewalt zusammenhalten kann. Ohne sie hätte es nie ein Oesterreich gegeben, ohne sie kann es keins mehr geben, denn seine Bestandtheile fallen, wenn man ihnen Freiheit läßt, auf die natürlichste Weise von der Welt und ganz von selbst auseinander. Mit dem Liberalismus zu kokettiren, war der größte Mißgriff der Wiener Burg. Und das Volk? was soll den Deutschösterreichern ihr Liberalismus irgend nützen? Auch sie begehen einen Mißgriff. Ihre einzige Aufgabe ist, den Slaven und Ungarn gegenüber auf die energischste Weise ihre Nationalität zu schützen und nicht papierne Bürgschaften liberaler Befugnisse im Innern, sondern eine starke Schutzmauer nach Außen zu suchen. Hier helfen Verfassungsparagraphen und Parlamentsreden nichts. Hier hilft nur eine starke, den Nichtdeutschen imponirende Allianz mit Preußen.

Die einst so glänzende Sonne Oesterreichs fängt an, sich in bleiche Nebensonnen zu vertheilen, die einander giftige Strahlen zuschießen. Das Ministerium, dessen Einheit die Lebensbedingung der Monarchie ist, ist im Begriff sich in zwei oder drei zu theilen. Die parlamentarische Superfötation geht noch weiter. Der allgemeine Reichsrath der Monarchie ist nur suspendirt, aber eine außerordentliche Reichsversammlung soll ihn überwachsen. Jedes Kronland hat sein besonderes Parlament und wer weiß, ob der Dualismus nicht noch zwei Mittelparlamente diesseits und jenseits der Leithra zwischen all den kleinen Landtagen und den großen Reichstag hineinzaubert. Oder gar drei, wenn diesseits die Slaven und Deutschen sich nicht vertragen. Vordem saß eine kluge Spinne in Wien und zog die Fäden an, wie sie wollte, nach allen Grenzen des Reichs. Jetzt ist eine ganze Brut von jungen Spinnen aufgewachsen, die von der Peripherie her am Centrum zerrt und es herausreißen will aus seiner Ruhe, herunterreißen von seiner Höhe. Herr von Beust äquilibrirt überaus geschickt und schnellfüßig, indem er immer da nachgibt, wo am stärksten gezogen wird, bis für ihn nichts mehr zum Nachgeben übrig bleiben wird. Das ist die Rache Wallensteins, der einst mit eisernem Arme die Monarchie aus dem Sumpfe zog, der das einzige Mittel, was eine Monarchie retten kann, kannte und anwandte, aber schlechten Dank erntete.

Daß ein solcher gutgemeinter Wahn wie der des Herrn Carneri ausgeheckt und gedruckt werden kann, ist ein trauriger Beweis dafür, daß die Theorie auch in Oesterreich schwindelt und keinen festen Boden mehr unter den Füßen hat. In einer Nothzeit, wie die jetzige, sollte man um Gotteswillen praktisch seyn. Außer Fischhofs Flugschrift, die wir Ende vorigen Jahres in unsern Blättern anzeigten, ist uns keine Stimme aus Oesterreich bekannt geworden, welche die Aufgabe Oesterreichs verständig und großartig auffaßte. Allen Werth auf die Verfassungsfrage zu legen, ist eine Lächerlichkeit. Es handelt sich um die Machtstellung. Will man sich aber im Innern verbessern, so räume man vor allen Dingen mit der elenden Finanzwirthschaft, und mit der Corruption in den Sitten und in der Presse auf. Ehe deßfalls nicht ein schreckliches Gericht ergangen ist, darf Oesterreich nicht hoffen, die moralische Kraft wieder zu gewinnen, die es auch in seiner auswärtigen Politik wirksam unterstützen könnte. Davon ist aber in den maßgebenden Kreisen nicht die Rede, ja selbst Landtage und Communalbehörden ereifern sich nur über Jesuiten und barmherzige Schwestern und nicht über die Giftblätter, nicht über die Greuel der Corruption. Keiner weltlichen Behörde fällt es ein, dem Hirtenbrief des Erzbischof von Wien Folge zu geben und den Wiener Augiasstall, den verfaulenden Misthaufen, wie der selige Feldmarschalllieutenant v. Welden ihn nannte, auszufegen.

Leider ist unsere Zeit, in der jeder sich auf Politik verstehen und in Kammern mitreden will, durch das ewige Sichselbstüberheben in Gescheidtheit, so dumm, ihr Horizont so beschränkt geworden, daß sie große welthistorische Aufgaben der Völker gar nicht mehr begreift. Vergebens mahnt man zuweilen an das, was helfen könnte, aber niemand will es hören, und wenn die, welche handeln könnten, den rechten Augenblick zehnmal versäumt haben, dann sagen sie wohl noch achselzuckend und spöttisch: ja das geht nicht!

Oesterreich ist auf die untere Donau angewiesen. Wenn es in der langen Zeit der Metternich'schen Mißregierung, mit der Gegenwart zufrieden, die Zukunft preisgab, so hätten die spätern Regierungen doch alles

thun müssen, den Fehler wieder gut zu machen. Der Fluch Oesterreichs war, daß es sich mit dem Westen in einer ganz unnützen Feindschaft verbitterte und verbiß, statt seine reichen Kräfte dem Orient zuzuwenden und dort mit dem Segen der Civilisation zugleich seine Machtsphäre auszubreiten. Es hätte dabei nur Rußland gegen sich gehabt, die Westmächte wären auf seiner Seite gewesen, wie 1854, und Preußen würde seinen Vortheil wohl verstanden und sich der ecklichen Vormundschaft unter Rußland entzogen haben, wenn ihm nur Oesterreich irgend einmal guten Willen gezeigt und sich im allgemeinen deutschen Interesse mit ihm verständigt hätte. Preußen die Hegemonie in Deutschland zu überlassen, konnte keinerlei Bedenken für Oesterreich haben, wenn es dadurch den Beistand Preußens und Gesammtdeutschlands im Verfolge seiner orientalischen Politik erkaufte. Unter einer solchen Bedingung würden Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich schon längst der Eroberungssucht Rußlands ein Ziel gesetzt und in Verbindung mit den Westmächten die immer noch drohende Ueberwältigung der Türkei und Eroberung Constantinopels durch die Russen für immer verhindert haben. Und was hätte Deutschland dabei gewonnen, welche verstärkte Macht nach außen, welche Förderung seiner materiellen Interessen und Colonisation entlang der Donau! Die Donau ist die uns Deutschen angewiesene Weltstraße. Hier ist Oesterreich die Vormacht und wenn sie dahin ihre Arme ausstreckte, statt immer rückwärts gegen Deutschland auszuschlagen, würde sie von Deutschland auf jede Weise unterstützt werden.

Es ist Oesterreichs dringendstes Interesse, an der Mauer fortzubauen, welche durch die Ungarn, Siebenbürger Sachsen und Rumänen der Donau entlang von Preßburg bis ans schwarze Meer gezogen ist und welche Rußland von den Südslaven der Türkei geographisch scheidet. Es ist auch das Interesse dieser nicht slavischen Völker im Donauthal selbst, sich auf Oesterreich zu stützen und sich mit Hülfe Oesterreichs und der Deutschen der russischen Ueberwältigung zu erwehren, jener gräßlichen Gleichmacherei, die alle Nationen kahl scheert wie Rekruten, die prinzipiell darauf ausgeht, innerhalb der russischen Grenzen keine andere Nationalität, noch Kirche zu dulden, wie die russische. Am Beispiel Polens mögen sich die Ungarn spiegeln. Unter deutschen Fürsten haben sie Nationalität und Glauben seit Jahrhunderten bewahrt. Kämen einmal die Russen nach Pesth, würden die Murawiew und Kaufmann kein halbes Jahr brauchen, ihre Nationalität und Kirche zu vernichten. Den Vorwand dazu würde wie in Polen der Widerstand der ritterlichen Nation und der frommen Priester leihen. Die Ungarn würden ihr Nationalinteresse gänzlich verkennen, wenn sie nicht am innigen Bündniß mit Deutschland festhielten.

Die Zeitungen sprechen jetzt häufig von Galizien, die ruthenische Bevölkerung Ostgaliziens soll sich nicht wohl fühlen und russische Sympathien hegen, weil Ruthenen und Russen einander verwandt sind. Schon vor sechszehn Jahren warnte ein in Deutschland gedrucktes Buch, drei Jahre vor dem Krimkriege, aber das Buch ist vergessen. Es wurde darin schon damals constatirt, daß die ruthenische Bevölkerung nicht nur in Galizien, sondern auch im nördlichen Ungarn bearbeitet würde. Es hieß darin: „Blicken wir zurück auf den Weg, der von Ungarn über das karpathische Waldgebirge führt, und sehen wir, daß dort Ruthenen wohnen, so können uns die Gefahren nicht verborgen bleiben, welche dem Lande von dieser Seite her drohen. Die Ruthenen sind durch Sitte, Religion, Sprache den Kleinrussen, welche den Süden des russischen Reichs einnehmen, nicht blos nahe verwandt und hegen deshalb für Rußland Sympathien, sondern es ist die überwiegende Bevölkerung Ungarns slavisch und wird durch panslavistische Tendenzen zu Rußland hingezogen. Weit ungefährlicher sind die Slowaken. Die lehnen sich nicht blos durch ihr lutherisches Bekenntniß, sondern auch sonst vielfach an deutsche Gesittung und Betriebsamkeit an. Oesterreich, wie überhaupt Deutschland und die ganze romano-germanische Welt kann nur wünschen, daß die Magyaren erhalten bleiben, um die Slaven zu trennen."

Es handelt sich hier um eine Aufgabe, bei der das ganze mittlere und westliche Europa betheiligt sind und die von niemand besser gelöst werden kann, als von Oesterreich, wenn es will.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 13. 13. Februar 1867.


## Geschichte.

Geschichte des Johanniterordens. Von Karl Falkenstein. Zweite umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Zeitz und Leipzig, Webel, 1867.

Der Verfasser dieses guten Geschichtswerks ist schon lange als k. sächsischer Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden gestorben, aber sein Buch verdiente noch einmal aufgelegt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt zu werden. Um so mehr als grade in unsern Tagen der Johanniterorden wieder in ein schönes Licht getreten ist.

Manchem unserer Leser, der die Geschichte des Ordens nicht schon genauer kennt, wird es von Interesse seyn, sie in einer kurzen Skizze übersehen zu können.

„Um die Mitte des 11. Jahrhunderts faßte eine Gesellschaft von Kaufleuten aus Amalfi in Italien, welchen bei ihren jährlichen Reisen nach Aegypten die aus Europa mitgebrachten reichen Waaren und Kunstarbeiten den Zutritt am Hofe des Khalifen eröffneten, den Entschluß, den europäischen Pilgrimen einen sichern Zufluchtsort in der heiligen Stadt zu verschaffen, wo sie weder den schwärmerischen Fanatismus der Mohammedaner, noch den bittern Haß der schismatischen Griechen befürchten dürften. Durch wiederholte kostbare Geschenke, welche sie sowohl dem Khalifen Mostafsi Billah (Mostaffer Billach) als seinem ersten Minister darbrachten, erlangten sie endlich die Erlaubniß, in Jerusalem, unweit des heiligen Grabes, eine besondere Herberge für die abendländischen Christen, und zum Besuche der Andachtsübungen eine Kapelle zu erbauen. Die gottesdienstlichen Verrichtungen wurden den Benedictinern übertragen, und besagte, zu Ehren der heil. Jungfrau errichtete Kapelle die lateinische Marienkirche (S. Maria della Latina) genannt, zum Unterschiede von den Kirchen der Griechen, in denen man den Gottesdienst nicht nach den Gebräuchen der römischen oder lateinischen Kirche errichtete. Bald führte man unweit derselben zwei andere Gebäude zu Herbergen (Albergia) für die Pilgrime beiderlei Geschlechts auf, in welchen Gesunde und Kranke verpflegt werden sollten. Jedes dieser Gebäude bekam in der Folge seine eigene Kapelle, eines davon wurde der heil. Magdalena, das andere dem heil. Johannes dem Täufer gewidmet, und von diesem ihrem Schutzpatron nannte man die Inhaber des letztern späterhin Johanniter. Die Gesammtheit dieser christlichen Kapellen und Hospitäler war nur durch eine schmale Straße von der Kirche des heil. Grabes getrennt, und viele abendländische Christen, von Liebe zur leidenden Menschheit und von Religionseifer beseelt, faßten den Entschluß, ihrem Vaterlande auf immer zu entsagen, um sich in dieser heiligen Wohnung der ununterbrochenen Pflege der Pilgrime und Kranken zu widmen."

Nicht lange nachher wurde Jerusalem durch die Kreuzfahrer erobert, was die Zahl der Verwundeten und Kranken vermehrte und den Orden in noch größern Flor brachte. „Eine Menge junger Edelleute aus dem Heere der Kreuzfahrer wurde durch das Beispiel der Hospitaliter zur Nachahmung angefeuert. Entschlossen, nicht mehr in ihr Vaterland zurückzukehren, und sich ebenso zu Gottes Ehre nur dem Dienste der Kranken zu widmen, kamen sie zu Gerhard und baten um Aufnahme. Unter diesen waren vorzüglich Raymund du Puy (Raimundus de Podio) aus der Dauphiné, Conon von Montaigue aus der Auvergne, Dudon von Comps und Ritter Gastus (Gaston), über dessen eigentliches Vaterland die Schriftsteller noch uneinig sind. Der Spitalvorsteher Gerhard empfahl nun die Anstalt dem neuen Herrscher. Aufgemuntert durch die empfangenen Gnadenbezeugungen forderte er sodann zum Besten des Ganzen die fromme

Gesellschaft, sowohl Brüder als Schwestern, auf, ihrer Verbindung durch eine gewisse Regel, oder vielmehr durch eine gesetzmäßige Form, eine bleibende Dauer zu verschaffen. Das gewählte Ordenskleid bestand in einem einfachen schwarzen Gewande, an dessen linke Seite ein weißleinenes Kreuz geheftet war. Der Patriarch von Jerusalem legte den Brüdern dieses Gewand eigenhändig an, und nahm ihnen am Fuße des heil. Grabes die drei geistlichen Gelübde: ‚der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams' ab. — Einige Jahre nachher bestätigte Papst Paschalis II. dieses neue Institut öffentlich durch eine Bulle, sprach das Ordenshaus zu Jerusalem, sowie alle ihm gehörenden Güter in Europa und Asien frei von Abgaben, und sanctionirte nicht nur die bisherigen, sondern auch die zukünftigen Schenkungen, und erklärte ausdrücklich, daß nach dem Tode des frommen Rectors Gerhard die Hospitaller künftighin nicht mehr von dem Abte des Benedictinerklosters wie bisher abhängen, sondern ihnen einzig und allein das Recht zukommen solle, ein Oberhaupt aus der Mitte der Ordensbrüder an ihre Spitze zu stellen."

„Raymund theilte die Genossen des Ordens in drei Hauptclassen, wovon die eine, ohne die bisherige Bestimmung — die Pflege der Kranken und Pilgrime — zu versäumen, sich stets bereit halten sollte, das Reich gegen die Ungläubigen zu schirmen, während die andere ausschließlich die Geschäfte des Hauses und die niedrigeren Dienste verrichtete, und die dritte, in Krieg und Frieden die Gottesverehrung besorgend, den Sinn Aller zum Göttlichen wendete. Für die ersten wurden alle diejenigen bestimmt, welche durch adelige Geburt und bewährte Tapferkeit zur Führung der Waffen berechtigt waren; diese hießen Ritter. Die zweite Classe bildeten die Kapellane, welche außer ihren Pflichten als Geistliche auch noch die Verbindlichkeit hatten, im Kriege das Amt eines Feldpredigers und im Frieden eines Almoseniers zu verwalten: Priester, Ordenspresbyter. Die dritte Classe, deren Glieder weder zu dem Adel noch zur Klerisei gezählt werden konnten, führten den Namen der dienenden Brüder oder Serventi d'armi."

„Er veränderte das Ordenszeichen, das weiße Kreuz auf der linken Seite des Kleides, und gaben ihnen statt des einfachen Kreuzes mit geraden Balken, wie es unter Gerhards Rectorat gewesen, ein gleichfarbiges mit acht Spitzen zum Sinnbild der acht ritterlichen Hauptugenden. In dem Kriege wider die Feinde befahl er den Ritterbrüdern, die glänzende Rüstung und darüber ein rothes Oberkleid — vor- und rückwärts mit einem durchlaufenden weißen Kreuz ohne Spitzen, und auch außer den Waffen einen rothen Kriegsgürtel mit einem silberfarbigen geraden Kreuze zu tragen. Die Purpurfarbe stellte sinnbildich die Erhabenheit ihrer Würde und das Blut vor, welches sie für den Glauben zu vergießen bereit seyn sollten. Für den Frieden und den Dienst in den Häusern führte Raymund einen schwarzen Mantel ein, der an das schlichte Gewand von Kameelhaaren erinnern sollte, welches Johannes der Täufer in der Wüste trug. Auf der linken Seite dieses Mantels, gerade über dem Herzen, trug man das weißleinene, achtspitzige Kreuz. Mittels einer Schnur ward der Mantel um den Hals befestigt. Er hatte zwei weite Aermel, die in Spitzen ausliefen, so wie eine Kapuze, die sich ebenfalls zuspitzte, daher man diesen Mantel, unter welchem man ein kürzeres schwarzes Gewand trug und der sich Jahrhunderte in derselben Form erhielt, den Spitzenmantel (Manteau à bec oder à pointes) nannte. Das schöne Gewand, in welches Raymund das erhabene Institut kleidete, die glänzende Laufbahn, die er dem Adel durch häufige Gelegenheiten, seine kriegerischen Talente zu üben und zugleich das Mitleid seines Herzens zu beweisen eröffnete, entsprach vollkommen dem damaligen romantischen Geiste des europäischen Adels."

Nun traten nicht nur eine Menge Ritter aus verschiedenen europäischen Ländern in den Orden ein, sondern in diesen Ländern selbst erhielt der Orden auch durch Stiftungen große Güter. Darnach theilte sich der Orden nach den Sprachen in s. g. Zungen ein, wovon drei auf Frankreich fielen (Provence, Auvergne, Frankreich), zwei auf die pyrenäische Halbinsel (Aragon mit Catalonien und Navarra, Castilien mit Portugal) und je eine auf Italien, Deutschland und England.

Der Orden behauptete sich am heil. Grabe über hundert Jahre lang, bis im Jahr 1187 Jerusalem von den Türken erobert wurde. Nunmehr verlegte der Orden seinen Sitz auf kurze Zeit nach der Bergveste Margard, dann auf längere Zeit nach Ptolemais. Allein das heilige Land wurde nicht wieder gewonnen und die Johanniterritter geriethen in eifersüchtige Zwietracht mit dem Orden der Tempelherrn, überhaupt trat mancherlei Corruption ein. Der Orden war sehr begütert worden und die Ritter schwelgten in Reichthum. Nicht mehr ausschließlich christliche Liebe und Opferfreudigkeit, sondern auch Ehrgeiz reizte sie das Ordenskreuz zu nehmen und jüngere Söhne des Adels suchten hier eine gute Versorgung. Es gereichte den Johannitern zum großen Vortheil, daß sie als Feinde der Tempelherrn nicht in deren Ruin hineingerissen, sondern im Gegentheil von Philipp dem Schönen, dem Henker der Tempelherrn und der ihre Güter einzog, begünstigt wurden. Die Ritter des Tempels hatten eine Aristokratie gebildet,

welche sich von den Königen und Fürsten unabhängig zu machen suchte. Diesen Weg vermieden die Johanniter und erhielten sich bei den Fürsten in Gnaden.

Indeß ging die Sache der Christen im Orient immer weiter rückwärts und im Jahr 1309 sahen sich die Johanniter gezwungen, das heilige Land ganz zu verlassen und ihren Sitz auf der Insel Rhodus aufzuschlagen. Natürlicherweise war von nun an die Pflege der Pilger für die Ritter nur noch eine Nebensache, während der Orden sich zum Hauptzweck machte, die Ungläubigen d. h. die Mohammedaner, und zwar hauptsächlich zur See zu bekämpfen, wobei sie sich gewöhnlich an die christlichen kriegführenden Mächte anschlossen. Selbständige große Thaten zu vollbringen oder Eroberungen zu machen, waren sie zu schwach. Im Jahr 1522 wurde Rhodus von den Türken unter ihrem großen Sultan Soliman II. erobert und der Orden mußte abermals seinen Sitz verlegen.

Diesmal nach der Insel Malta, daher die Johanniter auch Malteserritter heißen. Hier in Malta spielten sie eine noch geringere Rolle, als zuletzt in Rhodus. Sie behielten zwar noch ihre Bestimmung zur See gegen die Türken zu fechten, das verstanden aber die Venetianer, Genueser, Spanier und Portugiesen noch viel besser, so daß sie nur mitliefen. Als vollends die neuen Seemächte Holland, Frankreich, England in Aufschwung kamen, verlor der Orden als Seemacht immer mehr seine Bedeutung und da er auch von seiner ursprünglichen Bestimmung, der Krankenpflege, längst abgekommen war, wenigstens nur in sehr beschränkter Weise und Ehren halber noch Hospitäler unterhielt, so hatte er sich eigentlich überlebt und vegetirte nur noch fort als eine bequeme Versorgungsanstalt für jüngere Söhne des europäischen Adels.

Als Bonaparte im Jahr 1798 mit einer Landungsflotte nach Aegypten segelte, nahm er unterwegs die Insel Malta trotz ihrer ungeheuern Befestigungen durch Verrath der Einwohner und zum Theil der Ritter selber ein. Man beschuldigt sogar den damaligen Hochmeister, den deutschen Freiherrn von Hompesch, er sey von Bonaparte bestochen gewesen. Kaiser Paul von Rußland, obgleich der griechischen Kirche angehörig, war der einzige Monarch, der sich des verwaisten und überall seiner Güter beraubten Ordens annahm, allein er wurde 1801 ermordet und Malta fiel in die Gewalt der Engländer. Dennoch setzte sich der Orden in einem dünnen Faden fort. Die letzten Ritter wählten im Jahr 1802 in Italien den Prinzen Ruspoli zum Großmeister und Papst Pius VII. bestätigte ihn. „Als aber dieser Prinz, aus Gründen, die noch nicht bekannt geworden, das großmeisterliche Baret niederzulegen sich bewogen gefunden, fiel der Wunsch fast aller Ordensritter am 9. Febr. 1805 auf einen Mann, der so zu sagen in Malta aufgewachsen, von unten auf gedient und alle Würden von Stufe zu Stufe bekleidet hatte — den Grafen Tommasi aus der italienischen Zunge. Der Hauptsitz des Ordens war damals Catanea in Sicilien. Im Jahre 1826 erlaubte der Papst dem Ordenskapitel und der Regierung, ihre Residenz nach Ferrara zu verlegen, und 1834 berief er die Ordensbehörden nach Rom, damit der Orden gänzlich päpstlich werde. Seitdem hatte das Kapitel seinen Sitz in Rom. Karl Candida, seit 1834 Ordensstatthalter, suchte den Orden zu restauriren, ging aber auf den Plan, daß der Orden gegen den Sclavenhandel verwendet werde, nicht ein, sondern zog es vor, auf die Vermehrung der italienischen Besitzungen bedacht zu seyn.

Im Jahr 1839 genehmigte auch der Kaiser von Oesterreich, daß sich zur Erhaltung und Besitzung des Ordens ein eigenes lombardisch-venetianisches Priorat bilde, welchem Beispiele in demselben Jahre der König von Neapel folgte, indem er in seinem Staate den Orden vollkommen wiederherstellte.

Manche Pläne, welche zur Hebung des Ordens gefaßt wurden, scheiterten indessen an der Politik der Großmächte, so die Absicht, die südwestlich von Terracina gelegene kleine Insel Ponza mit ihrem sichern Hafen von dem Könige von Neapel zu erwerben, wo die Ritter eine Quarantaine für die ganze westliche Küste von Italien unterhalten wollten. Ebenso scheiterte der Plan, eine Insel Dalmatiens zu erwerben, obgleich man denselben durch den Eintritt des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich in den Orden zu verwirklichen gehofft hatte. In gleicher Weise zerrann der Traum, in Palästina ein neues christliches Reich zu gründen und unter den Schutz der Johanniter zu stellen.

Als Candida im Jahr 1845 gestorben war, ward der Graf von Colloredo-Mels (geb. 1779) sein Nachfolger in der Würde eines Ordensstatthalters. Unter ihm erhielt der Orden die Erlaubniß, auch in Toscana Comthureien zu errichten, welche ihm aber später wieder entzogen wurde.

Im Jahre 1860 besaß der Johanniterorden etwa 100 Commenden, welche den 4 Großprioraten in Rom, Venedig, Neapel und Prag untergeordnet waren. Das römische Großpriorat zählte 22 Rechts- und 10 Juspatronatscommenden nebst 3 Priesterpfründen; das lombardisch-venetianische 9 Rechtscommenden, 19 Juspatronats- und 1 kaiserliche Commende, nebst zweien für Conventualpriester. Ueberdies gab es in Piemont 5

Rechtscommenden. Das sicilische Großpriorat zählte 10 Rechts- und 3 Juspatronatscommenden nebst 1 Priesterpfründe. Das böhmische, welches allein noch von der deutschen Zunge übrig geblieben ist, zählte, außer der Ballei von St. Joseph zu Dobschütz, 13 Rechts-, 1 Juspatronats- und 1 Priestercommende. Der als wirkliche Mitglieder des Ordens eingeschriebenen Rechtsritter waren 1859 etwa 110 an der Zahl; der Großkreuze ad honores und der Ehrenritter, mit Einschluß der mit dem Johanniterkreuz decorirten vornehmen Damen, gegen 800.

Eine Zeitlang war es auch Plan des Ordens, die Kriegsmacht des Kirchenstaates zu organisiren und unter seine Leitung zu stellen, um so die militärische Vertheidigung des heil. Stuhls zu bilden. Allein wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Zeiten sich vollständig umgestaltet haben und dadurch ein neues Aufblühen, ein erneuter Glanz dieses alten Johanniterordens unmöglich geworden ist.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte 1810 und 1811 die Ballei Brandenburg, das Heermeisterthum, sowie die Commenden derselben gänzlich aufgehoben und sämmtliche Güter des Heermeisterthums und der Comthureien dieser Ballei als Staatsgüter eingezogen, aber schon im darauf folgenden Jahre trat dafür ein neuer Johanniterorden hervor. Friedrich Wilhelm III. stiftete nämlich einen preußischen Johanniterorden, und zwar, wie die Urkunde darüber vom 23. Mai 1812 ausdrücklich sagt, „zum ehrenvollen Andenken der aufgehobenen Ballei Brandenburg des alten Ordens vom heil. Johann von Jerusalem". — Der König selbst, ein souveräner „Beschützer" desselben, ernannte den von ihm abhängigen Großmeister, sowie die Mitglieder des Ordens, welche nur eine Classe ausmachten und unbestimmter Anzahl waren. Für keinen Stand, noch gewisses Verdienst ausschließlich bestimmt, ward er als ein Zeichen für ehrenvolle Dienstleistung, gewöhnlicher aber als ein Beweis königlicher Gnade vergeben. Der adelige Stand war eine Hauptbedingung, doch ward zur Erlangung des Ordens keine Ahnenprobe mehr erfordert.

Durch Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 15. October 1852, publicirt am 5. Januar 1853, erhielt dieser preußische Johanniterorden eine seiner ursprünglichen Stiftung entsprechende gemeinnützige Bestimmung, indem die Herstellung der Ballei Brandenburg des evangelischen St. Johannisordens (unbeschadet der früher erfolgten Einziehung der Güter desselben als Staatsgüter) angeordnet und zugleich bestimmt wurde, daß von nun an zu wirklichen Mitgliedern, nämlich Comthuren und Rechtsrittern, der Ballei Brandenburg solche des Ordens würdige Personen ernannt werden, welche für die Zwecke des Ordens einen jährlichen Beitrag von mindestens 12 Thalern und ein Eintrittsgeld von 100 Thalern — oder Ausländer ein für alle Mal 200 Thaler — zahlen, aus welchen Geldern Krankenanstalten begründet und unterhalten werden sollen. Bei der Aufnahme wird das Gelübde abgelegt: dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche treu anzuhängen, die alten stiftungsmäßigen Zwecke des Ordens stets anzuerkennen, dem Könige von Preußen stets treu, gewärtig und gehorsam zu seyn, sich nie einer entehrenden Beleidigung auszusetzen und den Oberen des Ordens stets willigen Gehorsam zu leisten.

Jetziger Herrenmeister ist seit dem 18. Mai 1853 der Prinz Karl von Preußen.

Bereits über zwölf Jahre ist der neue Orden in dieser Weise thätig gewesen: er gründete nicht allein eine Art selbständiger Krankenanstalten, sondern förderte die Armen- und Krankenpflege im Allgemeinen auch durch werkthätige Unterstützung bereits bestehender Anstalten aus seinen Mitteln. Sein Wirken beschränkte sich nicht auf Preußen; auch in den übrigen deutschen Ländern traten die Johanniter zu Genossenschaften für gleiche Zwecke zusammen, und die Ordensleitung, welche, wie bemerkt, unter dem Herrenmeister Prinz Karl von Preußen in Preußen ihren Sitz hat, bot hierzu jederzeit bereitwillig die Hand. Selbst über die Grenzen Europas hinaus erstreckte sich die segensreiche Thätigkeit des Ordens. Als vor einigen Jahren die noch in frischer Erinnerung haftenden Christenverfolgungen in Syrien statthatten, sendete der Orden der Johanniter mehrere seiner Mitglieder auf den Schauplatz des türkischen Fanatismus und nahm sich der unglücklichen Opfer desselben in werkthätigster Liebe an; mit seinen Mitteln gründete er in Beyrut ein noch jetzt in Wirksamkeit stehendes Hospital und trug so wesentlich dazu bei, die Schrecken jener Lage für die davon Betroffenen wenigstens in ihren Folgen und Nachwirkungen zu lindern."

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 14. 16. Februar 1867.

## Flugschrift.

Der norddeutsche Bund und Süddeutschland. Vom christlich-germanischen Standpunkt eines Süddeutschen. Berlin, Verlag von Liebbrecht, 1867.

Da unsere Blätter von jeher den christlich deutschen Standpunkt eingehalten haben, weshalb wir auch die ganze Zeitströmung immer gegen uns hatten, waren wir natürlicherweise begierig zu erfahren, was die vorliegende Flugschrift enthalten würde, und wir fanden uns nicht betrogen. Der ungenannte Verfasser charakterisirt den politischen Wahn der Zeit, die auch von uns schon so oft verurtheilte und verspottete Schablone der französischen Charte, der liberalen Doctrin, der französischen Deputirtenkammer, des badischen Musterstaats, des Rottek-Welker'schen Staatslexikons, der s. g. deutschen Grundrechte, und zuletzt des Berliner Abgeordnetenhauses. Diese Freiheitsschablone ist unchristlich und undeutsch durch und durch und eine Ausgeburt des Wahnes, weil sie undurchführbar ist und bisher überall und immer nur zu dem Ergebniß geführt hat, daß die Liberalen ihre Herrschaft, wenn sie dieselbe je einmal errangen, an die Demokraten und an die Anarchie wieder verloren, worauf die Ordnung allemal durch Militärgewalt und Imperialismus wiederhergestellt wurde. In der vorliegenden Flugschrift werden die Grundzüge jener unchristlichen und undeutschen Schablone bezeichnet als: „Verkennung und Leugnung des Staats als eines Gottgeordneten großen Organismus, Leugnung und Beseitigung des corporativen und ständischen Prinzips, Parlamentsregierung, unbedingte Preß- und Versammlungsfreiheit, Trennung der Schule von der Kirche, Zerstörung der christlichen Ehe, Gleichgiltigkeit des religiösen Bekenntnisses ꝛc. Der Verfasser macht auf die Herrschaft der destructiven Tendenzen in der Presse aufmerksam, welche so weit um sich gegriffen hat, daß sich sogar ein Publikum daran erfreut, welches sich selbst für äußerst conservativ und loyal hält. Wie wäre es sonst zu erklären, „daß derselbe Wahnwitz noch zur Stunde auf Kathedern und an Ministertischen, von der Tribüne herab, wie auf Bierbänken, vor allem aber in der mit allmäliger, aber um so unwiderstehlicherer Gewalt in alle Poren der Gesellschaft einsickernden („gutta cavat etc.“) Tagesliteratur, von der großen Augsburgerin an bis zum schmutzigen Wurstblättlein der kleinsten Kreisstadt hinab, ungestört von der Obrigkeit, und unter dem Zujauchzen des gesammten vornehmen und niedern Pöbels, seine Saat des Verderbens in aller Gemüthlichkeit und frechster Licenz auszustreuen (cf. Gartenlaube ꝛc.) in die kaum faßliche Lage sich versetzt sieht? Es ist das der politische St. Veitstanz des so herelich fort- und über das Christenthum hinausgeschrittenen neunzehnten Jahrhunderts, mit seinem emancipationslüsternen gelehrten und ungelehrten Philister, seinen demokratischen Volkskammern und Parlamenten, welche, von den Tönen der Lockpfeife ihres politischen Rattenkönigs erfaßt, in den tollsten und halsbrechendsten Verrenkungen und gesetzgeberischen Sprüngen, unter rauschendem Applaus des von der Claque beherrschten Souverains, ihren derwischartigen Drehtanz aufführen.“

Die Flugschrift wagt es, dem atomistischen Staat, an dem die Neuzeit mit vielen tausend liberalen und demokratischen Händen bauen hilft, aber beim hitzigsten Eifer immer nur Sand und Sand zusammenhäuft, der ihnen zwischen den Fingern durchläuft, den organischen Staat entgegenzusetzen, der sich in fester Gliederung harmonisch zusammenfügt. „In directem Gegensatz zu diesen Kopfzahlwahlen des modernen Constitutionalismus schlagen wir nun vor Wahlen nach Ständen und Interessen. Es ist durchaus falsch zu sagen, die Wahlart sey in unserer Zeit nicht mehr möglich, darum weil die Ver-

schiedenheit der Stände selbst unter uns aufgehört habe. Denn was in der Natur der Dinge liegt, mit dem Staat als einen Organismus nothwendig gesetzt ist, das kann nicht untergehen, und wird sich, aller Feindschaft der modernen Gleichmacherei zum Trotz, dennoch im Leben erhalten.“ Der Verfasser theilt die natürlichen Stände in Träger des materiellen Interesses (Landwirthe, Gewerbtreibende, Fabrikunternehmer, Arbeiter, Kaufleute) und in Träger der geistigen Interessen ein, (Männer der Kirche, des Rechts, der Wissenschaft und Schule und niedern Adel). Der Verfasser hätte noch einige Punkte erörtern sollen, z. B. Bergbau, Schifffahrt, Buchhandel. Die Schifffahrt erfordert ihre eigene zünftige Organisation und ihr eigenes Seerecht, unabhängig von der Kaufmannschaft. Noch weniger kann der Buchhandel einfach dem Industriellen- und Handelsstande zugetheilt werden. Ihm thäte eine Organisation dringend noth. Indem er aller Rechte gegenüber der Nation sich erfreut, ist ihm keine Pflicht auferlegt, außer die, sich nicht gegen das Strafgesetzbuch zu vergehen. Alle unsere Strafgesetzbücher aber sind vom liberalen Despotismus ausgegangen und durch den despotischen Liberalismus der Kammern noch mehr verschlechtert, d. h. dem christlich germanischen Prinzip entfremdet worden. Ungestraft wird die christlich deutsche Nation mit einer Literatur überschwemmt, die der Nation zur Schande und zum Verderben gereicht. Wäre der Buchhandel als eine dem Staat organisch eingegliederte Genossenschaft nicht blos berechtigt, Geld zu gewinnen, auf welche Manier es sey, sondern auch verpflichtet, in ihren Productionen Religion, Sitte und Ehre der Nation zu achten, so würde es besser um uns bestellt seyn.

Endlich kommt der Verfasser auf die Gegenstände zu sprechen, die auf dem Titel seiner Flugschrift stehen, und empfiehlt Süddeutschland, sich an Norddeutschland anzuschließen. Er belehrt die Süddeutschen, wie schrecklich sie sich blamirt haben, indem sie sich einredeten, oder einreden ließen, Preußen habe den letzten Krieg angefangen. Oesterreich rüstete zuerst, der geheime Plan war, Venetien herzugeben und dafür Schlesien zu nehmen. Man hoffte auf einen leichten Sieg über den König von Preußen, weil die Kammer in Berlin und die Presse ihn mit Revolution im eigenen Lande bedrohte. Daher der Uebermuth gegen Preußen und die Rechtsverletzungen, die man selbst beging, während man alle Schuld auf Preußen schob.

Das wird hier in klaren Sätzen scharf auseinandergelegt. „1. Der Erbprinz von Augustenburg hatte nicht das mindeste Recht auf die Thronfolge in den Elbherzogthümern, nach Oesterreichs eigener energischer Aussage. Ein Bericht des englischen Gesandten am Wiener Hof meldet hierüber an seine Regierung: ‚Graf Rechberg (der österreichische Minister) sagt mir, daß die Ansprüche des Erbprinzen von Augustenburg ganz unhaltbar sind und eine ernste Prüfung nicht bestehen können. Der Vater des Prinzen hat durch eine feierliche Urkunde und für immer in seinem eigenen und seiner Familie Namen Verzicht geleistet. Weder er noch sein Sohn können sich von diesem Verzicht lossagen; sonst ist es mit Treu und Glauben auf Grund von Verträgen vorbei.‘

2. Die einzig rechtmäßigen Besitzer dieser Elbherzogthümer waren Preußen und Oesterreich, nachdem dieselben (mit Lauenburg) von dem bisherigen faetischen, und — durch die Anerkennung und feierliche Einsetzung aller europäischen Großmächte (darunter Preußen und Oesterreich) in dem Londoner Vertrag von 1852 — rechtlichen Besitzer, König Christian IX., in dem Frieden von Wien ‚zur freien Verfügung‘ waren abgetreten worden.

3. Preußen war, wie es scheint, im Anfang wohl nicht ganz abgeneigt, nicht aus Gründen des Rechts, sondern der Politik und Zweckmäßigkeit, für die Einsetzung des Augustenburgers die Hand zu bieten, wenn derselbe zuvor fünf — im Interesse Deutschlands, wie der Herzogthümer, wie Preußens als Minimum zu fordernde — Abtretungen zu machen sich willig gezeigt hätte. Aber der Prinz sowohl (in eben so kläglicher Kurzsichtigkeit als Undankbarkeit), wie Oesterreich erhoben hiergegen die größten Schwierigkeiten; Oesterreich, wie immer deutlicher hervortrat, aus bitterstem Neid, um keinerlei Machtzuwachs an Preußen gelangen zu lassen; während Preußen zu voller Schadloshaltung des mitberechtigten Condominus Oesterreich sich jederzeit bereit erklärte.

4. Der Bundestag war durchaus unberechtigt, in Betreff Schleswigs, das nie zu dem Bunde gehört hat, eine Entscheidung zu geben.

5. Aber auch in Betreff Holsteins konnte durch einfache Abstimmung keine solche kurzer Hand wie verlangt ward, von ihm gegeben werden, sondern nur nach einer ohne Zweifel Jahre lang sich hinziehenden rechtlichen Prüfung der Ansprüche sämmtlicher Prätendenten vermittelst einer einzusetzenden ‚Austrägalinstanz‘; welches Verfahren aber von Oesterreich, wie der Bundesmajorität abgelehnt wurde. Oesterreich erklärte in seiner Depesche vom 26. April 1866 für ‚gemeinschaftliche Pflicht, die seitherigen Gefahr drohenden Ungewißheiten (in Betreff der Elbherzogthümer) nicht länger fortdauern zu lassen.‘

6. Und doch hatte Oesterreich selbst in dem Vertrag

von Gastein die Entscheidung über die Zukunft der Elbherzogthümer lediglich und ausschließend als Sache Preußens und Oesterreichs, also nicht des Bundestags, bezeichnet. Auch hatte es früher in der an Bayern gerichteten Depesche vom 16. Januar 1864 selber die Versuche des Bundestags durch einfache Majorisirung diese Frage zu entscheiden, als rechts- und bundeswidrig mit größter Entschiedenheit zurückgewiesen.

Preußen hat also mit Recht jenes Vorgehen Oesterreichs als ein rechts-, vertrags- und bundeswidriges bezeichnet, und gegen dasselbe protestirt.

7. Wurde demungeachtet von dem Bundestag beschlossen, diese Sache durch einfache Majorisirung, und zwar, wie vorlag, zu Gunsten des Augustenburgers, zur sofortigen Entscheidung zu bringen, so war dieses Verfahren nicht blos bundeswidrig, sondern auch ein schweres Unrecht

a) gegen Deutschland, das damit (wie jüngst erst das ‚Reichsheer' so klar gezeigt,) an seiner Nordmark schutz- und wehrlos gegen mächtige und äußere Feinde gemacht worden wäre, zugleich aber auch durch einen von der Demokratie beherrschten souveränen Staat nach Innen eine schwere Wunde empfangen haben, und endlich nimmer — wie das Jahr 1848 gezeigt — zu der so nothwendigen Kriegsmarine gelangt seyn würde;

b) gegen Schleswig-Holstein selbst, das dadurch mit einer unerschwinglichen Schuldenlast (von etwa 100 Millionen Gulden, bei kaum 800,000 Seelen), und dem ganzen Elend eines von dem wilden Parteiterrorismus der Demokratie beherrschten unselbständigen, weil in den Sold der Demokratie getretenen, Souveräns belastet worden seyn würde;

c) gegen Preußen, das (mit Oesterreich) nicht als Beauftragter (Großknecht) des Bundestags, sondern als europäische Großmacht den Krieg gegen Dänemark geführt, und ohne Hinzuziehung des Bundestags durch den Wiener Frieden (mit Oesterreich) beendigt hatte, und durch diesen Frieden, gemeinsam mit Oesterreich, in den rechtlichen Besitz von Schleswig-Holstein und Lauenburg gesetzt worden war, also nur durch räuberische Gewaltthat und Vertragsbruch seines rechtlichen Besitzes beraubt werden konnte.

Wurde nun Preußens feierlicher Protest und Rechtsverwahrung von der von Oesterreich jetzt wieder ganz beherrschten Bundesmajorität gar nicht angenommen, vielmehr mit einer Mobilmachung des gesammten nicht preußischen Bundesheeres beantwortet; so war dieses geradezu ein die Sprengung des Bundes herbeiführender Bundesbruch, weil nach der Bundesacte kein Krieg gegen ein Bundesglied geführt werden darf. So war denn mit diesem — ohnedem durch ein Falsum zu Stande gekommenen — Beschluß nicht blos die Bundesacte zerrissen; sondern eben auch der Krieg gegen Preußen zwar nicht formell, aber thatsächlich beschlossen und erklärt.

Schon zwei Monate früher hatte Oesterreich — und mit ihm das von Beusts verhängnißvoller Politik geleitete Sachsen — seine Rüstungen begonnen, und seine Armeecorps gegen Preußens Grenze hin dirigirt, mit einigen — durch einfache Polizeimaßnahmen zu beseitigenden — böhmischen Judenkrawallen gegen Preußen dieses Vorgehen rechtfertigend. Drei Wochen lang sah Preußen in ernster Spannung zu. Erst da fing es an, seine Gegenrüstungen zu treffen. Abgeschmackt ist es, die schon unter dem liberalen Ministerium Auerswald begonnene neue Heeresorganisation als eine Rüstung gegen Oesterreich zu bezeichnen. Eine Organisation ist eine dauernde, und nicht vorübergehende Maßnahme. Sie besteht noch heute, nachdem der Krieg gegen Oesterreich längst zu Ende ist. Sie bildet also die dauernde Grundlage der preußischen Machtstellung, von ganz Europa bewundert, und — ohne Zweifel bald nachgeahmt.

Also Oesterreich hat den ‚entsetzlichen Bruderkrieg' begonnen und heraufbeschworen, nicht aber Preußen."

Die Flugschrift hält Oesterreich ein grausames Sündenregister vor, allein wir können ihr nicht in allem beistimmen, sie geht gar zu weit in der Geschichte zurück und sucht auch da eine falsche und für Deutschland nachtheilige Politik, wo die Umstände das Haus Habsburg wohl entschuldigen. Wenn der Verfasser so gar großes Gewicht auf die Verfolgungen des Protestantismus in der Ferdinandeischen Zeit legt, so muß ihm entgegnet werden, daß die Katholiken damals in England und Holland eben so grausam verfolgt worden sind. Es war eben eine harte, erboste Zeit, in der kein Theil dem andern etwas schuldig blieb. Wer hat denn den edlen Thomas Morus köpfen lassen, wer den Servet in Genf verbrennen lassen? Dem böhmischen Märtyrerbüchlein, worin die Opfer des Protestantismus verzeichnet sind, steht ein zu Antwerpen gedrucktes Märtyrerbuch der Jesuiten gegenüber, worin alle die gräßlichen Martern, die Holländer und Engländer den Jesuiten anthaten, bildlich dargestellt sind. Jeder gebildete Deutsche sollte wissen, daß von beiden Seiten schrecklich gesündigt worden ist, also sich enthalten, durch einseitige Beschuldigungen der einen Partei allein das erloschene Feuer des alten Hasses wieder anzuflammen.

---

## Geschichte.

Geschichte des Johanniterordens. Von Karl Falkenstein. Zweite umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Zeitz und Leipzig, Webel, 1867.

(Schluß.)

„Demungeachtet blieb das Wirken des Ordens — gehorsam dem Gebot Christi, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut, — still und anspruchslos, in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt. Hin und wieder meldete wohl eine Zeitungsnotiz, daß da und dort wieder ein Krankenhaus vom Johanniterorden ins Leben gerufen sey — z. B. in Preußisch Holland, in Jüterbogk, in Neu-Ruppin, in Stendal, in Stargard, Tirschtiegel, Pinne, Fraustadt, Muravana-Goslin, Mansfeld, Gladbach, und an andern Orten, — aber von dem organischen Ineinandergreifen dieser Wirksamkeit und von dem Gesammtumfange derselben hatten nur wenige einen rechten Begriff, und so nur ist es erklärlich, daß sie bis in die neueste Zeit bei weitem nicht die gebührende öffentliche Würdigung gefunden hat. Diesen schuldigen Tribut hat erst die jüngste Vergangenheit zu entrichten begonnen, und der deutsch-dänische Krieg ist es gewesen, in welchem das so unendlich segensreiche Wirken des Ordens in seiner heutigen Gestaltung, welchem die persönliche opferwillige Dienstleistung der Ordensmitglieder auch einen besondern Werth verleiht, zum erstenmal in voller Erscheinung zu Tage getreten ist.

Auch während des neuesten Krieges in Deutschland blieb der Orden der Johanniter in der regsten Entfaltung der Christenliebe nicht zurück, sondern überbot vielmehr das, was er in dem schleswig-holsteinischen Kriege geleistet hatte. Ein auf dem Kriegsschauplatze thätiger Arzt sprach sich darüber in einem Schreiben an die Kreuzzeitung (Beil. zu Nr. 169 vom Jahr 1866) folgenderweise aus: ‚Während des Kampfes sah ich mehrere der Ritter unmittelbar auf dem Schlachtfelde in Thätigkeit, so z. B. bei der großen Schlacht am 3. Juli waren drei der Ritter, die mir als Graf Stolberg, Forstmeister v. Werder und Hauptmann v. Kriegsheim bezeichnet wurden, bis spät in die Nacht hinein behilflich für die zweckmäßige Unterbringung der in nicht aufhörenden Zügen ankommenden Verwundeten zu sorgen. Nicht minder wurde mir von einem meiner Collegen die unermüdliche Sorge eines schon bejahrten Johanniterritters v. Zastrow gerühmt, der aus einem brennenden Dorfe die in großen Massen daselbst liegenden österreichischen und preußischen Verwundeten fortschaffen ließ. Jetzt, wo die Waffen zu ruhen scheinen, ist die Thätigkeit des Ordens wie ein Netz über den Theil von Böhmen, wo Gefechte und Schlachten stattgefunden haben und Lazarethe errichtet sind, ausgebreitet. Ich sah den Fürsten zu Putbus, die Grafen Solms, Graf Schlieffen, Herrn v. Wellenthin, v. Karstedt, v. Rochow auf verschiedenen Stationen in Function.

Die Ritter sind ferner eine Stütze für die Diaconissen und barmherzigen Schwestern. Für uns Aerzte sind diese Schwestern ganz unschätzbar. Was ist die Pflege eines noch so geübten Krankenwärters gegen die liebevolle, sorgsame und zarte Behandlung der Verwundeten durch die Schwestern! Man muß den dankbaren Ausdruck auf den Gesichtern der schwer Verwundeten sehen, wenn die Schwestern ihre Wunden kühlen oder ihnen einen Labetrank reichen! Da erkennt man ihren Werth.‘

Am 15. Mai 1866 erließ bereits der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Karl von Preußen, einen Aufruf an den Johanniterorden, dessen Thätigkeit auch sofort begann. Sämmtliche Krankenhäuser des Ordens wurden zur Aufnahme von kranken Soldaten in Stand gesetzt. Es mochten in denselben 400—450 Betten disponibel seyn. In den Ordenskrankenhäusern zu Jüterbogk, Reichenbach und Erdmannsdorf, so wie in dem Krankenhause zu Leversdorf bei Landshut, welches dem Ordenskanzler Graf Eberhardt zu Stolberg-Wernigerode gehört, wurden schon seit Anfang Juni kranke Soldaten verpflegt. — Zehn Ritter erboten sich, auf ihre alleinigen Kosten Lazarethe von 6—60 Betten zur Aufnahme von Verwundeten und Kranken einzurichten, so daß dadurch dem Orden wiederum 200 Betten verfügbar wurden. Außerdem stellten mehrere Ritter ihre Schlösser, der Fürst Pleß seine Localitäten im Bade Salzbrunn dem Orden zur Disposition.

Etwa 150 Ritter hatten sich zur persönlichen Dienstleistung während des Krieges gemeldet. Sämmtliche in den Diaconissenhäusern zu Berlin, Kaiserswerth, Breslau und Königsberg irgend disponibel zu machenden Schwestern, zusammen 78, und 30 Brüder aus dem Diaconenhause zu Duisburg wurden von den Vorstehern dieser Anstalten dem Orden zur Verfügung gestellt. Diesen schloß sich noch eine Anzahl barmherziger Schwestern an, so wie zahlreiche andere freiwillige Krankenpfleger.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 15. 20. Februar 1867.

## Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen Original übersetzt. Mit einer Einleitung von Dr. K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt, 1866.

Diese Memoiren enthalten manches Anziehende, obgleich der Verfasser häufig aus Discretion nicht alles erzählt hat, was den Leser noch mehr hätte interessiren können. Auch weiß man nicht, ob das Originalmanuscript nicht durch eine Censur hat gehen müssen.

Der Verfasser wurde 1744 geboren als jüngerer Sohn des Erbprinzen Friedrich von Kassel und der Prinzessin Marie, Tochter Georgs II. von England. Da sein Vater zum großen Aerger der Verwandten katholisch wurde, that man die Kinder von ihm weg und Karl kam zu seinem Onkel Friedrich V. König von Dänemark, der väterlich für ihn sorgte. Aus jener Jugendperiode erfahren wir wenig von Interesse. Nur beiläufig erwähnt der Prinz, die dänischen Bauern seyen damals noch Leibeigene und im größten Elend gewesen. „Kleine Karren, auf denen sie ein wenig Korn zum Markt in die Stadt fuhren, Erd- oder Strohhütten, welche denen der Wilden glichen — das war der fast abschreckende Anblick der Landschaft dieser schönen Provinz. Ich sagte, daß sie ihre Lebensmittel auf den Markt brachten, aber nicht auf den der kleinen Städte Seelands, sondern nach Kopenhagen, wohin selbst die Entferntesten zogen. Sie kamen auf den Markt, verkauften, liefen in das Wirthshaus, um sich zu berauschen, fuhren betrunken und mit verhängtem Zügel ab, hielten aber nichts destoweniger pünktlich bei jeder ‚Kneipe', mit denen die Landstraße alle Viertelstunden weit besäet war, um nicht aus dem einzigen glückseligen Zustand, den sie kannten, herauszukommen. Erst durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, dieser Herkulesarbeit, welche dreißig Jahre später durch den Muth, die Weisheit und den gesunden Sinn des Kronprinzen, des jetzigen Königs Friedrich IV., ausgeführt wurde, änderte sich diese traurige Lage." Der Prinz von Hessen wuchs heran, dem Dänenkönig folgte sein Sohn Christian VII. und der Prinz durfte 1766 dessen jüngere Schwester heirathen. Eine andere Schwester heirathete den damaligen Kronprinzen von Schweden, nachmaligen König Gustav III. Karl begleitete die Braut nach Schweden.

Der Empfang in Helsingborg ist lesenswerth, weil er Zeit und Ort trefflich charakterisirt. „Die Kronprinzessin von Schweden fuhr auf einer großen dänischen Schaluppe, begleitet von vielen andern Personen über den Sund. Ich fuhr auf einer königlichen Schaluppe eine Stunde voraus, begleitet von dem dänischen Gesandten in Schweden, Herrn von Schack. Auf der Brücke von Helsingborg wurde ich sehr höflich empfangen und unmittelbar in das Haus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Gustav III. geführt, welcher mich mit offenen Armen empfing. Es war ein geistig sehr begabter Fürst, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte, aber er hatte etwas Falsches in seinem Ausdruck, was mir gleich auffiel. Er überhäufte mich mit Höflichkeiten. Als die Kronprinzessin sich näherte, begab er sich auf die Brücke, wohin ich ihn begleitete. Ich stand neben ihm, als er sah, wie sie sich im Schiff erhob, um ans Land zu gehen. Er rief ganz laut: ‚Gott, wie schön ist sie!' Und wirklich hatte sie eine sehr majestätische und schöne Haltung. Besonders war sie schön, wenn sie im größten Putz erschien; sie war groß, hatte große schöne Augen und einen sehr wohlwollenden Ausdruck in ihrem Gesicht. Der Kronprinz reichte ihr die Hand und führte sie in sein Haus. Die Brücke war mit einem blauen, mit Kronen verzierten Tuche bedeckt, die Straße mit blauem Tuch; die Häuser,

welche der Kronprinz bewohnte, waren nicht weit von einander entfernt. Es waren ohne Zweifel die besten in Helsingborg, welches wenigstens damals nur einstöckige Häuser mit vielen Strohhütten hatten. Die Dragoner von Schonen machten längs der Straßen Spalier, es waren große Leute mit kleinen Pferden und mit Uniformen aus Karls XII. Zeit. Alles hatte ein eigenthümliches, sehr kleinliches Aussehen. Man speiste an einer großen hufeisenförmigen Tafel zu Mittag. Abends war Ball im Hause des Kronprinzen, wo man einen Tanzsaal auf dem Boden eingerichtet hatte. Statt der Tapeten hatte man die mit Wappen verzierten Decken von Handpferden und ähnliche Dinge aufgehängt, um die Seitenwände des Gemaches zu bedecken. Der Ball begann. Als Herr von Llano, spanischer Gesandter in Dänemark, welcher auch nach Helsingborg gekommen war und sehr gut tanzte, aber sehr groß und von einem Gewicht war, welches einen festeren Ballsaal als diesen erforderte, anfing, mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit zu tanzen, wollte der Saal zusammenbrechen. Man stellte deshalb den Tanz ein, bis man den Boden mit Balken im untern Saal gestützt hatte. Unterdessen suchte man die Damen zu beruhigen und der Ball begann von Neuem."

Inzwischen gestaltete sich das Verhältniß Karls zu seinem königlichen Schwager in Kopenhagen ungünstig. Der König gab sich der Mode der Zeit ganz hin und befleißigte sich namentlich der rohesten Religionsspötterei, was den frommen Karl tief verletzte. „Der König ging bald in Ausschweifungen unter, ja leider sogar in Völlerei. Er machte die Bekanntschaft der berüchtigtsten Person in Kopenhagen. Man nannte sie Mylady. Er lief mit ihr Nachts auf den Straßen herum, zerbrach die Laternen und Fensterscheiben, kurz, führte ein entsetzliches Leben. In dieser Zeit gab es zwischen dem König und der Königin Uneinigkeiten." Auch Karl litt unter der bösen Laune des Königs, der ihn bald hinter seinem Rücken auf das schmäligste verleumdete und bald ihm wieder schmeichelte. „Auf dem ersten Ball in der Stadt setzte er sich zu mir und sagte mit freundschaftlichem Ton: ‚Hören Sie, mein lieber Prinz, ich muß Ihnen doch was sagen. Sie werden vielleicht allerhand Sachen hören, die man über Sie gesagt hat; ich muß Ihnen nun rein sagen, ich war Ihnen bös damals, ich weiß nicht warum, und da habe ich eine entsetzliche Menge Unwahrheiten von Ihnen an alle Leut' gesagt, aber Sie müssen sich nichts daraus machen; ich bin Ihnen jetzt wieder recht gut.' — Ich dankte ihm für diese schöne vertrauliche Mittheilung. ‚Aber wie war es möglich, daß Sie, der Sie mich so gut kannten, so gegen mich handeln konnten?' — ‚Ja, das weiß ich nicht, aber ich war Ihnen recht bös!'" Es fällt auf, daß dieser König, wenn er wollte, sehr fein und geistreich seyn konnte. Das bewies er namentlich auf seinen Reisen. „An dem Hofe Ludwigs XV. sagte er sehr viel Geistreiches. Einst sagte ihm dieser: ‚Hier ist eine Dame (Frau von Grammont), die Schwester des Herzogs von Choiseul, für wie alt würden Sie dieselbe halten, Sire?' Der König wollte nicht antworten. ‚Nun wohl,' fuhr jener fort, ‚sie ist über fünfzig Jahr alt.' Der König erwiderte: ‚Sire, an Ihrem Hofe altert man nicht!' — Er kehrte von Versailles nach Paris zurück. Am Weg standen Offiziere in einer Gruppe, welche alle riefen: ‚Vive le Roi! Vive le Roi!' — Er ließ den Wagen halten, beugte sich aus dem Fenster und sagte: ‚Ich komme soeben von ihm, meine Herren, und habe ihn in vollkommenem Wohlseyn verlassen!' Darauf verdoppelten sich die Zurufungen. Ein französischer Edelmann — ich weiß den Namen nicht — sagte ihm eines Tages, daß er die Ehre habe, nahe mit ihm verwandt zu seyn. ‚Still, mein Vetter, ich bin incognito hier!' Kurz er benahm sich auf das Beste, und fand allgemeinen Beifall in den Ländern, die er durchreiste. Herr von Bernstorff, welcher ihn begleitet hatte, trug nicht wenig zu diesem Erfolg der Reise bei."

Jedermann weiß, daß die Königin von Dänemark, aus Verzweiflung über ihre Mißehe, sich ihrem Arzt Struensee in die Arme warf, der auch des Königs Neigung gewann, erster Minister wurde und der politische Reformator Dänemarks werden wollte, wie Pombal in Portugal und Joseph II. in Oesterreich. Auf diesen Struensee ist unser Karl nicht ganz gut zu sprechen. Der Emporkömmling verletzte aber auch den Anstand auf unerlaubte Weise. Hier eine Hofscene. „Die Königin spielte dann ‚Quinze'; ich saß zu ihrer Rechten, Struensee links, Brandt, welcher kürzlich angekommen war, und Warnstedt, der Kammerpage, vervollständigten die Partbie. Ich rufe mir nicht gern die Haltung und die Aeußerungen in das Gedächtniß zurück, welche Struensee sich erlaubte, öffentlich an die Königin zu richten, indem er auf dem Tisch seinen Ellbogen an den der Königin lehnte: ‚Nun, spielen Sie doch! Haben Sie nicht gehört?' — Ich gestehe, mein Herz brach, wenn ich diese Fürstin, die mit so viel Geist und Liebenswürdigkeit begabt, und deren Herz bis dahin vortrefflich gewesen war, bis zu diesem Grad sinken und in so schlechten Händen sah." Karl geht aber Seite 61 ohne Zweifel zu weit, wenn er es gradezu für nicht unmöglich erklärt, daß Struensee dem König etwas gegeben habe, was dessen halbverrückten Zustand

könne herbeigeführt haben. Struensee hat für seine Verschuldung schwer genug gelitten, man braucht ihm nicht noch mehr aufzubürden. Doch fügt Karl selbst hinzu, der König möge sich wohl seinen Zustand durch seine immerwährenden Ausschweifungen zugezogen haben.

Im Jahr 1772 kam Dänemark in Conflict mit Schweden. Gustav III. machte große Umtriebe in Norwegen, Karl aber, zum dänischen Feldmarschall ernannt und nach Norwegen geschickt, benahm sich dort so klug, daß der Schwede von seinem Vorhaben abstand.

Im Jahr 1776 reiste Karl nach Deutschland und hielt sich längere Zeit bei Friedrich dem Großen auf, der damals die größten Anstrengungen machte, um Oesterreich nicht in den Besitz von Bayern kommen zu lassen, wonach Joseph II. so eifrig trachtete. Der große König behandelte anfangs den dänischen Feldmarschall mit ein wenig Ironie. „Beim dritten oder vierten Mittagsessen schien der König etwas erhitzt, als er sich an Tisch setzte. Er hatte wahrscheinlich Nachricht erhalten, daß die Verhandlungen wegen Bayern, wovon Joseph einen großen Theil besetzt hatte, keinen gewünschten Erfolg hätten, und daß der Krieg beginnen müsse. Bei Tafel nahm der König seine Fragen wieder auf, und zwar über die Landwirthschaft in Holstein. Ich sagte ihm, daß Pferde und Rindvieh die Hauptzweige derselben wären, daß es Güter gäbe, welche drei-, vier-, fünfhundert Kühe besäßen. Der König erwiderte lebhaft: ‚Bei Gott, ich glaube, daß meine gute Freundin, die Königin Julie, mir gern mit dreißigtausend Ochsen zu Hülfe käme.' — ‚Ich bezweifle es nicht, Majestät,' antwortete ich, und in diesem Falle würde ich es seyn, der sie befehligte, und wenn Hannibal mit einer Anzahl Ochsen die römischen Adler unter Fabius vernichten konnte, so zweifle ich nicht daran, daß ich dasselbe Glück für den Dienst Ew. Majestät hätte.' — Jedermann schwieg und schlug die Augen nieder, aber der König nahm einen milderen Ton an und sagte: ‚Ah, mein lieber Prinz!' und fuhr fort, von andern Dingen zu sprechen. Das trug mir seine Achtung ein, und ich hörte einige Tage darauf von dem Grafen Goerz, welcher sich mir wieder sehr genähert hatte, so wie von Andern, daß er sich jeden Tag günstiger über mich geäußert habe."

Ueber die Tischgesellschaften beim großen König äußert sich der Verfasser noch weiter. „Die Tafel des Königs war sehr interessant für mich; fast alle andern Gäste fürchteten sie und waren trostlos über deren lange Dauer. Es gab wenig Gerichte, aber was es gab, war gut. Der König trank einen leichten französischen Wein, Graves, mit vielem Wasser vermischt; davon trank er sehr viel und noch mehr Wasser. Am Ende der Mahlzeit gab es eine Flasche nicht moussirenden Champagner, von welchem er ein Glas trank, nur selten zwei. Wir waren nur sieben oder acht an Tafel. Er leerte stets seine Flasche Wasser, und wenn die Unterhaltung sich belebte, ließ er sich eine zweite geben. Dann war man sicher, daß man noch eine gute halbe Stunde bei Tafel bleiben mußte; aber wenn es eine Erörterung, oder wenn ich so sagen darf, einen Wortwechsel gab, was er sehr liebte, und zu dem er selten mit Andern kam, dann verlängerte sie sich in das Unendliche, zur größten Verzweiflung der Gäste. Ich hörte im Anfang, daß der König oft sage: ‚Meine Tafel ist eine Republik, jeder kann dabei reden, was er will.' Doch fügte man hinzu: ‚Aber er spricht nur allein!'"

Karl begleitete den König in den kurzen bayrischen Erbfolgekrieg nach Böhmen und rettete einmal eine preußische Batterie, die schon von der Bespannung verlassen war. Es kam aber zu keiner Hauptschlacht, da Oesterreich es gerathen fand, den bayrischen Plan einstweilen aufzugeben. Bei Gelegenheit wurde Karl einmal von Friedrich dem Großen gefragt, welche seiner Kriegsthaten im siebenjährigen Kriege ihm am meisten zugesagt habe? Und zum Schrecken der Umgebung antwortete Karl, der Rückzug von Hochkirch, wo der König geschlagen worden war. „Damals, als Ew. Majestät nach der Schlacht bei Hochkirch die Armee, die nach einem nächtlichen Ueberfall nicht anders als in Verwirrung seyn konnte, auf der Anhöhe ganz nahe bei dem Schlachtfeld wieder ordnete, dadurch einen siegreichen Feind aufhielt, und dann nach Neiße marschirte, welches im Begriff war, sich zu übergeben, und dort die Oesterreicher zur Aufhebung der Belagerung zwang, so daß Ew. Majestät die Ehre und den Gewinn des Feldzuges davon trug.' Meine Antwort schien dem König Vergnügen zu machen, obgleich ich an den Gesichtern der Andern merkte, daß sie wegen meiner Kühnheit, daß ich es wagte, eine verlorene Schlacht zu erwähnen, sich entsetzt hatten. Der König antwortete mir: ‚Das war nicht so schwer, wie Sie glauben. Ich dachte an die Schlacht von Soor. Der Prinz Karl war geschlagen und zog sich zurück. Ein Corps Sachsen von fünf- bis sechstausend Mann unterstützte seine Stellung, um die Nachhut zu bilden. Meine Cavallerie machte nicht weit von dort Halt; ich eilte hin und rief: Marsch, vorwärts, drauf! Ich wurde mit Vivat, Victoria und unaufhörlichem Rufen empfangen. Aber ich rief immer: Marsch! und niemand wollte marschiren. Ich ärgerte mich, ich prügelte, ich schlug, ich schalt, und

ich denke, ich verstehe zu schelten, wenn ich ärgerlich bin; aber ich konnte diese Cavallerie keinen Schritt vorwärts bringen. Sie waren trunken von Freude und hörten mich nicht. Als ich auf den Anhöhen von Hochkirch die Armee wieder ordnete, sagte ich mir: Wenn ich jenes Mal meine Truppen nicht zum Vorrücken bringen konnte, die doch meine Unterthanen waren und mir den Eid geleistet hatten, so wird es diesem ‚b.....' von Daun sicherlich nicht besser gehen; und in der That griff er mich nicht in meiner Stellung an. Wenn Sie jemals das Unglück haben, geschlagen zu werden, mein lieber Prinz, was ich gewiß nicht wünsche, denn es ist eine sehr verdrießliche Sache, so rathe ich Ihnen, sich alsbald auf die nächsten Anhöhen zu ziehen, zum Beispiel hier, bei Jägerndorf, auf diese Anhöhen. Dadurch macht man den Feind stutzig, der es nicht wagen will, die Schlacht, die er gewonnen hat, wieder zu verlieren!'"

Ein andermal erzählte Friedrich der Große dem Landgrafen Karl eine andere artige Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege. „Der General Czernitcheff befehligte in der österreichischen Armee ein Corps von dreißigtausend Mann, und hatte in Schlesien hinter der Oder Stellung genommen. Nachdem der König den General Laudon geschlagen hatte, welcher ihn bei Liegnitz angriff, wollte er über die Oder setzen, um sich mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, zu vereinigen, der bei Breslau befehligte. Der König nahm, wenn ich mich nicht irre, einen Bürger von Liegnitz, der ein zuverlässiger Mann war, und gab ihm einen Brief für den Prinzen Heinrich, welcher diese wenigen Worte enthielt: ‚Mein lieber Bruder! Ich habe Laudon geschlagen. Ich marschire auf Czernitcheff; marschiren Sie von ihrer Seite dahin, auf diese Weise umringen wir ihn, und er ist verloren.' Er beauftragte nun diesen Bürger, zur russischen Armee überzugehen, sich fangen und zum General Czernitcheff führen zu lassen, eine sehr furchtsame Miene anzunehmen, und ihm sobald er vor ihn komme, zu berichten, daß der König ihn mittelst vieler Drohungen hinsichtlich seiner Frau und Kinder gezwungen habe, einen Brief, welcher in dem Absatze seines Stiefels stecke, an den Prinzen Heinrich zu bringen. Czernitcheff hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Lager aufzuheben und sich zurückzuziehen, und der König ging über die Oder, ohne einen Flintenschuß zu thun. Im folgenden Jahre speiste derselbe General Czernitcheff als Commandeur des mit den Preußen verbündeten russischen Corps bei dem König, welcher zu ihm sagte: ‚Ich glaube, mein General, daß Sie voriges Jahr einen Brief von mir aufgefangen haben.' Er antwortete mit Befriedigung: ‚Ja, er war an den Prinzen Heinrich gerichtet.' — ‚Darauf antwortete ich ihm,' sagte der König, ‚das ist wahr, aber er war für Sie, Herr Graf; ich hatte fast keine Munition mehr, und wollte mich darum nicht mit Ihnen schlagen, sondern deren von Breslau kommen lassen. Ich glaubte daher, daß dies die beste Art wäre, die Oder zu passiren, da ich nicht wünschte, mich von Neuem zu schlagen.' Czernitcheff war äußerst betroffen und der König freute sich sehr darüber."

Charakteristisch ist auch folgendes Gespräch zwischen dem Philosophen von Sanssouci und dem frommen Landgrafen. „Ich hatte eines Tages mit dem König eine ziemlich lebhafte Unterhaltung über die Religion. Er konnte kein Crucifix sehen, ohne gotteslästerliche Reden zu führen, und wenn er davon, sowie von der christlichen Religion, bei Tafel sprach, so konnte ich mich nicht in die Unterhaltung mischen, sondern senkte die Augen und schwieg gänzlich. Der König bemerkte es sehr wohl. Endlich wandte er sich mit Lebhaftigkeit gegen mich und sagte zu mir: ‚Sagen Sie mir, mein lieber Prinz, glauben Sie an diese Dinge?' Ich antwortete ihm in sehr festem Ton: ‚Majestät, ich bin nicht so sicher, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, als ich gewiß bin, daß Jesus Christus gelebt hat, und als unser Heiland am Kreuze gestorben ist.' Der König blieb einen Augenblick in Gedanken versunken, dann ergriff er plötzlich meinen rechten Arm, drückte ihn kräftig und sagte: ‚Nun wohl, mein lieber Prinz, Sie sind der erste Mann von Geist, der daran glaubt, welchen ich gefunden habe.' Ich erwiderte einige Worte, um ihm die Gewißheit meines Glaubens zu wiederholen. — Als ich nach der Tafel durch das anstoßende Zimmer kam, fand ich dort den General Tauenzien allein, den größten und kräftigsten Mann, den ich vielleicht gekannt habe. Er legte mir beide Hände auf die Schultern, benetzte mich mit einem Thränenstrom und sagte: ‚Nun, Gottlob, hab' ich doch erlebt, daß ein ehrlicher Mann Christum bekannt hat vor dem König!' Der gute Greis überhäufte mich mit Liebkosungen. Ich kann mir diesen glücklichen Moment meines Lebens nicht ohne die größte Dankbarkeit gegen Gott zurückrufen, daß Er mir die Gelegenheit gab, meinen Glauben an Ihn und Seinen Sohn vor dem König zu bekennen."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 16. 23. Februar 1867.

## Altdeutsche Dichtkunst.

Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers, von Karl Meyer. Basel, H. Georg, 1866.

Seitdem durch vielfache Bemühungen der Gelehrten so viel Licht über das Leben unseres größten vaterländischen Dichters im Mittelalter, des Walther von der Vogelweide, verbreitet worden ist, fängt man auch an, das Leben anderer Dichter jener Zeit aus dem Dunkel hervorzuziehen. In vorliegender Schrift ist von zwei Sängern die Rede, welche, wie Walther, nicht blos Minnesänger waren, sondern auch in die politischen Ereignisse ihrer Zeit mit ihren mahnenden, ermunternden oder zürnenden Liedern eingriffen.

Reinmar von Zweter war, wie er selber sagt, am Rhein geboren. Seine Blüthezeit fällt in die Jahre 1227—1260. Er kam schon frühe nach Oesterreich an den gesangliebenden Hof der Babenberger Herzoge. In diese frühere Zeit fallen wohl seine Liebeslieder, aber auch Spott- und Zornlieder gegen die Geistlichkeit. Denn er war ein heißer Ghibelline und stritt mit dem Kaiser gegen den Papst. Besonders ärgerten ihn die damals gleichsam als eine päpstliche Armee zahlreich überhandnehmenden Bettelmönche. Allein der Dichter blieb dieser Gesinnung nicht treu, sondern fiel vom Kaiser Friedrich II. ab, ohne deshalb den Geistlichen viel holder zu werden. „Bis zum Jahre 1236 hatte Reinmar von Zweter auf der Seite Kaiser Friedrichs II. gestanden; aber grade die größten Lobeserhebungen des Kaisers sind auch das Letzte, was er zu dessen Gunsten gedichtet hat. Unter den nun zu besprechenden Sprüchen finden sich mehrere, welche unzweideutig zu erkennen geben, daß in des Dichters Gesinnung eine Veränderung eingetreten ist. Nicht zwar als ob Reinmar das Kaiserthum als solches aufgegeben hätte; im Gegentheil, er fordert die Fürsten mehrmals zu einer Wahl auf, und die Käuflichkeit mancher unter ihnen reißt ihn zu gewaltigen Aeußerungen des Zornes und der Entrüstung hin. Aber mit der Person Friedrichs II. hat Reinmar fortan gebrochen, und, so hoch er ihn vormals gepriesen, jetzt ruft er den allmächtigen Gott im Himmel an, Friedrich von Staufen zu widerstehen (Spr. 145) und mahnt den heiligen Vater in Rom davon ab, sich mit dem Kaiser auszusöhnen (Spr. 132). Einen Grund dieser Gesinnungsänderung gibt zwar Reinmar nirgends an; ich denke indeß, sie war durch die Regierungsweise und den Charakter des Kaisers mehr als gerechtfertigt. Wenn die staufischen Kaiser sich schon seit Barbarossa angewöhnt hatten, das Reich gleichsam in das Schlepptau ihrer persönlichen oder ihrer Familienpolitik zu nehmen, so mochte das angehen, so lange sie das Auseinanderfallen der einzelnen Theile desselben äußerlich wenigstens durch glänzende Kriegsthaten zu verdecken wußten, so lange auch, als Gegenwart und Anwesenheit der durch ihre Persönlichkeit meist so bezaubernden Könige wirkten. Letztere Mittel hatte Friedrich II. offenbar zu wenig angewendet; er zog die absolutistische Regierungsweise in Unteritalien der beschränkten aber sicherern deutschen Königsgewalt vor und brachte in Folge dessen einen nur kleinen Theil seines Lebens in Deutschland zu; was aber Tapferkeit und Heldenmuth anbetrifft, so stand er hierin trotz seinen vielen Kriegen dem gewaltigen Barbarossa weit nach.“ Der Verfasser hält für möglich, daß auch das Verhältniß des Dichters zu König Wenzel von Böhmen zu seiner Sinnesänderung könnte beigetragen haben.

Jedenfalls war der Dichter berechtigt über die „Unwürdigkeit“ des einst so achtunggebietenden deutschen Reichs zu klagen. Daß Kaiser Friedrich II. unser Reich

vernachlässigte, um sich ausschließlich im südlichen Italien zu vergnügen, daß er die Kirche herausforderte, verachtete und mit dem Islam kokettirte, daß er die Gegenseitigkeit im Organismus des deutschen Reiches, die Gliederung, die nicht blos von oben nach unten sich senkt, sondern auch von unten nach oben steigt, nicht begriff, sondern vom Orient und aus dem alten Rom das System der Autokratie oder des Imperialismus adoptirte, ist durchaus nicht zu leugnen. Wenn Papst Innocenz IV. seinerseits zu weit ging, so war er doch zu Repressalien von Seiten der Kirche gegen die tyrannische Kaisergewalt gezwungen. In diesem Kampf zwischen Staat und Kirche waren die Staufen die Angreifenden gewesen. Die Staatsgewalt unterlag damals, das deutsche Reich wurde zerrüttet, es kam zur wilden kaiserlosen Zeit; aber die Kirche litt nicht minder große Noth, denn die Päpste fielen in die Gewalt dessen, den sie gegen den deutschen Kaiser zu Hülfe gerufen hatten, des französischen Königs, der sie zu seinem Werkzeug machte und in Avignon gefangen hielt. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß deutsche Dichter zwischen Kaiser und Papst schwankten, hier wie dort keinen Trost fanden und in ihren Liedern bald tiefen Kummer, bald edlen Zorn ausdrückten. Die Reichsfürsten suchten in der allgemeinen Verwirrung nur ihren Vortheil, woraus sich erklärt, daß Reinmar von Zweter am Ende auch vom König Wenzel abfiel, wie vom Kaiser.

Bruder Wernher, der zweite der hier besprochenen Dichter hat viel Aehnlichkeit mit dem vorigen. Seine Blüthezeit fällt in die Jahre 1219—1266. Er ist wahrscheinlich in Oesterreich geboren. Der Name Bruder beweist nicht, daß er geistlichen Standes gewesen sey, denn in seinen Liedern erscheint er nur als ein weltlicher fahrender Sänger an Fürstenhöfen. Auch er war ein Ghibelline, wie Reinmar, und auch er fiel vom Kaiser ab. Und zwar aus Unmuth, weil Friedrich II. allzulange in Italien verweilte und sich um Deutschland zu wenig kümmerte, sein Sohn Heinrich aber, den er als seinen Stellvertreter in Deutschland zurückließ, sich nicht würdig benahm. Nur seinen noch jüngern Bruder Konrad, den nachherigen Kaiser Konrad IV. ehrte der Dichter. Als dieser aber zur Regierung kam, war es schon zu spät. Der Stern der Hohenstaufen war erbleicht und neigte sich zum Untergange.

Eine tiefe Klage geht durch die Dichtungen Wernhers und mancher seiner Zeitgenossen, nicht nur über die Zerrüttung des deutschen Reichs und über die Abnahme von Ehrenhaftigkeit und Treue, sondern auch, was damit zusammenhängt, über den Verfall der Poesie. „Offenbar hatten die Dichter jener Zeit ein ganz richtiges Vorgefühl, daß mit dem Sturze des staufischen Kaiserhauses auch der ihrer Kunst und ihres Standes unauflöslich verbunden war. In der Zeit des Zwischenreichs verwilderte der Adel von Jahr zu Jahr mehr und mit ihm natürlich auch Dichtkunst und Gesang; diejenigen aber, welche später in das Erbe der frühern Kaiser eintraten, hatten ganz andere Dinge vor Augen, als die Pflege der ohnehin tief gesunkenen höfischen Dichtkunst. Man braucht nur die Klage des Meißners über Konradins Untergang oder Meister Stolles Spruch auf König Rudolf mit dem beständig wiederkehrenden ‚ern git ouch niht' zu lesen, und man wird leicht erkennen, daß der von Reinmar, Wernher u. a. angeschlagene Ton in den Dichtungen Späterer stets nachklang."

Zum Schluß erörtert der Verfasser noch die Frage, ob Bruder Wernher vielleicht eine Person sey mit Wernher dem Gartenaere, dem Verfasser des Helmbrecht. In der Zeit wie im Namen stimmen beide überein. Der Gärtner lebte zwar im Kloster als Laienbruder, das hätte aber auch Bruder Wernher seyn können. „Nach allem dem ist es durchaus nicht auffallend, wenn ein Dichter von der Art Bruder Wernhers, welcher in so vielen einzelnen Sprüchen die Entartung der aufwachsenden Generation und die Unzufriedenheit der Leute mit ihrem Stande geißelt, auch in einem zusammenhangenden Gedichte von größerm Umfang der Mitwelt ein recht abschreckendes Beispiel von Stolz und Selbstüberhebung vor Augen führt. Mit Recht macht daher Schröder geltend, daß auf dem viel betretenen und ausgetretenen Wege des Minnesangs und des schulmäßigen Frauendienstes eine so wundersame Uebereinstimmung nicht befremden dürfte; unglaublich erscheine es dagegen, daß man auf dem schmalen dornigen Pfade ernster, lehrhafter, strafender und scheltender Poesie, der nur von Wenigen betreten wurde, zwei Dichtern von solcher Harmonie des Gedankens und Ausdrucks begegnen könne, welche noch dazu denselben Namen führten."

## Geschichte.

Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons X. von Castilien. Mit bisher ungedruckten Briefen von Dr. Arnold Busson. Münster, Aschendorff, 1866.

Ein interessantes Stück deutscher Geschichte aus der berühmten kaiserlosen Zeit nach dem Untergange der Hohenstaufen. Der Papst ließ zwar durch die ihm er-

gebenen deutschen Fürsten ein paarmal Kaiser wählen, welche nur seine Werkzeuge seyn sollten, aber die Fürsten sorgten dafür, daß es immer nur ganz unbedeutende und ohnmächtige Leute waren, die lediglich nichts auszurichten vermochten, während die Fürsten Rechte und Besitzthümer, welche früher dem Kaiser allein zugehört hatten, um die Wette an sich rissen. So hatten sie dem Papst zu Liebe den Grafen Wilhelm von Holland zum Kaiser gewählt, den aber die friesischen Bauern todtschlugen. Dann meldeten sich zwei ausländische Bewerber, der englische Prinz Richard und König Alfons von Castilien. Beide fanden Anhang unter den deutschen Fürsten, sofern diese theils auf einander eifersüchtig waren, theils auch ihren Vortheil darin fanden, daß die kaiserliche Macht durch Theilung und Doppelwahl noch mehr geschwächt wurde. Beide Bewerber wurden wirklich gewählt, wenn auch in ungehöriger Weise. Beide blieben Schattenkaiser ohne alles Ansehen, obgleich der Papst den Engländer begünstigte. Der Papst hatte in frühern bessern Zeiten durch mächtige Kaiser viel mehr durchsetzen können, als er jetzt mit den verrätherischen Fürsten durchsetzen konnte, die ihn ebenso betrogen, wie den Kaiser, weil es ihr dynastisches Interesse war, sich souverän zu machen, zu welchem Zwecke sie die päpstliche Gewalt eben so herunter intriguiren mußten, wie die kaiserliche.

König Alfons erfreute sich der Gunst des Papstes nicht, weil er als Anverwandter der Hohenstaufen auf deren süditalienisches Erbe speculirte. Die deutsche Kaiserkrone sollte ihm nur als Mittel dienen, um dieses Ziel zu erreichen. Das aber war es grade, was der Papst um jeden Preis verhindern wollte. Hätten die Hohenstaufen sich nicht in Sicilien und Neapel festgesetzt, von wo aus sie den Papst aus nächster Nähe bedrohten und übermüthig behandelten, würde der Kampf zwischen Kirche und Staat nie so leidenschaftlich erhitzt worden seyn und hätten die Hohenstaufen ihren Sturz vermeiden können. Indem nun Alfons Neapel und Sicilien erwerben wollte, verstand es sich von selbst, daß der Papst ihm entgegentrat. Die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse nun gibt der vorliegenden Monographie ihren Werth und macht uns erst jenen castilianischen König interessant, um den man sich sonst wenig bekümmert hat, weil er unmittelbar auf Deutschland nie Einfluß geübt hat und auch nie nach Deutschland gekommen ist.

Aus Folgendem erkennt man die Situation. „Die ersten Bemühungen Alfons um seine Erhebung zum römischen König, welche uns überliefert sind, fanden nicht in Deutschland, sondern in Italien statt, und zwar mit Pisa. Wir kennen sie aus einer Reihe von Documenten über diese in ihrer Art einzige Wahl eines römischen Königs, denn um eine solche, nicht etwa um die bloße Anerkennung eines bereits Gewählten handelt es sich hier, durch eine italienische Stadt. Ueber die den so uns erhaltenen Abmachungen aber vorangegangenen Unterhandlungen haben wir nicht die geringste Kunde, so daß wir nicht einmal mit voller Bestimmtheit zu erkennen im Stande sind, ob Alfons oder ob die Stadt den ersten Anstoß zu der ganzen Sache gegeben hat. Um den letzten Punkt hier gleich vorwegzunehmen, uns scheint es wahrscheinlicher, daß König Alfons die erste Veranlassung zu der Wahl gegeben haben dürfte. Daß die Handelsstadt ohne einen von außen gegebenen Anstoß ein Wahlrecht ausgeübt habe, das ihr nie zustehen konnte, ihr nie zugestanden hat, erscheint uns nicht glaublich. Alfons dagegen fanden wir schon früher für weitliegende Pläne thätig, warum sollte nicht auch er seinen Blick grade auf Italien gerichtet haben, wo ja alle europäischen Mächte ihren Einfluß an die Stelle der gestürzten deutschen Herrschaft zu setzen suchten? Verbindungen Alfons in Italien können wir nachweisen; 1255 bestätigte er den Genuesern die früher von seinem Vater erhaltenen Privilegien. Alfons Hauptziel bei seiner Werbung um die deutsche Krone war, und wir werden dies im Laufe unserer Darstellung noch oftmals zu betonen Gelegenheit haben, eben Herrschaft in Italien. Nach allem scheint es uns wahrscheinlicher, daß Alfons in Italien Anhang für sein neues Unternehmen geworben, und in diesem Streben die Wahl durch Pisa erreicht hat. Nimmt man dies an, so verliert der ganze Vorfall viel von seinem Befremdenden. Die Verhältnisse der Republik Pisa waren in dieser Zeit von der Art, daß die Stadt um jeden Preis einer schnellen Hülfe bedurfte, diese hoffte sie vom König von Castilien zu erlangen und ging deshalb auf seine Anträge ein. So vermuthen wir den Hergang. — 1251 waren die Städte Genua, Lucca, Florenz zu einem Bunde gegen Pisa zusammengetreten. In die Zeit dieser höchsten Bedrängniß der Stadt Pisa fallen ihre Abschlüsse mit König Alfons. Der König betonte hier gewiß wie bei so manchen andern Gelegenheiten seine Verwandtschaft mit den Staufern, bei der stets ghibellinisch und staufisch gesinnten Stadt eine vortreffliche Empfehlung. Im März 1256 kam der Abschluß der von uns vermutheten Unterhandlungen zu Stande. Der pisaner Syndikus Bandinus Lancea, vielfach von seiner Vaterstadt zu diplomatischen Geschäften verwendet, hatte sich zu dem Zwecke nach Spanien begeben.“

In Deutschland wandte sich Alfons an seine Verwandten, den König von Böhmen und den Herzog von Brabant. Am meisten aber unterstützte ihn Arnold, Erzbischof von Trier, aus Haß gegen seinen Nachbar in Köln, weil dieser für den englischen Wahlkandidaten stimmte. Da kam der seltsame Fall vor, daß gedachter Arnold zu Frankfurt am Main den König Alfons als der einzige anwesende Wähler wählte, nur versehen mit Vollmachten von Sachsen, Brandenburg und Böhmen. Die böhmische Stimme konnte gar nicht gelten, da Ottokar von Böhmen so eben seine Stimme auch dem englischen Richard gegeben hatte. Dieser Herr trieb seinen Spaß mit den Deutschen, denn jemehr er sie gegen einander hetzte, um so sicherer konnte er sein Reich im Osten abrunden. Inzwischen sollte dem armen Alfons alles Diplomatisiren nichts helfen, denn der Papst kam ihm zuvor und rief die Franzosen nach Italien. Karl von Anjou bemeisterte sich Neapels. Sofern Alfons keine Truppenmacht aufbrachte, um das südliche Italien förmlich zu erobern, konnte er auch lediglich nichts ausrichten. Nachdem der Papst durch die Wahl des Habsburger Rudolf dem deutschen Reich wieder eine gewisse Consistenz gegeben hatte unter der Bedingung, daß der Kaiser sich nicht mehr in Italien einmische, machte er auch der langen Feindseligkeit mit Alfons ein Ende, indem er ihm zur Entschädigung für seine Ansprüche den Zehnten von allem Kirchengut in Castilien abtrat. Alfons starb im Jahr 1284.

— —

## Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen Original übersetzt. Mit einer Einleitung von Dr. K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt, 1866.

(Schluß.)

Trotz dieses strengen christlichen Bekenntnisses war der Landgraf nach der Mode der Zeit Freimaurer geworden und präsidirte sogar für den Herzog Ferdinand von Braunschweig dem großen Freimaurercongreß im Wilhelmsbad bei Hanau. Damals kam er auch nach Stuttgart, fand hier den Großfürsten Paul und wohnte einer Jagd an, die als Vorbild des spätern Dianenfests zu Bebenhausen zu betrachten ist, indem man aus sicherm Standpunkt auf das Wild schoß, welches einen Berg hinunter getrieben wurde und sich ins Wasser stürzen mußte. Vierzig Stück Schwarzwild und 700 Stück Rothwild.

Der Landgraf kam wieder nach Berlin und eins seiner letzten Gespräche mit dem bereits gealterten großen Friedrich betraf Rußland. Katharina II. war mit der Eroberung der Krim beschäftigt und der König hatte große Lust, sie daran zu hindern. „Sie sehen, mein lieber Prinz, daß die Armee bereit ist zu marschiren. Da hat sich die Kaiserin Katharina der Krim bemächtigt; ich darf nicht zugeben, daß sie sich in einem solchen Maaße ungestraft vergrößert. Sagen Sie mir Ihre aufrichtige Meinung! Ich sagte: ‚Majestät, wenn Sie so befehlen, so werde ich mit der größten Offenheit reden. Rußland schwächt sich durch die Eroberung der Krim, wenigstens für den Anfang, mehr als es dadurch gewinnt. Es mag wohl ein herrliches Land seyn, aber es ist von einem Nomadenvolke bewohnt, den Tartaren, welche abziehen und es unbekannt lassen werden. Um es zu behaupten, wird eine Armee von hunderttausend Mann dort gehalten werden müssen. Dadurch verliert Rußland an Bevölkerung und selbst an Kraft, besonders nach Ihrer Seite hin, Majestät. Außerdem wird der Kaiser Joseph, um Rußland zu unterstützen, sich für verpflichtet halten, Ihnen den Krieg zu erklären.‘ — ‚Daran zweifle ich nicht,‘ sagte der König, ‚aber Frankreich wird hunderttausend Mann gegen die Oesterreicher schicken.‘ — ‚Ach, Majestät,‘ entgegnete ich, ‚das sind noch dieselben Franzosen, welche Sie bei Roßbach geschlagen haben; und wenn selbst Herr von Vergennes gänzlich für Ew. Majestät ist, so wird doch nach der ersten über die Oesterreicher gewonnenen Schlacht die Königin von Frankreich ihren Gatten, den König, fragen, ob er Herrn von Vergennes den Befehl gegeben habe, den Kaiser, ihren Bruder, zu vernichten. Die französische Armee wird Halt machen und Sie können Sich in der That nicht auf deren Hülfe verlassen.“ Man darf zweifeln, ob es dem großen König Ernst gewesen ist, sich solche Belehrungen zu holen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 17. 27. Februar 1867.

## Theologie.

Der Hirte des Hermas. Ein Beitrag zur Patristik von Dr. Ernst Gaab, Pfarrer. Basel, Felix Schneider, 1866.

Der Herr Verfasser hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt, indem er den Hirten des Hermas gegen die altkirchliche Orthodoxie und gegen die fortschrittliche Wissenschaft zugleich zu vertheidigen unternahm, allein er hat seine Aufgabe mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit gelöst.

Was die orthodoxe Ansicht betrifft, so hat die alte Kirche den Hirten des Hermas als ein Denkmal der nachapostolischen Zeit vom Canon ausgeschlossen und das Muratorische Canonfragment hat seine Abfassung in eine spätere Zeit versetzt und eine Fiction darin gesucht. Es handelte sich dabei um den Inhalt, nicht um die Form. Der Inhalt des Hirten war nach den kirchlichen Begriffen nicht correct genug, die darin enthaltenen Visionen konnte die Kirche nicht als aus echter Prophetengabe geflossen anerkennen, denn sein Verfasser war erstens ein Laie und drang zweitens mehr auf lebendiges Christenthum, die strengste Sittenreinigung, Liebe und Werke in der Nachfolge Christi, als auf das Dogma und als auf die äußere Kirchlichkeit. Ja, der Verfasser bemerkt: „Man kommt nach dem Hirten durch die Kirche und ihre Diener zu Christus, aber auch durch Christum zur Kirche, d. h. zu der Kirche als der communio sanctorum. Dem Genius der Kirche in ihrer späteren Gestalt widerstreitet, wie schon oben bemerkt wurde, der Versuch des Hirten, die Kirche zur Buße und zu Herstellung einer strengeren Disciplin zu vermögen, sowie die ganze Anschauung des Hirten von der Zukunft, die eschatologische Perspective, die Parusie Christi, der Untergang der jetzigen Welt (Vis. IV), der urchristliche Gegensatz der Christen zur Welt und ihren politischen und bürgerlichen Verhältnissen. Mit mehr Recht wird man daher den Hirten auf die Seite der urchristlichen Produkte stellen, als auf die Seite der sich mehr und mehr mit der Welt vermittelnden altkatholischen Kirche."

Auf der andern Seite mußte der Hirt auch der fortschrittlichen Theologie mißfallen, weil er viel zu begeistert, gottrunken und apostolisch ist.

Der berühmte Kirchenhistoriker Neander hielt sich in der Mitte und schwankte. „Nach Neander läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob der Verfasser des Hirten des Hermas die Visionen, die er darstellte, wirklich gehabt zu haben glaubte, oder sie dichtete, um den von ihm vorgetragenen praktischen Lehren desto mehr Eingang zu verschaffen. Neander läßt immerhin die Möglichkeit offen, daß der Röm. 16 genannte Hermas Verfasser des Buches seyn könne. Die Annahme aber, daß der Bruder des Bischofs Pius I. um das Jahr 156 es geschrieben habe, scheint Neander zweifelhaft; denn es bliebe alsdann das thatsächliche hohe Ansehen des Hirten unerklärt. Ueberdies ist es die Einfalt urchristlicher Zeit, die uns darin umwebt. Indeß kommen wir hinsichtlich des Hirten, seines Ursprungs und transcendentalen Inhalts bei Neander nicht weiter als zu einem: non liquet. Wir urtheilen aber: Hat nach Neander die kirchliche Geschichtschreibung die Geschichte der Kirche Christi darzustellen als eine Schule christlicher Erfahrung, als eine durch alle Jahrhunderte hindurch tönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung, so wäre im Prinzip nichts dagegen einzuwenden, wenn nicht blos in der engsten urchristlichen Sphäre solche mahnende und warnende Stimmen ertönen, sondern auch weiterhin und fernerhin. Aber man entschließt sich ungern, mit dem, was man als allgemeines Prinzip gesetzt hat, im concreten Fall Ernst

zu machen. Uns dünkt der Hauptfehler, der hier gemacht wird, der zu seyn, daß man derartige Erscheinungen, wie den Hirten des Hermas, einseitig nur als ein literarisches Produkt auffaßt. Aber nicht das subjective, individuelle Interesse des Verfassers, der sich einer beliebigen Introductionsform bedient, um seinen Standpunkt schriftlich zu fixiren und für denselben Propaganda bei seinen Zeitgenossen zu machen, kommt hier in Betracht. Man versetze sich vielmehr hinein in das kirchliche und kirchengeschichtliche Leben, so steht der Hirte nicht da als ein müßiges literarisches Produkt, sondern selbst als eine kirchenhistorische Erscheinung, ein der Kirche gemäß ihrer damaligen Lage und ihrer Bedürfnisse gegebenes Zeichen, wenn auch nicht gebührend beachtet, so doch zum Zeugniß über sie auf der Schwelle des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters gegeben, nicht blos der Reflex eines Standpunkts, einer Richtung oder Parteistellung, sondern wie dem Schoße des wirklichen kirchlichen Lebens entstammend, so auch bestimmt, auf dasselbe einzuwirken."

Mit Recht verlangt der Verfasser, man solle den Hirten lesen und in seiner ganzen naiven Eigenthümlichkeit auffassen, ohne sich durch die vielen abgünstigen Urtheile beirren zu lassen, die schon in sehr frühen Jahrhunderten über ihn gefällt wurden. „Daß ein Mann wie Tertullian den Hirten als den pastor moechorum in den stärksten Ausdrücken verwirft, könnte eine gewichtige Instanz gegen die Werthschätzung des Hirten seyn. Allein diesem Urtheil Tertullians ist wenig Werth beizulegen. Vor seinem Uebertritt zum Montanismus hatte er die Schrift noch anerkannt und war der dem Buche günstigen, allgemeinen Tradition gefolgt, wornach dasselbe als inspirirt angesehen wurde. Nach seinem Uebertritt zum Montanismus aber verwirft er den Hirten aus dem Grunde, weil derselbe nicht stimmt zu dem extremen montanistischen Rigorismus, über Gefallene milder urtheilt und die zweite Ehe zuläßt."

Selbst Hilgenfeld und Jachmann haben die kindliche Reinheit und Naivetät der Sittenlehre des Hermas zugegeben. Es wird hier nachgewiesen, wie nahe derselbe dem Apostel Jakobus steht. „Am ehesten noch möchten wir eine directe, bestimmte Benützung des Jakobusbriefes, an dessen Lehrbegriff der Hirte sich am meisten anschließt, behaupten. Das Wehe über die Reichen Jakob. 4, findet mannigfache Analogie im Hirten. Wichtiger als einzelne Citate ist die Uebereinstimmung des Standpunktes und der Tendenz des Hirten mit Jakobus. Bei beiden eine vorwiegend ethische Kritik, Klage über eine falsche Glaubensautokratie, welche die Aneignung der werkthätigen Lebensgerechtigkeit versäumt, Polemik gegen eine schon keimende todte Orthodoxie, Dringen auf das Halten der Gebote Gottes oder auf thätiges Christenthum."

Der Hirt wird insbesondere hier gegen den Vorwurf vertheidigt, als stelle er den Heiland nicht hoch genug. „Es ist wahr, Jesus erscheint im Hirten wahrhaft als Mensch; er ist der leidende, arbeitende Knecht Gottes im Weinberg; er steht als solcher in der Reihe der Knechte Gottes, steht unter dem Gesetz, wird ausdrücklich in dem bekannten Gleichniß V servili loco ponitur, als Knecht und nicht als Sohn vorgestellt. Aber dies geschieht mit dem Bewußtseyn, daß es eben doch der Sohn Gottes ist, der hier so erniedrigt erscheint. Dies geschieht ferner, um den in ihm selbst und für die Menschheit sich vollziehenden Prozeß der Assumption des Menschlichen in die Einheit mit dem Göttlichen zu veranschaulichen."

Ebenso wird der Hirt gegen den Vorwurf der Unkirchlichkeit vertheidigt. „Endlich ist auch — und dies ist ein wesentlicher Punkt — die Stellung, welche der Hirte des Hermas zum kirchlichen Amte einnimmt, eine andere, als die des Montanismus. Man kann nicht mit Dorner behaupten, der Hirte wolle sich der liturgischen und episcopalen Darstellung der Kirche gegenüberstellen, also etwa das allgemeine Priesterthum gegenüber der Beschränkung des Lehramtes auf die kirchlichen Aemter geltend machen, oder analog der montanistischen Opposition die Auctorität der Bischöfe verwerfen. Man kann nur sagen: der Hirte macht das Recht der urchristlichen Prophetie geltend, wie denn dem Hermas diese Offenbarungen gegeben sind als einem Laien, obschon andere fähiger dazu wären. Aber es soll also geschehen, ‚damit Gott geehrt werde.‘ Er ist Repräsentant solcher nicht an das Amt gebundenen prophetischen Gabe; er übt sein auf göttliche Auctorität gestütztes Amt ohne Ansehen der Person und hält auch dem Klerus der Kirche seine Sünden vor. Aber sein Amt ist nicht das allgemeine Priesterthum schlechthin, als ob es Jedem zustünde, in der Kirche zu lehren und zu ermahnen mit gleicher Auctorität, als ob die Kirche auf breitester demokratischer Grundlage aufgebaut werden sollte, sondern er tritt in seiner Eigenschaft als Laienprediger nur auf kraft ausdrücklicher, besonderer höheren Berufung."

Die Vertheidigung der Aechtheit der Visionen im Hirten und seiner prophetischen Begabung ist in einem Zeitalter, wie das unsrige, allerdings schwer durchzuführen. Und doch wagt es der Verfasser, den naiven und kindlich einfachen Hirten von beabsichtigter Täu-

schung freizusprechen. „Es gibt eine urchristliche Prophetie, die auf wirklicher Inspiration, auf einer wirklichen Berührung mit der höheren Welt ruht, nicht erdichtet, nicht apokryphisch, und doch auch nicht im strengen Sinn canonisch ist. Von dieser Thatsache, auf welche die neutestamentlichen Schriften mehrfach hinweisen, muß man ausgehen, wenn man den Hirten des Hermas gerecht beurtheilen will. Er gehört unstreitig zu dieser Gattung von urchristlicher Prophetie. ‚Ueberreste dieser Prophetie, und leider fast die einzigen größeren sind in der Schrift des Hermas enthalten.' Dieser Prophetie gegenüber gilt der Canon: 1 Thessalon. 5, 19 bis 22. Man soll den Geist nicht dämpfen, die Weissagung nicht verachten. Aber da in der That der Aufzeichnung und Auffassung des dargebotenen Höheren auch Menschliches mit unterlaufen kann, das durch die Subjectivität des Empfangenden bedingt ist, so bedarf es der Prüfung und Sichtung nach der Analogie des Glaubens."

Schließlich erklärt der Verfasser: „Der Nachweis, den Hirten für ein Machwerk späterer Zeit, für ein Produkt einer einseitigen Parteirichtung in der Kirche, für eine Fiction zu erklären, wird nicht gelingen; äußere und innere Zeugnisse sprechen dagegen. Und doch muß man ihn dafür erklären, wenn man an eine urchristliche Prophetie nicht glaubt, wenn man alles Derartige, was mit dem Anspruch auf Inspiration, Vision, Prophetie nach dem Hingang der Apostel auftritt, a priori für Fälschung, fraus pia, oder impia erklärt. Es scheint freilich bei den jetzt so hoch gehenden Wogen destructiver Kritik, welche nun auch an dem Grund, darauf die Kirche ruht, rüttelt und bis zum äußersten in der Evacuation der heil. Geschichte gehend, auch die allerheiligste Person des Gottmenschen mit profaner Hand antastet und neuen Ebionitismus aufzustellen bemüht ist, zu viel verlangt, wenn man auch für die nachapostolische Zeit noch den Glauben an Uebernatürliches, an Inspirationen und fortgehende Geisteswirkungen verlangt; hier scheint es, müsse man dem kritischen Auflösungsprozeß, der die Geschichte der christlichen Kirche in eine Geschichte menschlicher Parteistellungen, literarischer Productionen, menschlicher Irrthümer, aus denen nur ein schwaches Licht höherer Wahrheit aufleuchtet, verwandelt, das Feld räumen. Man gibt die Außenwerke preis in der Meinung, die Festung selbst desto besser halten zu können, übersieht aber, daß auch erstere nicht unwesentlich sind und daß es auch dort schon gilt; principiis obsta! und daß es für das Centrum gefährlich ist, wenn man es allzusehr isolirt."

Herr Pfarrer Gaab hat mit diesem Werke etwas Gutes gestiftet, indem er die moderne Kritik, die überall in der älteren kirchlichen Literatur nur Pfaffentrug, Absichtlichkeit, Parteiinteresse sehen will, daran erinnert, daß sie auch an Ehrlichkeit glauben soll, und daß es zu allen Zeiten Männer gegeben hat, die von Frömmigkeit innig durchdrungen, nicht blos nachbeteten, was ihnen vorgebetet wurde, sondern manche auch innerhalb der Kirche vorkommende Erscheinung im Widerspruch mit dem Ideale christlichen Lebens fanden, was die Evangelien vorschreiben. Zu allen Zeiten hat grade die Richtung auf das christliche Leben hin und nicht blos auf das Dogma, die reichsten und schönsten Blüthen des christlichen Geistes gezeitigt, wenn sie auch manchem oberflächlichen Geiste etwas fremdartig in die Augen leuchteten. Wenn das Fundament des Glaubens nur unerschütterlich feststeht, sollte man an die Reben, die daran hinaufranken, nicht immer gleich inquisitorisch die Scheere anlegen.

## Geschichte.

Die Neugestaltung Deutschlands im Jahr 1866 naturgemäß aus der Vergangenheit entwickelt von Herrmann v. Schmettau. Mit einer Karte: Preußen und der norddeutsche Bund 1866. Berlin, Eduard Beck, 1867.

Eine achtzehn Bogen starke Schrift, die mit großer Klarheit die wichtigsten Momente der früheren Geschichte Deutschlands hervorhebt, um daraus die Bedeutung der neuesten Entwicklungsphase unserer Geschichte zu erklären. Die Schrift abstrahirt von allem liberalen Theorienschwindel, hält sich einfach an die nationale Frage und ist durch und durch patriotisch, wie man das in so vielen andern Schriften über die jüngsten Vorgänge in Deutschland nur selten findet, weil sie fast immer, wenn auch einmal ihr politischer Verstand flügge wird, noch die Eierschalen der Schule und Doctrin mit sich schleppen und der Weltgeschichte nicht den rechten, sondern nur den Rechtsweg weisen wollen, nach Rechtstheorien, aus denen grade herauszukommen das eigentliche, natürliche Urrecht unserer Nation ist.

Nachdem der Verfasser die Größe und den Verfall unseres alten Reichs geschildert hat, kommt er auf die neuere Zeit zu sprechen und zeigt, wie die großen Hoffnungen auf Wiederherstellung unserer nationalen Macht und Größe nach der Heldenzeit von 1813 auf dem Wiener Congreß einzig durch die Schuld Oesterreichs vereitelt worden sind. Alles ist wahr, was er hier sagt: „Napoleon hatte die Welt geknechtet und mit

Füßen getreten, aber er war wenigstens eine großartige, wenn auch furchtbare Gestalt. Man konnte ihn hassen, glühend hassen, und gewiß hat es viel mehr gegeben, die ihn gehaßt, als geliebt haben, aber verachtet hat ihn keiner. Als man ihn nun endlich in Fesseln geschlagen hatte, und vermeinte ihn nicht mehr fürchten zu dürfen, da zeigte es sich, wer die Geister waren, denen er das Feld geräumt hatte. Gewiß waren es diejenigen nicht, die in Wiens goldenen Sälen jetzt über die Völker zu Gericht saßen, und über ihre Zukunft die Würfel schüttelten. Diesen zarten oder zärtlichen Händchen möchte es schwerlich gelungen seyn, die Ketten zusammenzuschmieden, die den Dämon jetzt gebunden hielten. Sie wußten aber nur zu gut, wer die Starken waren, die den Starken zu Boden geschlagen hatten, und vor denen zitterten sie eben so sehr, ja noch mehr, als sie vor diesem gezittert hatten. Diese Starken waren zwei: Das preußische Volk, und das von ihm wieder geweckte und ins Leben gerufene deutsche Nationalbewußtseyn. Zuerst mußte man Preußen unschädlich machen, die übrigen Deutschen hatten dann keinen Hort und Beschützer mehr, und mit der wehrlosen Masse, wenn sie sich auch unterstehen sollte, einige Wünsche auszusprechen, durfte man dann schon hoffen, fertig zu werden. Preußen hatte unglücklicherweise seine Kräfte zu sehr erschöpft, und seinen Staatsmännern den Herren v. Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt fehlte die Energie so vielen Gegnern gegenüber, sie ließen sich einschüchtern, statt daß sie es hätten verstehen sollen, jene in Respect zu halten. In Oesterreich hatte man mit Schrecken gesehen, welcher Leistungen ein Volk, wie das preußische, fähig war, und so fing man denn zuerst an, dem Könige bange vor dem revolutionären Geiste zu machen, der sich im Kriege gezeigt haben sollte. Aber der König glaubte daran nicht, denn er hatte wohl gesehen, wie treu sein Volk an ihm hing. Nun wurde aber sein Rechtlichkeitsgefühl angerufen, und damit war ihm eher beizukommen, denn es hat wohl selten ein redlicheres Herz gegeben, als Friedrich Wilhelm III. Bei allen Gebietsentschädigungen und Erweiterungen, die Preußen verlangte und mit Recht verlangen konnte, da gab es immer Andere, denen der Congreß noch bessere Rechte zuerkannte. Als Preußen Anspach und Bayreuth zurückforderte — ja die waren schon Bayern versprochen. Als es seine alten Besitzungen Hildesheim und das treue Ostfriesland, die Brücke nach der Nordsee, reclamirte, da hieß es, die hat Hannover schon in Besitz genommen, das neue Königreich, was wieder an England gefallen war. Nun begehrte Preußen das Königreich Sachsen, dessen Herrscher in preußischer Gefangenschaft war. Er hatte dieselbe dem Bunde mit Preußen vorgezogen. Da kam Herr v. Talleyrand, der Gesandte des besiegten Frankreich, der erst Geistlicher, dann Jakobiner, dann Minister Napoleons gewesen war, und jetzt Ludwig XVIII. diente, nebenbei Anstifter des an dem Herzog v. Enghien verübten Mordes war, und bewies höchst scharfsinnig, ein gekröntes Haupt dürfe man nicht entfernen, das neue europäische Staatsrecht müsse sich auf das Prinzip der Legitimität gründen. Seine Gründe waren so schlagend, daß Oesterreich, England, Frankreich ein geheimes Bündniß schlossen, um Sachsens Fortdauer zu retten. Preußen hatte nur Rußland für sich. Dieses überließ ihm einen Theil von Großpolen, und von Sachsen durfte es nur zwei Fünftel nehmen. Seine geheimen Feinde wußten wohl, dieser Verlust würde in dem Rest des Königreichs, wie in dem regierenden Hause eine tödtliche Erbitterung zurücklassen. Für alles Uebrige, was es noch forderte, wurde es mit einer Menge ehemals reichsunmittelbarer Gebiete abgefunden, aus denen es seine Rheinprovinz bildete, deren Einwohner aber begreiflicherweise keine Anhänglichkeit an ihr neues Vaterland mitbrachten, und noch obendrein dasselbe zum Grenznachbarn Frankreichs machten. Dies Gebiet war aber durch Hannover, Hessen und Nassau von den übrigen Provinzen geschieden, und Preußen mußte die nöthigen Etappenstraßen dahindurch noch als eine Gnade und Gunst von den Souveränen dieser Länder annehmen. So wurden Preußen die Adern unterbunden, daß der freie Blutumlauf gehemmt blieb."

In diesem Systeme fuhr Oesterreich seit fünfzig Jahren beharrlich fort, unterdrückte den deutschen Geist überall und genirte, schwächte, ärgerte und demüthigte Preußen bei jeder Gelegenheit. So durch das Eingehen in die russische Intrigue in der dänischen Angelegenheit, in der beharrlichen Protection der kurhessischen Mißregierung, in Olmütz, bei der Londoner Conferenz von 1852, wiederum im voreiligen Frieden von Villafranca, am Fürstentage von 1863 und endlich abermals in der Frage der Elbherzogthümer, indem es die Februarforderungen Preußens zurückwies, wie bescheiden und billig sie auch waren und wie sehr ihre Befriedigung dem Gesammtinteresse Deutschlands zu gute kommen mußte.

In dieser Weise entwickelt der Verfasser die Vorgänge der neuesten Zeit aus der Vergangenheit, bleibt aber am Beginn des Krieges von 1866 stehen, ohne sich in eine Schilderung desselben einzulassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 ⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 18. 2. März 1867.

## Aus Böhmen.

Jungczechische Zustände. Skizzirt und erläutert von einem Deutschgesinnten in Böhmen. Leipzig, Otto Wigand, 1866.

Satirische Epigramme mit Commentar in Prosa, worin die grenzenlose Unverschämtheit des jungen Czechenthums zur Nutzanwendung für deutsche Leser charakterisirt wird. Jene Tendenzen, die in Böhmen „gegen die deutsche Cultur dieses inmitten von Deutschland gelegenen, und seit seinem Entstehen mit Deutschland engverbundenen Landes gerichtet, insofern Beachtung erheischen, als es Deutschland, und man kann sagen dem civilisirten Europa selbst nicht gleichgiltig seyn kann, die feste deutsche Position in seinem innersten Gebiete durch slawischen, und seinem Endergebnisse nach, vielleicht russischen Einfluß bedroht und angefochten zu sehen. Ein vorwiegender deutscher Einfluß in Böhmen, wie er seit beinahe tausend Jahren daselbst aufrecht gehalten, dem Vordringen des Slawenthums den wirksamsten Damm entgegensetzte, bleibt für Deutschlands Machtentfaltung für alle Zeiten unerläßlich. Schwerlich kann jemand in Abrede stellen, daß alle gegenwärtig lebenden, auch nur einigermaßen gebildete Czechen deutsch unterrichtet wurden, daher auch ein jeder auf Bildung Anspruch machende Czeche deutsch versteht, und verstehen muß; daß somit noch gegenwärtig eine allgemeine deutsche Bildung in Böhmen herrsche, und der Culturtypus daselbst deutsch sey. Alle Bestrebungen, das Czechische an Stelle des Deutschen zu setzen, sind neuesten Ursprungs, und wahre Neuerungen, und größtentheils bloße Fehlgeburten, sind meistens verstandlose Wortbildungen unkritischer Translatoren, welche erst durch die Schule oder Journalistik sich bei der slawisch stimulirten Bevölkerung Eingang verschaffen und lebensfähig werden sollen, und ohne Zuhülfenahme eigener Neuwörterbücher — es sind dies mit seltener Ausnahme gewöhnlich nur eilfertige Machwerke ohne Werth — von niemanden verstanden und begriffen werden. Solchen Schnurrpfeifereien und Täuschereien nun soll der deutsche Unterricht und die deutsche Bildung in Böhmen geopfert werden! Czechische Lobhudeleien können diese Ansicht um so weniger entkräften, als es unstreitig wahr ist, daß es den Czechen an jeder Kritik fehle, und daß sich die neuere czechische Literatur fieberhaft aufgeregt, ohne Maaß, ohne klare, gründliche Behandlung, und ohne Rücksicht auf das gute Altvorhandene, und bei staatlichen Gegenständen meistens nur in Mißdeutungen und kleinlichen Anfeindungen des Deutschen bewege. Der Nachtheil solcher schlechten Schriften besteht aber noch weit mehr in der Abwendung der jungen Generation von der gründlichen Erlernung des Deutschen, weil sie sich in ihrer national seyn sollenden Selbstgenügsamkeit und Selbstverblendung, zufrieden mit dem dargebotenen Mangelhaften, von blos untergeordnetem Werthe, leicht verleiten läßt, für unrühmlich zu halten, Kenntnisse und höheren Unterricht an der reichen deutschen Quelle selbst zu schöpfen; was zuletzt doch nur Verdummung zur nothwendigen Folge haben müßte. Das Deutsche ist für die höhere Cultur der Czechen einmal unentbehrlich: warum rüttelt man also an dem deutschen Gymnasialunterrichte, wie er allgemein in Böhmen eingeführt war und die Böhmen erfahrungsmäßig befähigte, der Monarchie die meisten gebildeten Männer für Kirche und Schule, Amt und Waffen, für Kunst, Handel und Industrie zu widmen?"

Es ist allerdings wahnsinnig, wenn die Czechen, deren Wissenschaft und Literatur neben der deutschen nicht nennenswerth ist, die, was sie von Bildung besitzen, lediglich den Deutschen verdanken, die auch jeglichen Begriff von Recht, Freiheit und Ehre lediglich von den Deutschen empfangen haben, jetzt auf einmal

sich über die Deutschen stellen wollen. Es ist wahnsinnig, daß sich Männer von nur einiger Erfahrung dazu hergeben, eine Partei zu unterstützen, die ausschließlich dreierlei Ziele verfolgt, von denen jedes den Böhmen nur verderblich seyn kann. Das erste Ziel hat sich die böhmische Aristokratie gesetzt, die den deutschen Bürgersinn, das Rechts- und Freiheitsgefühl um jeden Preis ausrotten will, weil sie über freie Männer nicht so verfügen kann, wie über borstige, halb thierische Barbaren. Das zweite Ziel haben sich die Demokraten gesetzt, die zum Theil der französischen Revolutionspropaganda angehören, mit Polen sympathisiren und unter der Hand bereits, wie zur Hussitenzeit, communistische Gedanken unter das Volk werfen. Das dritte Ziel verfolgen die, welche von Rußland bestochen sind. „Rußland lacht" sagt der Verfasser mit Recht, denn wenn die Verwirrung noch lange fortdauert, so wird Rußland in Böhmen der Alleinerbe werden, wie in Polen.

Wie unvernünftig nun auch das ganze Treiben der Czechen ist, da sie nothwendig entweder wie bisher dem deutschen Rechts- und Bildungsstaate anhängen, oder aber die russische Knute fühlen müssen, so ist doch unsere Zeit durchaus nicht gemacht, um vernünftig zu handeln, oder auch nur Vernunft anzuhören. Man rühmt sich der Unvernunft — nicht blos in Böhmen. Man rennt blind ins Verderben hinein, denn man ist besoffen von Theorienschwindel und Rednereitelkeit und nicht so taktfest, daß man sich nicht gelegentlich auch bestechen ließe und daß man nicht im Namen der Vaterlandsliebe das Vaterland seinem schlimmsten Feinde verkaufte.

Die czechische Agitation erscheint am häßlichsten, wenn sich ihr Deutsche hingeben, jene deutschen Grafen und Herren mit ehrwürdigen historischen Namen und jene Literaten, welche von deutscher Abkunft und in der Wohlthat deutscher Bildung aufgewachsen, ihre Nationalität verleugnen. Es ist schade, daß wir über die tonangebenden Persönlichkeiten in Böhmen so wenig erfahren. Hier ein kleines Bild: „Dr. Franz Ladislaw Rieger, der sich närrischerweise gegen seine deutsche Abstammung verwahren zu müssen glaubt, ist theils als Palacky's Schwiegersohn, und mehr noch durch seine Eigenthümlichkeiten der Obmann und Poltron der jungczechischen Partei; — er hat der keckausgeübten Erfahrungsmaxime: die Forderungen stets hoch zu spannen, und wie man zu sagen pflegt, über die Schnur zu hauen und Lärm zu machen, zwar manchen Erfolg zu verdanken; ist aber gleichwohl als Journalist, als Intendant des Prager Czechentheaters, als Landtagsabgeordneter, und als Mitglied des Landesausschusses, durch sein verletzendes Benehmen, selbst bei der eigenen Partei wenig beliebt. Seine schriftstellerischen Arbeiten bestehen meistens in Compilationen staatsrechtlichen und staatspolitischen Inhalts, die sich aber durch die czechische Bearbeitung der deutschen Kritik entziehen; auch soll er einige czechische Handwerkerlieder mit tyrtäischer Tendenz gedichtet haben, welche gleichfalls der deutschen Beurtheilung entzogen sind. Er hat die Prätension für einen vorzüglichen Staatsmann gelten zu wollen, wozu ihm jedoch aller Takt und eine jede praktische Ausbildung mangelt; diese Passion ist auch seine empfindliche Strafe. Seine slawischen Grundsätze haben ihm, gleich seinem Schwiegervater, einen russischen Orden eingebracht. Sein Wahlspruch ‚Nedeime se!' (deutsch ‚Wir wollen uns wehren!') sollte richtiger ‚Nadime se!' (deutsch ‚Wir wollen uns aufblasen!') heißen."

Man agitirt hauptsächlich in der Beseda.

Beseda nennt der Slowak die Spießbürger-Kneipenversammlung.
Wo, in dunstiger Luft, lärmendes Slawenthum pufft.

Die Hauptsache bleibt immer, daß Böhmen, welches ganz von deutschen Elementen durchdrungen ist und nach allen Seiten an deutsche Nachbarn grenzt, außer an der Grenze von Mähren, wo aber die Deutschen das Uebergewicht haben und man durchaus nicht so czechisch ist als in Böhmen, nie und nimmer der deutschen Macht- und Bildungssphäre wieder entrückt werden kann. Die deutsche Pression ist hier seit langen Jahrhunderten so habituell und unvermeidlich, daß auch die österreichische Regierung, wenn sie den Grafen Belcredi länger hätte gewähren lassen, der großen national-deutschen Gegenströmung würde haben nachgeben müssen, oder daß sie Böhmen sammt Galizien an Rußland verloren haben würde, wenn der Nerv der deutschen Nation durch Erneuerung der inneren Zwietracht und fremde Einmischung gelähmt worden wäre. Blut und Eisen werden auch in dieser Frage zuletzt entscheiden, wie in jeder, die man natürlich und vernünftig zu entscheiden versäumt.

Noch ist eine Frist gegeben, die man benutzen sollte. Die vorliegende Schrift sucht den Czechen begreiflich zu machen, daß sie von den Deutschen nie Unrecht erfahren haben, wie die Polen von den Russen, daß die Deutschen ihnen die größten Wohlthaten und stets gleiche Berechtigung und Brüderlichkeit gewährt haben. „Wie schnöde handeln die übereifrigen Verfechter und Verbreiter des czechischen Slawismus, daß sie, ob sie gleich ihre Bildung faktisch der mütterlichen Pflege einer deutschen Erziehung zu verdanken haben, und sehr häufig, auch ihrer nächsten Abstammung nach, zu den Deutschen

gehören, zum Vortheile ihres gesteigerten Einflusses und Wirkens, den in der Bevölkerung schlummernden Sprachen- und Nationalitätszwiespalt aufstachelnd wecken und im feindlichen Sinne beleben, und ungeachtet die Czechen keine reinen Slawen, sondern durch jahrhundertelange Vermischung eben so gut Stammverwandte der Deutschen wie der Slawen sind, stets doch nur deren slawische Ahnen im Munde führen, und nur diese dem Andenken des unverständigen Volkes lobpreisend empfehlen! Allerdings sind die Czechen nicht der Willkür der Deutschen unterworfen, und keine halben Sclaven, wie sie sich so liebenswürdig auszudrücken pflegen; sie sind es aber auch schon früher nicht gewesen, und haben in socialer Beziehung mit den deutschen Einwohnern Böhmens immer das gleiche, brüderliche Loos getheilt. Die Deutschen in Böhmen sind eben so wenig die Tyrannen oder Unterdrücker der Czechen jemals gewesen, als man beispielsweise sagen kann, daß der deutsche Ehemann seine czechische Ehefrau, oder der deutsche Geschäftsmann seinen czechischen Gesellschafter unterdrückt oder beherrscht, wenn zur besseren Erreichung des Gesellschaftszweckes die Haushaltung oder die Geschäftsführung, der mehreren Einheit, der größeren Energie und der vortheilhaften Verbindungen wegen, in deutscher Sprache und auf deutsche Weise geführt wird; wofern sie sich nur verständigen können, und keine Ueberschreitung der sachgemäßen Einflußnahme stattfindet. Die Czechen stehen nicht isolirt da; ihr Vordringen bis in die Mitte der deutschen Länder hat einen Zustand von Wechselbeziehungen sehr bestimmender Art geschaffen, und sie in eine Lage gebracht, die ein Ablehnen der deutschen Gemeinschaft, oder vielmehr ein Entziehen von derselben geradezu unthunlich seyn läßt, und sie haben sich vielmehr, da sie der deutschen Vereinigung Wohlstand, Ruhe und Frieden verdanken, für beglückt und hochgeehrt anzusehen, an den Vortheilen der deutschen Staatenverbindung Theil nehmen zu können. Leuchtet in wohlfahrtlich-einheitlicher Beziehung der engste Anschluß Böhmens an Deutschland, und die ermöglichte Assimilirung der czechischen Bevölkerung mit der deutschen von selbst ein; so fällt es auf der andern Seite schwer, die Vortheile wahrzunehmen, welche sich durch das von der Jungczechenfaction angestrebte, übereifrige Herbeiziehen des Slowakenthums für Land und Volk ergeben sollen. Für die gebildete czechische Bevölkerungssphäre ergäbe sich jedenfalls eine sehr untergeordnet bleibende Stellung in Wissenschaft, Kunst und gesellschaftlichem Leben, verbunden mit der immer drückender werdenden Tyrannisirung von der Agitations- und Aristokratenpartei, welche die niederen Stände beherrscht."

Der politische Wind dreht sich in Wien so außerordentlich rasch, daß, während wir diese Flugschrift anzeigen, schon wieder ein anderer weht. Die bisher zurückgesetzten Deutschen sind zu Ehren gekommen, man hat ihnen nachgegeben; der außerordentliche Reichstag, den sie nicht beschicken wollten, wird nicht einberufen und dagegen sind die bisher so sehr begünstigten Czechen auf einmal wieder auf die Seite geschoben und von der Hofburg selbst aus ist die deutsche Aristokratie in Böhmen ermahnt worden, sich von der czechischen Agitation zurückzuziehen. Gut, aber es wäre besser gewesen, wenn es früher geschehen wäre, wenn man die Czechen nicht so übermüthig hätte werden lassen. Jetzt werden sie sich nach guten Freunden umsehen. Wenn den Ungarn alles gelingt, sollen die Slaven nicht auch etwas erreichen? Der Fehler war von Anfang an, daß der Centralismus, die Herrschaft des deutschen Elements, wegen systematischer Niederdrückung desselben durch das Metternich'sche System, gänzlich entkräftet wurde und der Föderalismus, die Herrschaft der Slaven, oder der Dualismus, die Herrschaft der Magyaren, an die Reihe kommen konnte. Daß die drei Rivalen gleich zur Ruhe kommen werden, ist kaum zu erwarten. Stoß und Gegenstoß werden sich folgen, wie bisher.

## Reise.

Ausflug nach Norwegen im Sommer 1866 von Prof. Dr. Brandes zu Lemgo. Detmold, Meyer, 1867.

Eine kleine, recht unterhaltende Ferienreise. Der Verfasser fuhr mit dem Dampfschiff der norwegischen Küste entlang über Bergen nach Drontheim und von da zu Lande zurück nach Christiania. Von letzterer Hauptstadt aus machte er noch einige interessante Ausflüge.

Hier ein charakteristisches Bild des Landes. „Am zweiten Tage kam ich an den romantischen Tinsee. Morgens um 6 Uhr stellte sich der Schußbonde mit Roß und Karriol ein, fuhr eine Strecke den Weg, auf welchem ich hergekommen war, bog aber dann links in den Fichtenwald und die Höhen hinauf, und da ging es immer bergauf bergab, meistens im Walde, zuweilen über offene Hochflächen, selten war ein Haus zu sehen, bis wir gegen Mittag auf einer hochgelegenen Waldblöße waren, wo 12 Blockhäuser zerstreut umherstanden, und das war Bolkesjö. Ich spreche zu dem aus dem Hause getretenen Bauersmann: Jeg önsker en Hest, — ich wünsche ein Pferd — worauf er antwortet: Her er

ikke Station — hier ist keine Station. — Das überraschte mich nicht wenig, da man mir in Kongsberg das nicht gesagt hatte; indeß jener blieb dabei und hatte auch kein Pferd, und da der Bursche nicht weiter fahren wollte und auch wohl nicht konnte und durfte, so mußte ich mein Heil zu Fuß versuchen, und ich freute mich, kein Gepäck bei mir zu haben, da ich schwerlich jemand gefunden, der es mir getragen hätte. Der Mann sagte mir, die nächste Station, wo ich ein Pferd bekommen würde, heiße Kaapsland, und dabei zeigte er nach der Gegend hin, sie liege 1¼ norwegische Meilen fern. Also hatte ich fünf Stunden zu marschiren. Der hohe grüne Abhang von Boikesjö war der einzige freie Platz, so weit ich sehen konnte, alles umher Fichtenwald, und in der Ferne schimmerte aus der Tiefe ein blanker Seespiegel. Nachdem ich meine Frage: Kan jeg finde Veien? — Kann ich den Weg finden? — eine bejahende Antwort erhalten, trat ich meine Wanderung an, ging auf glattem Kieswege stets bergunter; es war heiß, gegen 20° R., aber ich wanderte im Schatten des Waldes und kam nach zwei Stunden an den erwähnten See und an einem auf dem erhöhten Rande liegenden Gehöft vorüber, sodann wieder in Fichtenwaldung hoch zu Berge, sah links einen breiten Strom fließen, stieg hernieder, ging weiter in der Ebene fort, indem er mir stets zur Seite blieb, keine Menschenseele war mir in fünf Stunden begegnet, bis endlich zwei Leute hinter mir herkamen, und als ich mich bei diesen erkundigte, da vernahm ich, daß ich schon bei Kaapsland vorbeigegangen; denn die Häuser dort oben auf der Berghöhe seyn es. Ich kehre also um, steige rasch den Berg hinauf, und oben auf der Höhe führt mich ein dickes Bauermädchen in das Schußhaus, dabei sagend, daß ich wohl drei Stunden warten könne, denn das Pferd müsse von einem fern gelegenen Weideplatz geholt werden."

Ein norwegischer Wasserfall: „Siehe da fällt der Rjukan, uns grade gegenüber, zwischen zwei schwarzen Felsen von steiler finsterer Wand blendend weiß in einen tiefen Schlund hinein. Ich sage nicht: er siedet und brauset und tobt und zischt, auch nicht: er stürzt mit Donnergepolter in die Tiefe; nein, er gleitet und wallet und hebt sich und sinkt sanft hernieder, schmal beginnend und ganz allmälig, nicht ausfahrend, nicht aufsahrend, in anmuthigster Haltung frei und gemessen sich erweiternd, gleichwie der schönsten Jungfrau weißestes Kleid, das von der schmalen Taille rund und glatt, abwärts breiter und breiter wird, bis es in langen Falten und Busen weithin über die Füße wallt. So ist der Rjukan, welcher von der stets über ihm schwebenden Dampfwolke mit altnordischem Namen Rjukan, der Rauchende, benannt ist. Die Höhe des Falls beträgt 670 Fuß."

Eine alte norwegische Kirche: „Einige Stunden setzten wir im Walde unsere Wanderung fort, darauf wurde das Land wieder frei, und die weite Ebene von Hiterdal, zum Theil mit einem von Nord nach Süd gerichteten See, lag vor uns. Um 11 Uhr waren wir bei der in Norwegen berühmten Kirche von Hiterdal, die nur eine ihres Gleichen hat, nämlich die von Borgund, im Nordosten von Bergen; beide stammen aus der ältesten Zeit der Einführung des Christenthums. Erstere stehet nahe an der Straße links, dem ansehnlichen Predigerhofe rechts gegenüber. Wir traten in diesen ein, sowohl um den Prediger kennen zu lernen — er war aber sammt seiner Familie ausgeflogen — als auch um den Schlüssel zur Kirche zu bekommen. Diese, von Holz, hat außen ein finsteres Ansehen, da das gelb angestrichene Holz von Alter schwarz geworden, hier und da scheint die gelbe Farbe durch. Der Bau ist so eigenthümlich, wie ich weder in Deutschland, noch irgendwo anders gesehen habe; er hat etwas Morgenländisches und gleicht einem großen hohen Zelte, das aus mehreren neben und über einander gesetzten kleineren Zelten besteht und oben drei Thürme trägt. Wir sehen lauter kleine Häuschen, welche wie Butiken den Kern in drei Reihen über einander umgeben; sie enthalten die Fenster und sind theilweise mit hölzernen geschnitzten Figuren ausgeschmückt, und jedes Häuschen hat ein schwarzes mit Schindeln weit vorhängendes Dach. In der untern Reihe finden sich die meisten dieser Häuschen, in der zweiten einige weniger, und das Eckhäuschen hat einen Thurm, in der dritten, aus der auch ein Thurm aufsteigt, wieder einige weniger, und über diese ragt ein dritter Thurm hoch über die andern empor, alle drei mit einem Kreuz. Sind wir aber in das Innere eingegangen, so stehen wir, was wir nicht erwarteten, in einem langen hellen heiteren gelb und roth bemalten Saale mit hölzernen schlanken Pfeilern und runden Bogen, die eine Gallerie tragen. Auf dem Altar steht ein Kreuz. So ist die alte Kirche von Hiterdal beschaffen."

Die Schilderung der Städte wollen wir übergehen. Der Verfasser ist schon viel gereist und seine Darstellung lebendig. Er theilt auch einige Sprachproben und Volkslieder mit.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 19.** 6. März 1867.


## Eine scheswig'sche Frage.

Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln und der schleswig'schen Festlandsküste. Von Adalbert Baudissin. Schleswig, Spethmann, 1867.

Das arme Deutschland ist ganz in Juristerei aufgegangen. Der echte Deutsche, d. h. der moderne Rechtsphilister, wie ihn die jahrhundertlange Kleinstaaterei sich zugeschult hat, wird mit Ueberzeugungstreue für ein eingebildetes Recht, für ein ihm als Recht untergeschobenes Unrecht declamiren und plaidiren; und wenn ihm dabei auch der Boden unter den Füßen weggezogen würde. Wenn er nur noch mit einer Hand sein papiernes Recht in die Höhe halten kann, geht er gern unter. So hat man die schleswig'sche Frage bisher als eine Rechtsfrage behandelt und darüber die praktische Frage ganz vergessen. Wir erdreisten uns allen unsern Juristen gegenüber die ungeheure Ketzerei auszusprechen, daß es nur *eine* Rechtsquelle für die deutsche Nation und alle ihre Bestandtheile gibt, nämlich das Recht der Nation, zu existiren, woraus für sie das Recht und die Pflicht folgt, sich die Mittel ihrer Existenz zu sichern, defensiv durch festes Zusammenhalten aller ihrer Bestandtheile, durch innere Einigkeit, durch eine starke Rüstung gegen jeden äußeren Feind, und durch Gesetze und Einrichtungen, welche die Gesundheit, die Kraft, den Adel der Race, den Wohlstand und die Zufriedenheit aller Berufsclassen und eine fortschreitende Bildung ermöglichen. Offensiv sodann durch Ausdehnung der Grenzen, Eroberung und Colonisation in dem Maaße, in welchem die Zunahme der Bevölkerung und die Nothwendigkeit, der strozenden Nationalkraft einen Wirkungskreis zu verschaffen, die Ausdehnung unserer Machtsphäre erfordern.

Hätte man die schleswig'sche Frage unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt, so hätten wir auch die Posse nicht erlebt, daß eine ganze Schaar berühmter deutscher Juristen mit unendlicher Selbstzufriedenheit, wissenschaftlicher Wichtigthuerei und hoch aufgezogenen Augenbraunen unsere Elbherzogthümer, den Schlüssel zur Nord- und Ostsee, die Urbedingung einer deutschen Marine, zu einem Kleinstaat machen wollten unter einem Prinzen, der von vornherein sich Preußen entgegensetzte und im Bunde mit den übrigen Kleinstaaten, ganz so wie Hannover, es sich zur ersten und letzten politischen Aufgabe gemacht haben würde, Preußen zu bekämpfen, damit Norddeutschland nie zur Einheit und Macht gelangen könne, damit die kleinen Souveräne dort nur ihrem dynastischen Interesse unter dem Schutz der auswärtigen Mächte fröhnen könnten. Die ganze Propaganda für den Augustenburger hatte keinen andern Zweck und sämmtliche liberale Rechtslehrer, die sich dabei betheiligten, dienten, ohne es zu wissen oder zu wollen, nur dem erbärmlichen Interesse der Kleinstaaterei und dem ausländischen Einfluß.

Es gibt noch eine andere schleswig'sche Frage, an welche, weil sie praktisch ist, die deutsche Rechtsgelehrsamkeit natürlich auch nicht entfernt gedacht hat. Das lauteste Geschrei hat man erhoben, wenn die dänische Regierung einmal Versammlungen, Zweckessen und Festreden verbot. In der ganzen Reihe von Anklagen aber, welche die Kieler Professoren und die Nationalvereinsjuristen gegen die dänische Mißregierung erhoben haben, fehlt eine Hauptsache, auf welche aufmerksam gemacht zu haben, das Verdienst der vorliegenden Schrift ist.

Wirft man einen Blick auf die Landkarte, so erscheint die von Nordfriesen bewohnte Westküste Schleswigs auffallend zerrissen und man sieht deutlich, wie hier das Meer erobernd ins Land eingedrungen ist. Man erkennt noch die weite Ausdehnung des ehemaligen, jetzt unter Wasser gesetzten Landes, von dem nur

noch wenige Inseln hervorragen. So hat das Meer hier seit Jahrhunderten gewüthet und wenn auch die Inseln vollends weggeschwemmt sind, wird das Meer das feste Land anfressen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift verzeichnet chronologisch die Sturmfluthen, welche fort und fort das fruchtbare Land der Inseln verschlangen. Eine zahllose Menge Städte und Dörfer existiren nicht mehr. Die Insel Nordstrand allein hatte eine weite Ausdehnung, wie auch die Insel Helgoland, von der heute nur noch ein kleiner Fels übrig ist. In Dankwerths trefflicher Chronik findet man Karten, welche die untergegangenen Länderstrecken noch kennzeichnen. Ohne Zweifel ist früher schon viel untergegangen. Aus der historischen Zeit hier nur einige Beispiele. Auf der Insel Nordstrand zerstörte das Meer im Jahr 1300 die Stadt Rungholt und acht andere Kirchspiele, im Jahr 1362 wieder 30 Kirchspiele, im Jahr 1532 riß das Meer die Insel Föhr von Nordstrand ab und kamen 1900 Menschen ums Leben. Im Jahr 1581 hatte Nordstrand noch 12 Meilen im Umfang, aber neue Fluthen griffen sie an. In einer einzigen Nacht des 11. October 1634 kamen 6468 Menschen ums Leben und die Insel schmolz so zusammen, daß sie nur noch 3 Meilen lang und 1½ breit war.

Diese ungeheuern Zerstörungen hätten bedeutend können vermindert werden, wenn die dänische Regierung auch nur die geringste Vorsorge getroffen hätte. Die dänische Regierung hat sich bis vor zwei Jahren, d. h. so lange sie gedauert hat, gar nicht um die Inseln bekümmert, sagt der Verfasser, wohl aber um die jütischen Ufer. „Für Jütlands Westküste ist reichlich Sorge getragen worden, die unsrige ist ein Friedhof." Man erkennt daraus, wie stiefväterlich die deutsche Provinz von Dänemark behandelt wurde. Man wollte die Deutschen eben nicht aufkommen lassen, damit sie den Nationaldänen nicht Concurrenz machen sollten. Es ist hier ungeheuer gefrevelt worden. Aber Dänemark konnte diese Frevel begehen, weil die norddeutschen Kleinstaaten nur ihr erbärmliches dynastisches Interesse verfolgten und sich mit Dänemark sogar zum Ruin der deutschen Hansa verbanden. Der deutsche Kaiser war viel zu ohnmächtig, um das nationale Interesse in Norddeutschland wahrnehmen zu können, denn die Kleinstaaterei warf ihm ihre große Barrikade entgegen, die selbst Wallenstein nur auf kurze Zeit durchbrechen konnte. Und es lag ihm auch nicht viel daran, denn er selbst suchte sich nur eine Hausmacht im Süden abzurunden. Die deutschen Juristen aber waren alle im Dienst des Partikularismus zugeschult, ließen daher das deutsche Recht fahren und ersetzten es durch das römische, welches nur dem kleinstaatischen Despoten zu gehorchen vorschrieb. Wem wäre es damals in Deutschland auch nur eingefallen, für das Recht der edlen und unglücklichen Nordfriesen einzutreten?

Die Verachtung, welche die dänische Regierung den Deutschen bezeugte, ging bis zur Infamie. Wir sahen oben schon, wie verhängnißvoll der 11. October 1634 den Bewohnern der Insel Nordstrand wurde. „Was that die Regierung, um den wenigen Unglücklichen, die nichts als das nackte Leben gerettet, zu helfen? Sie stellte ihnen einen Termin, innerhalb welchem sie ihre Deiche auf eigene Kosten wieder aufführen sollten, und als die gänzlich verarmten Einwohner erklärten, diesem Ansinnen nicht genügen zu können, verschenkte sie Nordstrand sammt den Einwohnern an eine holländische Compagnie! Dieser ungeheuerliche Act hatte für die Nordstrander Verhältnisse zur Folge, welche lebhaft an die Zustände Aegyptens erinnern. Wir wollen nur einen Paragraphen der, zwischen den ‚Hauptpartieipanten' und der Regierung vereinbarten Verfassung anführen: Die Hauptpartieipanten (so hießen die Holländischen Speculanten und so heißen heute noch ihre Erben und Nachfolger) hatten Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen, und diese konnten in Criminalsachen nicht an die Regierung appelliren, dagegen war die Regierung verpflichtet, auf ihre (der Regierung) Kosten Militär nach Nordstrand zu schicken und etwaige Ruhestörungen durch Waffengewalt niederzuhalten. Ja, die Regierung hatte nicht einmal das Recht, ‚Unterthanen' der Hauptpartieipanten festzunehmen oder anzuhalten, wenn sie von Nordstrand nach dem Festlande gingen und hier Verbrechen verübten. Die ‚Rechte' der Hauptparticipanten vererbten und vererben noch heute, und wenn ein Hauptparticipant mehrere Töchter hat, welche gänzlich ungebildete Männer heirathen, so erben diese ehemaligen Drescher und Knechte Souveränetätsrechte!"

Die Strandbewohner waren zu ohnmächtig und vom übrigen Deutschland verlassen, um sich solchen Maßregeln widersetzen zu können, und auch hier, wie überall in Deutschland trug der Fluch der künstlichen Isolirung jedes kleinen Bruchtheils der großen deutschen Nation die giftige Frucht des partikularistischen Egoismus und Neides. Jeder dachte nur an sich und wenn er nur einen kleinen Vortheil dadurch erreichte, machte er sich kein Gewissen daraus, den Nachbar und Bruder ruiniren zu helfen. So suchten sich die Bewohner der Insel Sylt ihren Strand dadurch zu schützen, daß sie die Fluth auf das Festland ableiteten, zu dessen Schutz und Vorhut die Inseln dienen sollten. „Sehen wir uns die Dünen der Insel Sylt an, so finden wir, daß

sie 1) an der Seeseite kahl, daher den Stürmen preisgegeben sind; 2) statt in einer ununterbrochenen Linie längs der Küste fortzulaufen, mit tiefen Schluchten durchzogen sind; 3) daß die entstandenen Schluchten an Ausdehnung gewinnen und dem Sturm Zutritt zu den weiter landeinwärts liegenden Dünen geben; 4) daß sie alljährlich gemäht werden und zwar in einer Weise, daß auch nicht die leiseste Spur von einem Schutze gelassen wird. Das Mähen findet im Herbste, kurz vor Ausbruch der Stürme statt, die Aehren des Sandroggens und Sandhafers werden nicht ausgesäet, sondern mit nach Hause gefahren und dem Vieh als Nahrung gereicht; die Dünen werden also nicht geschont, sondern muthwillig ihres einzigen Schutzes beraubt. In Holland, Jütland, Frankreich, Belgien, Preußen, ja am Kap der guten Hoffnung ist jede Beschädigung der Dünengewächse streng untersagt (— in Holland bei 40tägiger Gefängnißstrafe —) auf Sylt wird aber alles sonder Gnade abgemäht. Wir finden ferner 5) daß die Sylter von dem Grundsatze ausgehend, daß die Dünen solange ostwärts wandern müssen, bis sie endlich die Deiche des Festlandes erreicht haben, diese Wanderung fördern, indem sie die gedämpften und bewachsenen Dünen entblößen und trichterförmige Oeffnungen in ihren Kamm einschneiden." Auch gegen diese Willkür der Sylter ist die dänische Regierung nicht eingeschritten.

Der Verfasser glaubt nöthig zu haben auf S. 100 Rechtsgrundsätze aufzustellen, denen zufolge Sondergemeinden nicht das Recht haben sollen, ihren Vortheil auf Kosten und zum Verderben des Ganzen zu suchen. Er hat das freilich nöthig, denn der Deutsche ist durch seine viele Juristerei so dumm geworden, daß er das klarste Recht nicht von vornherein begreift. Sämmtliche Advokaten des Augustenburgers müßten, wie sie diesen vertheidigt haben, auch die Sylter vertheidigen, denn wenn der Partikularismus in seinem feindlichen Gegensatze gegen das große Gesammtinteresse der Nation einmal berechtigt seyn soll, so hat jeder Müller dasselbe Recht dazu, wie ein Erbprinz.

Die preußische Regierung hat in der kurzen Zeit, seitdem sie die Verwaltung Schleswigs übernommen, mitten unter hundert andern Sorgen, doch schon den Schutz der Westküste Schleswigs, welchen Dänemark seit Jahrhunderten so unverantwortlich versäumte, rüstig in Angriff genommen und zwar in der praktischen Weise, in der hier allein geholfen werden kann. Der Verfasser bezeichnet deßfalls als Grundgedanken S. 51: „Wenn die Wogen des Meeres nicht mehr eine sanfte Dossirung finden, auf die sie auflaufen können, so hilft kein Deich." Derselbe Gedanke frappirte Referenten, als er schon vor dreißig Jahren eins der schönsten Seebilder von Backhuysen sah. Dasselbe stellte eine armselige flache, nur ein klein wenig anlaufende Sandküste dar, gegen welche das bewegte Meer anrauschte. Meer und Luft waren von der Hand des Meisters unvergleichlich wahr und schön gemalt, während der öde Strand nur einen unheimlichen Eindruck machte. Und doch lag die Poesie des Bildes grade in der Einförmigkeit dieses langweiligen Ufersandes, über den das gewaltige Meer nur dahin brauste, um sich in seiner Leidenschaftlichkeit zu erschöpfen und matt zurückzusinken, denn Deiche, den Damm, die Mauer, die Felswand, die sich dem Meer senkrecht entgegenstemmten, würde es mit seiner ungeheuern Kraft zerbrechen. Aber die schiefe Fläche kann es nicht bemeistern. Hier verendet es, ja es dient sogar, indem es das Ufer zerstören möchte, zu dessen Befestigung, sofern es durch seinen Wellenanschlag eine Schwelle Sand nach der andern ans Ufer wirft und dasselbe dadurch erhöht.

Demgemäß hat die preußische Verwaltung angeordnet, einfach für Festhaltung des Ufersandes zu sorgen, damit das Meer, über den Sand hinweg rollend, allmälig seine Stoßkraft erschöpfe. „Es wurden im vorigen sowohl, wie in diesem Jahre an verschiedenen Punkten der Insel Sylt, und zwar an denjenigen, die einem Durchbruche zunächst ausgesetzt zu seyn schienen, Zäune aus Weiden- und anderem todten Busch parallel mit und in gewisser Entfernung von dem Meeresufer aufgeführt. In Zwischenräumen von 8 Fuß wurden Pfähle in den Sand getrieben, an diese band man Latten und gegen die Latten lehnten sich die Reiser, welche in einen zwei Fuß tiefen Graben eingesetzt, etwa 5—7 Fuß über den Strand hervorragten. Der Zaun bildete also eine schnurgerade Linie in angegebener Höhe und seine ganze Stärke bestand darin, daß die Sandkörner, welche der Wind landeinwärts trieb, hinter den einzelnen Reisern Ruhe fanden und sich allmälig zu einer Düne ablagern konnten. Sieben Fuß hinter dem ersten Zaune wurde ein zweiter, vierzig Fuß hinter dem zweiten ein dritter Zaun aufgeführt. Voll Mißtrauen sahen die Insulaner diese Werke entstehen, denn sie meinten nicht anders, als daß man beabsichtige, den Andrang der See durch loses Gebüsch abzuwehren; als aber der Wind anfing, die Zäune allmälig mit Sand anzufüllen, als diese erst 6, dann 5, 4, 3 Fuß und zuletzt gar nur einige Zölle aus dem Sande hervorragten, als die See über die Zäune wegging und in unglaublich kurzer Zeit die Zwischenräume von resp. 7 und 40 Fuß total mit Sand anfüllte, als die neu ge-

schaffene Düne bepflanzt und zur Aufnahme neuer Sandmassen hergestellt wurde, als sie eine Dossirung gegen das Meer gewann, welche selbst dem Sturme des 9. November siegreich trotzte, da mußte der Blödeste einsehen, daß das Meer allerdings Sand, und zwar unendliche Sandmassen auswirft, und daß die Natur ein besserer Baumeister ist, als der Mensch. Die Deiche können dem stärksten Sturme Widerstand leisten, wenn man ihnen die erforderlichen Dimensionen gibt: sie gewinnen aber während des Sturmes kein neues Vorland; die Düne gewinnt aber Terrain gegen die See, wenn der Mensch den Fingerzeig benutzt, den die Natur ihm gegeben."

Mit der Zeit wird wohl in diese Küstenvertheidigung gegen das Meer ein innerer Zusammenhang kommen und das System vervollständigt werden.

---

## Christliche Alterthümer.

Die Katakomben oder das unterirdische Rom in gemeinschaftlichem Vortrag dargestellt von Professor Dr. Housse. Mit lithographischen Abbildungen. Luxemburg, Brück, 1867.

Ein zwar kleines, nur vierzig Seiten umfassendes, aber recht lehrreiches Büchlein, viel kürzer, als das schöne Buch von Wiseman, doch in demselben Geiste geschrieben. Der Verfasser trug seine Abhandlung mündlich vor und zeigte den Anwesenden kleine merkwürdige Gegenstände, die er aus den Katakomben mitgebracht hatte. „Zwei Gegenstände aber verdienen eine besondere Erwähnung: die gläsernen Gefäße und die Lampen. Die erstern haben bald die Form einer kleinen Phiole oder Flasche und dienten dann zur Aufbewahrung des Blutes der heiligen Martyrer, bald mehr oder minder die Gestalt eines Trinkglases; diese wurden meistentheils bei den s. g. Agapen, den unter den ersten Christen bei Heiligenfesten, Tauf-, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten üblichen gemeinschaftlichen Liebesmahlen gebraucht. Die irdenen, seltener broncenen, Lampen zeigen nicht undeutlich die Gestalt eines Nachens oder Schiffes und sinnbilden wohl die die Nacht des Heidenthums mit ihrem Lichte erleuchtende Kirche. Auf einer dieser Lampen, welche gegenwärtig im Museum zu Florenz aufbewahrt wird, sind die Apostelfürsten Petrus und Paulus abgebildet. Der heilige Paulus steht aufrecht am Vordertheil des Fahrzeuges und der das Schiff der Kirche leitende Petrus sitzt am Steuerruder desselben. Gewöhnlicher aber sind diese Lampen, womit man das Dunkel der Katakomben zu erleuchten pflegte, mit einer blos symbolischen Figur, einer Krone, Palme oder mit Lämmern, Tauben, Fischen, Leuchtern oder auch mit den Anfangsbuchstaben des Namens Christi."

Der Verfasser verfehlt nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß sich schon in jenen ältesten Bildern der Christenheit sowohl die Marienverehrung, als der Primat des heil. Petrus deutlich ausgedrückt finden. Unter allen Aposteln steht immer nur Petrus allein dem Heiland zur Seite.

Uebrigens waren die Christengräber in den Katakomben auch zur Heidenzeit nicht etwas unbedingt Verbotenes. Bekanntlich haben die Heiden in Rom ihre Leichen verbrannt. Doch kamen, zumal in späterer Zeit, auch Beerdigungen der Leichen unter den Heiden vor. Die Leichen mußten aber außerhalb der Mauern Roms in den Gärten und Privatbesitzungen der betreffenden Familien begraben werden. Das thaten nun auch die Christen mit ihren Leichen unter dem Schutz desselben Gesetzes. „Reichere Römer ließen sich auf ihrem Eigenthum und zwar, den Staatsgesetzen entsprechend, außerhalb der Ringmauern der Stadt solche Grabkapellen errichten, wo sich die Christen ungestört zu Leichenmählern, Agapen und wohl auch zur Feier der heiligen Geheimnisse versammeln konnten. Unter dem zur Grabkapelle gehörenden Felde (area, fundus), Wein- oder Baumgarten, dessen Unverletzlichkeit und Unveräußerlichkeit die römischen Gesetze anerkannten, ließen sie Leichengrüfte oder Krypten ausgraben für sich und ihre Glaubensgenossen. Daher lesen wir so oft in den Akten oder der Lebensgeschichte berühmter Martyrer, daß sie dieser oder jener reiche Römer, diese oder jene reiche Matrone in ihrem Felde oder Garten begraben habe. Waren solche Krypten oder unterirdische Gänge mit Leichen angefüllt, so wurden, um nicht die Grenzmarke der gesetzlichen Bestimmungen zu überschreiten und in fremdes Eigenthum überzugreifen, unter denselben neue Galerien angelegt. Daher finden sich an einzelnen Stellen dieser altchristlichen Gottesäcker zwei, drei, vier, mitunter fünf solcher stufenweise übereinander liegender Gänge, von welchen die obersten nur sieben bis acht, die untersten aber bis fünf und zwanzig Meter vom Boden entfernt sind. Mitunter fließen mehrere solcher Todtenäcker zusammen und wurden dann miteinander vereinigt."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 20. 9. März 1867.

## Geschichtsforschung.

1) Neues schweizerisches Museum. Zeitschrift für humanistische Studien, herausg. von W. Vischer, H. Schweizer-Sidler, A. Kießling, Professoren. Sechster Jahrgang, erstes Heft. Basel, Bahnmaier, (C. Detloff), 1866.

Wir heben aus diesem Heft einer verdienstvollen gelehrten Zeitschrift, die Abhandlung von Th. Plueß über einen neuen römischen Geschichtschreiber heraus, weil sie mit ausnehmender Deutlichkeit darlegt, welche Rücksichten die berühmten römischen Geschichtschreiber gegenüber den Gewalthabern und herrschenden Tendenzen ihrer Zeit nehmen mußten. Beiläufig gesagt gilt von den griechischen Geschichtschreibern der ptolemäischen und römischen Zeit ganz das nämliche. Um den Herrschern zu schmeicheln oder wenigstens sich nicht in persönliche Gefahr zu stürzen, wenn man die Wahrheit gesagt hätte, log man auf die unverschämteste Weise und zwar immer in der Maske historiographischer Würde. Unter allen aber hat sich Livius vielleicht am meisten versündigt, denn niemand hat die Unbarmherzigkeit und Arglist der römischen Politik lügenhafter und prahlerischer entschuldigt und die unglücklichen Fürsten und Völker, die von Rom unterdrückt wurden, schnöder beschimpft und verleumdet, als er.

In der vorliegenden Abhandlung wird eine Stelle des Livius erläutert, welche nicht die auswärtige Politik Roms betrifft, wohl aber für die innere sehr interessant ist. „Das Jahr 423 Roms war, so erzählt Livius VIII, 18, durch auffallende Sterblichkeit für die Stadt unheilvoll. Die meisten Quellen melden eine Seuche; nach einer andern Nachricht war Vergiftung die Ursache, und zwar verhielt es sich damit folgendermaßen. Als die Spitzen der Bürgerschaft nach ähnlichen Krankheitserscheinungen fast alle in gleicher Weise starben, meldete sich eine Magd bei dem curulischen Aedilen Q. Fabius Maximus und erklärte, sie werde die Ursache der Sterblichkeit eröffnen, wenn ihr Sicherheit verbürgt würde. Fabius erstattete sofort Bericht an die Consuln, die Consuln an den Senat, und auf Beschluß des Senates wurde ihr die Zusicherung gewährt. Da eröffnete sie, daß Vergiftung die Ursache des Unglücks sey, daß Frauen aus den vornehmen Ständen das Gift bereiteten und daß diese, falls die Consuln ihr sogleich folgen wollten, auf der That könnten ertappt werden. Die Consuln folgten ihr und fanden eine Anzahl Frauen mit der Zubereitung von Arzneimitteln beschäftigt, andere solche Mittel schon in Verwahrung. Diese wurden auf das Forum gebracht und etwa zwanzig Matronen, bei denen sie gefunden worden, durch den Gerichtsboten hergeführt. Zwei unter ihnen, Cornelia und Sergia, beide patricischen Geschlechtes, versicherten, die Mittel seyen gesunde Arzneitränke; da wurden sie von der Magd aufgefordert, dieselben zu trinken und so die Anklägerin der Lüge zu überführen. Die beiden Frauen erbaten sich eine Frist, besprachen sich, während das Volk zurücktrat, mit den Gefährtinnen, und als auch diese sich bereit erklärten zu trinken, tranken alle das Gift und starben durch den eigenen Trug. Sofort wurden ihre Freundinnen und Bekannten verhaftet, und noch eine große Zahl von Matronen durch sie angezeigt. Etwa 170 aus ihnen wurden verurtheilt. Und dies war der erste Giftmordprozeß, der in Rom geführt wurde.“

Diese ganze Erzählung ist verfälscht. Livius selbst sagt: „Ich wünschte sehr, daß die Nachricht falsch wäre, auch berichten sie nicht alle.“ Die älteren Quellen wußten von der Giftmischerei nichts, nur von der Pest, und die ältere Ueberlieferung konnte auch von dem Giftmordprozeß nichts wissen. „Dieser ist nämlich das

Porträt der catilinarischen Verschwörung mit Entlehnung einzelner Züge aus dem Bacchanalienprozeß." Eine neuere Begebenheit, von der man nicht reden durfte, wurde auf eine ältere übertragen, daß man den versteckten Sinn merken konnte. Die Giftmorde gehören nicht jener älteren Pestzeit, sondern erst dem Bacchanalienprozeß und der catilinarischen Verschwörung an. „Die Magd, welche dem Aedilen Anzeige gemacht, finden wir wieder in der Freigelassenen Hispala Fecenia, welche als Magd einst ihre Herrin zur bacchischen Feier begleitet hatte und so die Entdeckung durch ihre Eröffnungen herbeiführte (Liv. XXXIX, 9, 10). Der curulische Aedil, dem, man weiß nicht sicher, um welcher amtlichen Eigenschaft willen, die Anzeige gemacht wird (Lange röm. Alterth. I p. 626), zeigt eine flüchtige Aehnlichkeit mit den curulischen Aedilen, die im Bacchanalienprozeß als Organe der Consuln auftreten (Liv. XXXIX, 14, 9). Das Entscheidende sind die Namen: der Aedile, dem die Anzeige gemacht wird und der hinwiederum den Consuln Anzeige macht, heißt Q. Fabius Maximus; der Patron der Allobroger, dem diese, in Catilinas Pläne eingeweiht, die Sache verrathen und der wieder an Cicero Anzeige macht, ist Q. Fabius Sanga. Und endlich: die Leiter der catilinarischen Verschwörung sind Sergius Catilina, Cornelius Lentulus, Cornelius Cethegus; an der Spitze der weiblichen Catilinarier werden eine Sergia und Cornelia genannt."

Die bei der catilinarischen Verschwörung betheiligten vornehmen Familien Roms, namentlich die Sergier und Cornelier werden auch von Virgil in seine Aeneis eingetragen und hart angeklagt und verspottet, doch sind die Figuren so geschickt maskirt, daß ihre richtige Erklärung den Auslegern entgangen ist. „Der Dichter läßt nämlich V, 114—285 den auf Sicilien gelandeten Aeneas durch seine troischen Gefährten ein Schiffswettrennen ausführen. Mnestheus, der Stammvater der Memmier, Gyas, nach Servius Ahnherr der Geganier, Sergestus, Ahnherr der Sergier, Cloanthus, von dem die Cluentier stammen, sind die Wettfahrenden. Sergestus im wüthenden Eifer treibt zu nah an den Felsen, das Schiff fährt auf, Vordertheil und Ruder werden zertrümmert, und vergebens strengt Sergestus sich an, das Schiff von der Klippe und aus dem seichten Wasser frei zu machen, vergebens ruft er um Hülfe und ‚er lernt mit zerbrochenen Rudern fahren'. Indessen fährt Mnestheus vorbei, überholt Gyas und erreicht selbst Cloanthus. Da ruft dieser die Hülfe der Meeresgötter an, und pfeilschnell fliegt sein Schiff in den Hafen. Ihm folgt Mnestheus, dann Gyas. Erst nachdem alle ihre Preise bekommen, treibt mit jämmerlich zertrümmertem Ruderwerk Sergestus heran, verlacht von den Zuschauern, ‚doch mit vollen Segeln.' Auch er erhält einen Preis, aber nur, weil es versprochen ist, und weil doch das Schiff und die Gefährten davonkommen: er erhält eine säugende Sclavin, zwar des Spinnens und Webens nicht unkundig, aber kretischer Abkunft; waren doch die Kreter von jeher Lügner, böse Thiere und faule Bäuche, und einer Kreterin, des Atreus schuldiger Gattin Aerope, wird ihre Herkunft von den Tragikern gerne aufgerückt (Soph. Aj. 1295. Eur. Or. 18. 1009). Daß hier der Ahnherr der Sergier den Ritter von der traurigen Gestalt spielt, das hätte Heyne nicht mit der trivialen Bemerkung: ‚Einer habe ja doch der Letzte seyn müssen,' hätten die meisten Erklärer nicht mit gar keiner Bemerkung abthun sollen. Den Ahnherrn eines bekannten patricischen Geschlechtes in einem Nationalepos, wie die Aeneide es seyn sollte, mit so auffallendem Humor oder Hohn zu behandeln, war zu Virgils Zeit nicht Sache bloßer dichterischer Phantasie. Vielmehr kann die Vermuthung, die ganz im Allgemeinen schon de la Cerda geäußert und die sich bei zufälligem Lesen der Stelle auch mir aufgedrängt hat, leicht zur Gewißheit erhoben werden, daß nämlich mit Sergestus niemand gemeint ist als Sergius Catilina. Schon die Vergleichung mit einer Schlange, welche, von dem Rade eines Wagens oder dem schweren Schlage eines Wanderers zerquetscht, vergebens ihre Gliederringe dehnt und vorn grimmig mit funkelnden Augen den zischenden Hals emporwirft, während der hintere Theil gelähmt ist (274—279), paßt ungleich besser auf Catilina, der nach Enthüllung seiner Pläne ohnmächtig wüthet, als auf das ruderlose Schiff; schon die blinde Wuth als Ursache der Niederlage (furens animi 202) ist charakteristisch genug. Nun vergleiche man aber die Situation des Sergestus (204: infelix saxis in procurrentibus haesit; 206: intisaque prora pependit; 220 f.: et primum in scopulo luctantem deserit alto Sergestum; 270: saevo e scopulo multa vix arte revolsus) mit dem, was Aen. VIII, 666 ff. von Vulcans Bildnerei auf dem Schilde des Aeneas gesagt wird:

hinc procul addit
Tartareas etiam sedes, alta ostia Ditis,
Et scelerum poenas et te, Catilina, minaci
Pendentem scopulo Furiarumque ora trementem. —

Also Catilina selbst in der Unterwelt auf einer Felsenklippe zitternd! — Merkwürdigerweise hat man die Beziehung dieser Stelle auf jene ganz übersehen."

Man muß erwägen, daß Kaiser Augustus dem Volke schmeichelte auf Kosten der durch die Proscriptionen decimirten und gänzlich niedergeworfenen, einst so stolzen

Aristokratie des Senats. „Wir dürfen nun wohl mit Fug und Recht auch der Erzählung des Livius jene plebejische Tendenz zuschreiben und bei ihm und Virgil in Catilina und Consorten stehende Figuren erkennen, an denen sich der böse Humor der Plebejer damals für den Hochmuth des Geburtsadels schadlos hielt.“

Livius schöpfte aus den Annalen eines gewissen Cincius, über welchen der Verfasser bereits eine lateinische Abhandlung 1865 in Bonn herausgegeben hat, und über den er sich hier S. 46 namentlich in Bezug auf eine Meinung Mommsens ausführlicher verbreitet. Das Ergebniß der Untersuchung ist: „So beweisen die im ganzen Umfang des Buches nachgewiesenen Spuren cincianischer Gelehrsamkeit und namentlich die Consequenz anscheinend widersprechender Stellen, daß die Annalen des Cincius die einheitliche Grundlage der livianischen Königsgeschichte sind.“

2) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Redigirt und herausg. von Durig, Huber, Ladurner, Schönherr und Zingerle mit Unterstützung des hohen Landtags von Tirol. Jahrgang III. Heft 1—3. Innsbruck, Wagner, 1866.

Meist aus Urkunden geschöpfte Bilder aus der Tiroler Vorzeit.

Im ersten Heft tritt uns ein Beitrag zur Kunstgeschichte Tirols von Schönherr entgegen, betreffend die Glashütte in Hall, welche von 1533 blühte, es den venetianischen gleichthat und sich besonders auch durch Glasmalereien auszeichnete. „Kunst und Industrie haben in Tirol weit früher zu blühen begonnen, als man bisher anzunehmen geneigt war. Die Erinnerung an die frühzeitigen und bedeutenden Leistungen in diesen Zweigen ist im Strome der Zeit untergegangen; ein Blick in die Archive gibt uns den Beweis davon.

Im Jahre 1521 hatten wir in Schwaz bereits eine ständige Druckerei*), wandernde Buchdruckerpressen gab es hierlands Ende des 15. Jahrhunderts mehrere. Im Jahre 1559 erstand eine ansehnliche Papierfabrik in Wattens. Die Harnischschlägerei blühte in Innsbruck und Mühlau von Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis in das siebzehnte und aus den beiden Werkstätten gingen Prachtharnische in aller Herren Länder. Die Leistungen der Kunsterzgießereianstalt des Kaisers Maximilian in Mühlau haben durch die neuesten Forschungen als sehr bedeutend sich herausgestellt. Aus der von Kaiser Maximilian vervollkommten Münzprägeanstalt gingen unter Erzherzog Ferdinand wahre Prachtmünzen hervor. Aber nicht blos in der Nähe des landesfürstlichen Hofes zu Innsbruck, sondern auch an den Höfen der Bischöfe von Trient und Brixen, sowie an dem Hofe der Grafen von Görz in Lienz blühten Kunst und Industrie, und weitere Forschungen werden sicher keine geringen Beiträge für die Geschichte des künstlerischen und industriellen Lebens in Tirol aus älterer Zeit noch liefern.

Eine erst im Jahr 1863 von dem gelehrten Kaplan Seb. Ruf aufgedeckte, in künstlerischer und industrieller Beziehung gleich wichtige Anstalt des 16. Jahrhunderts war die Glashütte in Hall. Aus derselben ging, wie Seb. Ruf in seinem kurzen Aufsatze hierüber versichert, eine große Menge von Glasmalereien hervor, daher es gerechtfertigt erscheinen mag, über diese Hütte ausführlicher zu berichten, wenn auch urkundlich vor der Hand der rein industrielle Theil des Unternehmens die vorwiegend reichere Ausbeute bietet.

Die Glashütte in Hall wurde von Wolfgang Vitl gegründet. Vitl kam mit seinem Bruder Joachim 1533 aus Augsburg nach Hall, wo er sich mit dem Vorhaben niederließ, eine Glashütte zu errichten. Der Stadtrath von Hall kam ihm in dieser Angelegenheit sehr zuvorkommend entgegen.“

Gleichwohl erschöpfte Vitl seine Mittel durch zu große Bauten und nach seinem Tode 1540 ging die Glashütte an seinen Hauptgläubiger über, die Familie Hochstetter, in deren Besitz sie blieb, bis sich zwei Brüder des Hauses über den Fortbetrieb nicht mehr einigen konnten und die Glashütte veräußerten. Ueber deren weiteres Schicksal ist nur bekannt, daß sie 1635 an die Franziskaner überging. Es war die traurige Zeit des 30jährigen Krieges und weiter hat man nichts von ihr gehört. Sie muß während ihres Bestehens treffliche Gläser geliefert haben. „Das in der Haller Glashütte erzeugte Glas wurde 1555 als ‚dem Venedigischen schön und gleichmäßig‘ bezeichnet, und es dürften daher wohl viele der jetzt von Alterthümlern so theuer bezahlten ‚Venetianer Gläser‘ als Haller Produkt betrachtet werden.“ Von den Glasgemälden sind noch einige erhalten und der Verfasser beschreibt ihre Technik. Drei davon befinden sich noch in der Pfarrkirche zu Hall.

Ein Aufsatz im zweiten Heft handelt von den s. g. rhäto-etruskischen Inschriften, die man in Tirol gefunden hat. Professor Schneller in Roveredo hat dieselben hier entziffert, worauf wir die Sprachfreunde aufmerk-

*) Aus dieser Druckerei (von Jos. Pirnsieder) ging das älteste bekannte katholische Gesangbuch hervor. Vgl. meine Notiz hierüber im Arch. I. Bd. S. 199.

sam machen und uns selbst auf diesem Gebiet jedes Urtheils enthalten.

Die übrigen Aufsätze sind historischen Inhalts. Der bedeutendste von Ladurner handelt von Herzog Sigmunds Vormundschaft 1439—1446. Noch andere desselben Verfassers von den Grafen von Eschenloch, von der Veste Sigmundskron, vom Hospital St. Valentin auf der Walser-Heide und von einer projektirten Bauernrebellion im Jahr 1561.

Wir wollen hier nur einen Blick auf die letztere werfen. Es ist bekannt, daß sich der Bauernkrieg im Jahr 1525 auch ins Tirol hinein erstreckte. Dort stand damals der Bergbau in der Blüthe und sächsische Bergleute streuten Reformationsideen aus. Das gemeine Volk erhob sich gegen seine geistlichen und weltlichen Herrn, welche letztere nicht ganz ohne Schuld waren. Man kennt indeß auch die entsetzliche Rohheit dieses gemeinen Volks, welches sich von Schwindlern aller Art mißleiten ließ. Verdorbene Pfaffen machten sich als Prädikanten und Helden der s. g. evangelischen Freiheit breit, etwa wie in unserer Zeit Johannes Ronge. Unwürdige Mitglieder des Adels, von der eigenen Familie ausgestoßen, mittellos und von der französischen Krankheit zernagt, wie Ulrich von Hutten, rächten sich an der Gesellschaft als Demagogen durch Aufhetzung des Pöbels, wie später auch Mirabeau in der französischen Revolution. Dazu wimmelte Deutschland damals von arbeitsscheuen Vagabunden, die sich selbst zunftmäßig organisirt hatten und den wohlhabenden Bürger und Bauer brandschatzten. Ein sehr gefährliches Element waren endlich noch die davon gejagten oder davon gelaufenen Söldner, die ebenso durch ihre Verwegenheit, wie durch ihre sittliche Verwilderung berüchtigten Landsknechte, die mit den Bauern zechten und ihnen ihren Uebermuth mittheilten. Ein solcher Landsknecht war nun damals in Tirol „Bartlmä Dosser, aus Lüsen gebürtig, der häufig auch Müllner genannt wurde von dem Handwerke, dem er in seiner Jugend sich gewidmet, dieses Geschäft aber später, wahrscheinlich aus Arbeitsscheue und Hang zu einem herumschweifenden Leben, verließ und lange Zeit als Landsknecht in verschiedener Herren Dienst sich herumtrieb. Eine Signatur von ihm schildert ihn seinem Aeußern nach als von mittelmäßiger Statur mit einem schwarzbraunen Barte, rothtüchenen Ploderhosen und schwarzem Rock mit einem knechtischen Degen nach Art der Metzger zusammengegürtet. — Uebrigens geht aus allem hervor, daß er, wie so viele andere, ein im Landsknechtdienste verwilderter, in religiöser und sittlicher Beziehung ganz verkommener Mensch war, ohne Vermögen und daher um so mehr zu jedem auch dem verzweifeltsten Wagstücke aufgelegt. Seines Dienstes als Landsknecht verabschiedet, trieb er sich heimathslos allenthalben gartnend *) herum."

Dieser Mensch war arbeitsscheu und zugleich ehrgeizig. Indem er mit einer Concubine im Lande herumstrolchte, kam er auf den Gedanken, eine neue Rebellion anzuzetteln, Schlösser und Klöster zu plündern, die geistlichen und weltlichen Herrn auszurotten, dann die Gebirgspässe zu befestigen und sich zum Landesherrn von Tirol zu machen. Unter diesem Vorwand konnte er wenigstens eine zeitlang die Gastfreundschaft der Bauern ansprechen, die ihn als gemeinen Vagabunden wohl vor die Thüre gesetzt haben würden, als einen wichtigthuenden Verschwörer aber anhörten oder sich wenigstens vor ihm fürchteten. Da er indeß merkte, sein Anhang in Tirol sey noch nicht stark genug, zog er eine gute Zahl der benachbarten Engadiner ins Interesse, und weil diese zur Republik Graubündten gehörten, verleugnete er wieder seinen nach einem Fürstenhut trachtenden Ehrgeiz und wollte Tirol als Republik mit Graubündten an die Schweiz anschließen. Ein unsinniger Gedanke, da die Schweiz damals, durch Glaubenshaß getheilt, an nichts weniger dachte und denken konnte als an Annectirungen, zumal von Ländern, die dem mächtigen Hause Habsburg gehörten. Ein hier mitgetheiltes Aktenstück der österreichischen Regierung äußerte sich auch darüber mit vollkommen phlegmatischer Ruhe. Man muß erstaunen, wenn man liest, wie sich Dosser anstrengte, um zum Zwecke zu kommen. Von seiner Concubine begleitet, lief er innerhalb vierzehn Tagen 200 Meilen Wegs ununterbrochen Tag und Nacht auf den steilen Gebirgspfaden, um in allen Thälern Tirols zu wühlen. Allein die Sache wurde noch vor der Ausführung verrathen und Dosser eingezogen und geviertheilt.

*) gartnen so viel als: arbeitslos bettelnd das Land durchwandern, besonders auf die verabschiedeten Landsknechte angewendet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **Nº 21.** 13. März 1867.


## Briefe über Ungarn.

Briefe über die ungarische Frage. In zwanglosen Heften. Erstes Heft: Rückblicke und Franz von Deák. Elberfeld, Ferd. Reinhardt, 1866.

Der Verfasser will gefunden haben, daß man in Deutschland über die österreichische Frage nicht hinlänglich unterrichtet sey, weil die Wiener Presse, aus der meist geschöpft wird, das Object zu färben pflege. Nichts ist begreiflicher, als daß man in Wien die ungarische Frage entweder aus einem spezifisch österreichischen, oder aus einem deutschen Gesichtspunkt ansieht, und den letzteren muß ja jeder Deutsche theilen. Auch täuscht man sich in Deutschland über Ungarn keineswegs so sehr, wie der Verfasser meint. Man hat Zeit genug gehabt, die ungarischen Forderungen kennen zu lernen, und auch der unveränderliche Gedanke Deáks ist eben deshalb, weil er immer derselbe blieb, jedem deutschen Zeitungsleser wohlbekannt. Man lernt also aus dem vorliegenden Heft eigentlich nichts Neues und es ist nur insofern frappant, als es im Namen des Nationalitätenprinzips den Conflict zwischen Deutschen und Ungarn für etwas ganz Unnatürliches, Unnützes und Ueberflüssiges erklärt, sofern sich beide Nationen ihren Bestand, ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte nur gegenseitig zu gönnen brauchen, um freundnachbarlich miteinander auszukommen. Nur Oesterreich stehe im Wege, welches sich zwischen die Nationen eingeschoben habe. Der ungenannte Verfasser zielt nun auf eine Allianz zwischen Deutschen und Ungarn.

Daß damit die große Frage nicht erschöpft ist, versteht sich von selbst, denn die Nation der Ungarn ist zehnmal kleiner als die deutsche und neben beiden kommt ein dritter Faktor ins Spiel, die slavische Nation. Die Briefe machen sich die Sache ein wenig leicht, wenn sie voraussetzen, die Slaven werden sich den Ungarn assimiliren. „Der österreichische Germanisationsversuch hatte die Kraft, die Macht, die Bildung, die Gewalt, das Gold, die Ehren und die Belohnungen für sich, daneben den Galgen und die Dictatur, und er germanisirte in zehn Jahren seiner Anwendung nicht einmal einen slovakischen Rastelbinder! Das Ungarthum dagegen, in gleicher Zeit blutend, beschimpft, bettelarm, geistig und social isolirt, ohnmächtig, und von den übrigen Nationalitäten seines eigenen Landes eifersüchtig gehaßt, wuchs; aus den 4 Millionen ‚Magyaren' der Zählung von 1846 wurden jene 10 Millionen ‚Magyaren' der Zählung von 1856!" Das ist ein wenig geprahlt. Binnen zehn Jahren macht man nicht 6 Millionen Slaven zu Ungarn.

Das beste in den vorliegenden Briefen ist eine Schilderung des Wiener Tons, der gutmüthigen, aber charakterlosen Witzelei, deren gemeine Oberflächlichkeit keine Tiefe irgend eines Ernstes, keine Höhe irgend einer Begeisterung erträgt und am allerwenigsten geeignet ist, den nichtdeutschen Unterthanen der österreichischen Monarchie noch den alten Respect einzuflößen, den sie früher vor der überlegenen Energie des deutschen Geistes und Charakters hatten. Die Briefe sagen: „Seitdem die ‚Wiener' die Erlaubniß haben, sich für freie Bürger eines freien Staates zu halten, denen all Das, was Jahrhunderte lang ein entehrend Verbrechen war — nämlich politische Theilnahme, — nun Bürgerpflicht und Tugend ist, fühlt sich in der ganzen Monarchie innerlich niemand unbehaglicher, äußerlich rathloser, als eben sie. Denn jene langgeübte Ueberhebung, mit der die ‚Wiener' so kavaliermäßig mit denen ‚aus'm Ungarn', oder mit ‚denen Polaken und Welischen' oder gar mit den ‚Bömaken' sprachen, bestand grade darin, daß sie ihre eigene faktische Unbedeutendheit durch eine witzelnde Gemüthlichkeit verhüllen konnten. Dies schein-

dar souveräne Regiren mußte bis zu einem gewissen Grade eben den nichtdeutschen Nationalitäten um so mehr imponiren, als diese, theils leidenschaftlichere, theils primitivere Völker, alles gar so ernsthaft nahmen, und dadurch nur die Wahl zwischen verbissenem Schweigen oder offenem Streit hatten. Der ‚Wiener' dagegen sprach nie frei, aber er sprach stets keck, oft sogar frech, und hatte unbedingt alle Lacher auf seiner Seite. Die Regierung ihrerseits nahm diesen Volkswitz nicht nur nicht übel, sie hat ihn gepflegt und ermuthigt, als eine indirecte Waffe mehr, den Anprall der lebhafteren Racen abzustumpfen. Sie erhob das ‚Wienerische Wesen' zu einem Staatsprinzipe; die Monarchen persönlich eigneten sich sorgsam diesen breiten Dialekt, diese gemüthliche Ironie, diese etwas ungenirten Manieren an, und ihrem Beispiele folgten alle Repräsentanten der Staatsmaschine; denn, man muß mit den Leuten doch ‚leutselig', ‚natürlich' reden — hieß es; und zuletzt, nicht blos in Wien, überall in der gesammten Monarchie, wo nur irgend in einer Gesellschaft deutsch gesprochen wurde, hieß es sofort von jedermann, der ordentlich deutsch zu sprechen sich bemühte, ‚ist der Mensch affektirt!' oder man frug direct: ‚Ist das ein Preuß?' Lächerlich wurde dies Wesen, als man zuletzt gar noch mit Hülfe dieses Wiener Dialekts ‚deutsche Cultur nach dem Osten tragen' wollte, und sich wunderte, daß die nichtdeutschen Nationalitäten ihre in solchem Vergleiche cultivirteren, reicheren und edleren Sprachen und Literaturen dafür einzutauschen sich weigerten. Unter ‚Wiener' versteht man daher in allen Lagern der Föderalisten nicht etwa nur die eingeborenen Bewohner der Haupt- und Residenzstadt, sondern nach und nach jeden ‚Freund Oesterreichs', der gegenüber den nichtdeutschen Nationalitäten wie gegenüber Deutschland — bewußt oder unbewußt — die Sprech- und Denkweise des ‚Capua der Geister' anwendet, diese scheinbar selbstironisirend witzelnde Gemüthlichkeit, die aber in Wirklichkeit ein Gift gleich dem Mehlthau ist. Denn es ist diese Specialität nicht nur eine Schlaffheit der Zunge, sondern zugleich des Geistes und Herzens, und hat die ethische Wurzel in dem Triebe, über alles was — gut oder übel — imponirt Herr zu werden, nicht, indem man es bewältigt oder kritisch zersetzt, sondern indem man seine lächerliche Seite ausspürt. Daher hat denn auch geistig dieses ‚Wienerthum' nur die Posse geschaffen, die Coupletsingerei und den Gassenhauer; und wenn einmal den Wiener irgend ein Gewaltiges unversehens ergreift, z. B. ein Drama im Burgtheater, so ‚genirt' ihn der Eindruck des Erhabenen so lange, bis er es im Zerrspiegel der Travestie gesehen, und erst von da ab ‚bangt ihn nicht mehr davor'. Und diesen Zug hat die Regierung gepflegt und als ‚Lokalgeruch' von jedermann verlangt, der haben wolle, daß ‚sein Opfer ihrer Nase wohlriechend' sey. Scholz und Nestroy erhielten aus Staatsprinzip alljährlich an ihrem Benefiztage ein dreimal so großes kaiserlich Geschenk, als für gewöhnlich die berühmtesten Hofschauspieler; und was Kaiser Franz und Metternich in dieser Richtung selbst leisteten, und wie sie darin den Ton angaben, weiß man aus Hormayr. Der berühmte Wiener Volkswitz, Fremde so sehr ‚gemüthlich' anheimelnd, grade er ist der schlagendste Beweis dieser Behauptung. Er wendet sich nicht — wie der englische, der französische, auch der Berlinische Witz — als Geißel gegen die reactionären Strömungen im Staat und in der Gesellschaft, gegen den Kastengeist, die Intoleranz, sogar nicht gegen die Modethorheiten, sondern er verhöhnt, was er ungestraft verhöhnen darf, nämlich jedes Ideal, das in seinem Prosadaseyn auftaucht, in Kunst, Literatur, Wissenschaft, Theater, wie im Nationalleben, nergelt an dessen Aufschwungsäußerungen, und zwar durchaus nicht bissig, nicht ätzend, nicht kritisch, oder sittlich entrüstet, sondern im Gegentheile, es lächerlich machend, und auch nicht darin, worin es dem sittlichen Bewußtseyn wirklich lächerlich vorkommen mag, sondern grade in den Seiten seiner etwaigen Erhabenheit und seines idealen Dranges. Sogar der politische Witz zielt nicht darauf ab, den Angegriffenen als untreu der angeblichen Mission darzustellen und als Verräther an seiner Sache, an der Menschheit zu demaskiren; sondern im Gegentheile, er geht darauf aus, den Angegriffenen als Komödianten hinzustellen und ihm zuzurufen: ‚Du imponirst mir nicht! Geh', hör' auf, so wichtig zu thun; es sind ja blos Flausen, und Du wirst's auch nicht ändern. —' Jetzt nun, wo die nichtdeutschen Nationalitäten eine Aenderung erzwangen, einestheils durch eigenen passiven und aktiven Widerstand, anderntheils durch die Finanzverwirrung, und wo nun die österreichischen Völker endlich einmal ‚ohne Witz' mit einander reden müssen, jetzt erst zeigt sich die bedauernswerthe Bedeutungslosigkeit all jener Leute, die man unter dem Collectivnamen ‚Wiener' zu begreifen hat."

So wahr diese Schilderung ist, gereicht es doch den Wienern einigermaßen zur Entschuldigung, daß der Ton, den die Briefe so sehr tadeln, sich nicht auf Wien allein beschränkt. Man findet ihn auch in den halbgebildeten Kreisen aller deutschen Hauptstädte, besonders in Berlin und Frankfurt. Man findet ihn in einer Menge von lokalen Witzblättern durch ganz Deutschland zerstreut. Man kann diesen Ton an jedem Wirthshaustische, in

jeder Kneipe des halbgebildeten Publikums hören. Er geht eigentlich von den Juden aus und ist zuerst von Heine und Saphir angeschlagen worden, von jenem mit raffinirter Bosheit, von diesem mehr harmlos. Es verbirgt sich darin ein Dämon der Gemeinheit, dem jedes Heilige und Hohe, Würdige und Ernste absolut zuwider ist und der die große Menge mittelmäßiger Köpfe und schwacher Herzen bethört und mit schlechten Witzen bezaubert, daß sie an nichts Edleres und Besseres mehr denken. Leider hat sich auch die Jugend von diesem Dämon verführen lassen. Ist er nun auch in Wien zu einer Alleinherrschaft gelangt, die der deutschen Race zur Schmach gereicht, so wird man doch sehr wohl thun, sich auch anderwärts der Eroberungen zu schämen, die er auf Kosten des deutschen Nationalcharakters macht.

Die Briefe enthalten schließlich eine Lobschrift auf Deák, den Führer der ungarischen Nationalpartei. Seine Erscheinung ist insofern eine welthistorische Merkwürdigkeit, als er seit mehr als 40 Jahren mit seiner politischen Ueberzeugung wie eingewurzelt feststeht, einer deutschen Eiche gleich, während unterdeß die Wiener Politik gleich einem flüchtigen Renner der Pußta nach allen Windrichtungen herumraste, hier in die russische Allianz, dort ins Concordat, wieder den Gaul umreißend in den Schmerling'schen Liberalismus, ins Bündniß mit Preußen, ins Bündniß gegen Preußen, in den unsinnigen Frieden von Villafranca, in den vergeblichen Frankfurter Fürstentag, ins czechische Lager und wieder heraus galoppirt ist. Was Wunder, daß alles drüber und drunter geht, wenn die Nationen ihren Charakter gradezu umtauschen, der Magyar wie ein Deutscher feststeht und der Deutsche gleich den alten Söhnen Arpads den Wind überholen will.

Der Grundgedanke Deáks war stets die nationale Selbständigkeit des Königreichs Ungarn mit Personalunion, ein Ziel, dem er jetzt ganz nahe gekommen ist. Sein consequenter Gedankengang ist folgender: „In Ungarn hat niemand zu herrschen als blos der gekrönte König, und dann nicht als Autokrat, blos als Vollführer der zwischen der Nation und ihm vereinten Gesetze. König von Ungarn ist aber niemand, er mag welch Blut immer tragen, welche sonstigen persönlichen Rechte immer haben, bevor er nicht die Verfassung beschwor, und als Zeichen der schon erfolgten Ablegung dieses Schwurs feierlich gekrönt worden war. Um jedoch diesen Schwur ablegen zu können, muß die Verfassung complet existiren; es gibt aber in Ungarn keinerlei gesetzlich reaktivirbare Verfassung, als die gesetzlich zwischen Volk und Monarch vereinbarten Gesetze von 1848, welche alle früheren Gesetze legislatorisch aufhoben, daher in jeglicher Consequenz die einzig gültigen sind. Die Gesetze von 1848 endlich verlangen als Cardinalpunkt die absolute Integrität aller Länder der Stefanskrone, die absolute Unabhängigkeit dieser Länder von allen andern der weiteren Monarchie, und mit dieser Monarchie keinerlei andern, irgend wie Namen habenden Zusammenhang, als blos den der reinen Personalunion, daß der König von Ungarn zufälligerweise daneben auch Kaiser von Oesterreich, oder Tischlermeister, oder Siegelwachsfabrikant ist. So lange daher die Reinlegrität aller ungrischen Lande, die völligst unberührte Herstellung der Gesetze von 1848, und darauf hin die Schwurleistung des Monarchen nicht erfolgte, könne der ungrische Reichstag jenem hohen Herrn, der erblich Kaiser von Oesterreich ist, keinerlei Antworten geben; denn der ungrische Reichstag habe mit fremden Fürsten nichts zu verhandeln, fremde Monarchen haben in Ungarn weder zu befehlen noch zu erlauben oder zu verbieten, und wenn der Kaiser von Oesterreich momentan, als der Stärkere, diese Ungesetzlichkeit auch ausübt, so sey er eben blos faktischer Monarch, legitimer nie und nimmermehr. Die Pragmatische Sanction von 1727 spreche zu klar dieses Prinzip aus, indem die Familie Habsburg darin auch für die weibliche Nachfolge es zusagt und beschwört, daß nie ein Individuum jenes Geschlechts den Thron Ungarns besteigen wolle, ohne die Beschwörung der Gesetze des Landes vorhergehen zu lassen, ohne gekrönt zu seyn. Stütze daher der Kaiser von Oesterreich sein ungrisches Erbrecht auf diesen bilateralen und freiwillig von beiden Parteien unterschriebenen Vertrag, so habe dieser Vertrag für ihn nur Rechtskraft erst, nachdem er die Bedingniß erfüllt habe, zu deren Erfüllung dieser Vertrag abgeschlossen worden war. Ein neuer König jedoch könne in Ungarn nur dann zur Thronfolge in diesem Sinne gelangen, wenn sein Vorgänger entweder wirklich starb, oder mit unausweislicher Einwilligung der Nation gesetzlich abdicirte. König Ferdinand V. aber, der lebe noch, könne zwar als Kaiser von Oesterreich beliebig abdanken, aber nie als König von Ungarn, bevor ihm die Nation das nicht erlaubte; am wenigsten endlich könne er seine Krone weiterbegeben, denn ein König von Ungarn dürfe aus eigener Macht nichts vergeben, als sein etwaiges Privatvermögen, jedoch was seiner Würde oder dem Lande gehöre weder weggeben, noch verschenken, verkaufen, verpfänden, ganz oder zeitweise abtreten, und jeglich ähnlicher Willkürschritt ist bereits in dem Momente gesetzlich ungültig und widerrufen, in dem er geschieht. Endlich hat Ungarn, wie schon gesagt, keinerlei gemeinsame

Angelegenheiten mit der übrigen Monarchie, das seyen zweierlei complet geschiedene Reiche, können unter sich nur wie zwei unabhängige nachbarliche Staaten verhandeln; sollte daher je die Nothwendigkeit gemeinsamen Berathens oder Wirkens eintreten, so haben sie von ‚Fall zu Fall' durch ihre gesetzlichen Organe zu verhandeln, diese beiderseitige Freiwilligkeit könne jedoch nie zu einem durch Gesetzkraft bindenden Muß zusammengeschweißt werden. Daß aber sogar ein blos freiwilliges Berathen von Fall zu Fall in der Möglichkeit bleibe, müsse dann in der andern Reichshälfte eine freie Verfassung gleicher Prinzipe vorausgesetzt werden, wie die, auf denen die ungrische basirt. Diese Voraussetzung ist nicht zu befehlen, denn auch Ungarn habe in einem fremden Staate nichts mitzusprechen; es flehe aber bereits seit 1829 um diese Garantie für die eigene Verfassung, habe diesen einzigen Ausweg einer friedlichen Nachbarlichkeit seit 330 Jahren auf jeglichem neuen Reichstage neu gerathen, und wiederhole diese Bitte nun mit aller herzlichen Theilnahme eines guten Nachbars."

## Flugschrift.

Die Verhandlungen zwischen Preußen und Hannover im Jahr 1866 über den Abschluß eines Neutralitätsvertrags. Berlin, Oberhofbuchdruckerei, 1867.

Unter den zahllosen Lügen, die man im letzten Jahr ausgesprengt hat, war auch eine der vornehmsten, Preußen habe den König von Hannover in falsche Sicherheit eingewiegt und nachher plötzlich überfallen. Hier wird aktenmäßig nachgewiesen, daß Preußen stets mit der größten Aufrichtigkeit verfahren ist, Hannover von Anfang an dringend ermahnt und gewarnt und ihm noch in der letzten Stunde, noch unmittelbar vor dem Kampf bei Langensalza Frieden angetragen hat unter Garantie seines Besitzes und seiner Souveränetätsrechte, daß aber Hannover hartnäckig sich geweigert hat und blind in den Krieg hineingetappt ist.

Preußen gestand Hannover die verlangte Neutralität von Anfang an zu, nur unter der Bedingung, daß Hannover nicht rüste. Hannover aber rüstete doch und schickte 10,000 neue Gewehre nach Stade, wo die österreichische Brigade Kalik, aus Holstein kommend, mit 6000 Freiwilligen aus Holstein Stellung nehmen und die hannover'sche Armee sich mit ihnen vereinigen sollte, um einen Stoß gegen Berlin auszuführen. Eine Depesche Bismarcks mahnte dringend ab und machte auf die Folgen aufmerksam, vom 9. Mai: „‚Es hätte in der Hand der hannover'schen Regierung gelegen, durch einen entschiedenen Anschluß an uns oder wenigstens durch eine wirkliche und loyale Neutralität uns die Möglichkeit zu geben, seine Interessen mit den unsrigen zu vereinigen. Wenn sie statt dessen vorzieht, durch ihre Haltung den letzten und entscheidenden Druck auf uns auszuüben, und uns dadurch zu zwingen, nur noch unsere Sicherheit zu Rathe zu ziehen und auch auf dem Gebiete deutscher Reformbestrebungen jede Rücksicht auf bisher gemeinsame Prinzipien fallen zu lassen, so müssen wir ihr die ganze Verantwortlichkeit für die unausbleiblichen Folgen zuschreiben.'

König Georg verwarf auch noch in der letzten Stunde am 26. Juni Mittags die demselben von dem Oberst von Doering im Auftrage des Königs Wilhelm gemachten ehrenvollen Capitulationsbedingungen, welche ‚von neuem ein Bündniß mit Preußen auf der Basis einer gegenseitigen Allianz unter Anerkennung der von Preußen am 14. Juni in Frankfurt vorgeschlagenen Bundesreform und unter Garantie des hannover'schen Besitzstandes nach Maßgabe dieser Reform' in sich schlossen. Oberst von Doering hat dem Könige Georg diese Bedingungen in Langensalza selbst vorgelesen und sich bemüht, den König zur Annahme dieser Vorschläge zu bewegen. Die hannover'sche Denkschrift vom 6. Juli v. J. überging diese wichtige Thatsache ganz mit Stillschweigen, die hannover'sche Denkschrift vom 8. August v. J. erwähnte dann die Sendung des Obersten von Doering, bestritt aber, daß derselbe ein politisches Bündniß vorgeschlagen habe, das Schreiben des Königs Georg an den Freiherrn von Hammerstein vom 26. November v. J. räumte endlich dies Anerbieten als eine Thatsache ein, behauptet aber, daß der preußische Bevollmächtigte vorher seinen Auftrag als thatsächlich erledigt bezeichnet habe, weil die Truppen des Generals von Falkenstein bereits Befehl erhalten hätten, anzugreifen. Wir erwiedern darauf nur, daß der Oberst von Doering diese Aeußerung, welche seine Mission vor ihrer Ausführung als erledigt bezeichnet hätte, nicht machen konnte und auch nicht gemacht hat, denn derselbe war einzig zum Zwecke des letzten Versuchs, den König Georg zur Verständigung mit Preußen zu bestimmen, als Beauftragter seines Königs ins hannover'sche Hauptquartier geeilt. König Georg lehnte jede Verhandlung, auch das angebotene Bündniß ab, und erst der blutige Tag von Langensalza führte demnächst die Capitulation der hannover'schen Armee herbei."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 22. 16. März 1867.

## Geschichte.

**Preußens deutsche Politik. 1785. 1806. 1849. 1866. Von Adolf Schmidt, Prof. in Jena. Umgearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte dritte Auflage. Leipzig, Veit und Comp., 1867.**

Das Werk gibt zunächst eine Geschichte des bekannten Fürstenbundes, den im Jahr 1785 Friedrich der Große gegen die Uebergriffe Josephs II. im Reich und namentlich zum Schutze Bayerns stiftete. Der Herr Verfasser hätte mit Preußens deutscher Politik nicht so weit zurückgehen sollen. Zwischen jenem rein defensiven Fürstenbunde und den spätern Plänen von 1806 und 1849 und den Neugestaltungen von 1866 ist ein sehr großer Unterschied. Friedrich der Große spielte im Jahr 1785, nur mit mehr Genie, dieselbe Rolle, die Oesterreich im Jahr 1866 gespielt hat. Er verband sich nämlich mit dem Partikularismus gegen den deutschen Kaiser, welcher Recht und Lust hatte, die verkümmerte und eingeengte Kaisergewalt wieder auszudehnen. Wenn Oesterreich heute der Vorwurf trifft, es habe sich mit dem Partikularismus gegen die berechtigten deutschen Einheitsbestrebungen verbündet, so trifft Friedrich den Großen der gleiche Vorwurf. Denn damals konnte man dem Kaiser Joseph nicht verdenken, wenn er das noch zu Recht bestehende deutsche Kaiserthum wieder zu Kräften bringen wollte, so wie man es jetzt dem König von Preußen nicht verdenken kann, daß er, nachdem das deutsche Kaiserthum zu Grunde gegangen und nur durch die Bundesverfassung von 1815 ersetzt worden ist, deren einziger Zweck war, die Wiedervereinigung der Deutschen in einem Reiche zu hindern, sich der Einheitsbestrebungen der deutschen Nation angenommen hat. Jetzt treibt Preußen deutsche Politik, im Jahr 1785 hat es keine getrieben.

Interessant sind die geheimen Projecte, aus Preußen ein norddeutsches Kaiserthum zu machen, vom Jahr 1806. Das deutsche Reich war grade zu Grabe getragen worden. Oesterreich und Rußland waren bei Austerlitz unterlegen. Wenn sie sich von ihren Niederlagen erholten, konnten sie Frankreich gefährlich werden, denn Frankreich hatte auch die Engländer auf dem Nacken. Napoleon handelte also nur klug, wenn er sich um Preußen bemühte, es beschmeichelte, vergrößerte, mit Hannover beschenkte, seine Machtsphäre bis zur Mainlinie ausdehnen ließ und ihm insinuirte, sich zum Kaiserthum zu machen. Erst zwei Jahre vorher war Frankreich ein Kaiserthum geworden, der ehemalige deutsche Kaiser machte sich zum Kaiser von Oesterreich, wozu er nicht das Recht hatte, denn wenn er nicht mehr deutscher Kaiser war, konnte er nur noch König von Ungarn und Böhmen seyn. Machte er sich nun aus einem König eigenmächtig zum Kaiser, so stand dem König von Preußen ganz dieselbe Befugniß zu. Es wurden auch deßfalls Entwürfe gemacht, aber so heimlich, kleinlich und ängstlich, daß es Eckel erregt, in die Confusion der damaligen preußischen Politik hineinzusehen, obgleich es immerhin sehr belehrend ist, wenn man erfährt, wie man die deutsche Frage nicht anfassen soll.

Fast das nämliche läßt sich auch noch von den Anplanungen des Jahres 1849 sagen. Wie oft hat man dem König von Preußen vorgeworfen, daß er nicht zugegriffen hat, als man ihm die Kaiserkrone auf dem Frankfurter Präsentirteller brachte. Und doch hat er sehr Recht gehabt, denn abgesehen davon, daß er bei seiner Friedensliebe den blutigen Kampf zu bestehen nicht auf sich nehmen konnte, mit dem ihn Oesterreich und der Partikularismus, damals noch überdies in enger Allianz mit Rußland bedrohten, abgesehen davon war bei aller Prahlerei der damaligen Gothaer und Demo-

kraten, die ihn als Nationalpartei hätten unterstützen sollen, keine Spur von reeller Macht oder auch nur von der Einsicht und Eintracht, die am Ende zur Macht führen. Das Jahr 1849 ist nur in negativem Sinne maßgebend. Wenn das Jahr 1866 mit seinen Umgestaltungen reussiren soll, so kann es nur in dem Maaße geschehen, in welchem sich die Thorheiten des Jahres 1849 nicht wiederholen. Soweit der Parlamentsschwindel der alten Paulskirche und der Unfug der damaligen Demokraten, wie sie jeden Erfolg im Jahr 1849 vereitelt haben, auch noch in die Neuzeit und besonders ins norddeutsche Parlament hineinpfuschen sollten, soweit wird alles mißlingen.

Wir sind ganz und gar nicht der Ansicht, die der Verfasser S. 231 ausspricht, da Graf Bismarck, wenn auch groß in der auswärtigen Politik, „sich auf die innere nicht verstehe, solle er Aerzte neben sich stellen, die für das Kuriren innerer Brüche ein vorzügliches Verständniß haben.“ Die Mehrheit des Berliner Abgeordnetenhauses war nicht der Arzt, sondern die Krankheit Preußens. Wenn diesmal das Streben der deutschen Nation nach Einheit einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan hat, so ist es trotz jener Kammerschwätzer geschehen. Die Armeereorganisation, das feste Herz des Königs, das Genie seines ersten Ministers, die hohe Begabung seiner Feldherrn und seines Generalstabs und die unübertreffliche Haltung des Heeres haben alles gethan, die Parteien und die Presse haben nichts gethan, als nur gehindert, nur kleinlich und erbärmlich gemäkelt.

Das Berliner Abgeordnetenhaus stand noch bis zum Ausbruch des Krieges auf Seite der Feinde Preußens, verdammte die neue Heerverfassung, bewilligte keinen Heller dafür, verdächtigte und verleumdete die Regierung bei jedem Schritte und berechtigte dadurch gleichsam alle auswärtigen Feinde Preußens, in die Schmähungen mit einzustimmen. Wenn die eigenen Landesvertreter die Regierung um jeden Credit bringen wollten, wie hätten sich die Wiener und Frankfurter Presse nicht für befugt halten sollen, in den Chorus des Fluchens und Lästerns mit einzustimmen! Nie war es unwahrscheinlicher, Preußen werde zur Hegemonie in Deutschland gelangen, als im Frühjahr 1866, da das Abgeordnetenhaus und fast die ganze preußische Presse Oesterreichs Avantgarde bildeten. Wenn also Preußen dennoch siegte, konnte es nur durch etwas geschehen, was dem Parlamentarismus, dem Geschrei und Geschwätz fernab lag. Und wenn die deutsche Sache in Preußens Hand ferner prosperiren soll, so braucht es entweder gar kein Parlament, oder dasselbe muß seine bisher völlig französische Parteiorganisation und Taktik fahren lassen und durch und durch deutsch denken lernen.

Eine wichtige Frage hat der Verfasser nicht berücksichtigt, die Frage nämlich, wie sich der Anspruch Preußens auf die Hegemonie in Deutschland naturgemäß im Verlaufe der Ereignisse allmälig gebildet und befestigt hat. Der Fürstenbund von 1785, die feigen Plane von 1806, die Vergeblichkeiten von 1849 haben dazu nichts gethan. Nicht durch sie läuft der lange Faden historischer Entwicklung. Man muß ganz andere Verhältnisse ins Auge fassen.

Das deutsche Reich wurde von den echt germanischen Stämmen gegründet, befestigt, erweitert; gegründet von den Franken, befestigt von den Sachsen, erweitert von den Baiern und Schwaben. Wenn später der Schwerpunkt der Macht in die östlichen, den Slaven abgenommenen Marken verlegt wurde und im Südosten das große habsburgische, im Nordosten das große zollernsche Erbreich entstanden, gegen die sich von Anfang an bei den echt germanischen Stämmen soviel Eifersucht regte, wer war denn Schuld daran, daß jene echten Stämme das Uebergewicht der Macht verloren? Nur sie selbst. Warum blieben sie nicht einig, warum ließen sie sich zerstückeln, warum durch die ewigen Theilungen immer ohnmächtiger machen! Die Fürsten, die man mit Recht anklagt, daß ihnen ihr dynastisches Interesse höher stand als das des Reichs und der Nation, waren doch nicht allein schuld. Das Volk unterstützte sie ja und wo sich freie Gemeinwesen auch ohne Fürsten behaupten konnten, machten sie es grade ebenso, wie die Fürsten. Nicht blos Fürsten und Grafen, auch jede Reichsstadt, jedes Krähwinkel wollte nur für sich existiren und souverän seyn. Man sollte meinen, es ruhe ein Fluch auf diesen edlen Volksstämmen, daß sie sich schon ein Jahrtausend vor Karl dem Großen immer nur unter einander selber herumschlugen, sich nur widerstrebend durch Karl den Großen in die Einheit des Reichs zusammenzwingen ließen und die Einheit niemals mit rechtem Verstande, mit rechter Liebe und Treue festhielten, sondern sich bei der ersten Gelegenheit wieder partikularistisch absonderten. Daran waren die Fürsten nicht schuld. Die Fürsten nutzten nur den dummen Haß der Stämme gegen einander aus. Nie wäre es einem Reichsfürsten möglich gewesen, die Franken gegen die Sachsen, die Schwaben gegen die Franken, die Sachsen gegen die Schwaben ꝛc. zu führen, wenn die Stämme nicht gerne gefolgt wären. Es lag darin allerdings ein gewisses Kraftgefühl. Jeder glaubte sich stark genug, um des andern nicht zu bedürfen. Diese rohe Kraft war aber mit einer sträflichen Kurzsichtigkeit verbunden und die

davon unzertrennliche Eitelkeit nur lächerlich und verderblich. Die Renomisterei: Wir in diesem Thale oder wir auf diesem Berge, oder wir an diesem Strande, oder wir innerhalb dieser Stadtmauern sind etwas viel Besseres, als die da drüben, unsere nächsten Nachbarn und Landsleute! diese Prahlhanserei hat alle die unzählbaren kleinen Fehden in Deutschland hervorgerufen, die im Einzelnen unbedeutend, doch im Ganzen zu unserm größten Nationalunglück zusammenwuchsen. Wer einer großen Nation angehört und sich um das Gesammtinteresse derselben lediglich nicht kümmert, sondern nur um sein Kirchthurmsinteresse, der muß sich auch gefallen lassen, daß andere große Nationen, deren Genossen nicht so verstockt und spießbürgerlich sind, sondern stramm zusammenhalten, zu einer großen Macht gelangen, während die Krähwinkelnation in Stücke und nach und nach unter fremde Herrschaft fällt. Das Bewußtseyn, einer großen Nation anzugehören, und die Erkenntniß, daß man dieser Nation Pflichten schuldet, ist den Deutschen auf eine Weise fremd, wie man es sonst in der ganzen Welt nicht findet. Der Holländer z. B. gehört keiner andern Nation an, als der deutschen. In ihm lebt der friesische, zum Theil sächsische Stamm fort. Er war lange Jahrhunderte Genosse des deutschen Reichs. Wenn man ihm aber zumuthete, er solle sich als einen Deutschen ansehen, an der Macht und Ehre deutscher Nation theilnehmen oder nur die kleinste Pflicht gegen die deutsche Nation erfüllen, so würde er Maul und Nase aufsperren, es für eine kolossale Dummheit halten und gar nicht begreifen, wie man so unverschämt seyn könne, ihm so etwas zuzumuthen. Der Schweizer denkt nicht viel anders. Obgleich er dem alemannischen Stamm angehört, sich der deutschen Schriftsprache bedient und mit Ausnahme der wenigen welschen Cantone so kerndeutsch ist wie der Tiroler, so würde er es doch sehr übel nehmen, wenn man ihn zu den Tütschlandern rechnete. Aber auch innerhalb des bisherigen deutschen Bundesgebiets stehen sich die Volksstämme noch in derselben Verstocktheit gegenüber. Einer ignorirt den andern und denkt nur an sich, hält sich für besser, will nichts vom andern wissen, außer wo ihn Handelsinteressen umstimmen, und ist jeden Augenblick bereit, auf den andern zu schimpfen, über den andern zu spotten und auf ihn loszuschlagen. Wer dabei unterliegt, hat sich nie im mindesten besonnen, um fremde Hülfe zu betteln, Fremde ins Reich einzuführen, in fremdem Solde Deutschland zu bekriegen und den Fremden deutsches Land zum Raube zu geben. So ist es seit Jahrhunderten gewesen, diese Dummheit ist der Fluch grade der ältesten, echtesten und in sonstiger Beziehung edelsten deutschen Volksstämme. Gott hat ihnen alles gegeben, aber die Vaterlandsliebe genommen oder dieselbe wenigstens auf ein Minimum von Krähwinkelpatriotismus reducirt. Nur deshalb löste sich das große und einige deutsche Reich in Fürstenthümer und lösten sich diese wieder in noch kleinere Staatswesen auf, die alle mehr oder weniger souverän seyn wollten und sich um die andern nicht bekümmerten.

Nur deshalb und aus keinem andern Grunde konnten sich größere Staaten nur an den Grenzen der altgermanischen Stammgebiete ausbilden. Auf der romanischen Seite bildete sich wenigstens eine Zeitlang ein mächtiges burgundisches Reich, auf der slavischen Seite bildeten sich der österreichische und der preußische Großstaat aus. Hier nämlich zerrieb sich die deutsche Kraft weniger an sich selbst; sie blieb gestählt, indem sie fremde, schwächere oder barbarischere Elemente beherrschte, und hatte weniger vom Neid und von der Bosheit des kleinen deutschen Nachbars zu leiden. Im Verlauf der Jahrhunderte verschwanden die slavischen Elemente, die Germanisirung der Unterworfenen schritt weniger rasch vorwärts, als die deutsche Colonisation. Wenn durch Krieg und Pestilenz die Bevölkerung gelichtet war, wurde sie durch deutsche Colonisten ersetzt, niemals durch Zuzüge von Osten her. So ist das weite Land von der Saale und Elbe bis nach Schlesien und Ostpreußen von deutschen Colonisten bevölkert worden, aus allen deutschen Reichslanden, vor allem aus Niedersachsen, niemals aber sind Polen herüber gekommen, um etwa die dahin geschwundenen Sorben und Wenden zu ersetzen. Dasselbe gilt von Oesterreich, wohin sich Bayern, Schwaben allmälig ausgebreitet haben. Diese deutsche Colonisation in den vormals slavischen Marken war in ihrem sehr erweiterten Wirkungskreise glücklicherweise den Kirchthurmsinteressen ihrer alten Heimath entrückt, gewöhnte sich an größere Verhältnisse und in stetem Kampfe mit fremden Nachbarvölkern an eine Disciplin, die im alten Kern des deutschen Reiches abhanden gekommen war und der gemüthlichen Anarchie des Faustrechts unter unzähligen kleinen Herrn von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf Platz gemacht hatte. Nur die Disciplin ist es gewesen, durch welche die Häuser Habsburg und Hohenzollern zu größerer Macht gelangt sind, als die Wittelsbacher, Welfen und die andern alle.

In der Zeit, in welcher zuerst das Haus Luxemburg und gleich nach ihm das in sein Erbe eintretende Haus Habsburg zu größerer Macht gelangt war, als alle andern deutschen Dynastien, begannen auch die ersten Experimente unter den Herrn, welche die echt deutschen

Volksstämme unter sich vertheilt hatten, ihren Partikularismus nöthigenfalls mit Hülfe der französischen Könige gegen das erstarkende Kaiserthum zu vertheidigen. Es war gewiß unendlich zu bedauern, daß der Schwerpunkt der deutschen Macht so weit nach Osten verrückt worden war, daß man ihn in Wien, in einer slavischen Mark suchen mußte und nicht mehr in Mainz. Aber wer war schuld daran, als die edlen germanischen Volksstämme selbst. Je mehr die Macht im Osten wuchs, je mehr die Reichsfürsten im Westen sich an Frankreich anklammerten, um ihren Partikularismus gegen die Kaisergewalt aufrecht zu halten, um so mehr verloren sie nach beiden Seiten. Ohne das Haus Habsburg übermeistern zu können, verloren sie an Frankreich die schönsten deutschen Länder und mußten sehen, wie andere, die Schweiz und Holland, sich vom deutschen Reiche völlig trennten. Das Haus Habsburg that Mißgriffe, hatte viele matte Regenten und schwächte sich allmälig. Hauptsächlich dadurch, daß es seine deutschen Völker in die spanische und welsche Schule nahm und den deutschen Geist nicht pflegte. Unterdeß kam Preußen auf, welches im Gegensatz sowohl gegen den anarchischen Partikularismus, als gegen den erschlaffenden Austriacismus, strenge Disciplin mit Geist verband und das Glück hatte, durch eine Reihe von energischen Fürsten auf eine immer höhere Stufe der Macht zu gelangen.

Sobald dieses Preußen mit Oesterreich zu rivalisiren anfing, ergab sich für den Partikularismus die günstige Chance, zwischen beiden laviren, einen durch den andern neutralisiren zu können. Die Triasidee ist nicht erst im Cabinet des Herrn v. d. Pfordten geboren worden. Allein um dieselbe zu realisiren, hätten die Mittelstaaten im germanischen Kerne des alten Reichs grade ihrem Lebenselemente, ihrer ältesten Unart, der ihnen zur andern Natur gewordenen Uneinigkeit, dem Partikularismus, der Kleinstaaterei, den Duodezsouveränetäten entsagen müssen. Es wäre gewiß recht schön gewesen, wenn die Wiedervereinigung aller deutschen Stämme, die Wiedergeburt des Reichs von den ältesten germanischen Volksstämmen hätte ausgehen können. Aber sie eigneten sich nicht dazu. Sie, deren ewige Uneinigkeit, Vaterlandsvergessenheit und Buhlerei mit Frankreich schuld war, daß alle deutschen Grenzländer im Westen entweder den Franzosen zum Raub wurden, oder sich unabhängig machten, sie besaßen die Einheit und Stärke nicht, um Oesterreich oder Preußen, oder alle beide ihrem Einfluß, ihrer Machtsphäre unterwerfen oder sie annectiren zu können. Deutschlands Macht war nach außen nur noch vertreten durch Oesterreich und Preußen, vermöge deren alter Disciplin, vermöge deren erweiterten Gesichtskreises, vermöge deren Tendenz zur Concentration im Gegensatz gegen die excentrische Tendenz der Mittel- und Kleinstaaten.

Da nun aber Oesterreich den alten germanischen Nerv seiner Kraft erschlaffen und in fahrlässigster Weise die nichtdeutschen Bestandtheile der Monarchie den Deutschen über den Kopf wachsen ließ und auch durch die unsolide Finanzwirthschaft und die Unfähigkeit und Frivolität seiner allein privilegirten Aristokratie, endlich durch die gottlose Wiener Judenpresse auch die moralische Kraft verloren hatte, mußte Preußen ganz natürlicherweise in den Vordergrund treten und mit dem elastischen Stahl seines Heeres, mit dem Volk in Waffen, mit der Solidität seiner Verwaltung, mit der Energie aller seiner ländlichen, industriellen und commerciellen Thätigkeit, mit seinem trefflichen Zoll- und Verkehrswesen und mit seiner hohen Bildung und einem bis in die niedersten Volksschulen durchgeführten Unterrichtssystem ganz einfach, naturgemäß und selbst ohne es zu wollen, den Vorrang unter allen deutschen Staaten einnehmen. Es brauchte gar keine ehrgeizigen Absichten zu hegen, um zu diesem Ziele zu gelangen, sie sind auch gar nicht gehegt worden. Die beiden Vorgänger des jetzigen Königs von Preußen haben mehr als eine schöne Gelegenheit versäumt, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen. Nur durch seine bessere innere Verfassung, überlegene Stärke, Solidität, praktisches Geschick und Verstand, wurden Staat und Volk in Preußen in den Stand gesetzt, die Hegemonie in Deutschland zu verdienen. Hätten sie dieselbe nicht verdient, so würden sie sie auch nie erreicht haben. Da sie dieselbe verdienten, haben sie sie erlangen müssen, auch ohne sie zu suchen.

Das ist es, worauf wir mehr Werth legen zu müssen glaubten, als auf die ängstliche Defensive des alternden Friedrich im Fürstenbunde, auf die jämmerlichen Projecte der Impotenz im Jahre 1866 und auf die Faseleien des Jahres 1849. Am geschichtlichen Faden dieser Vorgänge würde Preußen nur in neue Demüthigungen geführt worden seyn, wenn nicht ein ganz anderer Geist, als die der Intrigue und der Vorspiegelungen, jenen Faden abgeschnitten und Realpolitik getrieben hätte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 2., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 23. 20. März 1867.

## Biographien.

Lebensbild der heimgegangenen Marie Nathusius, geb. Scheele, für ihre Freunde nah und fern, sammt Mittheilungen aus ihren noch übrigen Schriften. Erster Band: Mädchenzeit. Halle, J. Fricke, 1867.

Der Gatte der wohl bekannten frommen Erzählerin und trefflichen Seelenmalerin Marie Nathusius gibt hier den vielen Freunden der Verstorbenen ihr ausführlich mit eben so viel Wahrheit als Liebe gezeichnetes Lebensbild. Seine Quellen sind die Erzählungen ihres älteren Bruders und anderer Nahestehender, ihr Tagebuch und ihre Briefe, später seine eigene Erinnerung. Der vor uns liegende erste Band der Biographie umfaßt die Mädchenzeit, und eine äußerst wohl organisirte weibliche Natur ist es, die wir unter den ihr günstigsten Umständen sich entfalten sehen.

Im Jahr 1817 geboren als die einzige Tochter eines Geistlichen neben mehreren Brüdern, verlebte Marie Scheele in Magdeburg und Calbe als der allgemeine Liebling ihres Kreises eine sehr glückliche und reiche Jugend und kam schon in frühen Jahren in Berührung mit der Bewegung der Geister auf den Universitäten durch ihre Brüder und deren Freunde, die als tiefere Gemüther ihr theologisches Studium nicht im Geleise des damals noch herrschenden Rationalismus treiben konnten und deshalb schwere Kämpfe durchzumachen hatten. Einem von diesen Jünglingen, der auffallend an die edlen Jünglingsgestalten Jean Pauls erinnert, wurde die 14jährige Marie, unter dem Christbaum stehend mit dem kindlich gläubigen Ausdrucke auf ihrem friedevollen Kindergesicht, zu einem wahren Himmelsboten, dessen Andenken einige Jahre darauf noch sein frühes Sterbebett mit Frieden und sicherem Trost umgab.

Wir können der heranreifenden Jungfrau nicht folgen durch alle ihre Erlebnisse im häuslichen Kreise, auf kleinen Reisen, zur Pfarre ihres Bruders, wo sie als glückselige Wirthschafterin eine Zeitlang waltet, und verweisen unsere Leser auf das Buch selbst, damit sie, hauptsächlich aus den zahlreich mitgetheilten Briefen der Verstorbenen erkennen, wie diese, gleich den lieblichsten unter den Mädchengestalten in ihren Schriften, aus allem Erlebten den Honig zu ziehen weiß und auch aus traurigen Erfahrungen innerlich gestärkt und geklärt hervorgeht, bis die erst seltenen Begegnungen mit dem „neuen Freunde", ihrem nachherigen Gatten, häufiger werden und auf einer wunderbar schönen Harzreise der Bund ihrer Herzen geschlossen wird.

Hören wir noch den Verfasser selbst in einer Stelle seines Vorworts, die uns nach Durchlesung des Buches besonders treffend erschien.

„Soll ich mit einem Wort die eigenthümlichste Sphäre unserer Hingeschiedenen bezeichnen, so war es die Gabe echter Lebenspoesie, die ihr in sonderlich reichem Maaße verliehen war und die sie sich treulich bewahrt hatte. Von dem vollen frischen Baume dieser Lebenspoesie waren alle ihre Schriften nur die nebenher abfallenden Blätter und Blüthen. — Ich halte das, wovon ich hier rede, für nichts Unwichtiges. Ich glaube, wir sollen uns hüten vor einem christlichen Philisterthume, das die Welt schwerlich erobert. — Manche Leser haben nach den Mädchen-Schilderungen in ihren Erzählungen nach einem Frauenleben von ihrer Hand verlangt. Denen kann vielleicht die zweite Hälfte dieses Lebensbildes einen kleinen Ersatz bieten. Möchte daraus — dann wäre es getroffen — das Bild einer Hausfrau und Mutter hervortreten, die ihre ganze Aufgabe, mit all den kleinen Pflichten und Begegnissen, — nicht aus Absicht, sondern aus unmittelbarstem Lebenszuge — für sich und ihre Nächsten poetisch verschönt. Die tiefste Lebenspoesie aber — oder die rechte Er-

füllung und den festen einigen Grund dieser ewig jungen Lebenspoesie hatte sie je mehr und mehr in der göttlichen Wahrheit gefunden."

## Literaturgeschichte.

Ueber die Bedeutung Karls des Großen für die Entwicklung der Geschichtschreibung im 9. Jahrhundert. Probevorlesung von Dr. Gerold Meyer von Knonau. Zürich, Fr. Schultheß, 1867.

In dieser kleinen gelehrten Abhandlung erhalten wir ein ungemein lebendiges Bild von der berühmten wissenschaftlichen Akademie, welche Karl der Große um sich versammelt hatte. Man muß sich jenes noch etwas barbarische Zeitalter denken, um zu begreifen, wie selten damals Leute von Gelehrsamkeit und feinem Geschmack waren. Der große Kaiser wußte sie zusammenzufinden, denn er selbst war geistvoll, wenn er gleich weder lesen noch schreiben konnte.

Wie er seine Leute fand, davon hier ein kleines Bild. Im Jahr 781 kam der Kaiser durch Parma „und traf in dieser Stadt einen Angelsachsen, der von Rom kam, wo er für seinen Erzbischof das Pallium geholt hatte, den Leiter der Domschule zu York, Alcuin, und der fränkische König lud den Gelehrten ein, zu ihm an seinen Hof nach vollbrachter Sendung sich zu begeben. Im Sommer des Jahres 781 kehrte Karl über die Alpen zurück, und ihn begleiteten zwei italienische Männer der Wissenschaft, welche er für sich gewonnen, Peter von Pisa, der Grammatiker, und ein trefflicher Dichter, der Gothe Theodulf. Und bald trat am fränkischen Hofe noch ein Vertreter italienischer Bildung auf, im eigentlichen Sinne des Wortes durch die Unterwerfung des Langobardenreiches dahin geführt: ein Mönch von Montecasino, aus einem edeln langobardischen Geschlechte und bei König Desiderius einst gerne gesehen, jetzt bei dem glücklichen Eroberer um Gnade flehend für einen gefangenen Bruder und dessen darbende Familie: der Sohn des Warnefrid, Paul, der Diakon zugenannt. Auch ihn verstand Karl seinem neu geschaffenen Kreise einzufügen. Aber mit diesen Trägern wissenschaftlicher Bildung begnügte er sich noch nicht. War Paul eine Zierde des langobardischen Hofes gewesen, so wurden aus Bayern, dessen Herzog sich der fränkischen Oberherrschaft hätte fügen müssen, Arn und Leidrad, Diakonen der Kirche zu Freising, auf fränkische Erde berufen und schon seit dem Anfange von Karls Regierung sollen Schotten aus Irland ihre Weisheit der kauflustigen Menge angeboten haben. Wie in alten Zeiten die Wissenschaft von Griechenland den Römern zugetragen worden, so habe sie Karl aus Rom nach Paris verpflanzt: so rühmte das spätere Mittelalter von dem großen Kaiser, und in einem ähnlichen unbestimmten Gefühle schuldiger Dankbarkeit hat man in unserem Zürich den Mittelpunkt gelehrter Studien nach ihm das Karolinum genannt. Und in der That ist die großartige Entfaltung, der plötzliche Aufschwung der literarischen Thätigkeit im Bereiche der fränkischen Herrschaft am Ausgang des 8. Jahrhunderts eine der eigensten Schöpfungen von Karls großem Geiste gewesen. Jene Männer, welche er aus Italien, von den britannischen Inseln her geholt oder berufen, wurden die Lehrer seiner Hofschule: er selbst und seine Kinder und die Leute der Hofhaltung folgten ihrem Unterrichte, dessen Genuß er aber auch möglichst weiten Kreisen zu ermöglichen wünschte. Gerne ließ er sich fähige jüngere Männer zuschicken, und auf diese Weise kam durch Vermittlung Baugolfs, des Abtes von Fulda, der Ostfranke Einhard an den königlichen Hof. Es galt hier kein Unterschied des Standes innerhalb der da vertretenen geistigen Aristokratie: neben dem nicht aus glänzenden Verhältnissen hervorgegangenen Einhard hatte der vornehme Freund des Königs, Angilbert, der von frühester Jugend an am Hofe erwachsen war, unter Alcuins Leitung nunmehr nach, was früher für ihn nicht erreichbar gewesen, und mit demselben Fleiße folgten Geistliche und Laien den überraschenden Fortschritten der Studien. Karl selbst aber war die Seele des Ganzen: in regelmäßigen Sitzungen kam er mit seinen gelehrten Freunden zusammen; als eigentliche Akademie beriethen sie sich da in ernsthafter Weise über Maßregeln zur Reinigung der Kirche, zur Hebung der Volksbildung."

Die Akademiker dienten dem Kaiser nicht blos zur Unterhaltung, denn er verwendete sie auch als Beamte, Sendgrafen und Gesandte. Der Redner hebt hervor, wie viel Verdienst sich in jenem Hofkreise namentlich die Geschichtschreiber erworben haben und wie diese Geschichtschreibung nach ihrem Tode wieder in Barbarei zurücksank, bis sie sich erst im 10. Jahrhundert wieder erhob. Man vergleiche den classischen Einhard mit dem ein wenig wildromantischen St. Galler Mönch. Von letzterem erhalten wir hier ein hübsches Bild. „Nicht weniger nahe, als Einhard, stand Angilbert dem Kaiser: so weit sogar hat die Gleichheit ihrer Bevorzugung sich erstreckt, daß in der Sage noch bis heute dem Einhard

und der Emma zugeschoben wird, was doch sicher Angilbert und Bertha zusammen verschuldeten. Und so wird denn mit hoher Wahrscheinlichkeit diesem „Homer' Angilbert das Fragment eines Epos zugeschrieben, in dem Karl, bald in der Mitte seines glänzenden Hofstaates hoch zu Throne sitzend und für sein Aachen eine mächtige Baulust entfaltend, bald im kühlen Walde das Wild erlegend, oder im Kriegslager dem Hülfe flehenden Papste Gehör gewährend, prächtig besungen wird, und in dessen wohlklingenden Versen wir auch des Kaisers Töchter eine nach der anderen uns vorgeführt sehen, nicht zuletzt jene Bertha, mit den Augen des Vaters, Phöbus Glanz überstrahlend, mit dem hellen Haare, dem milchweißen Halse, herrlich gekleidet und geschmückt. — Und diese dichterische Auffassung bildet die vermittelnde Brücke zu jenem Bilde Karls, wie es die Sage alsbald ergriff und gestaltete und wie das Volk die Geschichten von dem großen Kaiser kurz nach seinem Tode schon sich erzählte. Aus dieser Uebergangszeit, wo viele eigentlich historische Züge noch nicht verwischt waren, haben wir zum Glück eine Sammlung dieser Traditionen. Ein alter Kriegsmann, Adalbert, der mit seinem Herrn, dem streitfertigen Gerold, Karls Schwager, oft genug gegen Hunen, Sachsen und Slaven gezogen, hat sie einem schwäbischen Knaben eingeprägt, häufig gegen dessen Willen: er wäre dem Erzähler lieber davon gelaufen. Als sein Zuhörer dann zu St. Gallen Mönch wurde, bekam er den Sohn des Kriegers, Werimbert, zum Lehrer, und der wußte noch manches Weitere von dem Kaiser zu berichten, was er für Kirche und Schule gethan: dem Adalbert hatte das ferne gelegen. Aus dem unruhigen Knaben war in den Klostermauern ein zahnloser Greis geworden, als Kaiser Karl der Dicke im December 883 auf dem Rückwege aus Italien nach St. Gallen kam. Da weilte er einige Tage in dem Kloster und ließ sich zum Zeitvertreib unter Anderem auch von dem Alten erzählen, was derselbe von seinem kaiserlichen Urgroßvater vorzubringen wußte. Und auf des Kaisers Anregung schrieb hernach der Mönch sein Büchlein über Karl den Großen: in schlechtem Latein, formlos und ungeschickt, nicht eigentlich als historische Quelle zu verwerthen, aber originell durch und durch und oft wahrhaft köstlich naiv."

Wir bedauern, daß der große Kaiser nichts mehr für die Sammlung deutscher Sprachdenkmäler gethan, oder sofern er es gethan hat, daß wir nicht einmal bestimmte Nachricht darüber haben, ob ihm das deutsche Heldenbuch schon bekannt war. Man muß dabei freilich bedenken, daß wohl das Beste, was damals etwa von den deutschen Sprachdenkmalen existirte, enge mit demselben Heldenthum zusammenhing, welches Karl der Große mit Feuer und Schwert vertilgte.

---

## Naturkunde.

Ueber die Polarländer, Vortrag von Dr. Oswald Heer. Zürich, Fr. Schultheß, 1867.

Der tief in die Naturkunde eingeweihte Verfasser entwirft hier ein interessantes Bild der Polarländer und des Polarmeeres, jenes ewigen Eises, in welches der kühne Mensch in den letzten Jahrzehnten unter unsäglichen Gefahren immer weiter vorzudringen gewagt hat. Wir sehen die unermeßlichen Schneefelder, das festgefrorene Meer, die ungeheuern Gletscher von Grönland und Spitzbergen, die im Eismeer Jahrelang eingefrorenen Schiffe, die Seefahrer in halbjähriger Nacht und täglicher Todesgefahr, darüber aber die Pracht des Sternhimmels und der Nordlichter.

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Redner der Flora jener hohen Zone, nicht der armen Flora, die noch an den wenigen schneelosen Stellen gedeiht, sondern der vorweltlichen Flora, die sich hier in staunenswürdiger Ausdehnung findet. „Die reichste Sammlung stammt aus Nordgrönland. Hier liegt auf einem von Gletschern umgebenem Berge, 1080 Fuß ü. M. und bei 70° n. Br. ein ganzer vorweltlicher Wald vergraben. Stämme und Aeste liegen da in Menge und das rothbraune eisenhaltige Gestein ist mit Blättern erfüllt, wie Sie sich aus der Steinplatte überzeugen können, welche hier vor uns liegt. Die erste wichtige Frage, die sich uns hier aufdrängt, ist, sind diese Pflanzen da gewachsen oder aus südlichen Ländern hergeschwemmt worden. Treibholz ist im hohen Norden an manchen Stellen häufig, aber dieses Holz ist so zerstoßen, daß es in der Regel die Rinde verloren hat und von aus südlichen Gegenden hergeschwemmten Blättern ist nirgends eine Spur zu finden. Das versicherten mich Prof. Malmgren, welcher während zwei Sommern die Küsten Spitzbergens untersucht, und Sir Leop. Mac Clintock, welcher 10 Sommer und 7 Winter in der Polarzone zugebracht und die größten Schlittenreisen in derselben gemacht hat. Er schreibt aus Jamaica, wo er sich gegenwärtig befindet, daß er niemals an nordischen Küsten aus der Ferne hergeschwemmte Blätter gesehen habe, da diese einen solchen Transport nicht ertragen würden.' In der That kann niemand, der die große Masse dieser Blätter und ihre vortreffliche Er-

haltung gesehen hat, daran zweifeln, daß sie in Grönland müssen gewachsen seyn. Das ist um so mehr der Fall, da ich von mehreren Arten außer den Blättern auch die Früchte und Samen, ja von einer selbst die Blüthen nachweisen konnte."

Sie stammen aus der Zeit der Molasse, die man auch die miocene Zeit nennt und die der jetzigen Schöpfung unmittelbar vorausgegangen ist. „Von den 70 Arten Nordgrönlands gehören 47 zu den Holzgewächsen und 28 müssen Bäume gebildet haben. Unter diesen bemerken wir 8 Nadelholzarten. Es sind die Föhren, Eiben, Salisburien und Sequoien vertreten. Zu diesen Nadelhölzern gesellen sich 20 Arten Laubbäume. Unter diesen bemerken wir 4 Pappelarten, von welchen zwei über die ganze Polarzone verbreitet waren, indem ich sie auch vom Mackenzie und aus Spitzbergen gesehen habe. Dazu kommen Buchen, Haselnuß, Eichen, Platanen, Ulmen, Nußbäume und Magnolien. Von Buchen und Eichen sind sogar 7 Arten zu unterscheiden. Von den Buchen ähnelt eine sehr der Buche unserer Wälder, während eine zweite Art an den Kastanienbaum erinnert. Von den 4 Eichen hatte eine halb Fuß lange Blätter und eine andere besaß immergrünes Laub, wie die italische Eiche. Ueberdieß tritt auch ein Kirschbaum mit lederartigen Blättern auf wie die Lorbeerkirsche, und ein lorbeerartiger Baum hatte prächtige ½ Fuß lange Blätter."

Weiter erörtert der Redner die Frage, wie diese erstaunliche Veränderung des Klimas in der Polarzone zu erklären seyn möchte? und es ist sehr erfreulich, daß er mit der Antwort nicht so rasch fertig geworden ist, wie mancher andere, der immer die Ofenheizung der Erde bei der Hand hat und noch immer an das Märchen glaubt, der Erde Inneres sey ein Feuermeer. „Wir müssen bekennen, daß alle diese Erklärungen (Erdwärme, Aenderung der Pole rc.) nicht genügen und wir hier vor einem großen Räthsel stehen. Die Thatsachen sind da, sind unwiderleglich, aber wir vermögen sie noch nicht in die uns bekannten Erscheinungen einzureihen. Das erscheint uns indessen sicher zu seyn, daß es sich hier nicht um lokale, nur einzelne Partieen unseres Planeten beschlagende Erscheinungen handelt; es muß eine allgemeine, die Stellung unseres Erdkörpers im Weltraume bedingende Ursache gesucht werden. Wir haben nicht zu vergessen, daß unser Planet nicht nur alljährlich seinen regelmäßigen Lauf um die Sonne vollendet, sondern daß er mit dem ganzen Sonnensysteme um einen größern Stern kreist. Die Erde ändert daher fortwährend mit dem ganzen Sonnensysteme ihre Stellung im Weltraume. Schon jetzt befinden wir uns nicht mehr an derselben Stelle des Weltraumes, wie als wir vor einer Stunde diesen Saal betreten haben. In dieser kurzen Zeit hat die Erde eine große Reise zurückgelegt, in 1000, in 10,000, in 100,000 Jahren befindet sich dieselbe in ganz anderen Regionen des unermeßlichen Weltraumes, unendlich weit von dem entfernt, in welchem sie jetzt sich bewegt. Während wir die Kreise, welche die Planeten beschreiben, genau kennen, ist von dem unermeßlichen Kreise, welchen der Allmächtige dem ganzen Sonnensystem zu durchlaufen angewiesen hat, nur ein kleines Segment bekannt, und wir wissen nichts von den fernen Himmelsräumen, welche dasselbe durchellt hat, nichts von denen, welchen es jetzt entgegengeht. Das aber ist uns bekannt, daß gegenwärtig unser Sonnensystem in einem relativ sternenarmen Gebiete des Weltraumes sich befindet; das bewaffnete Auge hat Gebiete des Himmels entdeckt, in welchen die Sterne dichter beisammen stehen, und es kann die Erde einst solche dichter mit Sternen besäten Himmelsfluren durchwandert haben. Diese werden auch auf die Temperatur des Himmelsraumes von Einfluß seyn, daher der Weltraum keineswegs überall dieselbe Temperatur besitzen wird. Es ist daher zu vermuthen, daß zur miocenen Zeit unser Planet in einem Gebiet des Weltraumes gewesen, welches eine höhere Temperatur gehabt hat als der Raum, in welchem er jetzt sich befindet und daß dieser auf seine Lufthülle einen erwärmenden Einfluß ausgeübt hat. Im Laufe der Jahrtausende führte die Sonne ihre Sternenheerde in kältere Räume des Himmels, und es folgte auf die warme miocene Periode die Eiszeit, während welcher unser Flachland denselben Anblick darbot, wie jetzt die Polarzone. Dann trat sie in einen Raum des Weltalls, der ihre jetzige klimatische Constitution bedingt."

Das ist zwar auch nur eine Vermuthung, aber sie führt uns doch in eine Region von Möglichkeiten hinein und befreit uns aus der Zwangsjacke eines Aberglaubens, der sich viele Jahrzehnte hindurch als exakte Wissenschaft gerirt hat.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stutigart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 24. 23. März 1867.

## Zur Kirchengeschichte.

Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit. Erster Beitrag. Berlin, Stilke und van Muyden, 1867.

Schon seit mehr als zwanzig Jahren sind die deutschen Lutheraner in Livland durch die russisch-griechische Kirche bedrängt. Unter täuschenden Vorspiegelungen sind viele tausend einfältige Bauern zur letztern Kirche hinüber gezogen worden, und als sie sich betrogen sahen, die Versprechungen, die man ihnen gemacht hatte, nicht erfüllt wurden und sie wieder zu ihren alten Pastoren zurückkehren wollten, stellten ihnen die russischen Strafgesetze einen eisernen Schlagbaum in den Weg.

Man muß dem Kaiser Nicolaus, von dem zuerst diese eisernen Gebote ausgegangen sind, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er zu herrschen verstand. In seinem weiten Reiche volle Einheit des Staats und der Kirche, der Nationalität, Sprache und Sitte herzustellen, ist ohne Zweifel ein großer Gedanke, eine Wiederaufnahme des Systems, nach welchem einst die Römer eine tausendjährige Weltherrschaft behaupteten. Eine andere Frage ist freilich, ob sich ein solches System auch in unsern Zeiten noch wird durchführen lassen. Jedenfalls darf nicht vergessen werden, daß Rußland seine in hundert Jahren so rasch angewachsene Macht und Größe seit Peter dem Großen einem ganz anderen Systeme verdankt hat, nämlich der Bevorzugung der Deutschen. Vorher war Rußland ein halb barbarischer Binnenstaat, der noch nirgends ans Meer reichte und von dem man im gebildeten Europa noch kaum Notiz nahm, indem er durch Polen und die Türkei noch von uns abgegrenzt war. Erst als Peter der Große und die großen Kaiserinnen, die ihm nachfolgten, sich der Deutschen bedienten, um die rohen Russen zu civilisiren; erst als deutsche Minister, Feldherrn und Diplomaten Disciplin in das rohe russische Material brachten, die Schwäche der Türkei, die Anarchie in Polen, den Hader zwischen Polen und Schweden wie den zwischen Oesterreich und Preußen schlau benutzten, machten sie Rußland groß und immer größer, eroberten sie den Norden der Türkei und Persiens, fast ganz Polen, die ganze deutsche und finnische Ostseeküste und gründeten gewinnreiche Etablissements in Sibirien. Ohne die Deutschen, die in Rußland regierten, stünde dieses Reich heute noch auf der niedrigsten Stufe der Macht und Gesittung. Man kann nun zwar sagen, die Russen seyen nicht verpflichtet, den Deutschen ein Uebergewicht länger zu gestatten, sie hätten jetzt genug von den Deutschen gelernt und wüßten sich selber zu helfen. Allein es frägt sich immer, ob die undankbare und gewaltsame Unterdrückung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen Rußland zum Heile gereichen wird. Zugegeben, daß die Gräcisirung, das Popenthum die Unterthanen dumm und gehorsam macht, was dem absoluten Herrscher zu Statten kommt, so kann doch die Ausrottung des Germanismus, seiner überlegenen Intelligenz und seines Charakters, ein gänzlicher Rückfall in das von Natur zwar anstellige und schlaue, aber immerhin noch stark barbarische, sinnliche und gewissenlose Slaventhum dem russischen Staate nur edle Kräfte entziehen, um sie durch unsolidere zu ersetzen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was das wiederhergestellte Bojarenthum und die durch Aufhebung der Leibeigenschaft improvisirte Demokratie alles anfangen wird, wenn sie von keiner deutschen Disciplin mehr gezügelt werden.

Genug, das Programm des Kaisers Nicolaus steht fest, sein Nachfolger hat es nicht aufgegeben, die pol-

nische Nationalität und die katholische Kirche erwarten ihre Todesstunde im russischen Reiche und die des Deutschthums und des Protestantismus scheint eben so unvermeidlich und ist nur um einen Termin weiter hinausgerückt.

In Deutschland hat man sich um diese Vorgänge so viel wie gar nicht bekümmert, obgleich jeder Deutsche erschrecken muß, wenn ihm plötzlich einmal einfällt, wie nah ihn die Sache angeht. Der Kaiser der Franzosen hat die welthistorische Bedeutung des gräcorussischen Programms besser verstanden und die Nachwelt wird seine großen Anschauungen mehr würdigen und ehrender anerkennen, als es die Mitwelt thut: Napoleon III. hat die solidarische Verbindlichkeit aller europäischen Mächte gegenüber von Asien und Amerika constatirt und versucht, den gedachten Mächten die Augen zu öffnen in Bezug auf Gefahren, für welche sie blind sind. Der tausendjährige Einfluß Europas auf die übrigen Welttheile muß aufhören, wenn die gedachten Mächte nicht aufhören, sich unter einander selbst zu bekriegen und zu schwächen. Bald wird ihnen der überseeische Einfluß durch die meerbeherrschenden Yankees genommen werden und auch ihre Landmacht ist ihnen nicht mehr sicher, der Grund und Boden kann ihnen unter den Füßen weggezogen werden, denn die russische Grenze rückt immer näher.

Die vorliegende Schrift, durchaus aktenmäßig verfaßt, enthüllt die systematische Gefährdung des Deutschthums und Protestantismus in Livland. Im Frieden von Nystädt wurde den Ostseeprovinzen wie ihre ständische Verfassung, ihr Deutschthum und ihre lokale Verwaltung, so auch volle Religionsfreiheit zugesichert. Das wird jetzt ignorirt, die protestantischen Bauern werden zum Popenthum verlockt, die flehentlichen Bitten der reuigen Bauern, die gern wieder lutherisch würden, die unterthänigen Petitionen der lutherischen Geistlichkeit und der Landstände werden nicht beachtet. Auch die Vorstellungen des kaiserlichen Commissairs, Grafen Bobrinski, der sich der armen Bauern annahm, blieben erfolglos. „Die confessionellen Wirren in Livland, von wo sie neuerdings auch auf Ehst- und Kurland übertragen werden zu sollen scheinen, sind nämlich jetzt auf einen Punkt gediehen, wo die gesammte politische, nationale und sociale Zukunft des ganzen ansehnlichen Gebietes von der Nordspitze Ostpreußens bis an die Mündung der Narowa in Frage steht. Denn mehr als sonst irgendwo sind hier die Geschicke des Protestantismus, in der Form der örtlichen lutherischen Landeskirchen identisch mit den Geschicken des Deutschthums, und hinwiederum mehr als irgend eine andere Kirche ist die griechisch-orthodoxe Staatskirche Rußlands das Werkzeug in der Hand der Politik, und zwar einer auf Nivellirung aller zum russischen Reiche gehörenden nichtrussischen Nationalitäten und deren Gesellschaftsformen unablässig gerichteten Politik. Dieser profanpropagandistische eigentliche Kern der genannten Staatskirche, soweit sie sich zu anderen Confessionen und zumal zu den Angehörigen einer territorial begründeten katholischen oder protestantischen Landeskirche verhält, gelangt in der That zu dem unverhülltesten Ausdrucke. Nicht nur tragen namentlich deren höhere Geistliche kein Bedenken, ihren Beruf als einen nicht sowohl seelsorgerischen, denn vielmehr politischen gelegentlich offen auszusprechen. Auch der innere Organismus der Kirche entspricht solchem Geständnisse: hinter dem slavonisch-liturgischen Ceremoniell und einer würdelosen, selbst die Requisition protestantischer weltlicher Behörden um Sistirung säumiger Communikanten z. B. nicht verschmähenden Kirchenpolizei verschwindet alles, was nur Lehre heißen kann, fast gänzlich."

Wenn früher geklagt wurde, die Bauern seyen durch trügerische Versprechungen zum Abfall von der protestantischen Kirche verführt worden, so hat man jetzt es nicht mehr bei leeren Versprechungen bewenden lassen, sondern den Abfall wirklich zu belohnen angefangen. „Ein griechischer Probst Albow entbot der Domänenverwaltung, es sey jetzt mit dem letzten Mittel der Propaganda, der Kronlandsvertheilung an die bei der griechisch-orthodoxen Fahne ausharrenden Bauerknechte, nicht länger zu säumen, sonst sey die griechisch-orthodoxe Kirche in Livland verloren. Dieser Aufruf fand um so willigeres Gehör, als der Domänenminister ohnehin mit dem Gedanken sich beschäftigte, die Gutswirthschaften auf den Kronsgütern aufzulösen, die Hofesländereien der Kronsgüter zu parcelliren und der Knechtsbevölkerung zu überlassen. Auf diese Weise sollte ein Stückchen ‚Litthauischer Menschenrechte', nach welchen jedes Individuum einen naturrechtlichen Anspruch auf Grundeigenthum haben soll, in die getreuen deutschen Ostseeprovinzen verpflanzt werden, und während der selige Graf Michael Murawjew als Domänenminister bis 1863 sich begnügt hatte, mittelst Verschleuderung der Kronsgrundrente die Grundrente der Privatgutsbesitzer zu drücken, machte nun 1866, sein Nachfolger, der damalige Domänenminister Seljöny, den Versuch, die baltischen Privatgutsbesitzer um den letzten Rest ihres freien Grundvermögens zu bringen, indem er durch jene Kronslandvertheilung die große Masse der Bauerknechte, von welchen er selbst aus Kronsmitteln natürlich nur den kleinsten Theil dotiren konnte, den Privatgutsbesitzern

auf den Hals hetzte. Bald nachdem der Graf Schuwalow, der anfangs jede Begünstigung jener kühnen Agrarpolitik nicht nur zu desavouiren, sondern sogar zu perhorresciren sich den Anschein gab, das baltische Generalgouvernement mit der obersten Leitung der geheimen Polizei vertauscht hatte, erfuhr man in Livland von guter Hand, daß bei dem baltischen Domänenhofe in Riga eine Instruction des Domänenministers hinsichtlich der Dotirung der Knechte mit Land — zunächst in jenem theoretisch communistischen, praktisch deutschenfeindlichen Sinne — eingegangen sey. Der Chef des baltischen Domänenhofes aber, im Einverständnisse mit der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit, brachte die Erwägung zur Sprache: wie es in dem Falle zu halten sey, wenn mehr Knechte als Parcellen da seyn sollten? — Die Herstellung dieses Verhältnisses würde natürlich seine eigenste Sorge gewesen seyn. Gleichzeitig suppedirte er selbst das naheliegende Auskunftsmittel: in solchem Falle sollten die Knechte griechisch-orthodoxer Confession die Vorhand haben. Dieses Auskunftsmittel ward dann in der That von dem Minister der erwähnten Instruction einverleibt und zugleich ein Plan entworfen, die Hofeslandparcellen auch der kurländischen Kronsgüter mit aus Livland zu importirenden griechisch-orthodoxen Knechten zu besetzen."

Begreiflicherweise fehlt es weder an einer Presse, noch an Beamten, welche die altherkömmliche Verfassung und Verwaltung systematisch angreifen und ihre Autorität zu untergraben suchen, um Russen, oder bereits zum Popenthum übergetretene Deutschrussen in die Aemter einzuschieben.

Was die Presse betrifft, so prahlt sie mit ihrem Liberalismus und sieht in den deutschen Landständen, dem Protestantismus und den städtischen Einrichtungen der Ostseeprovinzen nichts als Junkerthum, Pfaffenthum und Zopf, so daß sie unsere deutsche Fortschrittspresse vollkommen copirt. „Man sollte kaum glauben, wie sehr in den Ostseeprovinzen, ihrer exponirten und hauptsächlich auf solidarische Abwehr des Fremden angewiesenen Stellung ungeachtet, ein gewisser exotischer Abklatsch derjenigen, mit allen notorischsten Feinden der deutschen Sache thatsächlich rivalisirenden Richtung sich breit macht, welche jüngst im Stammlande ein so klägliches politisches Fiasko gemacht hat. Dieser möglichst übel angebrachte Abklatsch prunkt natürlich auch dort mit der Firma ‚Liberalismus', ‚Fortschritts-Partei' und dgl. mehr, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er es dort mit keinem Ministerium Bismarck zu thun hat, sondern vielmehr mit solchen dort s. g. ‚maßgebenden Persönlichkeiten', welche in der That keine besseren Bundesgenossen sich wünschen können, um von dem, trotz bureaukratisch- und kirchlich-russischem Eindrange noch immer, wofern nur in geschlossener Phalanx vertheidigt, ganz stattlichen Systeme des örtlichen deutsch-protestantischen Sonderrechtes ein Stück nach dem andern ohne das mindeste unbequeme Aufsehen zu beseitigen und so das goldene Zeitalter der russischen tabula rasa vorzubereiten."

Was die Anfechtungen der deutschen Landesinstitute betrifft, so heißt es hier: „Die Wühlereien, anfangs gegen die deutsche Landespolizei und Landesjustiz, dann gegen das Grundeigenthum der deutschen Gutsbesitzer, wurden endlich (1866) gegen die unmittelbar materielle Sicherheit der deutschen Häuser und Höfe gerichtet. Wesentlich vorbereitet war diese letzte Richtung durch eine von gewissen bureaukratischen Gouvernements-Autoritäten besonders seit 1862 in verschiedenen Formen geförderte Erschütterung des Ansehens der örtlichen deutschen Landesbehörden, bald durch eben so gehässig und maßlos active, wie nicht minder gehässig und ängstlich passive Preisgebung der geachtetsten Landesbeamten, bald durch systematische Paralysirung gerade solcher Urtheilssprüche des höchsten strafrechtlichen Landesgerichtshofes, welche das Rechtsbewußtseyn und Gewissen des Landes auf das Entschiedenste für sich hatten, bald wieder durch frivole, selbst von dem russischen Senate in St. Petersburg nach Allerhöchst anbefohlener strengster Untersuchung für völlig unbegründet erklärte Anschwärzung des obersten Landesgerichtshofes in Bauerrechtssachen u. dgl. m."

Die Sache ist so weit gediehen, daß die deutsche Nationalität als solche angegriffen wird. Die russische Presse genirt sich deßfalls durchaus nicht mehr. „In einem dieser sauberen Erzeugnisse wird das bekannte Herzschild des russischen Reichswappens (der heil. Georg mit dem Lindwurm) unter feierlicher Anrufung des ‚heil. Georg', der sich in der ehstnischen Version als ‚pühha Jürri' grotesk genug ausnimmt, dem Volke dahin gedeutet, der zu tödtende geflügelte Drache (‚saksa maddo') sey das Deutschthum, der die tödtliche Lanze schwingender Ritter dagegen das Russenthum."

## Flugschrift.

Der Entscheidungskampf in Mitteleuropa. Von dem Deutsch-Oesterreicher Leo Meißner. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers, 1867.

Eine etwas wunderliche kleine Schrift. Auch im Styl wunderlich, denn wir finden z. B. S. 21 „anga-

schirt" geschrieben. Was der Verfasser unsern Großmächten vorschlägt, ist wohl ganz gut gemeint, aber nicht nach den Umständen berechnet. Er will ein selbständiges Polen wiederherstellen, Spanien und Portugal unter dem Hause Braganza vereinigen rc., was alles auf dem Papier sehr leicht, in der Wirklichkeit sehr schwer zu machen ist. Doch gibt die kleine Schrift mancherlei zu denken, was der deutsche Leser wohl beherzigen darf.

Sie macht zunächst auf Böhmen aufmerksam, auf jenes „alte Markomannenland" und frägt, ob Deutschland dort einen ihm feindselig gesinnten Castelan sitzen lassen soll, der zur Zeit der Noth die Burg dem panslavistischen Feinde übergeben würde. „Ihr klugen Leute, sagt der Verfasser auf der vorletzten Seite, geht einmal nach Böhmen. Wenn ihr die hiesigen, nur vorläufigen Tschechisirungs-Resultate betrachtet und gelegentlich das ‚smrt Nemcum!' — ‚Tod den Deutschen!' — gehört haben werdet; wenn ihr dann, dieser Eindrücke voll, die Weltkarte hernehmt und euch das winzige Westeuropa und das noch winzigere Deutschland gegenüber dem durch drei Welttheile hinschwelenden panslavistischen Rußland wie die zitternde Maus vor dem gähnenden Ungeheuer vorkommt — dann wird es euch wie Schuppen von den Augen fallen."

Herr v. Beust hat nun zwar seinem Collegen, Grafen Belcredi, den großen Vorkämpfer des Czechenthums, aus der Regierung zu entfernen gesucht, aber damit die Gefahr nicht beseitigt, denn die Czechen, die man aufs Unvorsichtigste bevorzugt und gegen die Deutschen alarmirt hatte und die man jetzt beleidigt, werden sich nicht so leicht zufrieden geben und haben gute Freunde. Glaubt wohl Herr v. Beust durch sein famoses Rundschreiben in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten den bösen Geist beschworen zu haben, der Oesterreich mit dem Untergange bedroht? Ein mehrjähriger blutiger Krieg mußte geführt werden, um die Eroberung Constantinopels durch die Russen, um das Festsetzen der Russen im untern Donaugebiet zu verhindern, um endlich durch den Pariser Frieden von 1856 den Russen die Donaumündungen zu entreißen. Wäre dies nicht möglich gewesen, hätte Rußland gesiegt, so wäre auch Ungarn jetzt schon vielleicht eine russische Provinz geworden, denn Ungarn ist ganz von Slaven umringt und sonderlich im Norden Ungarns sitzen die Ruthenen, die den Russen viel näher verwandt sind, als alle andern Slaven. In jenem russischen Kriege, der mit dem Pariser Frieden endete, wurde die österreichische Politik noch auf eine Weise gehandhabt, die den alten Traditionen des deutschen Kaiserreichs entsprach und in welcher Oesterreich die Pflicht seiner Selbsterhaltung wahrnahm und mit Verstand ausübte. In der unvergleichlich herrlichen Stellung in Siebenbürgen vermochte die österreichische Armee unter Coronini durch ihre bloße Anwesenheit, ohne einen Schuß zu thun, die Russen zum Rückzug über den Pruth zu zwingen. Sie vermochte es, weil sie in dieser festen Stellung die russische Operationslinie flankirte und jeden Augenblick unterbrechen, den Russen den Rückzug abschneiden konnte. Nur durch diese Haltung Oesterreichs, keineswegs durch den Verlust von Sebastopol, wurde Rußland gezwungen, der Eroberung der Türkei zu entsagen. Hier und nirgend anderswo ist der starke Riegel, der Rußland vorgeschoben werden kann, wenn es seine Heere wieder an die untere Donau schicken will. Und diesen Riegel schiebt der Minister, dem gegenwärtig die Geschicke Oesterreichs anvertraut sind, in seinem Umlaufsschreiben ganz gemüthlich auf, ladet die Russen ein, sich nicht mehr zu geniren und nur gefälligst hereinzukommen, und fordert die andern Mächte auf, gleichfalls die Verträge von 1856 zu annulliren und die Beschränkungen, die man Rußland damals auferlegt hat, aufzuheben.

Die Zeitungen selbst in Wien haben den Kopf dazu geschüttelt. Man will darin den Preis finden, um den Oesterreich eine Allianz mit Rußland erkaufen könnte. Aber diese Allianz würde nur dem slavischen Alliirten zu Gute kommen. Oesterreich hat ohne alle Noth im Frieden von Villafranca die Lombardei preisgegeben, die es, da ihm Preußen bereits seinen Beistand darbot, leicht hätte zurückerhalten können. Eben so leichtsinnig warf es Venetien und das unschätzbare Festungsviereck hin, um damit eine Hülfe zu erkaufen, die ihm Frankreich doch nicht gewährte. Soll es nun jetzt auch seinen Einfluß im Donaugebiet und im Orient den Russen preisgeben? Dann wird es Ungarn, Gallizien und Böhmen eben so unwiederbringlich verlieren, wie es die Lombardei und Venetien verloren hat. Denn den russischen Coloß wird Herr v. Beust nicht mehr auf die Seite schieben können, wenn er ihm einmal das Donaugebiet eingeräumt hat.

**Berichtigung.**

In Nr. 22 auf der letzten Spalte Zeile 6 von unten lies 1806 statt 1866.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 25. 27. März 1867.


## Kirchengeschichte.

1) Les Moines d'Occident, depuis S. Benoit jusqu'à S. Bernard. Par le comte de Montalembert. Tome troisième. Paris, J. Lecoffre, 1866.

2) Die Mönche des Abendlandes vom heil. Benedict bis zum heil. Bernhard. Vom Grafen von Montalembert. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von P. Karl Brandes, Benedictiner in Einsiedeln. Dritter Band, Regensburg, Manz, 1866.

Das vortreffliche Werk des berühmten Grafen ist auch in seinem dritten hier vorliegenden Theile sehr lesenswerth. Derselbe umfaßt die Geschichte des Mönchthums in Irland, Schottland und England nach der Zeitfolge, jedoch nur die interessanten Anfänge, die erste Bekehrungszeit.

Bekanntlich ist Graf Montalembert ein großer Freund und Verehrer der Engländer, die er, soweit es sich nur von Laienangelegenheiten handelt, über alle andern Völker stellt, von denen er aber noch große Erwartungen für die Kirche hegt. In der Einleitung entwirft er folgende meisterhafte Charakteristik des englischen Volks. „Freisinnig zugleich und unduldsam, gläubig und unmenschlich, für Ordnung und Sicherheit ebensowohl als für Thätigkeit und geräuschvolles Auftreten begeistert, verbindet es mit abergläubischer Verehrung für den Buchstaben des Gesetzes die unbeschränkteste persönliche Unabhängigkeit im Leben. Wie kein anderes in allen Künsten des Friedens bewandert und nichts destoweniger unüberwindlich im Kriege, manchmal für ihn bis zu ungezügelter Leidenschaft eingenommen; allzu oft der Begeisterung bar, doch unzugänglich der Verzagtheit, hat es von Entmuthigung oder Verweichlichung nicht einmal einen Begriff. Heute mißt es alles mit der Elle seiner Profite und seiner Launen, morgen kann es sich für eine Idee oder einen uneigennützigen Gedanken begeistern. Beweglich wie nur irgend eines in seinen Zuneigungen und in seinen Urtheilen, dabei aber fast immer zu rechter Zeit wieder besonnen, ist es zugleich mit einer raschen Initiative, die nichts befremden kann, und mit einer Beharrlichkeit, die nichts niederschlägt, begabt. Begierig nach Eroberungen und Entdeckungen, irrt und rennt es bis an die äußersten Enden der Erde, dann kehrt es wieder, mehr als je von Liebe zum häuslichen Herde beseelt, mehr als je bestrebt, ihn in seiner Würde und Dauer eifersüchtig zu hüten, zur Heimath zurück. Unerbittlicher Feind jeden Zwanges, ist es der freiwillige Sclave der Ueberlieferung und frei gewollter Zucht, oder auch erblich überlieferter Vorurtheile. Kein Volk ist so oft der Eroberung erlegen, keines hat seine Eroberer so völlig in sich aufgelöst und umgebildet. Keines hat die katholische Kirche mit einer so blutigen Hartnäckigkeit verfolgt; noch heute ist ihr keines anscheinend so feindselig, und doch hat kein einziges dieselbe so nöthig und auch sie bedarf seiner wie keines andern Volkes; kein anderes war für sie ein so schwerer Verlust; kein anderes endlich hat unseren geächteten Bischöfen, unseren Priestern und Ordensmännern eine edelmüthigere Gastfreundschaft gewährt. Von den Stürmen unserer Tage unberührt, blieb das Inselland die unentweihte Zufluchtsstätte für unsere verbannten Väter und unsere Fürsten ebensowohl, als für unsere bittersten Feinde. Weder die manchmal rohe Selbstsucht dieser Insulaner noch ihre oft genug cynische Gleichgültigkeit gegen die Schmerzen und die Knechtung anderer dürfen uns verleiten, zu vergessen, daß dort mehr als irgendwo der Mann sich selbst gehört, sein eigener Herr ist. Der natürliche Adel unseres Wesens hat sich dort am schönsten entfaltet. Dort hat der hochherzige Unabhängigkeitsdrang

im Bunde mit Corporationsgeist und der herkömmlichen Uebung der Selbstbeherrschung jene Wunder beharrlicher Thatkraft, ungedämpften Muthes, ausdauernden Heldensinnes hervorgebracht, welche die Meere und die Klimate, Zeit und Raum, die Natur und die Tyrannei der Menschen besiegt haben, und die ein steter Gegenstand des Begehrens aller andern Völker und des begeisterten Stolzes der Engländer sind."

Der Süden Englands war von den Römern erobert worden, und als sich das Christenthum durch das ganze römische Reich verbreitete, kam es auch nach Britannien, wurde aber hier am Ende des 5. Jahrhunderts durch die angelsächsischen Eroberer, die noch Heiden waren, aufs grausamste ausgerottet. Die Priester, die sich retteten, flüchteten nach Wales und Irland hinüber. Dorthin waren die Römer noch nie gekommen und das Volk war noch heidnisch, jedoch nicht so hartherzig und unzugänglich wie das sächsische. Die keltischen Iren nahmen von den zu ihnen geflüchteten keltischen Briten das Christenthum an und zeigten dafür bald großen Eifer. Ebenso die Bretagner auf der gegenüberliegenden französischen Küste. Hier in den christlichen Klöstern erhielt sich auf eine sehr merkwürdige Weise eine Kultur, wie sie sonst nirgends im Norden gefunden wurde.

Daher fühlten sich diese keltischen Mönche auch berufen, nicht nur unter den noch heidnischen Kelten, sondern auch unter den heidnischen Germanen als Apostel aufzutreten. „Was übrigens allen heiligen Mönchen keltischer Abkunft ein ganz besonders gleichmäßiges, leicht erkennbares Gepräge gibt, ist ihre ungezähmte Reiselust nach fremden fernen Gegenden; dies ist einer von den Zügen, in denen die heutigen Engländer ihnen am meisten ähnlich sind. In jener fernen Zeit, unter Barbaren-Einfällen und der Auflösung der römischen Welt in ihre Theile, das heißt im Angesichte von Schwierigkeiten, von denen gar nichts im modernen Europa auch nur annähernd einen Begriff zu geben vermöchte, sieht man sie in unermeßliche Fernen ziehen, und kaum von einer mühevollen Pilgerfahrt wieder heimgekehrt, dieselbe wiederholen oder eine neue nach einer andern Richtung hin unternehmen. Die Reise nach Rom und selbst nach Jerusalem, die sich in den Legenden fast aller cambrischen oder irischen Heiligen wiederfindet, scheint für sie nur wie Kinderspiel gewesen zu seyn. Der heil. Kentigern ging siebenmal hintereinander nach Rom."

Die einzelnen Legenden jener altkeltischen Heiligen haben einen eigenen romantischen Reiz. So die vom heil. Cadoc in Wales. Ein kühner Krieger Guen-Liou raubte die schöne Tochter eines Häuptlings. „Der Vater mit seinen Vasallen und Verbündeten eilte zur Befreiung seiner Tochter ihren Räubern nach und bald hatte er Guen-Liou eingeholt, der, die Prinzessin auf seinem Pferde haltend, voll Rücksicht auf sie nur Schritt reiten wollte. Das Treffen fiel nicht günstig für ihn aus; zweihundert der Seinen wurden in demselben getödtet, doch er selbst entkam mit seiner schönen Beute, die er später vor den Blicken des Königs Arthur zu hüten hatte. Dieser König spielt bei weitem nicht in allen klösterlichen Legenden die ritterliche, uneigennützige Rolle, wie sie ihm später in den nationalen und den europäischen Sagenkreisen, deren Held er ist, beigelegt worden." Guen-Liou bekam von der Entführten einen Sohn und in derselben Nacht kam ein Mönch zu ihm, dem seine Leute seine einzige Kuh geraubt hatten, und bat, ihm dieselbe zurückzugeben. Guen-Liou that es und ließ den neugebornen Knaben durch jenen Mönch taufen. Dieser nannte ihn Cadoc, durfte ihn erziehen und machte aus ihm einen so großen Heiligen, daß auch seine Eltern noch im Alter sich bekehrten und Buße thaten.

Da England von unbändigen Germanenstämmen überschwemmt war, die der Bekehrung trotzten, und in Schottland noch ächte tätovirte Wilde, die man sogar für Cannibalen hielt, heimisch waren, concentrirte sich das kirchliche Leben in Irland und gedieh hier, seit dem berühmten heil. Patricius aufs herrlichste. Die größten Apostel, die von hier ausgingen, waren Columba, der Apostel Schottlands, und Columbanus, der berühmte Apostel Deutschlands. Wir haben es hier nur mit dem ersteren zu thun. Durch seinen unermüdeten Eifer gelang es dem heil. Columba, die wilden Schotten zu zähmen und zu bekehren. Die Schotten einigten sich zum erstenmal unter einem König. „Der National-Ueberlieferung der Schotten zufolge, ward der neue König Aidan von Columba auf einem großen Steine gesalbt, der den Namen Schicksalsstein erhalten hat. Dieser Stein ward darauf nach dem Schlosse Dunstaffnage gebracht, dessen Trümmer in Argyle am Meeresufer, Jona gegenüber, noch zu sehen sind; dann kam er nach dem Kloster Scone bei Edimburg und endlich, durch den grausamen Eroberer Schottlands, Eduard I., nach Westminster, wo noch jetzt der Thron der Könige von England am Tage ihrer Weihe darauf gestellt wird. Dieser feierliche Weiheakt Aidans zur Königswürde bezeichnet den eigentlichen historischen Anfang des schottischen Königthums, das bis dahin mehr oder minder von Fabeln umhüllt erscheint. Aidan war der erste Fürst der Scoten, der vom Range eines Territorial-Häuptlings zum gänzlich unabhängigen König, zum Haupte einer Dynastie wurde, deren Sprößlinge dereinst über die drei britannischen Königreiche herrschen sollten."

In einer sehr eigenthümlichen Weise fügte sich das christliche Mönchthum in die volksthümliche Clanseintheilung der alten Schotten und Iren ein. „Der Familien- oder richtiger gesagt, der Clansgeist, der in Irland überhaupt so mächtig und einflußreich ist, so scharf hervortretend bei Columba, war im Klosterwesen der keltischen Völker völlig überwiegend. Nicht eigentlich Erblichkeit war es, da die Ehe im Regularklerus ganz ohne Beispiel ist; aber es ward bei der Wahl der Aebte eben so strenge auf Abstammung und Blutsverwandtschaft gesehen, als dies bei den Fürsten oder Kriegshäuptlingen der Fall war. Der Neffe oder der Vetter des Gründers oder des Obern eines Klosters, schien für die Nachfolge der natürlich bezeichnete Candidat, und es gehörten schon ganz besondere Gründe dazu, wenn ein Solcher übergangen wurde. So sehen wir denn auch, daß die eilf ersten Aebte von Jona nach Columba, mit Ausnahme eines Einzigen, vom gleichen Stamme wie er, aus dem Geschlechte der Tyr-Connell waren, und Alle vom gleichen Sohne Nialls von den neun Geißeln, dem berühmten Monarchen von ganz Irland, herstammten. So wurde jedes größere Kloster zum Mittelpunkte oder zur Versorgungsanstalt einer Familie, oder richtiger gesagt, eines Clans, und diente sowohl als Schule als auch zur Zufluchtsstätte der ganzen Verwandtschaft des Gründers. Später entwickelt sich sogar neben seiner geistlichen Nachkommenschaft, eine Art erblicher Laien-Nachfolge, im Besitze der meisten Kloster-Domänen. Diese beiden gleichzeitigen, aber unterschiedenen Nachkommenschaften der vorzüglichsten Klosterstifter, sind in den historischen Namensregistern Irlands bezeichnet als ecclesiastica progenies und als plebilis progenies. Vom neunten Jahrhundert an neigte die geistliche Nachkommenschaft, in Folge der Lockerung der Disciplin, des Zudranges verheiratheter Kleriker und des gesteigerten Werthes des Grundbesitzes, immer mehr zur Confundirung mit der natürlichen und erblichen Descendenz, und man sah damals eine Menge von Aebten, bloße Laien und erblich, eben so stolz darauf die Seitenverwandten eines heiligen Klostergründers zu seyn, als sie froh sind im Genusse der ausgedehnten Herrschaften, die seit der Stiftung nach und nach so vergrößert worden waren. Dieser verderbliche Mißbrauch fand sich auch in Frankreich und in Deutschland, war hier aber weit weniger eingewurzelt, als in Irland, wo er zur Zeit des heil. Bernhard noch bestand, und in Schottland, wo er bis in die Reformationszeit hinein dauerte.“

Trotz alledem blühten in Irland in den Klöstern Wissenschaft und Literatur, wie damals nirgend sonst wo im Abendlande. „Irland galt damals im ganzen christlichen Europa als der hauptsächlichste Lebensherd der Wissenschaft und der Frömmigkeit. Unter dem Schutze seiner zahllosen Klöster bildete sich eine Menge von Glaubensboten, von Lehrern und Predigern für den Dienst der Kirche und die Verbreitung des Glaubens in allen christlichen Ländern. Man nimmt hier eine große beständige Entfaltung gründlicher, literarischer und theologischer Studien wahr, die alles übertrifft, was sich derartiges in was immer für einem europäischen Lande damals vorfand. Sogar einzelne Künste, wie die Baukunst, die Metallarbeiten in Anwendung auf den heiligen Dienst, wurden daselbst mit Erfolg geübt, und selbstverständlich auch die Musik, welche bei Gelehrten wie im Volke fortwährend Pflege fand. Die classischen Sprachen, nicht nur die lateinische, sondern auch ganz und gar insbesondere die griechische Sprache, wurden dort gepflegt, gesprochen, geschrieben, und zwar mit einem ans Pedantische streifenden Eifer, der uns wenigstens ein Beweis ist von der Hingebung, mit der diese begeisterten Seelen der intellectuellen Thätigkeit zugewendet waren. Die Sucht des Griechischen ging sogar soweit, daß das Latein der liturgischen Bücher mit griechischen Buchstaben geschrieben wurde. Uebrigens war in Irland noch mehr, als überall sonst, jedes Kloster eine Schule und jede Schule ein Scriptorium, ein Schreibzimmer, aus welchem täglich neue Exemplare des Textes der heiligen Schriften und der Werke der Väter der Urzeit der Kirche hervorgingen, die dann in ganz Europa verbreitet wurden und die man heute noch in allen bedeutenden Bibliotheken des Continents findet.“

Das Werk geht nun zu England über. Die schrecklichen Angelsachsen erhielten ihren ersten Apostel erst im Jahr 597 und zwar aus Rom. Die Art, wie ihre Bekehrung begann, ist von hohem Reize. Damals herrschte noch überall in Europa die Sclaverei. Ein Paar Knaben vom Volke der Angeln wurden zufällig auf den Sclavenmarkt in Rom gebracht, als der heil. Gregor, nachher der Große genannt, bei ihnen vorüberging nnd gefesselt von ihrer wunderbaren Schönheit vor ihnen stehen blieb und nach ihrer Heimath fragte. „Die Verkäufer antworteten ihm, daß sie von der Insel Britannien seyen, wo alle die gleiche Hautfarbe hätten, und daß sie Heiden wären. Mit einem tiefen Seufzer rief nun Gregor aus: ‚O weh! daß so schöne, leuchtende Gesichter in der Gewalt des Vaters der Finsterniß sind! Daß die Lieblichkeit, die Grazie dieser Stirnen, nur gnadenlose Seelen wiederspiegeln kann! Aber von welcher Nation sind sie denn?‘

— ‚Sie sind Anglen.' — ‚Wahrlich! sie sind gut genannt, denn diese Anglen haben Engelsgesichter und sie müssen Brüder der Engel im Himmel werden.'" Der heil. Gregor nahm die Knaben zu sich und beschloß, selbst nach England zu gehen, um das schöne Volk zu bekehren. Das Kloster in Rom, wo die jungen Angeln zuerst wohnten, steht heute noch und gehört den Kamaldulensern. „Welcher Engländer, der dieses Namens werth ist, könnte, wenn sein Blick vom Palatin zum Colosseum hinüberschweift, ohne innere Bewegung und ohne Gewissensbisse dies Stück Erde betrachten, von wo aus er den Glauben und den Christennamen, die Bibel, auf die er so stolz thut und sogar die Kirche, deren Schattenbild er noch hat, bekommen? Dort sieht er die Stätte vor sich, wo die Sclavenkinder seiner Vorfahren erbarmend aufgenommen und gerettet worden sind; auf jenen Steinen haben diejenigen gekniet, durch die seine Heimath ein christliches Land geworden."

Der heil. Gregor konnte, weil er Papst wurde, nicht selbst nach England gehen, schickte aber als ersten Missionär den heil. Augustin hin, der die Bekehrung ruhmvoll förderte und erster Abt von Canterbury wurde, der Ort aber, wo er zuerst landete, war Ramsgate. „Es hat etwas Erfreuliches, sagen zu können, daß in eben dieser Stadt Ramsgate, an dem gleichen Strande, wo einst Abt Augustin landete, die Söhne des heil. Benedict nach Ablauf von dreizehn Jahrhunderten, ein neues Ordenshaus, neben einer dem heil. Augustin geweihten, vom berühmten katholischen Architekten Pugin errichteten Kirche, haben erbauen können." Die christliche Kirche hatte nach Augustins Wirken noch schwere Kämpfe in England zu bestehen. Der vorliegende Band führt aber die Geschichte derselben nur bis in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts.

Wir geben noch folgende interessante Notiz über die s. g. Culdeer. „Im Nordanglischen, im northumbrischen Dialekte, soll das Wort celd oder keld das Speien eines Gießbaches, das gewaltige Hervorbrechen eines solchen, bedeuten; die Mönche auf Jona, neben dem dortigen merkwürdigen Springquell, in Sponting cave, könnten dann davon den Namen Celdei oder Keldei erhalten haben, meint Bouterwek. Bouterwek, Ceadmons des Angelsachsen biblische Dichtungen, I. B. Literarhistorische Einleitung S. XXVII und S. XL. Diese Ableitung taugt schon darum nichts, weil es nicht die Mönche von Jona sind, die Culdeer genannt wurden, sondern Personen, Laien oder Weltgeistliche, die irgend einem Kloster affiliirt waren. Die Ableitung von Ceile De (Diener Gottes) oder von Colidei, Culdei, aus Cultores Dei zusammengezogen, ist jedenfalls viel plausibler. So steht der Name des Instituts auch am besten mit dem Wesen desselben im Zusammenhang; denn die Culdeer sind augenscheinlich eine Art von drittem Orden, wie ein solcher zu allen Zeiten im Ordenswesen, den großen Orden zur Seite geht; er besteht aus Weltleuten, denen sich einzeln auch Weltgeistliche anschließen, die sich dann alle insgesammt, obwohl in ihren Verhältnissen in der Welt bleibend, in Bezug auf das Streben nach christlicher Vervollkommnung unter den Gehorsam eines wirklichen Ordensobern stellen, und sich zu gewissen asketischen Uebungen und Gebetsverrichtungen verpflichten. Dieser Art waren auch die Culdeer. Die gelehrten Anglikaner der letzten Jahrhunderte wußten dies nicht mehr, weil ihre Kirche mit der Tradition der katholischen Kirche gebrochen hat, und haben deshalb über dies Institut des Mönchthums viel abenteuerliche Dinge gesagt. Jetzt werden sie durch gründlicheres, unbefangeneres Studium wieder darauf geführt und merkwürdigerweise sogleich auch in der Wirklichkeit des Lebens. Bekannt ist der Versuch des anglikanischen Diakons, ‚Bruder Ignatius,' den Benedictiner-Orden in der anglikanischen Kirche einzuführen. Da derselbe nämlich, um den erstorbenen Geist in ihr neu anzufachen, in ihr selbst die Mittel nicht findet, greift er in die Vergangenheit der Kirche in England zurück und will nun mittelst des Benedictiner-Ordens die geistige Lebenserneuerung bewirken. In aufrichtigem Streben, aber ohne den festen Ankergrund der katholischen Kirche, und auch, wie es scheint, ohne den Geist jener weisen Unterscheidung, die der heil. Gregor der Große so hoch an der Regel des heil. Benedict rühmt, hat derselbe in Norwich seit Jahren mit einem ersten Ordenshause begonnen und zugleich auch den zweiten Orden, den für Frauen, und den dritten, den Orden für Weltleute eingerichtet."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 26. 30. März 1867.

## Kirchensache.

Die evangelische und katholische Kirche der neu einverleibten Länder in ihren Beziehungen zur preußischen Landeskirche und zum Staate. Von Dr. Emil Friedberg, Prof. der Rechte an der Universität Halle. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1867.

Die Frage, die hier mit Verstand erörtert wird, ist von nicht geringer Wichtigkeit. Preußen war ohnehin schon mit Kirchen und Nebenkirchen gesegnet, jetzt kommen noch die annectirten Landeskirchen hinzu. Sollte man da nicht nach einer größeren Einheit wenigstens der evangelischen Kirchen und nach Ausgleichung ihrer Differenzen streben? Gewiß ein nahe liegender Wunsch. Doch glaubt der Verfasser mit Recht, daß es durch Octroyirung nicht geschehen dürfe. „Denn wer wüßte nicht, wie leicht kirchliche Fragen zu politischer Agitation ausgenutzt werden können, wer sähe nicht ein, wie die in den neuen Provinzen noch mehr oder weniger herrschende Abneigung gegen die staatliche Einigung mit Preußen, durch Erregung kirchlicher Antipathieen und confessionellen Haders zu einem unheilbaren Risse erweitert werden kann? Wir wollen nicht Anstand nehmen, uns als warmen Anhänger und wahren Freund der Union zu bekennen. Nicht was die Confessionen trennt, sondern was sie bindet und vereint, scheint uns das Wesentliche und ins Gewicht Fallende zu seyn. Wir würden es mit inniger Freude begrüßen, wenn die Union überall den einseitigen Confessionalismus absorbirte, aber wir würden im höchsten Maaße mißbilligen, falls der Staat oder eine staatliche Behörde sich diese Aufgabe stellte. Nur durch selbsteigene That der Kirche, nur durch kirchliche Selbstbestimmung kann die Union eingeführt werden. Es wird erst der Errichtung synodaler Ordnungen bedürfen, ehe überhaupt davon die Rede seyn kann."

Der König hat den richtigen Weg eingeschlagen, indem er in einem Erlaß vom 8. December 1866 an das hannöver'sche Oberconsistorium sich äußert: „‚Meine neuen Unterthanen dürfen . . . vertrauen, heißt es hier, daß sie unter meinem Scepter ruhig und in Frieden ihres Glaubens und Bekenntnisses leben werden, und daß Ich die Ordnungen, welche erst vor wenigen Jahren als die Frucht schwerer Kämpfe, für die evangelisch-lutherische Kirche in dem vormaligen Königreich Hannover aufgerichtet worden sind, anerkennen und ehren und für ihre weitere Durchführung sorgen werde. Ich spreche dieses um so offener und um so lieber aus, je tiefer Ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß das Verlangen nach wachsender Einigung aller Theile und Glieder der evangelischen Kirche, welches ich, wie meine in Gott ruhenden Vorfahren unwandelbar im Herzen trage, sich um so freudiger entfalten und die rechten Wege und Formen zu finden wissen werde, je freier und unbeirrter die Herzen seyn werden, das Gemeinsame in Liebe zu suchen und zu pflegen.'"

Es hat gleichwohl an sehr verschiedenen Meinungsäußerungen nicht gefehlt, die in der Presse laut geworden sind. Die einen wünschen die Vereinigung. „Aber wie soll diese Vereinigung sich gestalten? Soll sie wie bisher sich beschränken auf die gemeinsame Beschickung der Eisenacher Conferenz, die Theilnahme an evangelischen Kirchentagen, die Bethätigung an gemeinsamer Missionsarbeit, die Förderung des Gustav-Adolph-Vereines; soll sie einen strengeren, juristischen Charakter annehmen?

Aus politischen Gründen ist das Erstere empfohlen, das Letztere als höchst bedenklich hingestellt worden.

Die einzelnen Landeskirchen, so deducirt diese Theorie,

sind die Hauptträger des Partikularismus, dieser dem deutschen Volke trotz aller phrasenhaften Einigkeitsbestrebungen, so fest anhaftenden Eigenthümlichkeit. Die Erfolge des letzten Jahres haben einen Theil der kleineren Staaten vernichtet, ihre Einverleibung zu Wege gebracht, und so die Art und den auf das Besondere gerichteten Sinn der neuen Unterthanen bedenklich gekränkt. Lasse man ihnen jetzt wenigstens die Partikularkirchen als letztes Ziel ihrer dem Gesammt-Staate so ja völlig unschädlichen Sonderbestrebungen, und begnüge man sich mit den wenn auch unbestimmten so doch segensreichen Aeußerungen, welche das gemeinsame evangelische Bewußtseyn der deutschen protestantischen Landeskirchen bisher gefunden hat.

Umgekehrt, rufen die Anderen aus. Grade weil die einzelnen Landeskirchen das Gerippe sind, an dem ein kranker Partikularismus sich noch Jahre lang erhalten und kräftigen kann, grade weil sie die politische Spaltung Deutschlands auch zum kirchlichen Prinzip erhoben haben, grade deswegen müssen sie beseitigt werden. Preußen kann nie hoffen, die neuen Provinzen innig und fertig mit sich zu verbinden, so lange diese in ihren Landeskirchen etwas Abgesondertes, an die alten unwiderruflich verlorenen Zustände nur zu sehr Erinnerndes besitzen."

Man hat vorgeschlagen, „die Territorialkirchen zu beseitigen. Kirchenprovinzen, auf gemeinsamen provinziellen Kirchenthum ruhend, mögen an ihre Stelle treten! Damit scheint von selbst schon auf die Lösung hingewiesen, daß der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin das oberste Regiment auch über die neuen Landeskirchen übernehme, in jener milden, die confessionellen Verhältnisse schonenden Weise, wie er es über die alten preußischen Provinzen seit nunmehr fast zwanzig Jahren geführt hat. So wäre ja eine einheitliche Leitung gegeben, und durch die Aufrechterhaltung der confessionellen landeskirchlichen Behörden würde auch den Verheißungen des Königs in der oben angeführten Ordre Genüge geleistet werden. In der That ist auch von vielen Seiten diese Lösung als juristisch nothwendig und politisch zweckmäßig gefordert worden. Beides aber glauben wir bestreiten zu müssen."

Hier nur ein Beispiel: „In Hannover sind die Consistorien nach der Verordnung vom 5. Februar 1851 unter dem Cultusministerium die obersten Behörden für das Volksschulwesen, sie handhaben die Ehegerichtsbarkeit mit bürgerlichen Wirkungen. Würden sie plötzlich des staatlichen Einflusses entledigt, so würde die Volksschule ein rein kirchliches Institut, und da die Aemter den Consistorien gemäß §. 26 der Amtsordnung vom 16. September 1852 in Volksschulsachen untergeben sind, der Staat der Kirche unterworfen; es wäre die Ehe auf einen Wurf zum Sakramente erklärt, und eine Lehre in die evangelische Kirche eingeführt, die nicht allein ihren eigenen Grundsätzen gradezu widerspricht, sondern auch wesentliche Rechte des Staates und seiner Unterthanen preisgibt. Und in Schleswig-Holstein-Lauenburg ist die Vermischung geistlicher und weltlicher Attributionen bei den kirchlichen Behörden, wie wir oben gezeigt haben, noch viel bedeutender. Wir wissen nun zwar wohl, daß diese Verhältnisse reformirt werden müssen, halten aber bis zu dem Augenblicke, wo das geschehen ist, eine Loslösung der Kirche vom Staate auch nur in dem in Preußen gewährten Maaße für unmöglich. Wir möchten auch darauf hinweisen, daß dieser — wir können es wohl so nennen — kirchliche Läuterungsprozeß, dieses Ausscheiden der fremdartigen staatlichen Elemente aus der Kirche nicht von oben, mit der höchsten Behörde beginnen darf, und nicht mit einem Federstrich hergestellt werden kann."

„Selbst die unirten neuen Provinzen sind von Mißtrauen gegen die oberste preußische Kirchenbehörde erfüllt. Wer mit der inneren preußischen Kirchengeschichte der letzten zwanzig Jahre vertraut ist, weiß, daß dies mit Unrecht geschieht, kennt die schwere Arbeit, die der Evangelische Oberkirchenrath allen confessionellen Anfeindungen zum Trotz getreulich vollführt hat, ist sich bewußt, daß der Bestand der preußischen Union seiner Festigkeit zugeschrieben werden muß. Aber Entfernte oder Fremde können die Verhältnisse nicht überschauen, und wenn Eingeweihte ihnen die Wahrheit verkündeten, so würden sie einfach nicht glauben, und nicht mit Freudigkeit, sondern mit Widerwillen, äußerem Zwange Folge leisten und sich dem Oberkirchenrathe unterwerfen."

Weiter bekämpft der Verfasser den Vorschlag, die Union ganz aufzuheben und die oberste Kirchenleitung 2 oder 3 Coordinirten confessionellen Behörden zu übertragen (S. 47) und ebenso den Vorschlag, aus allen Provinzen eine constituirende Synode zu berufen (S. 53). „Wer wollte leugnen, daß die Generalsynoden, wo so verschiedene, sich so schroff gegenüberstehende kirchliche Parteien eilen werden, die Majorität zu erringen, wo eine kirchliche Richtung die andere als ungerechtfertigt zu erdrücken streben wird — und in diesen Gegensätzen bewegt sich unsere Zeit — solcher Möglichkeit nur zu sehr ausgesetzt ist?"

Das Endergebniß ist nun: „Wir meinen, daß der status quo fürs Erste möglich gewahrt bleiben müsse. In Hannover sind die Competenzen des Oberconsistoriums und des Ministers der Geistlichen Angelegenheiten genau

geregelt: der Preußische Kultusminister wird in die Fußtapfen seines Hannöverischen Vorgängers zu treten haben und ebenso in Hessen und den anderen Provinzen. Man wende uns nicht ein, daß dies der im Artikel 15 der Verfassungsurkunde verheißenen Selbständigkeit der Kirche widerspreche. Ist doch dieser Artikel auch für die altpreußischen Lande faktisch außer Kraft getreten, bis die Verfassung der evangelischen Kirche sich gestaltet habe. Die Kirchen der neuen Provinzen mit ihrer ebenfalls noch unfertigen Organisation, mit ihrer noch größeren Vermischung der staatlichen und kirchlichen Elemente besitzen kein Recht, anders behandelt zu werden. Wir vermögen auch die Gefahren, die von einer solchen provisorischen Unterstellung der neuen Kirchen unter den preußischen Kultusminister befürchtet worden sind, nicht einzusehen. Wir finden, daß durch solche einheitliche Leitung allen etwa auftauchenden gegen den Staatsbestand gerichteten partikularen Bestrebungen die Spitze abgebrochen ist, daß jene Kirchen eine ungewohnte Herrschaft des Staates damit nicht erfahren, daß von dem geschulten, erprobten, an ein Ineinandergreifen der verschiedenen Räder gewohnten Ministerialmechanismus eine bessere Verwaltung zu erwarten steht, als von einer etwa neu zu schaffenden, der Verwaltung unkundigen kirchlichen Oberbehörde, deren Ressortbegrenzung den staatlichen Befugnissen gegenüber eine schwierige, ja zur Zeit fast unmögliche und doch nur provisorische Auseinandersetzung erfordern, und welcher endlich ein confessioneller Makel immer ankleben oder doch wenigstens zugeschrieben werden würde, der bei dem staatlichen Kultusminister nicht in Betracht kommt."

Das alles ist sehr vernünftig geurtheilt. Wenn irgend wo, so ist im vorliegenden Falle dem Bestand der Dinge und Personen, den nun einmal vorhandenen Sonderheiten, Einseitigkeiten, selbst Vorurtheilen Rechnung zu tragen, wenn man nicht durch Beunruhigung und Erbitzung der Gemüther das Uebel noch ärger machen will. Es läßt sich hier nicht mit einemmale helfen. Das Uebel ist langsam gewachsen und kann auch nur langsam durch allmälige Reaktion der gesunden Natur geheilt werden. Es ist dasselbe Uebel auf kirchlichem Boden, was der Partikularismus auf dem staatlichen. Wenn allmälig in der deutschen Nation der Vortheil der staatlichen Einheit erkannt seyn wird, so werden sich im Verlaufe der Zeit die Gemüther auch mehr von den gehäßigen Trennungen in den Kirchengebieten, von jenen moralischen Mauthen abwenden, die im Grunde so unnatürlich und schädlich sind wie die, welche vor Gründung des Zollvereins durch das ganze Gebiet der deutschen Kleinstaaterei gezogen waren.

Wie sind denn überhaupt die vielerlei Kirchen entstanden? Luther hatte nur eine innere Reform der gesammten Kirche im Sinne, keine Kirchentrennung. Das Abreißen neuer Kirchen von der alten Kirche war lediglich Sache der Fürsten, die sich ihre kleinen Landeskirchen abrunden wollten, um in ihren Territorien mit despotischer Gewalt geistlich und weltlich zu herrschen. Nicht nur der Raub des reichen Kirchenguts, sondern auch und noch vielmehr der Raub der kirchlichen Autorität, die sie an sich rissen, gab ihrer angemaßten Souveränetät erst den rechten Nerv. Wenn die alte Kirche allein Schuld gewesen wäre, so hätten die von ihr ausgehenden Mißbräuche überall gleichförmig abbestellt werden können und wenn es nicht möglich war, dies innerhalb des gesammten Kirchengebiets zu thun und eine Trennung unumgänglich wurde, so hätte doch wenigstens die neue Kirche sich gleichförmig und einig ausgestalten sollen, wie das Melanchthon so sehnlich wünschte. Aber die Fürsten litten es nicht. Sobald der Kurfürst von Sachsen die Hegemonie im lutherischen Gebiete gewann, wurde sie ihm von den andern eben so souveränetätslüsternen Fürsten des Reichs nicht gegönnt und deshalb der Calvinismus protegirt. Der englische König schneiderte sich ganz aus eigener Weisheit seine neue Staatskirche zu mit höhnischer Verachtung des Lutherthums. Die confessionellen Spaltungen wurden auf den von den Fürsten gegründeten und stets von ihren Kanzlern geleiteten Universitäten von der Politik der verschiedenen Dynastien gepflegt, hervorgerufen, verbittert. Lediglich im dynastischen Interesse, damit der andere Fürst nicht mit Hülfe der religiösen Sympathien im Volke größeres Ansehen und einen Vorrang gewinne. Das wüthende theologische Gezänk zwischen Jena und Wittenberg hatte nur den Familienhaß der beiden sächsischen Linien zum Motive. Ebenso das hündische Gebell von Heidelberg her nur die Eifersucht zwischen der Pfalz und Sachsen. Wollten wir noch näher auf die Geschichte der Höfe und Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert eingehen, so könnten wir ein Gemälde voll der größten Niederträchtigkeiten enthüllen und aus diesem moralischen Sumpfe sind die meisten unserer Landeskirchen hervorgewachsen. Nur die unendliche Gutmüthigkeit und Geduld des Volks und die Frömmigkeit der armen Prediger hat im Einzelnen wieder gut gemacht, was die Höfe gesündigt haben. Die ganze Schuld lag am Partikularismus. Wird nun dieser mehr und mehr beseitigt, so wird auch naturgemäß und ungesucht wie die Kleinstaaterei, so auch das Kleinkirchenthum unpopulär werden und es wird sich, wenn sich die Deutschen einmal als ein großes einiges Volk ins Gesicht sehen und nicht mehr als Krähwinkler über den Zaum hinüber einander ängstlich oder boshaft anschielen, auch ein gegenseitiges Vertrauen und

Einigungsbedürfniß in Glaubenssachen einfinden. Der Deutsche wird ein ganz anderer Mensch werden, wenn er sich erst selbst kennen lernt und die partikularistische Zwangsjacke auszieht. In unserm schönen altdeutschen Heldengedicht von Parcival wird dieser junge Held von seiner Mutter ängstlich gehütet und ist schon herangewachsen, als er noch immer Kinderkleider an hat. Als er aber die enge Sphäre seiner Mama verläßt, vollbringt er Schlag auf Schlag die größten Heldenthaten.

Ueber die katholische Kirche faßt sich der Verfasser am Schlusse der Flugschrift nur kurz, um sich gegen jedwede Convention mit Rom und für die Erledigung der Fragen der Kirchenfreiheit durch ein Staatsgesetz zu erklären. Wir enthalten uns diese Sätze, die von keinen nähern Erörterungen begleitet sind, hier nur beiläufig zu begutachten. Wir werden noch Gelegenheit bekommen, sie ins Auge zu fassen.

Die Katholiken scheinen über ihr Verhalten zur deutschen Frage dermalen noch nicht ganz einig zu seyn. Hier äußert man sich sehr zufrieden über die Haltung, welche die preußische Regierung seit dreißig Jahren gegenüber der Kirche beobachtet hat. Dort hört man Besorgnisse vor einer drohenden Uebermacht des Protestantismus. Der echte deutsche Katholik müßte, wie der selige Görres, wenn er noch lebte, gewiß thun würde, das Einigungswerk der Deutschen freudig begrüßen. Er müßte sich erinnern, daß der Einheit des deutschen Reichs, wie sie vor tausend Jahren unter Karl dem Großen zu Stande kam, die Einheit der Kirche vorhergegangen ist und daß beide, Reich und Kirche, durch denselben Feind, einzig durch den Partikularismus der kleinen Landeshoheiten und Staatskirchen, zertrümmert worden sind. Die Weltgeschichte braucht halbe Jahrtausende, um die Dinge zu wenden, dann aber hindert auch nichts mehr die Neugestaltung. Von jedem Extrem der Unnatur kehrt nach unabänderlichem Gesetz die Menschheit wieder zum Natürlichen zurück. Der Partikularismus innerhalb einer der größten und begabtesten Nationen des Erdreichs war eine Unnatur. Wir werden sie vollends überwinden. Wen aber die Weltgeschichte darauf anweist, den Werth der großen Einheit zu erkennen, sollte nicht mit den Mitteln des Seelenhirten kleinstaatlichen Zwecken dienen wollen.

---

## Flugschrift.

**Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund. Betrachtungen eines Süddeutschen im Spätherbst 1866. Nördlingen, Beck, 1867.**

Unter den vielen neuen Flugschriften, welche die deutsche Frage besprechen, eine der vernünftigsten. Der ungenannte Verfasser hebt besonders hervor, daß die Liberalen die Sachlage sehr falsch beurtheilen, wenn sie immer wiederholen, Preußen sey ihnen nicht liberal genug. Was der Verfasser weiter hinzufügt zur Entschuldigung der Liberalen, stimmt nicht ganz mit den Thatsachen. Wir halten die Grabow, Gneist, Virchow, Waldeck &c. nicht für solche „Zierden", wie sie hier genannt werden. Wenn sie zu entscheiden gehabt hätten, die nie einen Heller zur Kriegführung bewilligen wollten und die jede gute Absicht der Regierung systematisch mißkannten, würde Preußen auch für die deutsche Sache nicht das Geringste haben thun können.

Von Bayern heißt es hier S. 38: „Preußen hat, wie jetzt constatirt ist, Bayern noch mehrere Tage nach der Schlacht von Königgrätz — ehe die Preußen nur einen Fuß auf bayerisches Gebiet gesetzt hatten — wiederholt den Frieden angeboten! Wo ist da irgend eine Spur von hinterlistiger Ueberraschung! Denjenigen Süddeutschen, welche nach der Schlacht bei Königgrätz für den Frieden mit Preußen sprachen, erwiederte man damals, daß die Regierungen ebenso diesen Frieden wünschten, ihn aber von Preußen nicht zu erlangen vermöchten. Die grausamen, blutdürstigen Preußen wollen eben uns Süddeutsche zu Grunde richten — hieß es. Warum verheimlichte man das preußische Friedensoffert?"

Der Verfasser hat gewiß Recht, wenn er sagt, nichts beweise so sehr, wie fest die Stellung Preußens bereits sey, als die damalige Vorsicht Frankreichs. Zur Beschämung derjenigen Deutschen, die damals auf französische Hülfe hofften, ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. Der Verfasser ist sogar berechtigt zu sagen, Preußen habe den gedachten Staaten einen großen Dienst erwiesen, indem sie jetzt, wenn sie selbst einmal gegen ihren guten Willen von Frankreich bedroht würden, in Preußen einen ausreichenderen Schutz finden würden, als den ihnen Frankreich gegen Preußen bieten kann.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 27. 3. April 1867.


## Biographie.

Abraham a Sancta Klara von Th. G. v. Karajan. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1867.

Ein sehr gründliches literarhistorisches Werk, wir möchten fast sagen allzugründlich, denn förmliche Regesten, Nachweise vom persönlichen Aufenthalt und allen kleinen Privatangelegenheiten des Mannes, dessen Leben beschrieben wird, seine ganze Stammtafel rc. kann doch nur bei welthistorischen Königen und Helden, nicht aber an dem armen Pater Abraham und seiner kleinen Handwerkerverwandtschaft interessiren. Zu Kreenheinstetten bei Mößkirch im alten Hegau geboren, als Sohn des Wirths Megerle, kam Abraham frühe ins Kloster, zeichnete sich durch seinen guten Kopf aus, hielt sich nachher in mehreren Klöstern in Oesterreich auf, kam nach Wien und wurde dort durch seine humoristischen Predigten so berühmt, daß Kaiser Leopold I. ihn zu seinem Hofprediger erhob. In dieser Stellung hat er die Laster der Welt und besonders die damals schon nicht geringe Sittenlosigkeit rechtschaffen mit Ernst und Spott bekämpft, bei der Belagerung Wiens durch die Türken und in schwerer Pestzeit dem Volke Muth und Gottvertrauen gepredigt, und da der Kaiser ihm gern Gehör schenkte, vielen Leidenden geholfen. Im Uebrigen floß sein Leben ruhig dahin.

Der Herausgeber hat mit unendlichem Fleiß aus Abrahams zahlreichen Schriften einzelne Stellen herausgehoben und zusammengestellt, aus denen wir lernen, welchen Umfang ungefähr die Schulbildung und Lectüre des Pater Abraham erreicht hat, welche Bücher er gründlich, oder nur flüchtig gekannt hat, wie weit er seiner Zeit in Aufklärung vorangeschritten, oder noch mit ihr in dickem Aberglauben befangen gewesen sey. Das alles scheinen uns die wichtigen Momente nicht zu seyn, die hervorgehoben werden mußten. Es würde wohl praktischer gewesen seyn, die Werke Abrahams zu einer klaren Uebersicht zu bringen und jedes einzelne nach seinem Zwecke wie nach seiner Form, nach seinem Geist und Witz zu annalysiren, denn nicht der Mensch, sondern der geistvolle Dichter flößt hier Interesse ein.

Indessen enthält die vorliegende Biographie doch in vielen kleinen Auszügen aus Abrahams Werken des Interessanten genug. Ueber den humoristischen Grundzug in diesen Werken läßt Faßmann in seinen Gesprächen aus dem Reiche derer Todten den Vater sich selbst also äußern: „Es haben sich viele bemühet, das Geheimniß zu ergründen, wie es käme, daß alle Leute auch zum öftern die wiederholte Darstellung ihrer Laster von mir hören wollen. Es kam aber blos daher, weil ich nicht allein die Schädlichkeit der Sünden straffete, sondern auch ihre Häßlichkeit verlachete und die Ernsthaftigkeit des straffenden Catonis mit der Freudigkeit des weltverlachenden Democriti zu verknüpffen wußte.“ Man hat indessen über den oft allerdings sehr derben Spässen, die Schiller im Kapuziner des Wallenstein'schen Lagers nachgeahmt hat, den tiefen Ernst und reinen Seelenadel Abrahams zu wenig beachtet. Ihn hat zuerst Jean Paul, später Eichendorf, richtig gewürdigt. Wir hätten daher gewünscht, der Herausgeber hätte auch einige der seelenvollen Stellen, die besonders im Judas, Abrahams größtem Werke, uns öfter mitten unter dem Possenhaften begegnen, ausgezogen und mitgetheilt.

Vorherrschend ist in Abrahams Predigten Gesundheit des sittlichen Gefühls und die volksthümliche Derbheit. Er nennt Laster und Dummheit immer beim rechten Namen und schleicht nicht mit allgemeinen Definitionen und moralisirender Salbaderei um dem Sünder herum, sondern sein Scharfblick dringt ihm in die innerste Seele, seiner Menschenkenntniß entgeht nichts. Er packt jeden gleichsam auf der That und hält ihm

den Spiegel vor. Freilich ist die Menschheit und sind sonderlich die Wiener so geartet, daß sie sich mit einem gewissen Behagen von einem geistreichen Sittenprediger gern im Gemüth erschüttern, oder im Verstande bezaubern lassen, ohne daß sie deshalb sich bekehren und bessern. Die Menschen sind so wollüstig, daß ihnen auch die Sittenpredigt nur einen süßen Schauer erweckt und nicht selten gebiert Rührung nur die neue Reizung. Deshalb ist damals alles dem Pater Abraham in seine Predigten gelaufen. Jeder hat sich daran erquickt und dann doch lustig fortgesündigt.

Zur Sittengeschichte erhält man hier reichliche Beiträge. Z. B. aus dem Gewerbestande. „Der Tischler verspricht den Kasten übermorgen, ist lang um die Arbeit geloffen, das Geld das hat er schon versoffen; wann ein Viertel Jahr herumlaufft, hat er noch kein Brett kaufft ... Der Schuster macht lauter blaue Montag, verspricht die Schuh auf künfftigen Sonntag, wann dann die Schuh sollen fertig seyn, so kauft er erst das Leder ein ... Der Wirth schwöhrt bey seiner Ehr und Treu, daß der Wein gerecht und vom besten Gebürg sey, ist aber ein verdorbener Wachauer voll Hausen-Blatter, geschwefelt und sauer ... Des Waxerzlers oder Waxhändlers sein Geschäfft bestehet meistens in Terpentin. Die Kertzen können nicht erspriesen, weil sie immerdar fliesen, und beweinen der Waxerzler ihre Sünden, so bald man sie nur an thut zünden ... Die Leinwandhändler haben nicht umsonst gern finstere Hütten und Gewölber und ist ihnen die Finster lieber als das Fenster, dann in der Finster oder Dunckle scheint die Leinwand als zarter und schöner. Thut man solche aber bey hellem Licht anblicken, wäre sie gut zum Strohsack flicken ... Die Specereyund Gewürtzhändler thun bey ihren Waaren, gleichermassen die Wahrheit spahren, schreiben alten gefärbten Saffran in dem Auszug vor frischen an. Das Gewürtz hat keine Krafft, die Limonie keinen Safft. Bey manchem Kramer geschicht es öffter, daß er gar das Mauskoth verkaufft an statt des Pfeffer."

„Vom Leben der Handlungsdiener an Sonn- und Feiertagen hier eines von mehreren Beispielen. ‚Theodor ist ein Gewölb-Diener, sein Einkommen ist jährlich 50 Thaler. In Kleidern halt er sich fast wie ein Cavallier. Sonn- und Feyertag, wann das Gewölb gespert ist, so stehet der Beutel offen. Die Cammeraden kommen an einem guten Ort zusammen, der Pamphili muß unterdessen auf der Taffel herum callopiren, biß die Jausen fertig. Endlich trägt man lauter SSS auf und kein ZZ; das Maul schamt sich mit der Weil der teutschen Sprach und verliebt sich in welsche Wein; nachmahls ist kein Meer-Wunder, wann sich auch die Meer-Fräulen sehen lassen, wann die Geigen wollen nit schweigen und wann der Kopff schwer, so wollen die Füß leicht seyn. Man singt und springt, man winckt und stinckt ꝛc. Diese Dominica Laetare kombt gar offt im Jahre. Woher kombt das Geld? .... Mein Theodor, deine 50 Thaler, so du jährlich von deinem Herrn einnimbst, klecken dir kaum für den schönen Aufzug. Was kosten erst deine so vielfältige Extra-Laetizel? Item ist bey dir öffters ein Spend, ob sie schon nicht gestifft, ‚videte ne forte fortivus sit'. Wie kan einem anderst traumen, als das Eintragen komme von dem Abtragen her?' Während Abraham den Handlungsdiener an dessen freien Tagen als verschwenderisch und zum vornehmen Verprassen seines Erwerbes geneigt schildert, zeigt er uns den Handwerksmann als der Völlerei und dem Trunk ergeben und führt in ihrer Reihe auch Richter und Geschworne an unseren Blicken vorüber, indem er berichtet: ‚Die gemeinen Leuthe fliehen in dem Sommer in die Gärten, Brenthen und Kegelstädt aus. Da geht es wieder an ein Fressen und Sauffen. Es sauffen die Eltern, es sauffen die Kinder; es saufft der Diener, es saufft die Magd; es saufft der Meister, es saufft der Gesell; es saufft der Richter, es saufft der Geschwohrne ꝛc. Ey so saufft!"

Der Prediger schont auch die Vornehmen nicht. Der Hof, die Hofdamen, der Adel, auch die Weltgeistlichen müssen sich harte Wahrheiten sagen lassen. „Köstlich schildert Abraham einen ahnenstolzen Burgherrn, der ihm, dem Reisenden, in einem Prunksaale seines Schlosses die Bilder seiner berühmten Vorfahren zeigte, und nachdem er mit der Anpreisung jedes einzelnen zu Ende gekommen war, ausrief: ‚Schau der Pater, wer bin ich?' Da meint Abraham: ‚weil ich wuste, daß diser von gar geringen Talenten oder Gaaben, vnd anbey noch ein poltronischen Wandel führt, auch das obere Zimmer bey ihm gar schlecht außspallirt, vnd im mittern Stock nur Haasenbalg zu finden, also gedacht ich bey mir selbst, da er prallte mit diesen Worten: ‚Pater schaut, wer bin ich?' gedacht ich, ‚du bist ein Narr', geredt hab ich es nit, wol aber gedacht; ‚du bist nicht gescheid, wenn du zu deinem Lob fremde Glory nimbst. Was hilfft es dich, wann dein Vatter zwey Augen gehabt, du aber bist blind? was hilfft es dich, wann deine Mutter gerad gangen, du aber hinckest? was hilfft es dich, wann deine Vor-Elteren herrlich vnd ehrlich seynd gewest, du aber nit? Wann du von den Eltern das Leben hast vnd nit das löbliche, so bist du nit adelich ...' ‚Ein solcher Edel-

mann ... kombt mir vor wie jener Praller, der in allweg die gemaine Leuth für verworffene Canallen gehalten, vnd nur sein Hauß dem Babylonischen Thurn gleich geschätzt, diser nahme auff ein Zeit ein Nuß sambt der grünen Hilsen vnd vnzeitigen Ueberhüll, sagte also: ‚gebet acht, wie ich euch die drey Ständ, den Bauern-Stand, den Burger-Stand vnd den Edl-Stand so artlich werde entwerffen. Erstlich diese grüne Hilsen bedeut den Bauernstand. Dise Hilsen muß man herab schöllen. Also müssen die Bauern auch geschunden werden. Die andere harte Schallen bedeutet den Burger-Stand. Dise Schallen ist hart, wessenthalben sie muß auffgebissen oder auffgeschlagen werden. Also die Burger haben harte Köpff, derentwegen mit ihnen nit subtil zu verfahren ist. Der süsse Kern aber bedeut den Edel-Stand' und beist zugleich die Nuß auff, findet aber wenig Kern, wol aber ein Wurm, welcher ihm in das Maul perorirt. ‚Pfuy Teuffel!' sagt er vnd speyt ihn wider auß. Pfuy, pfuy und abermahl pfuy, vnd hundertmahl pfuy sag ich auch zu einem solchen Edlmann, der ein Kern soll seyn von schönen Tugenden, von herrlichen Thaten, von adelichen Sitten, vnd ist darneben nur ein Wurm, der da nagen und plagen thut seine Unterthanen.'"

Von der Geistlichkeit sagt er: „‚Aber du Wahrheit bist ja bey denen Geistlichen? das weiß man, daß der Hohepriester im Alten Testament auf seinem Brust-Blat getragen die zwey Wort: ‚Urim' und ‚Thummin', das ist so viel als ‚Lehre' und ‚Wahrheit'. Aber von wem ist der Herr und Heyland mehrer verfolgt worden, als von der Priesterschafft, die allerseits falsche Zeugnuß wider ihn gesucht und die göttliche Warheit auszurotten sich vermessen. Es gibt auch zuweilen einige Geistliche, welche eines geistlichen Interesses halber mit der Warheit nit herauswollen, sondern den Fuchs-Zepter für einen Fliegen-Wadel brauchen, über welches sie aber billig ihnen sollen Mucken machen.'"

Von den Klostergeistlichen. „Wir haben ein Closter bey vns, darin seynd 18 Mönchen. Der Prediger vnder ihnen tummelt sich freylich wol steiff auff der Cantzl. Etliche Feyertäg nacheinander hat er etwas von Frid vnd Einigkeit eingeführt, man weiß es aber gar zu wol, daß er das nechstemahl Himmelblaue Augen vnd eine blesirte Nasen davon getragen. Er gab vor als sey ihm ein Buch von der Gestöll auf den Schmecker gefallen, es reimbt sich aber in der Warheit wie eine gute Faust auff ein Aug. Frag einer nur ihren Kirchen-Diener, der wird es gar vmbständig erzehlen, wie der Sacristan vnd Prediger miteinander duellirt vnd die Sach so weit kommen, daß einer den andern mit der trucknen Faust archibusirt. Sie leben vndereinander, daß es dem Hencker möcht grausen vnd vns wollen sie allewell ein Schein auff den Kopff naglen, das haißt: dicunt et non faciunt.' ‚Ja, Ja,' sagt der Schulmaister, ‚ich bin wol besser versirt in dem Pfaffen-Protocoll als ihr alle. Ich wollt nur wünschen, ihr verstundt Lateinisch, so wolt ich es außlegen die Wort in der Bibel: ‚viderunt filii Dei filias hominum, quod essent pulchrae etc.' Einer oder der andere Geistliche darff mir nichts sagen, sonst zaig ich ihm gleich einen gemahlten Vogl, welcher auff der Brust ein Menschen-Gesicht hat mit einer gewichtigen Nasen, die er in dem Schnabel halt, worunder geschriben: ‚Nosce te ipsum, nimb dich selbst bey der Nasen.' O wehe! wehe solchen Geistlichen, durch welche Aergernuß kommen.'" Ein andermal sieht er zwei Mönche, den einen mit einem ungeheuern großen und schweren Sack auf dem Rücken, den andern mit einem ganz kleinen Körbchen am Arm. Jener trägt lauter Neid und dieser ein kleines Bischen brüderliche Liebe.

Trotz dieser Freimüthigkeit war Pater Abraham ein grimmiger Feind Luthers und der Protestanten. „So macht Abraham eine Ansicht zur seinen, welche behauptet, Luther hätte, vom Erzbischof zu Mainz beauftragt, zum Krieg gegen die Ungläubigen ‚Almosen zu sammeln und den Ablaß zu verkünden, weillen mehr Volck liesse zu der Kirchen der Dominicaner als in seine, allsobald einen grausamen Neid gefaßt, seine Feder wie ein zweischneidiges Schwerdt gespitzt wider die Authorität des Römischen Pabsten und sein Abfall von dem Statthalter Christi und seiner Kirchen keinen anderen Ursprung genommen als von dem Neid.' An einer dritten Stelle läßt Abraham Luthers Erklärung der Bibel durch das Echo ‚übel' nennen, ja vergißt sich an einer vierten bis zu unwürdigem Hohn und greulichem Geschimpfe, so z. B. von den Protestanten sprechend: ‚ihr erkennet keine solche Henne, die Kirchen, vor eure Mutter, sondern ihr kommt her von einem Hahn, von einem geilen, stolzen Hahn, Luthero, welcher sich nur auf dem Misthauffen der Geilheit aufhielte.'" Der Herausgeber fügt hinzu: „Diese Citate gestatten mir leider nicht, das milde Urtheil ohne Beschränkung zu unterzeichnen, welches Dr. Palmer in Tübingen in Bezug auf Abraham und sein Verhältniß zu den Protestanten seiner Zeit gefällt hat*), und zwar um so weniger, als Abraham selbst gesteht, daß

*) Allgemeine evangelische Kirchenzeitung. Jahrgang 1855. Nr. 142. Sp. 1155 bis 1157.

ihn die Protestanten ‚bißhero', das heißt bis zum Jahre 1695, nicht angegriffen hatten."

Mit ganz besonderer sittlicher Entrüstung, wie sie Luther nur selbst hätte äußern können, zürnt Pater Abraham über die dumme und faule Frömmelei, hinter der sich nur die Scheu vor Arbeit und Pflichterfüllung verbirgt. „Es seynd sehr viele, ja eine unzehlbare Menge der andächtigen Weiber, welche auch gantze Vormittäg in der Kirchen verharren und so eyfferig beten, daß ihnen die Zähn rogel werden. Zu Haus bringen sie gleichfalls die mehreste Zeit mit Gebet zu; den gantzen Tag thun sie in der Hand den Rosenkrantz herumdrehen, alle Officia oder Tag-Zeiten mit gröster Andacht und Aufmercksamkeit ablesen, alle Blätter der Bet-Bücher anschmutzen, alle Pflaster-Stein der Kirchen mit den Knyen halb durchbohren, unter dessen aber sind sie nichts anders als andächtige Menschen, an deren Gebet Gott kein Wohlgefallen hat, sondern das höchste Mißfallen. Warum? Darum: Dann unter der Zeit, da ein solche Bet-Ursel dem Gebet abwartet, leydet die Wirthschafft zu Haus, das Gesind lebt sine cura Epicurisch, die Dienstboten wandeln wie die Leut, denen Gott mit dem Sündfluß die Köpff gewaschen. Ihre Männer, sie mögen gleich Jacob oder Joannes heißen, seynd Boanerges oder filii Tonitrui, sie donnern und hageln im Haus herum, voll des Grimmes und Zorns, weilen die Suppe versaltzen, das Kraut nicht geschmaltzen und in keinem Winckel ein Winckel-Maaß oder Ordnung ist, und durch so vieles und langes Beten die Arbeit und das gantze Hauswesen verliederlet und vernachläßigt wird.' Oder an einer anderen Stelle: ‚O Vater! diser Herr bettet so emsig, daß ihm das Maul staubet; dise Frau gehet niemahl außer der Kirchen, es seye dann, sie habe bey einem jeden Altar eine Meß gehört, sie ist in allen Bruderschafften einverleibt vnd hangen so viel Täferl um ihr Bett als zu Zell in Steyermarckt oder zu Alten-Oetting in Bayern. Dise Dama nimbt ein gantzen Sack voll Bücher in die Kirchen, daß es auch einem Müllner-Esel zu tragen schwär fallte, kein H. Ablaß ist nit, welchen sie nit mit Innbrunst empfanget. Wol fromme Leuth alle beyde, allein etwas karg seynd sie, vnd da ein armer Bettler vmb etwas anhaltet, so ist nichts da. Ach dise, obschon deiner Mainung nach Heiligmässige, auch dise werden Kinder seyn deß Verderbens ...', oder wenn er zeigt, wie thöricht nicht nur, wie gegen des Willen Gottes ein solches Beten sey: ‚Wer frische und gesunde Glider hat, wer bey guten Leibs-Kräfften ist, der muß nit den gantzen Tag in der Kirchen hocken, der muß nicht allen Weichbrunn ausschlecken, und nachmahls warten, biß ihm Gott durch ein Wunderwerck die tägliche Unterhaltung schicke, das nit, das gar nit, sondern er muß sich selbst umb ein Stickel Brod bewerben, allen Fleiß anwenden, wie er sich ehrlich ernähre. Die Apostel selbst seynd von Christo dem Herrn in die gantze Welt ausgesandt worden, das heilige Evangelium auszubraitten, man weiß aber nit, daß sie wären durch Englische Händ oder andere Wunderwerck gespeist und ernährt worden, sondern Paulus bekennt es selbst, daß, wann er haben wollen essen, habe er vorhero müssen arbeiten, und etwas verdienen."

Das schöne Porträt Abrahams, welches als Titelkupfer dem Werke voransteht, zeigt uns nichts weniger, als einen Spaßmacher, sondern einen schönen, geistreichen, ernsten und strengen Mann, eine mehr heldenmäßige als mönchische Erscheinung.

## Alterthumskunde.

Handbuch der römischen Antiquitäten, nebst einer kurzen römischen Literaturgeschichte von Bojesen-Hoffa. Dritte Auflage. Bearbeitet von Dr. Prof. Wilhelm Rein. Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn, 1866.

Man findet hier in zweckmäßiger Kürze beisammen, was man sonst in viel umfangreicheren und kostspieligeren Werken suchen muß. Das Buch ist ausgezeichnet zum Handgebrauch und besonders zur Orientirung für Gymnasiasten. Es kostet nur 1 fl. 24 kr. Ursprünglich vom Dänen Bojesen verfaßt und zuerst gedruckt in Kopenhagen 1839, wurde es von Hoffa 1841 ins Deutsche übersetzt. Die vorliegende neueste Auflage ist von Rein verfaßt, der beigefügt hat, was aus der neuern, besonders deutschen Gelehrtenliteratur noch zu benutzen war.

Den Inhalt bildet eine Einleitung über die römischen Antiquitäten und ihre Quellen, eine Uebersicht des römischen Reichs, eine Topographie und kurze Geschichte Roms, eine Classification des römischen Volks nach seinen Ständen und Classen, der Bundesgenossen und Sclaven, die Staatsverfassung und Regierungsform, der Staatsverwaltung, der Justiz, der Finanzen, des Kriegswesens, des Cultus. Ferner eine Uebersicht der Privatverhältnisse, des Familienlebens, der Gewerbe, Sitten zc. Endlich der römischen Literatur und ihrer verschiedenen Perioden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/4 Thaler.

Sonnabend, N° 28. 6. April 1867.


## Kriegsgeschichte.

Der Feldzug in Italien 1859. Mit fünf Schlachtplänen. Leipzig, Otto Wigand, 1867.

Man wird in dieser Kriegsgeschichte an die Zeit des Prinzen Eugenius erinnert, in welcher die berüchtigten Hofkriegsrathperücken in Wien auch dem besten General im Felde den Sieg erschwerten oder unmöglich machten. Die Dinge hatten sich indessen so verschlimmert, daß im Kriege von 1859 an die Stelle der Hofkriegsrathperücken noch viel schlimmere Leute mit einem noch viel lüderlicheren System getreten waren und ein guter Obergeneral auch durch sein Genie nichts wieder gut machen konnte.

Als der Krieg von 1859 ausbrach, war Graf Grünne als erster Generaladjutant des Kaisers unumschränkter Gebieter des gesammten österreichischen Heerwesens, und nie hat sich ein Mensch eines so großen Vertrauens unwürdiger erwiesen. „In allen Vorurtheilen befangen, die Leute seines Schlages haben, verwechselte er Rücksichtslosigkeit mit Energie. Jede Berufung auf ein Recht galt als Auflehnung — die Allerhöchste Gnade, besser der Wille des Günstlings — war alleiniges Gesetz. Andererseits war derselbe gar nicht Militär, das heißt er verstand vom Metier nicht das Mindeste und fühlte auch nicht einmal das Bedürfniß, diesen Mangel durch eine passend gewählte Umgebung einigermaßen zu ersetzen.

Alle höheren und selbständigen Commandostellen wurden natürlicherweise an Gleichgesinnte vergeben und alle Persönlichkeiten, welche in der Armee durch ihre Thaten im Felde einigen Ruf hatten, ohne Federlesens beseitigt, sobald sie nicht der herrschenden Clique angehörten.

So sehr man auch in unbedeutenden Dingen änderte, so blieb die Organisation des Heeres so ziemlich die gleiche. Man hielt die infamen Inhabersrechte aufrecht, welchen gemäß der Regimentsinhaber berechtigt ist, jedwede Offiziersstelle in seinem Regimente nach Willkür zu vergeben, da es der in Oesterreich allmächtigen Aristokratie bequem ist, ihre Sprößlinge und Clienten mittelst dieses Systems zu poussiren.

Die Kluft zwischen Volk und Heer zu erweitern, war die Regierung emsig beflissen gewesen — sie gründete eine Menge Militärschulen, wo die Jugend zwar nicht viel lernt, aber mit allen andern Erwerbszweigen und bürgerlichen Anschauungen entfrembet, als passendes Mameluckenelement aufwächst, und organisirte das Einstehenwesen, um dasselbe Ziel in den untern Graden zu erreichen.

Das bureaukratische Element, die Vielschreiberei mit einem complicirten Verrechnungs- und Controlwesen gewann neben dem aristokratischen an Einfluß und Bedeutung; da jedoch alle administrativen Gebahrungen stets Geheimniß und die Controle papierern blieb, so war nichts desto weniger die Verwaltung eben so corrupt als theuer. Die Heimlichkeit ist eben der sicherste Schutz für Diebe. Trotz ungeheurer Budgets hatte 1859 die Infanterie nur zum Theil das neue gezogene Gewehr, und die Geschütze waren wohl die veraltetsten Maschinen, welche sich überhaupt in Europa vorfanden.

Die Budgets waren in Gagen, Löhnungen, Heu- und Hafertationen rc. verausgabt, aber nicht verwendet worden sich für den Krieg vorzubreiten. Man hatte ein Jahrzehnt lang 60,000 Cavalleriepferde auf der Streu, um schließlich 1859 zweimal mit 5 Escadronen (600 Pferde) zu attakiren, aber keine genügenden Waffenvorräthe und in den schwachen Plätzen ein geringfügiges und elendes Artilleriematerial. — Uebrigens gab es gar keine verantwortliche Behörde für das

Kriegswesen; der Kaiser hatte sich die Oberleitung reservirt. Der 1. Generaladjutant — die Centralkanzlei — war sein Organ und dieser hatte sich wieder ein organisirendes Cabinet mit dem FML. Schlitter an der Spitze geschaffen. Was diesen Kanzleien nicht anzuordnen behagte, war dem sogenannten ‚Armee-Obercommando' überlassen, welche Behörde eine Art administratives Kriegsministerium vorstellte. Es ist bei einer solchen Organisation natürlich, daß niemand für ein Versäumniß verantwortlich ist, weil einer dem andern die Schuld zuschiebt.

Das Heer hatte 1848—1849 durch seinen festen Zusammenhalt den Staat und die Dynastie erhalten. Es war nie mit den Mißbräuchen des alten Regimes einverstanden gewesen, denn diesem hatte es eben seine fortgesetzten Niederlagen seit Eugens Zeit her zu verdanken gehabt; es hatte im Gegentheil nach Beendigung der Katastrophe gehofft, aus den aristokratischen und bureaukratischen Banden erlöst zu werden, die seine Kraft stets gelähmt hatten. Statt dessen wandte sich alles vom Schlimmen ins Schlimmste.

Die höheren Befehlshaber, zumeist dem Hofadel angehörig, zeigten ihre Mißachtung gegen die bürgerliche Canaille, welcher beinahe das ganze Offiziercorps entsprungen ist, unverhohlen und fanden natürlich nur zu viele Stabsoffiziere, welche durch Brutalität und Rohheit deren Zuneigung gewinnen und hierdurch ihre Carriere beschleunigen wollten.

Der Ton wurde im Heere um Vieles roher als er je gewesen, der innere Zusammenhang des Offiziercorps lockerte sich und Tausende entzogen sich den täglich häufiger werdenden Insulten, indem sie aus dem Heere schieden.

Auch die Nationalität hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Haltung der Truppen. Die deutschen Regimenter und Jäger-Bataillone waren unter allen Umständen tapfer und verläßlich — die slavischen desgleichen, wenn sie von thatkräftigen Männern befehligt wurden — die ungarischen Infanterie-Regimenter hingegen, so wie die Grenzer, waren zumeist unverläßlich und mißmuthig. Die Italiener zeigten sich geradezu als unbrauchbar."

Diese Schilderungen erhalten ihre Bestätigung durch eine schon ziemlich zahlreiche Brochurenliteratur, abgesehen von zahllosen Zeitungsartikeln, und die Hauptsache zu widerlegen, hat noch niemals eine offizielle Feder gewagt.

Der im Jahr 1859 zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in Italien ernannte Graf Gyulay wird hier nicht ganz so ungünstig beurtheilt, als es meist anderwärts geschehen ist. „Er hatte nie im Felde gedient, konnte daher dem Heere kein Vertrauen einflößen — ein genialer Geist war nicht in ihm und nur ein solcher hätte dies vermocht. Er war übrigens ein verständiger, rechtlicher und diensteifriger Mann, doch mit einem Hange zum Sarkasmus, welcher vielfältig verletzt hatte und dies um so mehr, als man im Heere meinte, er sey von der Hofpartei an die Spitze der II. Arme gebracht worden, um den freiern Geist, der in ihr lebte, zu unterdrücken. Uebrigens durchblickte der FZM. sein Verhältniß ganz genau, so wie das Bedenkliche der ganzen Situation. Schon im Februar hatte er schriftlich dargethan, daß man darauf rechnen müsse, im freien Felde 200,000 Franzosen und Italienern zu begegnen, daß es daher unumgänglich nöthig sey, die österreichische Feldmacht in Italien — von Garnisonen abgesehen — auf 8 Corps mit mindestens 200,000 Mann zu erhöhen. Er erklärte es ferner für wünschenswerth, daß FZM. Heß das Armee-Commando übernähme, und bat nur, ihm alsdann das Commando des 5. Corps, welches er früher befehligt hatte, wieder zu übergeben. In Wien meinte man: Hats der alte Esel der Radetzky getroffen, so wirst Du's auch treffen." Dabei ließ es nun Gyulay gut seyn und behielt das unglückselige Commando.

Es war in der That staunenswürdig, daß Oesterreich bei den großen Mitteln, die es hatte, nur eine verhältnißmäßig so kleine Armee in Italien operiren ließ, da man doch darauf gefaßt seyn konnte, daß der französische Kaiser mit großer Macht heranrücken würde. Mit so wenig Truppen, nach Abzug der Besatzungen nur 80,000 Mann für das Schlachtfeld, wagte Gyulay keine kühne Offensive und blieb in einer defensiven Stellung in der Lomellina stehen, anstatt rasch über die Piemontesen herzufallen, ehe die Franzosen sich mit ihnen vereinigen konnten. Gleichwohl begingen auch die Franzosen bedeutende Fehler, und gleich das erste Recognoscirungsgefecht bei Montebello hätte einen glänzenden Erfolg für die Oesterreicher haben können. „Waren die Oesterreicher nur erträglich befehligt, so kam Forey schlecht weg und jeder Tölpel hätte sich über seine Unvorsichtigkeit lustig gemacht. Er konnte nach Concentrirung seiner Division recht gut abwarten, was die Oesterreicher weiter gegen ihn zu unternehmen gedächten; der Zweck seiner Aufstellung war, die französischen Cantonnements zu sichern und den einzelnen Divisionen Zeit zu ihrer Versammlung zu verschaffen. Hiezu ist ein defensives Verfahren viel tauglicher — als der jähe Gegenangriff. Denn hätten die Oesterreicher den Willen und die Kraft zu einem nachhaltigen Angriff gehabt,

wäre das Stadion'sche Corps z. B. nur Avantgarde des Heeres gewesen und dieses auf dem Fuße nachgefolgt, so mußte seine Division im Zeitraum von einer Stunde zertrümmert seyn und die einzelnen Abtheilungen des 1. Corps konnten möglicherweise vereinzelt überrascht werden."

Auch in der Folge begingen die vielgepriesenen französischen Generale einen Fehler nach dem anderen, deren strenge Rüge der ungenannte Verfasser des vorliegenden Werks übernimmt.

Der Verlust der Schlacht bei Magenta wurde blos durch die Schuld des Grafen Clam-Gallas herbeigeführt. „Wir behaupten, daß nichts verloren gewesen wäre, falls Clam durch seine eigenmächtige Handlungsweise nicht alles verdorben hätte. Am 2. Abends erfährt er durch Mengens Reiter den Uebergang der Franzosen. — Das Hauptquartier war in Garlasco, 4 Meilen entfernt; in 8 Stunden, also am 3. vor Tagesanbruch, konnte er bereits Befehle von dort her haben. Unter diesen Umständen gibt er Befehl, den Brückenkopf zu räumen und die Brücke zu sprengen. Die Besatzung des Brückenkopfs (vom 7. Corps) ging ihn gar nichts an — ein halbwegs vernünftiger Mann würde sie dort belassen haben und wäre am Morgen des 3. mit der Division Cordon nach Cuggiono marschirt, um den Feind zu beobachten. — Bis zum Mittag des 3. konnte das 2. Corps und die Cavallerie-Division ihn verstärken und das 7. Corps in den Brückenkopf von Martino marschiren. Im Laufe des 4. war das ganze Heer bei Magenta leicht zu sammeln und Mac-Mahon hätte sich glücklich preisen müssen, wenn er ohne Verluste entkam. Noch unerklärlicher ist das Benehmen Clams, als er das Mißlingen der Sprengung erfuhr. Nunmehr war seine Lage bedenklich; es blieb gar nichts übrig, als rasch die Infanterie Mengens wieder in den Brückenkopf zurückzusenden und um Pulver nach Mailand zu telegraphiren. Zum Mindesten mußte er einige Geschütze und 1—2 Bataillone in den Gebüschen hart am Ufer aufstellen, um den Uebergang thunlichst lang zu verwehren. Es ist übrigens lächerlich, daß es den Genieoffizieren an Pulver gebrach; waren sie auch genöthigt gewesen, einen Theil der bestimmten Ladung plötzlich zu einem andern Zwecke zu verwenden, so genügte ein Telegramm an das Gouvernement von Mailand, um ein ganzes Magazin mittelst der Eisenbahn von dort her zu erhalten. Die Indolenz ist handgreiflich und geradezu maßlos. Was wäre wohl erfolgt, falls das Schicksal es so gefügt hätte, daß Clam nicht zur Hand war? Mengen hätte dem ihm ertheilten Befehl gemäß den Brückenkopf gehalten und als seine Reiter den Uebergang bei Turbigo rapportirten, so hätte er dem Armeecommando durch einen gut berittenen Offizier hierüber Bericht erstattet; dieses hätte das 7. und 2. Corps angewiesen, rasch nach Magenta zu marschiren, womit die Sache beglichen gewesen wäre. Die Anwesenheit Clams war ein Unglück, und dies um so mehr, als die von ihm befehligten Truppen sich eben so schwach im Felde zeigten, als ihr Führer im Rathe."

Am allerwenigsten hätte die Schlacht bei Solferino verloren werden dürfen, da sich die Oesterreicher beträchtlich verstärkt hatten. Unser kritischer Geschichtschreiber verzeichnet folgende Ursachen, warum die Schlacht hat verloren gehen müssen: „1. Hatte man es unterlassen, sich durch das 10. Corps und die Division Jellacic zu verstärken. Das Kriegsministerium zählte 800,000 Mann — 300,000 Mann gelangten über den Isonzo, 160,000 Mann zur Entscheidungsschlacht.

2. Die Marschdisposition für den 24. war schlecht —, auch gab es keine Schlachtenleitung. Die Franzosen kämpften überdies mit viel mehr Ausdauer und Energie. — Die Division Vinoy z. B. schlug nach einander 4 österreichische Divisionen. Die Detailleitung war bei ihnen eben so gut, als bei den Oesterreichern mangelhaft.

Die Corps-Commandanten begingen folgende Fehler:

Benedek, indem er überhaupt eine falsche Richtung einschlug, und daß er 7 Bataillone zersplittert der Action entzog. Sandte er sie geschlossen gegen die Madonna, so deckten sie seine Verbindung mit dem 5. Corps, so weit dies überhaupt möglich war, und die Brigade Gaal wurde dem 5. Corps nicht entzogen.

Stadion hätte das 1. Corps ersuchen sollen, geschlossen an seinem linken Flügel Position zu nehmen; die directe Hülfe konnte wenig fruchten.

Clam mußte trachten seine Truppen in Ordnung zu erhalten und seine Artillerie verwenden, die unnütz auf der Straße nach Cavriana stand.

Zobel hatte sich vor allem der Desorganisirung seines Corps zu widersetzen. Bei Magenta würde er dem Heere einen großen Dienst geleistet haben, wenn er der Division Lilia voraus auf das Schlachtfeld gesprengt wäre, um sich von der Sachlage zu überzeugen. Indem er die Aufforderung dies zu thun, zurückwies, kam er dann in die Lage, dem schlechten Rathe des FML. Mensdorf gemäß, eine Aufnahmestellung, à cheval der Chaussee beziehen zu lassen — was den Marsch der Division Lilia auf Marcallo so verspätete, daß sie um 5½ Uhr Abends noch zurückgenommen werden konnte. — Bei Solferino trug die Wohldienerei gegenüber dem Prinzen von Hessen die allerübelsten Früchte; sie war allein

Schuld, daß das Armeecorps, nicht am gehörigen Punkte und zur gehörigen Zeit vereint, sich schlug.

Mensdorf mußte etwas thun wollen; seine Leidenschaft für das dolce far niente mußte er vor allem bewältigen. — Alsdann wäre Mac-Mahon nicht so leicht in dem Terrain zwischen Gebirge und Heide vorgerückt, als er es that. Daß dort Cavallerie sich recht gut bewegen könne, bewies Edelsheim zur Evidenz.

Schwarzenberg. Er war in der That in keiner guten Lage. Wenn er aber seine 4 Reserve-Batterien à cheval der Chaussee hätte aufführen lassen, so verblieben ihm trotzdem daß die Division Schönbergers ausfiel, 3 Brigaden um la nuova mit Kraft anzugreifen.

Ueber das Durcheinander beim 9. und 11. Corps ist nichts zu bemerken. — Wären übrigens Schwarzenberg und Schaffgotsche nur einigermaßen erfahrene Militärs gewesen, so würden sie schon am Abend des 23. jeder eine Armee-Division nach Menbole und la Morino vorgesendet haben. Sie sicherten sich hierdurch für jeden Fall die Möglichkeit den anbefohlenen Marsch auszuführen und kamen mit dem 5. Corps in gleiche Höhe."

Was die Franzosen betrifft, so werden sie hier bitter getadelt, daß sie ihren Sieg nicht benutzt haben. „Ein geschlagenes Heer ist zumeist in den nächsten Tagen nach der Niederlage kampfunfähig; — wäre Napoleon an die Etsch rasch nachgerückt, hätte er nächst Zevio einen Brückenschlag bewerkstelligt, so wäre es aller Welt offenbar geworden, daß der Lärmen mit dem Festungsviereck nur ein Humbug ist. — Das Terrain am linken Etschufer unterhalb Verona, erlaubt gar nicht das Verwehren eines Brückenschlags; es ist so coupirt, daß sich nirgends Truppen und Geschütze placiren lassen. Das Herausbrechen in die freiere Ebene von Caldiero kann durch eine Schlacht verhindert werden, in welcher der Vertheidiger viele Chancen hat. Wenn sich aber dessen Heer in kampfunfähigem Zustande befindet, so kann er von diesem Mittel keinen Gebrauch machen. Nach der Handlungsweise Napoleons zu urtheilen, fühlte derselbe ein viel regeres Interesse für das Wohlergehen des österreichischen Heeres, als die eigene Regierung; diese hatte es schwach und mangelhaft ausgerüstet über den Ticino hinüber getrieben und der Vernichtung durch einen doppelt so starken Gegner preisgegeben — Napoleon verhütet aber sorgfältig, daß ihm die Schläge schlecht bekommen, ja als die Oesterreicher toll zu werden beginnen, bringt er sie mittelst eines sanften Jagdhiebs bei Melegnano wieder zur Raison und verhindert Schlimmeres. Wenn es schon Inhaber geben muß, so verdient Napoleon für sein gutherziges und correctes Betragen die Inhaberschaft von mindestens Einem Regiment."

Schließlich wird noch der österreichische Armeebericht vom 28. Juni als ein Schriftstück bezeichnet, welches der Kaiser besser nicht unterzeichnet hätte.

Obgleich der Verfasser der Meinung ist, das berühmte Festungsviereck sey für die siegreiche französische Armee kein so bedeutendes Hinderniß gewesen, wie man gewöhnlich glaubt, so billigt er doch den Entschluß Napoleons III. schnell Frieden zu schließen. Denn durch Oesterreichs gänzliche Zertrümmerung würde er mehr Preußen und Rußland, als Frankreich genützt haben.

## Flugschrift.

Denkschrift über den Untergang des kurhessischen Staats von Dr. Heinrich Heppe. Marburg, Ehrhardt, 1866.

Die Landgrafen von Hessen haben sich nämlich, wie es die Confession und geographische Lage des Landes geboten, stets an die Vormacht des Protestantismus in Norddeutschland, also früher an Kursachsen, später an Preußen gehalten. Nur Ludwig von Darmstadt machte im 30jährigen Kriege eine Ausnahme, um mit Hülfe Oesterreichs sich ein unabhängiges Gebiet abzurunden und das Band zu durchschneiden, welches bisher das ganze Hessenland einheitlich umfaßt hatte. Herr Heppe zeigt nun, wie unklug auch der letzte Kurfürst von Hessen dieses Beispiel nachgeahmt habe, indem er sich ins österreichische Lager verlocken ließ. „Der Kurfürst vergaß, daß das kurhessische Land und Volk nicht blos durch seine geographische Lage, sondern auch durch die Gemeinschaft der historischen Tradition und des Culturinteresses zu Preußen gehörte und nur in der innigsten Verbindung mit Preußen, dem alleinigen politischen Träger des deutsch-nationalen und des protestantischen Culturinteresses die Bedingungen seines Wohlergehens finden konnte. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. war der erste Fürst von Hessen-Cassel, welcher, systematisch belogen und betrogen, die Politik aller Glieder seines glorreichen Hauses verließ und (ohne es zu wissen) sich einer Politik hingab, die von hessischen Fürsten im Anfange des 17. Jahrhunderts nur zur beabsichtigten Verderbung seines Hauses eingegangen war."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 29. 10. April 1867.

## Flugschriften.

1) Der Zerfall Oesterreichs, von einem deutschen Oesterreicher. Leipzig, Otto Wigand, 1867.

Es erheben sich immer mehr Stimmen in Oesterreich, welche das Hauptübel erkennen und betonen, an welchem Oesterreich leidet. Das ist nämlich die Geldwirthschaft. Man kann wohl sagen, daß hier die Wurzel des Verderbens zu suchen ist, da die bedeutendsten andern Uebel, Protection bei Anstellungen und Lieferungen, Unterschleife, Bestechungen, unverantwortliche Armeeverwaltung, die unvermeidliche Ursache der Niederlagen, genau damit zusammen hängen. Grade die schlechte Geldwirthschaft ist aber bisher von der Presse am meisten verschleiert worden, zum Beweise, wie sehr die Presse in Oesterreich selber mit der Corruption verstrickt ist. In der vorliegenden Brochure wird der Schleier ein wenig weggezogen. „Der Schluß des Jahres 1865, der uns politisch bereits auf der schiefen Ebene nach Königgrätz rollen sah, brachte auch den Abschluß des großen in Paris negociirten Anlehens von 146 Millionen Gulden zu Stande, und zwar zu einem selbst in der österreichischen Finanzgeschichte unerhört schlechten Zinsfuße. Doch die Regierung rieb sich vergnügt die Hände und das Finanzministerium jubelte; denn es hatte ja die Mittel beschafft, auf dem eingeschlagenen Wege ruhig vorwärts trotteln zu können. Auch waren damit die glücklichen Finanzoperationen des Jahres 1866, die mit den kriegerischen auf gleicher Stufe stehen, äußerst würdig inaugurirt. Allerdings hatte der Krieg neue Creditoperationen bedingt; doch die Art und Weise ihrer Durchführung haben dem Reiche Wunden geschlagen, die nicht so leicht geheilt werden, als jene, die das Schlachtfeld gezeugt. Die Genialität der neuesten Maßregeln hat die Herstellung der Landeswährung für eine Zukunft hinausgeschoben, die bei der jetzigen Lage der Dinge außer aller Berechnung liegt.

Zu diesen Maßregeln rechnen wir vor allem andern die Verpfändung der Staatsdomänen, die mit dem Gesetze vom 24. April 1866 für einen Gesammtbetrag von 60 Millionen Gulden an die österreichische Bodencreditanstalt übergeben wurden. Diese Maßregel hat dem Realcredite, wiewohl sie bis heute wegen Unannehmbarkeit der rücksichtlich der Placirung der Pfandbriefe erlangten Offerte undurchgeführt blieb, dennoch die bedeutendsten Nachtheile zugefügt, weil sie die Sistirung aller Pfandbriefinstitute, die erst in der Bildung begriffen waren, zur Folge hatte.

In überstürzender Hast folgte nun mit den Gesetzen vom 5. Mai, 7. Juli und 28. August 1866 jene famose Uebernahme der Banknoten zu 1 fl. und 5 fl., als sogenannte Staatsnoten, ein Gewaltschritt, der mit dem Bankübereinkommen vom 3. Jänner 1863 im krassen Widerspruche steht. Als nächste Operation haben wir die zwangsweise Anleihe von 60 Millionen Gulden bei der Nationalbank zu verzeichnen, und schließlich die Erweiterung des Umlaufes der mit Zwangscurs ausgestatteten Staatsnoten, die, inbegriffen der vorangegangenen Anlehen, bis zu der Höhe von 300, beziehungsweise 400 Millionen stiegen. Ohne Zusammenhang mit diesen Operationen steht die Hinausgabe eines neuen steuerfreien 5prozentigen Anlehens bis zum Betrage von 50 Millionen Gulden.

So sehen wir denn während der kurzen Zeit von nicht ganz anderthalb Jahren und zur Bewältigung des Aufwandes für einen Krieg, der nur wenige Wochen brauchte, die zu einer erschreckenden Höhe angewachsene

öffentliche Schuld um nicht weniger als 300 Millionen Gulden Staatspapiergeld und ungefähr 250 Millionen 5prozentige Schuld erhöht. Der Eingriff in das Privilegium der Nationalbank und die dadurch herbeigeführte Papiercirculation von 550 Millionen Gulden haben die Landeswährung einer ganz unberechenbaren Entwerthung Preis gegeben. Die Rückwirkung dieser Maßregeln hat sich geltend gemacht in der Vertheuerung aller Lebensmitteln, aller Arbeits- und Produktionskosten, die wieder unsere wichtigsten socialen und volkswirthschaftlichen Interessen auf das Gefährlichste bedrohen."

Die Plünderung des Staats und der Bevölkerung durch eine Classe von Monopolisten ist längst in ein System gebracht. Wie in Washington und Florenz, aber schon länger besteht eine Consorteria, die gleich einem Magnetberg hoch den Stephansthurm überragend, alles Geld der Monarchie an sich zieht und rings umlagert ist von den Wraks zerrütteten Privatvermögens, zertrümmerten Familienglücks. „Wir gehen über auf die concessionirten Erpressungen der Privat-Monopolisten, deren es in Oesterreich eine erschreckende Unzahl gibt, die sich im redlichsten Sinne des Wortes reich ausmästen und das Land arm fressen. Man blieb eben auch in dieser Richtung blind und taub für die Leiden und Klagen der großen Massen. Die Finanzoperationen, die die Regierung in Eisenbahnen in Scene gesetzt, wollen wir stillschweigend übergehen; nur die Monopolisten haben hiebei ihre Säckel gefüllt, jene Leute, die aus den Kassen der Nationalbank Gelder zu geringen Prozenten herausnehmen, hiemit dem Staate zu hohen Prozenten Anleihen machen, und die zu immensen Cursen losgeschlagenen Aktien wieder zu niederen Prozenten in Kost nehmen. Dieses heillose System saugt an unserem Lebensmarke fort; es macht einzelne zu vielfachen Millionären und die Bewohner zu Bettlern, den Staat aber bankerott! Diese österreichische Nationalbank! Welche Ironie schon in dem Worte selbst! Gehe nur einer unserer Kaufleute, unserer kleineren Fabrikanten, dem durch Ausbleiben von Posten eine plötzliche Geldverlegenheit erwächst, zu dieser sogenannten Nationalbank, und suche um Hülfe. Gehört er nicht zur Clique der Rothschild, Sina, Todesco rc. rc., erkauft er nicht deren Giro mit der erforderlichen Provision, oder borgt er nicht von diesen Geldoligarchen das aus der Nationalbank genommene Geld zu 10—15 Prozent aus; so kann er Angesichts der Nationalbank zu Grunde gehen. So ist dieses Institut nur eine Wechselbank für einige gewisse Bankiers, ein Institut, das statt den Handel und die Industrie zu unterstützen, diese lähmt und ruinirt; denn der geldsuchende brave Geschäftsmann muß sich unter solchen Umständen Geldwucherern in die Arme werfen, weil der Staat keine Vorsorge getroffen hat, den Betrieb des Geschäftes nicht nur nominell, sondern auch faktisch zu unterstützen. Daß die Operationen der Staatsanlehen natürlich nur wieder durch die Hände der Bankiers gehen, das begreifen jene unserer Herrn Finanzbeamten, die bei solchen Operationen reich geworden sind, nur allzu wohl. Und deshalb ist auch Oesterreich so tief in der Schuld dieser gräflichen und baronisirten Hebräer, die mit ihren Börsenmachinationen den Curs machen."

Was der ungenannte Verfasser in Bezug auf die äußere Stellung Oesterreichs sagt und prophezeit, kann man nur mit Vorsicht aufnehmen. Er hat bereits die Dreitheilung desselben fertig, in ein italienisches, deutsches und slavisch-ungarisches Donaureich. Wenn das nun auch ginge, würde es so geschwind nicht gehen, wie der Verfasser sich einbildet. Er hat wohl Recht, wenn er Oesterreich vorwirft, dasselbe hätte die letzten fünfzig Jahre benutzen sollen, um seiner civilisatorischen Mission im untern Donauthal nachzukommen und seinen Einfluß, seine Herrschaft dort in dem Maaße zu consolidiren, in welchem es von den Westmächten gegen Rußland unterstützt war. Aber der Verfasser denkt sich, sofern Oesterreich seine Mission versäumt habe, die Möglichkeit eines von Oesterreich unabhängigen Donaureichs unter ungarischer Hegemonie. Er sagt: „Niemand wird leugnen, daß Oesterreich, wie vielleicht kein zweiter Staat, berufen war, in der Gestaltung der politischen Dinge auf der Balkanhalbinsel leitend einzugreifen, und sich im Osten eine Weltaufgabe für die Zukunft zu erringen. Oesterreich hat aber auch diese seine Mission so gründlich verkannt und mit Füßen getreten, wie alle übrigen. Die Habsburger als Culturträger des Ostens sind selbst den Idealpolitikern zu unzulänglichen Figuren geworden. Mit diesem Faktor rechnen die Mächte Europas, in deren Händen die Lösung dieser Frage ruht, nicht! Die Interessen der europäischen Großstaaten bezeichnen scharf und klar den Weg, auf dem diese Frage gelöst werden muß, ohne einen allgemeinen europäischen Krieg hervorzurufen, der unstreitig auflodern würde, wenn Rußlands Hegemonie nicht eben so gut ausgeschlossen bliebe, als die Oesterreichs. Denn das Uebergreifen russischen Machteinflusses würde die Interessen Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands auf das Empfindlichste bedrohen, zumal Rußland dadurch eine Position im mittelländischen Meere gewänne, welche die maritimen Interessen

der genannten Mächte gänzlich untergrübe, abgesehen davon, daß seine Stellung im Süden Europas eine politische Präponderanz begründen würde, die sich die Großmächte nicht geduldig aufladen lassen. Rußland hat in dieser Beziehung bittere Erfahrungen im Krimkriege gemacht; es wird keinen neuen Krieg hervorrufen, wenn es voraussieht, daß in einem solchen Falle sämmtliche Staaten Europas seine Gegner werden müßten. Also weder Rußland noch Oesterreich! Das einzige Mittel, das die Lösung jenes Theiles der orientalischen Frage, die sich im Norden der Balkanhalbinsel abspinnen wird, herbeiführen kann, ist die Gründung eines großen Donaureiches, das die zahlreichen Stämme der Südslaven in einer freien Völkercoalition auf föderativer Basis zu einem einigen Staatswesen vereint. Und die Lösung dieser Frage berührt Oesterreich erstens in den südslavischen Völkern seines Reiches und zweitens in den Ungarn selbst, denen nach dem Programme der ungarischen Emigration eine hervorragende, der territorialen Lage ihres Landes, wie ihren Rechten angemessene Stellung in dem Donaureiche eingeräumt werden soll. Den praktisch gebildeten Ungarn wird im entscheidenden Momente die Wahl zwischen Oesterreich und dem neuen Staatswesen um so weniger schwierig werden, je mehr sie von den Habsburgern getäuscht wurden und je weniger sie ihre materiellen Interessen, wie ihre politischen Rechte in einem Verbande mit Oesterreich für die Zukunft gewahrt und gefördert sehen. Wer die Stimmung der Ungarn kennt, und wer so wie wir Gelegenheit fand, die gemeinsamen Hoffnungen der verschiedenen Parteien Ungarns kennen zu lernen, die im großen Ganzen doch nur das Eine Ziel: die vollständige Unabhängigkeit und Selbständigkeit Ungarns, in letzter Consequenz also den Abfall von Oesterreich verfolgen; der weiß, welch' tiefe Wurzeln und welche Hoffnungen der Gedanke an das Donaureich bei den Parteiführern wie in den Massen der ungarischen Bevölkerung geschlagen."

Die Absicht und den guten Willen der Ungarn kann wohl niemand in Abrede stellen und der Verfasser selbst sieht den Widerspruch der Slaven voraus. Allein er hält eine Conföderation der Ungarn mit den Slaven für möglich, wonach das projectirte Donaureich ein Bundesstaat werden müßte. Einen solchen vermögen wir uns in jenen Regionen nicht zu denken. Der Adel in Ungarn, die Bojaren in Rumänien, die halbbarbarischen Südslaven zwischen dem rechten Donauufer und dem Balkan, haben die Stetigkeit, den bundesbrüderlichen Geist und vor allem die politische Vorbildung nicht, um ein solides Staatsgebäude nach westeuropäischem Muster zu errichten, und nun vollends gar einen Bundesstaat, das künstlichste Gebäude von der Welt, das sogar in dem hochgebildeten Deutschland zusammenbrechen mußte. Wenn es nicht möglich wäre, daß Oesterreich sich noch erholte und im engen Bunde mit Preußen ein Donaureich schüfe, in welchem es zu schützen, auch Frankreich und England bereit seyn würden, um den Russen die Eroberung Constantinopels zu erwehren. Wenn Oesterreich das nicht vermag, so wird eine lockere Conföderation kleiner und heterogener Völkerschaften im untern Donaugebiet nimmermehr im Stande seyn, die Russen aufzuhalten.

---

2) Nach der Masquerade. Denkschrift über das öffentliche Leben in Oesterreich von Quirin Endlich. Wien, Verlag des Verfassers, 1867.

In dieser kleinen Flugschrift wird gleichfalls in erster Linie die Geldwirthschaft besprochen. „Die Grundursachen unserer Leiden lagen nicht in der Regierungsform, sondern in den allgemeinen verrotteten Begriffen über Geschäftsthätigkeit, die der Arbeit ihren eigentlichen Nerv angreift, ihren Stolz und ihre Ehre verletzt, sie zum Sclaven des Kapitals macht und speciell in den Geschäften, welche in Oesterreich mit Geld- und Werthzeichen getrieben werden. Diese letztere Thätigkeit hat in erster Linie den inneren Kern Oesterreichs angefressen, sie hat in wahrer Polypenart das unentbehrlichste Circulationsmittel ‚Geld' gleichsam das Blut des Staatskörpers in ihrer Unersättlichkeit an sich gesaugt, und so geht es nun dem Staatsorganismus wie jedem animalischen Körper, der wegen Ablagerung der Säfte auf einen Theil derselben, schwer darniederliegt."

Die stolze, sorglose, verschwenderische Aristokratie hat der übrigen Bevölkerung niemals so viel geschadet, als es jetzt die Börsen- und Geldmänner thun. „Der Geldmensch gehört in seinen Wesen keinem Vaterlande an, kein Gefühl der Gemeinsamkeit außer jenen mit den Repräsentanten des Kapitals durchströmt seine Brust. Und diese Geldmenschen werden in ihren Machinationen von unseren sogenannten liberalen Journalen nicht nur niemals bekämpft, sondern es zieht sich ein unverkennbares Band edler gleichgesinnter Seelen durch ihr ganzes öffentliches Wirken und Streben. Darum hört man heutzutage sehr häufig die Worte: Ja, über die,

deren Sclaven wir sind und über die Juden trauen sich die Journalschreiber nichts zu sagen. Sie schimpfen nur immer auf die Geistlichkeit, den Adel, die gute alte Zeit, wo es uns tausendmal besser gegangen ist, als heute, weil mehr Verdienst, besserer Lohn für die Arbeit und es bedeutend billiger zu leben war.'"

Der Verfasser schildert, wie die Volkskraft durch das Aussaugungssystem gelähmt und wie dadurch auch die Wehrkraft geschwächt wird. „Wie verträgt sich mit dieser Wahrheit die überaus bevorzugte Stellung, welche der Geldwelt auf allen Gebieten eingeräumt wird, wie jener Mangel an Controle oder Vorsicht, der beinahe alle großen Geldinstitute in die Hände der Juden lieferten, wie jene merkwürdigen Geschäfte mit der Nationalbank, wo der Staat immer nur den Nachtheil, die Bank hingegen den Nutzen hatte, was so weit ging, daß sogenannte Darleihen vom Staate abgeschlossen wurden — wo die Bank faktisch nichts weiter dem Staate gab als den Betrag, welchen die Erzeugungskosten ihrer Zettel erreichen, die sie vom Staate mit 2½ % sich verzinsen ließ; — ferner jene unglücklichen Verträge, mit ausländischen Eisenbahngesellschaften? Die Sammthände der Regierung gegen die Geldwelt haben ihr immer noch die schlechtesten Früchte gebracht und ein zu viel in dieser Beziehung, muß nothwendig einen Abbruch oder ein Opfer vom Volke bedingen. Für das große Publikum haben unsere großen Geldinstitute kaum irgend einen Werth. Die Protection spielt bei solchen eine beispiellose Rolle und das aus dem italienischen Kriege her bekannte: ‚Ich bin ein Jude' hat auch hier zahllose Parteilichkeiten schon zu Stande gebracht. Wenn sich schon die Millionäre und Aktionäre nicht schämen, wenn sie so wenig Vaterlandsliebe haben und sich von den so häufig blutigen Steuergeldern der Staatsbürger Subventionen vom Staate zahlen lassen, so sollte der Staat eine solche Zumuthung energisch zurückweisen. Denn wer kann, wer soll im Staate nöthigenfalls Opfer bringen als der Reiche. Nehmen wir an ein Unternehmen verzinse sich Anfangs nicht gleich mit Super-Dividenden oder gar nicht. Hat der Kapitalist keine moralischen Verpflichtungen gegen den Staat in dem er lebt, in dem er sich oder sein Vater ein oft immenses Vermögen erwarb? Wie kommt die Regierung dazu, daß sie die unter den oft schwierigsten Verhältnissen ‚eingetriebenen' Steuern zur Unterstützung der Kapitalisten verwendet. Und wie illusorisch ist hierbei die Controle. Wer kann einer solchen industriellen Gesellschaft immer nachweisen, wie viel sie in der That Gewinn und Verlust bei ihren Unternehmen erzielte. Der bei solchen Generalversammlungen gewöhnlich anwesende k. k. Commissär ist kein Controleur der Gebahrung und die Ziffern der Bilanz nicht immer ein Beweis der Wirklichkeit. Wer sich an so viele schmutzige und vorzüglich an die Ullmanische Geschichte bei der ungarischen Bahn erinnern, wird wissen, wie trügerisch oft der Vorgang bei solchen Gelegenheiten ist, wie man auch dort ‚Majoritäten' erzielt, und welche Komödie bei solchen Generalversammlungen dem großen Publikum aufgetischt wird. Daß übrigens die Zinsen-Garantien, wie sie der Staat an Dampfschifffahrten und Eisenbahngesellschaften noch immer leistet, auch jedenfalls höchst einseitig stipulirt sind, geht schon daraus hervor, weil der Staat nur als Verpflichteter, niemals aber auch als Theilnehmer an einem doch jedenfalls möglichen Uebergewinn erscheint. Der Staat zahlt jährlich 6—8 Millionen Zinsengarantie an diese armen Millionäre, erhielt aber bei dem lukrativsten Gange dieser Geschäfte nicht einen Kreuzer."

„Trotz dieser unverdienten Begünstigungen, trotz des riesigen Anschwellens des Parasitenbauches, Angesichts der rapiden Fortschritte der Verarmung des Volkes, der Aussaugung der Geschäfte und der Arbeitskraft durch das Kapital — erkühnen sich die zeitungsschreibenden Juden und ihre Leibeignen noch immer den Raub am Altare zu predigen, die Einziehung der Klostergüter als gute Beute anzupreisen. Sollte der österreichische Staat in seiner Bedrängniß zu einem Eingriff in fremdes Eigenthum gezwungen seyn, so möge die Regierung das Salz des Begehrens auf die Schnauze der Unersättlichkeit streuen und alsbald werden sich reiche Schätze durch die sich windenden Herren Juden in die Kassen des Staates fließen und diese That würde von Millionen Oesterreichern bejubelt." Wir glauben das wohl, aber eine so türkische Justiz widerstrebt unsern germanischen Begriffen von Ehre. Immerhin sollten die sich warnen lassen, gegen die einmal der Zorn verwilderter Massen sich richten könnte.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{4}$ Thaler.

Sonnabend, №. 30. 13. April 1867.

## Alterthumskunde.

Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Eine Darstellung der Cultur und des Handels der europäischen Vorzeit von Dr. R. Pallmann mit drei Tafeln Abbildungen. Greifswald, akademische Buchhandlung, 1866.

Eine sehr brauchbare Geschichte der neu entdeckten Pfahlbauten nebst geographischer Uebersicht über dieselben, Charakterisirung der wichtigsten dabei gemachten Funde und einer ziemlich scharfen, jedoch sehr nöthigen Kritik, der vielen zum Theil unsinnigen Vermuthungen über Alter und Zweck der Pfahlbauten.

Hier nur eine kurze Notiz über die Entdeckung. „Im Januar des Jahres 1854 fiel der Züricher See und seine Gewässer wichen weiter, als es seit 1674 je beobachtet worden war, vom Ufer zurück, auch der schlammige, mit Geröll untermischte Grund trat auf große Strecken hervor. Die Anwohner des Sees benutzten die günstige Gelegenheit. Sie suchten einen Theil des blosgelegten Schlammbodens dem See abzugewinnen und sicherten ihn durch Mauern vor dem Wasser, welches aller Wahrscheinlichkeit nach wiederkehren mußte. Bei einem solchen Bau in der Nähe von Obermeilen trafen die Arbeiter unter dem gelblichen oberen Schlamme von 1—2 Fuß Dicke (Figur 4) auf eine schwarze torfartige $2^{1}/_{2}$ Fuß tiefe Schicht, die sogenannte Culturschicht, aus der sie während des Grabens Gegenstände von Stein, Knochen und Horn (welche Spuren menschlicher Arbeit zeigten), auch Haselnüsse, vermodertes Gras und Laub zu Tage förderten. Es traten auch Pfähle hervor, deren oberes Ende zuweilen 8—12 Zoll dick war. Dieselben erregten besondere Aufmerksamkeit, weil sie reihenweise und fast regelmäßig neben einander standen. Als man nun achtsamer wurde, kamen immer mehr Fundgegenstände zum Vorschein. Der Vorstand der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich wurde glücklicherweise rechtzeitig von den neuen Entdeckungen benachrichtigt, und der Dr. Ferdinand Keller begab sich als Präsident der Gesellschaft an Ort und Stelle der seltsamen Begrabungen. Derselbe entwickelte nun eine rühmenswerthe Thätigkeit."

Jetzt erst wurde man inne, daß schon früher ähnliche Bauten waren aufgefunden worden, denen man aber keine besondere Wichtigkeit beigelegt hatte. „Schon im Jahr 1806 war nach bestimmten Versicherungen im Sempacher See ein Pfahlwerk, zusammen etwa 40 Pfähle von 12 Fuß Länge und 1 Fuß Dicke, blosgelegt worden. Auch im Züricher See hatte man schon im Winter von 1829 zu 1830 beim Reinigen einer Landungsstelle zu Obermeilen, und im Winter von 1843 zu 1844 beim Austiefen einer Habe (Einfahrt) bei Männedorf Gegenstände, welche deutliche Spuren menschlicher Arbeit an sich trugen, aus der Schlammschicht zu Tage gefördert; das Vorkommen von Pfählen war damals aber nicht weiter beachtet worden. Ganz deutlich hatte man ferner schon seit langer Zeit bei Nidau im Bieler See Pfähle gesehen, sie aber nicht für besonders wichtig gehalten, weil in der Nähe Reste einer römischen Ansiedlung zu Tage traten, und man die Pfähle und das sie Umgebende für römischen Ursprunges hielt, obgleich schon seit 1851 hier auffallender Weise Alterthümer gefunden worden waren, welche nicht gut von den Römern herrühren konnten. Auch aus Irland kam bald die Kunde von künstlichen Pfahlwerkinseln (Crannoges und Pallisadeninseln genannt) die man schon 1836 entdeckt hatte. Aus dem Norden Englands liefen ebenfalls Berichte über Pfahlbauten ein. Desgleichen traten in Savoyen Spuren von Pfahlbauten (Habitations lacustres oder Pilotages) zu Tage. Auch in Deutschland auf der nördlichen Seite des Bodensees. An diese

bis 1858 mit Pfahlbauten-Resten hervortretenden Länder reihten sich seitdem Oberitalien, Bayern, Oesterreich, Mecklenburg, Schleswig, Laaland, auch Frankreich und ganz neuerdings Preußen an."

Man hat diesen Pfahlbauten das höchste Alter zugeschrieben. Einige Phantasten sind bis auf 50, bis auf 100,000 Jahre zurückgegangen. Wir haben uns über diese lächerlichen Uebertreibungen schon einmal in Nro. 40 in unseren Blättern von 1865 ausgesprochen. Herr Dr. Pallmann erklärt sich ebenfalls dagegen und weist mit vieler Gründlichkeit nach, daß sie höchstens ein paar Jahrhunderte vor die christliche Zeitrechnung fallen. Am schärfsten erklärt er sich gegen die pedantische Unterscheidung dreier weit auseinanderliegenden Zeiträume, genannt Stein-, Bronze- und Eisenalter, als ob Steinwaffen nicht noch sehr spät im Mittelalter, z. B. noch in der Schlacht bei Hastings in Gebrauch gewesen wären, neben Eisenwaffen und neben Bronzegeräthe. Die Erklärer haben das Steinalter in eine viel zu graue Vorzeit zurückverlegt und das Vorkommen der ersten Waffen und Geräthschaften von Bronze als sicheres Zeichen erkennen wollen, daß ein neues fremdes Volk mit höherer Cultur die früheren Einwohner, die nur Steinwaffen hatten, unterdrückt habe. Diesem sey dann wieder ein neues Volk mit Eisenwaffen nachgefolgt. Alle diese Deutungen erklärt der Verfasser für leere Einbildung. Der Gelehrte sey nicht berechtigt, unbekannte Völker herbeizuzaubern, da sich die Sache viel einfacher erklären lasse. Nebenbei sey bemerkt, daß die dänischen Gelehrten in so kolossaler Nationaleitelkeit versunken waren, daß sie behauptet haben, alle nördlich von den Alpen aufgefundenen Bronzesachen seyen dänisches Fabrikat.

Auch die bisher sehr allgemein angenommene Voraussetzung, die Pfahlbauten hätten ausschließlich zum Schutz und zur Vertheidigung gegen Feinde gedient, wird vom Verfasser mit Recht bestritten. Viele Pfahlbauten liegen dem Ufer viel zu nahe. Von Befestigungen zeigt sich nirgend eine Spur. Die außerordentlich wenigen menschlichen Skelette, die man unter den Pfahlbauten gefunden hat, widersprechen der Meinung, es hätten hier blutige Kämpfe stattgefunden. Wäre dem so, so müßte man viel mehr Todtengebeine im Wasser finden.

Herr Dr. Pallmann schließt sich am meisten der Ansicht an, die Franz Maurer im Ausland 1864 Nro. 39 f. niedergelegt hat. Er sagt: „1) Die bisherigen Angaben über das Alter der Pfahlbauten sind durchgängig zu hoch gegriffen. Sie können in unserem deutschen und welschen Norden erst zwischen 800 und 500 v. Chr. entstanden seyn, während die Zeit ihres Verfalles und ihres gänzlichen Verschwindens nicht zu lange vor dem ersten Zusammenstoß der Römer und Germanen statt hatte.

2) Die Pfahlbaumenschen werden hinsichtlich ihres Culturzustandes sehr unterschätzt.

3) Die Pfahlbauten waren in erster Reihe Zufluchtsplätze oder Wasserburgen semitischer resp. semitisch-hellenischer Kaufleute und ihrer kostbarsten Habe; in zweiter Reihe waren sie die gelegentlichen Zufluchtsstätten der keltischen Eingeborenen im Kampfe wider einander oder gegen die germanischen Eindringlinge.

4) Pfahlbauten gibt es im größten Theile Deutschlands, vorzüglich in den nordischen Provinzen, in den sogenannten Fenns, Luchen, Lanken und Seen, deren Eigenname an Dämonen erinnert. Pfahlbauten werden auch auf der kimbrischen Halbinsel entdeckt werden, besonders da, wo man seither nur Skaldynger oder Kjokkenmöddinger zu finden beliebte.

5) Es gibt im europäischen Norden nur eine ‚Steinzeit', die aus vorgeschichtlichem iberischen oder keltischen Dunkel bis in die historische ‚Eisenzeit' unserer germanischen Vorfahren hineinragt, während sämmtliche bei uns gefundenen Bronzesachen ein fremdes aus Mittelmeerländern eingeführtes oder, doch nur in seltenen Fällen, von Fremden hier erzeugtes Fabrikat sind, dessen sich nur die damalige Aristokratie theilweise bedienen konnte. Mit dem Abbruche des Fremdenverkehrs, der ziemlich mit dem Ueberwuchern der Römerherrschaft in den Mittelmeerländern zusammenfällt, hörte auch die Zufuhr von Bronzesachen auf."

Der Verfasser setzt nun sehr ausführlich auseinander, wie alt der Handelverkehr im Innern Mitteleuropas sey, wie namentlich der Bernstein seit sehr alter Zeit auf östlichen und westlichen Handelsstraßen von der Ostsee aus mitten durch die deutschen und keltischen Länder geführt worden sey. Er erinnert an die uralte Verbindung der Griechen mit dem Hyperboräerlande, an die Weitfahrten der Phönizier und ihre vielen Niederlassungen, deren Spuren später die Etrusker und das rührige Handelsvolk von Massilia verfolgten.

Was die Phönizier betrifft, so charakterisirt sie Lucian so: „‚Sie befahren nicht nur den Pontus bis zum Mäotis und zum Bosporus, sondern schiffen überall in hellenischen und barbarischen Meeren. Jegliches Gestade, jegliche Küste durchsuchen sie Jahr für Jahr und kommen erst im Spätherbst in die Heimath zurück.' Andere blieben dagegen Jahre lang auf Reisen, löschten ihre Waaren von Hafen zu Hafen: worüber

nach Andeutungen im Homer ein phönizischer Kauffahrer ein ganzes Jahr lang zubringt; und nahmen neue Handelsgüter auf, um sie in noch entlegenere Gegenden zu führen. Solche umherschweifenden phönizischen Seefahrer werden wegen der langen Dauer ihrer Reisen mit dem vielgereisten Orestes oder mit Menelaos und Odysseus verglichen, die einen großen Theil ihres Lebens als Seefahrer umherirrten. Manche Kaufleute blieben wohl ihr ganzes Leben auf Reisen und kamen erst im Alter zu ihren Frauen zurück, die sie als Jünglinge verlassen hatten. Eine dritte Classe war in fremden Städten ansässig. Man kann zu ihnen auch solche rechnen, welche in den, meist inmitten einer noch nicht cultivirten Bevölkerung angelegten Colonien wohnten. Diese Kaufleute übten in ihren Niederlassungen ihren einheimischen Religionscultus aus. Von den in Handelsstädten seßhaften ist dies durch viele Nachrichten, sogar durch erhaltene Inschriften verbürgt. Die zahlreichste Classe dieser Händler waren die Detaillisten oder Kleinhändler: ‚Hausirer und Schacherer aller Art, welche auf eigene Hand oder auch in Diensten eines Kaufherrn die von Emporisten eingeführten Waaren, dazu noch oft anderen Kram, auf den Märkten oder in den Wohnungen feil boten. Das sind die im Alterthum verrufenen phönizischen κάπηλοι, wie sie mit allen Unarten unserer Schacherjuden schon in den Büchern des alten Testaments zum Vorschein kommen und auch in Griechenland den phönizischen Namen zum Gegenstand der Verachtung gemacht haben.' Bei der rechtlosen Stellung nun der Fremden in den meisten Staaten des Alterthums mußten die Phönizier, welche wie gesagt zu ihrer Zeit großentheils ebenso verhaßt waren wie im Mittelalter die Juden, darauf bedacht seyn, den Handel, die Person und das Vermögen ihrer zahlreichen im Auslande ansässigen Bürger zu sichern. In den Handelsstädten, wissen wir, geschah es meist durch Verträge. Die Phönizier bewohnten gewöhnlich eigene Viertel. Daß es bei den Barbaren ähnlich war, davon haben wir keine Ueberlieferung, wir können es aber als ganz natürlich annehmen. Mit den übrigen Handelsvölkern des Alterthums sowohl wie der Neuzeit, welche mit Barbaren und nach fernen unwirthlichen Gegenden hin verkehrten, ist es nie anders gewesen. Der Kaufmann sucht durch Vertrag und Geld einen Platz für seine Niederlassung und Vertrauen bei den Barbaren zu gewinnen und zu sichern. Beim Landhandel ist es ihm wichtig, in der Nähe des Wassers zu bleiben, theils weil die Wasserstraße der bequemere Weg ist, theils weil das Wasser ihn von einer Seite wenigstens zu schützen oder ihm einen Rückzug zu gewähren vermag, wenn der Zorn der Barbaren gegen ihn auflodern sollte. Wie lebhaft steht mir hierbei und bei dem Gedanken an die kaufmännische Bedeutung der Pfahlbauten jener Ansiedler an der Indianergrenze vor Augen, den Cooper im Anfange seiner Lederstrumpferzählungen auf seiner Pfahlwohnung mitten im Wasser so anschaulich schildert. Oder man denke an die Fluß- und Seestationen der canadischen Pelzhändler in Nordamerika."

Weiter bemüht sich der Verfasser, aus den Bronzefunden die etruskische Technik nachzuweisen und die Handelsstraßen von Massilia aus, die Rhone aufwärts in die Schweiz und weiter zu verfolgen und die Pfahlbauten als Stationen derselben zu bezeichnen. „Die Blüthezeit der Pfahlbauten hängt mit der Blüthezeit des Landhandels von Südostgallien nach dem Bernsteinlande zusammen. Die Blüthezeit des gallischen Landhandels seinerseits war bedingt durch den Verfall des Handels auf der adriatischen Straße, welche naturgemäß von da an eintreten mußte, wo die Etrusker immer heftiger von Celten und Römern bedrängt wurden und endlich durch die Römer ihre Selbständigkeit verloren, also zwischen 400 und 300 v. Chr. Die Politik Massilias gegenüber den Etruskern und Karthagern trug jetzt die ersten reifen Früchte. Es hängt sogar die Reise des Pytheas mit der Eröffnung eines neuen Marktes im Norden oder doch mit dessen Erweiterung wahrscheinlich eng zusammen. Die Umständern fordern zu dieser Annahme auf, und die chronologischen Verhältnisse stimmen ebenfalls, weil die Reise zwischen die Jahre 350 und 320 fällt. Wir bemerkten schon oben, daß die Massalioten seitdem die Etrusker sogar vom oberitalischen Markte zu verdrängen verstanden. Daß nun auch der Handel nach dem Norden nicht mehr von Etrurien, sondern von Marseille aus und zwar nun auf einer directeren als der adriatischen Straße sich hinziehen mußte, ist unter den angedeuteten Verhältnissen mehr als natürlich. Zwischen 400 und 300 v. Chr. beginnt also die Blüthezeit der schweizerischen Pfahlbauten; nach einer Dauer von ungefähr dreihundert Jahren ist sie zu Ende, denn zwischen 65 und 58 v. Chr. wurden sie verlassen und verödeten. Dadurch wird ferner der auffallende Umstand: ‚daß sich mit Bezug auf die Construction der Pfahlbauten zwischen denjenigen der frühesten und der spätesten Zeit nicht der geringste Unterschied entdecken läßt' erklärlich. Bei einer zwei- bis dreitausendjährigen Dauer der Ansiedlungen, wie die gewöhnliche Annahme ist, läge darin allein schon ein Räthsel."

Wie plausibel auch diese Auseinandersetzungen sind,

so scheint uns doch die Voraussetzung, daß alle Pfahlbauten Handelsstationen gewesen seyn müßten, immer noch etwas zu gewaltsam und einseitig. Warum sollten es nicht auch Fischerdörfer gewesen seyn, besonders in Gegenden, von denen man nicht grade voraussetzen darf, daß sie sich zu Handelsstationen geeignet hätten. Sehr richtig ist, was der Verfasser vom Bodensee bemerkt, daß dort die Funde der älteren Steinzeit vorherrschen, da sich doch dieser weite See vorzüglich zu Handelsstationen eignete, man also dort mehr Bronze und Eisen hätte finden sollen als in den kleineren Schweizerseen. Aber diese Bemerkung, die er gegen Andere richtet, spricht auch gegen seine eigene Voraussetzung.

## Hirtenbrief.

1) Das Papstthum in der Geschichte. Ausschreiben des Hochwürdigsten Erzbischof von Freiburg, Hermann von Vicari zur 8. Säcularfeier des Martyriums des heil. Petrus, am 29. Juni 1867. Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft.
2) Dasselbe. Freiburg, Dilger.

Ein schönes, würdevolles, wahres Wort. Der älteste unter den deutschen Bischöfen mahnt das Volk, nicht zu verzagen, wenn auch Stürme und wilde Wogen an den Felsen Petri schlagen. Er weist am Faden der Geschichte nach, wie die Sündfluth des Bösen, der weltlichen und gemeinen Gesinnung zu allen Zeiten an jenen Felsen geschlagen hat, in wie großer und äußerster Bedrängniß die Kirche auch schon in frühern Jahrhunderten hat aushalten müssen und wie doch ihre wahren Gläubigen und Hirten nie verzagt haben. Im vorigen Jahrhundert begann die neue große Verfolgung der Kirche. „Legionen von höhnenden Spöttern, die an nichts, nicht einmal an ihre eigenen Behauptungen glaubten, erfüllten im vorigen Jahrhundert Fürsten und Völker mit dem Geist der Verneinung und es kam eine Zeit, wo man wähnen konnte, Papstthum und Christenthum sey an das eigene Kreuz geschlagen und ruhe im Grabe und werde nur noch, wie sein Stifter von Joseph von Arimathäa, von Martha und Magdalena, von einigen mitleidigen Seelen in der Stille beweint. Angesteckt und vergiftet von einer todtkalten Philosophie schlichen ganze Generationen wie in den Propyläen des Todes herum, die sie für die Vorhöfe eines neuen Lebens hielten. Der Adel, die Fürsten und ihre Minister wetteiferten in Hochmuth und Frevel gegen alle Grundgesetze der christlichen Lehre, und gekrönte Häupter entblödeten sich nicht gegen alles Völkerrecht und alle Verträge ein großes Volk zu vernichten und an der Spitze ihres Tilgungsinstrumentes die Worte zu setzen: ‚Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit.‘ Die einzige Stimme, die gegen dieses ‚Verbrechen des Jahrhunderts‘, gegen die Theilung Polens auftrat, die Stimme des Papstes wurde überhört, überhört von Fürsten und Völkern, die im Siegestaumel ihrer vermeintlichen Aufklärung keine Warnung von Rom mehr annahmen und, während mit jenem Verbrechen schon unser jetziges Alter der Revolution begonnen, von einer neuen Aera des Lichtes, der Freiheit und des Friedens träumten. Aber plötzlich zuckte der Blitz 2c.“

„Pius VII. wanderte in den Kerker, Napoleon ward vom Thron in die Verbannung gestoßen. Die Länder, die er beherrscht hatte, wurden getheilt; die Republik Venedig, die vierzehnhundert Jahre gedauert, verschwand von der Karte, das ehrwürdige tausendjährige deutsche Kaiserthum erstand nicht wieder, ganz Europa nahm eine neue Gestalt an, nur das Papstthum war noch unverändert wie früher und Pius zog segnend und triumphirend wieder in Rom ein und wurde nach langer tückischer Verfolgung der Wiederbegründer der katholischen Kirche, und es war der süßeste Augenblick seines Lebens, als Napoleon, in seiner Einsamkeit und Verlassenheit auf St. Helena zur Besinnung gekommen, im Vatican um den Segen desjenigen bitten ließ, den er verfolgt hatte. Und der Segen und das Gebet des Papstes umstanden wie Schutzengel das Sterbebett des großen Kriegshelden, des ehemaligen ‚Kaisers von Rom‘, dessen Gebeine auf einer Felseninsel beigesetzt wurden und dort noch unbeachtet lagen, als man die sterbliche Hülle des heil. Pius VII., des rechtmäßigen Herrschers von Rom, in der ‚Kirche des Felsenmannes St. Peter‘ bestattete.“

Der Todestag des heil. Petrus, zu dessen Feier nach Rom der Papst alle Bischöfe eingeladen hat, ist am geeignetsten, solche Erinnerungen zu wecken und den Christen Muth zu machen, sie in dem Glauben zu stärken, daß Heiden und Juden, die in unseren Tagen wieder so mächtig das Haupt erheben und sich die Weltherrschaft anmaßen, das Kreuz dennoch nicht überwinden werden.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, **Nº 31.** 17. April 1867.


## Politische Schriften.

Studien und Glossen zur Tagesgeschichte von Dr. Anton Philipp von Segesser. Die Monarchie und die Republik in Europa und Amerika. Luzern, Gebr. Räber, 1866.

Sehr verständige Betrachtungen über die Ausbildung der demokratischen Monarchie in Europa und der demokratischen Republik in Amerika. Es drängt unaufhaltsam zu diesen beiden Formen hin, aber was die Völker dabei auf der einen Seite an Freiheit gewinnen, verlieren sie auf der andern Seite wieder durch den Terrorismus der Majoritäten. Die früheren Hierarchien der Gesellschaft mit ihren unübersteiglichen Grenzen waren hart für die niederen Classen, aber die Gleichheit ist in der modernen Demokratie doch nicht hergestellt, denn an die Stelle der Kastenunterschiede sind die zufälligen Majoritäten getreten.

Der Verfasser lobt die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, weil sie der Freiheit durch wohlberechnete Beschränkungen die sichersten Bürgschaften leistet. In diesem Augenblick aber hat die Union eine gefährliche Krisis zu überstehen. Herr v. Segesser, selber ein gewiegter Republikaner, findet das Benehmen des gegenwärtigen Präsidenten der Union in hohem Grade achtungswürdig. „Lincoln war durch die Popularität, die er genoß, durch die Strenge seiner Grundsätze und die Milde seiner Gesinnung im Fall, eine überwältigende persönliche Einwirkung auf die Wiederherstellung geordneter Zustände zu üben. Die Energie und Ausdauer, welche er in der Bewältigung der Secession an den Tag gelegt, und seine neuerliche glänzende Wiederwahl durch die Stimmen des Volks gaben ihm selbst dem Congreß gegenüber ein unbestreitbares Uebergewicht. Nicht dasselbe konnte von Andrew Johnson gesagt werden, der kraft der Verfassung nach dem Tode Lincolns den erledigten Präsidentenstuhl einnahm. Seine politische Vergangenheit war von keiner hervorragenden Bedeutung, sein Charakter vielfach verkannt. Man erwartete von ihm ein wildes Einstimmen in die erregten Leidenschaften des Tages. Niemals wurde eine Erwartung gründlicher getäuscht. Gleich der erste Akt seiner Amtsführung, die Botschaft, die er am 4. December 1865 den beiden Häusern des Congresses über die Lage des Landes vorlegte, war ein Document von bewunderuswerther Staatsweisheit, in Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, ein denkwürdiges Zeugniß für die den amerikanischen Institutionen innewohnende Kraft. Während man in Europa noch über den wüthenden Schneider von Tenessee spottete, entwickelte Johnson mitten im Siegesjubel und mitten in der allgemeinen Empörung aufs Aeußerste erregter Gemüther mit klaren Zügen und in vollkommener Ruhe als leitende Richtschnur seiner Regierung die großen Grundsätze der Mäßigung und Gerechtigkeit, welche die Freiheit Amerikas begründet haben."

„Toqneville in seinem berühmten Buche über die Demokratie in Amerika, welches schon vor zwanzig Jahren erschienen ist, macht bereits darauf aufmerksam, daß die Kraft der Centralgewalt in den Vereinigten Staaten vornämlich darauf beruhe, daß sie niemals mit den Staaten, sondern immer unmittelbar mit den Bürgern zu thun und deshalb niemals die starke Collectivmacht staatlicher oder communaler Organisationen, sondern stets den schwachen Willen Einzelner zu überwinden habe. Und so ist denn auch die rechtliche Fiction Johnsons, daß nicht die Staaten rebellirt, sondern die Einzelnen die partikularen Staatsorganisationen mißbraucht haben, um gegen die Union aufzustehen, keineswegs eine leere Subtilität, sondern sie beurkundet grade die tiefste Auffassung des Charakters der eigen-

thümlichen Institutionen, worauf das gemeinsame staatliche Leben der Union beruht. Dieses ist so richtig, daß selbst das Colfax'sche Programm, welches dem Präsidenten gegenüber die Gesinnungen der Mehrheit des Congresses aussprach, davon gänzlich abstrahirte, den Süden als erobertes Land zu behandeln, wie es etwa nach europäischen Begriffen geschehen würde. Die Bürger der Südstaaten würden nach diesem Programm nicht Unterthanen der Centralgewalt, aber die Staaten selbst würden nicht eher wieder als aktive Glieder der Union betrachtet, als bis nicht nur formelle, sondern auch materielle Garantien ihrer Loyalität vorhanden wären, das heißt, bis der Geist der Mehrheit ihrer Bevölkerung mit demjenigen der siegenden Partei in den Nordstaaten harmonirte."

Der Verfasser weist auf die große Gefahr hin, welche die Union läuft, wenn die Neger wirklich das Stimmrecht erhalten sollten, wie auch wenn sie es nicht erhalten. „Erhalten sie das politische Bürgerrecht nicht, so tritt die sociale Ungleichheit in häßlichster Weise zu Tage: es war begreiflich, daß 2 Millionen Bürger über 5 Millionen Sclaven herrschten, aber es ist unbegreiflich, daß 2 Millionen Weiße über 5 Millionen Farbige herrschen sollen, wenn diese wie jene freie Bürger in einem Lande sind, wo die Majorität grundgesetzlich herrscht. Erhalten aber die Neger die politischen Rechte, so werden die südlichen Staaten zu Negerstaaten wie Haiti und die weiße Bevölkerung wird verdrängt, oder aber die Centralregierung muß zu deren Schutze und zur Sicherung der ordnungsgemäßen Function der Staatseinrichtungen stets eine bewaffnete Macht daselbst unterhalten. In jenem Falle würde die Union ganz heterogene Glieder bekommen, was mit ihrem ganzen Wesen unvereinbar ist, in diesem würde die Stellung der Südstaaten sich von derjenigen von Unterthanenländern wenig unterscheiden. Von einer friedlichen Herrschaft der höher cultivirten weißen Minderheit über die schwarze Mehrheit würde in keinem Falle die Rede seyn können. Bei innern Parteiungen würden die Schwarzen dieselbe Rolle spielen, welche die Freigelassenen Sullas in Rom spielten. Daher auch der Widerwille selbst der nichtsclavenhaltenden Weißen im Süden gegen die volle Emancipation der Neger. Amerika steht daher vor der Alternative der Aussicht auf Vernichtung des weißen Elementes in den Südstaaten oder des Stillestehens auf dem Weg der Emancipation. Es gibt nur ein Mittel, die Negerfrage außer der oben angedeuteten Alternative zu lösen und dieses besteht in der massenhaften Abschiebung der schwarzen Bevölkerung der Südstaaten in neue, klimatisch ebenso geeignete Territorien. Von jeher hat auch, wie schon Toqueville beobachtet, eine Bewegung der Negerbevölkerung von Nord nach Süden stattgefunden. Mit der frühzeitigen Aufhebung der Sclaverei in den nördlichen Staaten wurden die Neger als heterogenes sociales Element südwärts geschoben und auch gegenwärtig wieder ist bereits auf auswärtige Colonisation der befreiten Neger hingedeutet worden. Nun scheinen in ganz Amerika die Küsten des Antillenmeeres der schwarzen Menschenrace am besten zu entsprechen. Auf Haiti haben sie bereits einen selbständigen Staat, auf Cuba bilden sie die große Mehrzahl der Bevölkerung. Die warmen Küstenländer der mexikanischen Staaten von der Grenze von Texas an scheinen wie dazu geschaffen, um den Abfluß der Neger aus den Südstaaten Nordamerikas aufzunehmen."

Die Union geht aber einer neuen Gefahr entgegen, auch ganz abgesehen von der Negerfrage. Sie wird nämlich das Schicksal der altrömischen Republik erfahren, die durch immer größere Ausdehnung und Eroberung die Freiheit verlor. „Wenn mit Mexiko oder Canada die Bahn der Eroberung sich öffnet, so wird von Schritt zu Schritt die Republik auf derselben fortgedrängt. Sie wird nicht stehen bleiben auf dem nördlichen Continent, sondern auch aus den Antillen europäische Herrschaft verdrängen und in die europäischen Händel sich unversehens verwickelt finden. Damit wird die bewaffnete Macht zu See und Land an Bedeutung gewinnen, aber das stolze Gebäude der innern Freiheit in seinen Grundfesten erschüttert werden. Auch die socialen Verhältnisse Amerikas scheinen allgemach sich zu solchen Veränderungen vorzugestalten. Unermeßlicher Reichthum steht bereits in den großen Städten an der Seite eines zügellosen Proletariats. Die Corruption der Sitten, die ausschließliche Herrschaft des Materialismus haben in der amerikanischen Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht, welche einen starken Gegensatz bilden zu dem einfachen und nüchternen Geiste der Gründer dieser Staaten. Zu allen Zeiten und unter allen Formen der Verfassung aber wirken die socialen Factoren nach den gleichen natürlichen Gesetzen auf die politische Entwicklung ein, in den Tagen des größten Glanzes beginnen die Keime des Verderbens sich langsam und unscheinbar zu entfalten. Johnsons Präsidentenbotschaft steht als würdiges Denkmal an dem Scheidewege, bei welchem das amerikanische Volk angekommen ist."

Herr v. Segesser vergleicht die klugen Manifeste Johnsons mit denen Napoleons III., das Programm der demokratischen Republik mit dem der demokratischen

Monarchie. Aus beiden spricht ein hoher, vollkommen mit sich ins Klare gekommener Geist. Der demokratischen Monarchie, glaubt der Verfasser S. 24, gehöre die Zukunft Europas. „Wir bezweifeln, ob z. B. die Deutschen der mittlern und kleinern Staaten grade damit einverstanden seyen, ihre constitutionelle Verfassung mit der demokratischen Monarchie zu vertauschen. Nichts destominder wird der Sturz der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Bundes, wenn er in Folge von kriegerischen Conflicten erfolgt, die demokratische Monarchie in Deutschland zur Folge haben. Sollte ein französisch-englischer Krieg mit einer großen Niederlage der Engländer enden, so würde ohne allen Zweifel die gegenwärtige Verfassung Englands, welche im großen Ganzen, wie keine andere in Europa, die Anhänglichkeit der Nation besitzt, der demokratischen Monarchie Platz machen. Diese Staatsform hat zwar unter den gebildeten Classen aller Länder unseres Erdtheils zur Stunde noch mehr Gegner als Anhänger, aber nichts destoweniger würde in keinem Lande an der Stelle seiner gegenwärtigen Staatsordnung eine andere Form der Monarchie als diese entstehen können, weil eben die Monarchie nur in Kraft der traditionellen Autorität besteht und wo diese gebrochen oder erschüttert ist, sich mittels der Demokratie, des einzigen die Massen durchdringenden politischen Prinzips, reconstruiren muß."

Wir geben dies zu, bezweifeln aber die Haltbarkeit des Systems. Die Gleichheit aller Individuen unter einem asiatischen Despoten kann Dauer haben, weil Phlegma, Religion, Herkommen und die eiserne Gewalt den freien Willen und die Einsicht unterdrücken. Muß der Monarch aber mit intelligenteren, mit feurigen, ehrgeizigen Demokraten, mit Wählern auf breitester Grundlage hausen und sich beständig mit dem hochmüthigen und agressiven Auswurf der Wahlurnen herumdebattiren, so kann er des Lebens kaum froh werden und sein Thron steht niemals sicher. Civilisirte Nationen werden früher oder später irgend welche Aristokratie wieder zwischen Demokratie und Monarchie einschieben, nur wird die Aristokratie vielleicht mehr von unten her entstehen und getragen werden, weniger mehr von oben her.

Die neuesten Umgestaltungen in Deutschland werden am Schlusse dieser Schrift nur kurz besprochen. Der edle Schweizer stellt hier dem Berliner Abgeordnetenhaus ein schlechtes Zeugniß aus: „Niemals hat man eine unvernünftigere Opposition gesehen als die dieser sogenannten preußischen Volksvertretung. Der preußische Staat, seine ganze Bedeutung als Großmacht, sein festes Gefüge bei losem Zusammenhang der verschiedenen Theile beruht wesentlich auf seiner Heeresorganisation und auf seinem Landwehrsystem, das die politischen Vortheile der Milizverfassung mit den Erfordernissen einer activen Militärmacht vereinigt. Dieses Heerwesen nun, die geniale Schöpfung der größten Männer aus Preußens größter Zeit, erkor sich die preußische Landesvertretung zum Zielpunkt ihrer Opposition! Wenn man die seitherigen Erfolge dieser Heeresorganisation ins Auge faßt und sich dabei der fortwährenden Angriffe auf dieselbe erinnert, welche fast die ganze Thätigkeit des preußischen Abgeordnetenhauses in den letzten Jahren absorbirten, so erstaunt man über die Unfähigkeit dieses halbfeudalen, halbrevolutionären Constitutionalismus, der nur in den Mittelclassen der Gesellschaft wurzelt und der Masse des Volkes fremd gegenübersteht."

Indem Herr v. Segesser zuletzt die Lage der Schweiz in Betrachtung zieht, knüpft er daran folgende interessante Bemerkungen. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Losreißung Tirols mit der Brennerbahn von Oesterreich einen wesentlichen Theil des preußisch-italienischen Feldzugsplans bildet. Und auf den Fall, daß es nicht gelingen sollte, Bayern durch die Gebietsvergrößerung mit Tirol und Vorarlberg dem System der preußisch-italienischen Allianz zu gewinnen, hatten Bismarck und Lamarmora bereits vorläufige Unterhandlungen über Subventionirung einer schweizerischen Alpenbahn angebahnt, welche die directeste Verbindung zwischen Preußen und Italien mittels der badischen Bahn zu sichern und deren Unabhängigkeit sowohl vom französischen als österreichischen Territorium herzustellen geeignet ist. Wie tief bei einem Ueberwiegen preußischen Einflusses in Süddeutschland durch eine solche gemeinsam von der preußischen und italienischen Regierung und schweizerischen Interessenten gebaute und dirigirte Bahn die Schweiz in die Interessen einer italienisch-deutschen Allianz sich verwickelt finden würde, liegt auf der Hand, und welche Gefahr für die Neutralität des schweizerischen Bodens aus der Ersetzung des natürlichen Hindernisses einer Verbindung nördlicher und südlicher Kriegsschauplätze durch eine centrale militärische Verbindungsstraße beider erwachsen müßte, zeigt auch der oberflächliche Blick auf die Karte. Wenn bei der Neugestaltung der europäischen Karte die Nordgrenze der Schweiz von Basel bis Constanz direct oder indirect unter preußischen Einfluß fällt und Italien die Südgrenze vom St. Bernhard bis zum Stelvio besitzt, so ist in jedem großen europäischen Conflict, bei welchem zufolge der natürlichen Allianzverhältnisse jene beiden Staaten gemeinsame Sache machen, die neutrale Stellung der Schweiz aufs Ernstlichste bedroht, selbst

wenn keine Eisenbahn innert diesen Grenzen den schwer zu überwindenden Wall der Alpen durchbricht. In welchem Maaße aber diese Bedrohung wachsen müßte, wenn alle Vortheile einer durchgehenden centralen Eisenbahn für die Verbindung alliirter nördlicher und südlicher Kriegsmacht auf beidseitigen Kriegsschauplätzen hinzutreten, ergibt sich schon aus der großen Rolle, welche diese verbesserten Verkehrswege in der neuesten Kriegsgeschichte spielen."

Wie der Verfasser dazu kommen konnte, S. 75 von einem frevelhaften Angriff Preußens auf Oesterreich zu reden, begreifen wir nicht. Preußen verlangte nichts, als die Erfüllung seiner sehr gerechten und billigen Februarforderungen, was nicht blos im preußischen, sondern auch im Gesammtinteresse des deutschen Bundes lag. Auch machte Preußen keinen casus belli aus der Frage. Es lud die Mittelstaaten ein, seinen Bundesreformplan zu unterstützen, was gleichfalls sehr gerechtfertigt war, wenn man die elende Bundesmilitärverfassung in Betrachtung zieht. Bei dieser Einladung that es den Mittelstaaten keinerlei Zwang an. Es garantirte ihnen bis zum letzten Augenblick ihre Kronrechte und ihren Besitzstand. Es hat den Gasteiner Vertrag nicht gebrochen. Nur Oesterreich war es, was ihn brach, was zuerst rüstete und die unbesonnene Kriegserklärung gegen Preußen durch den Bund schlendern ließ. Wir suchen beim Sonnenschein, wir suchen bei der Lampe und finden nicht die Spur eines preußischen Frevels.

---

## Kirchensache.

Der heil. Petrus in Rom und Rom ohne Petrus. Eine Festschrift zur 1800jährigen Jubelfeier des Apostelfürsten von Dr. P. Karl Brandes. Einsiedeln, New-York und Cincinnati, Benziger, 1867.

In diesem warm und lebendig geschriebenen Büchlein wird die feste Zuversicht ausgesprochen, der Fels Petri werde, wie immer, so auch jetzt dem Heranwogen seiner grimmigen Feinde widerstehen. Sehr wahr ist, was hier S. 121 gesagt wird: „Was auch sonst für Hülfstruppen gegen die Felsenveste geführt werden mögen: der Kampf ist zwischen dem Heidenthum und der Kirche. Was man am Papste haßt, was alle Revolutionäre gegen ihn erbittert, ist nicht, daß er weltlicher Fürst, daß er das Haupt einer guten oder einer schlechten Regierung ist; man haßt in ihm Petrus, den Fels, man haßt in ihm das Oberhaupt der katholischen Kirche, so wie man diese seit achtzehnhundert Jahren gegen das Heidenthum kämpfende Kirche haßt. Mag der Papst im Kirchenstaate väterlich oder despotisch regieren, mag die Kirche strenge oder milde, gebildet oder barbarisch, gelehrt oder ungelehrt seyn — der Papst ist der Stellvertreter Christi, die Kirche ist das göttliche Werk Christi und Christo gilt der Kampf." Deshalb kämpfen ihn auch die italienischen Arrabbiati nicht allein. Hinter diesen stehen noch unzählige und viel mächtigere Feinde.

Für christliche Alterthumsforscher bemerken wir, daß sie in dieser Schrift S. 34 f. eine interessante Nachricht über die berühmte eherne Statue des heil. Petrus in der Peterskirche finden werden. „Der 6. Juli wurde als der Tag, an welchem Leo vor Attila stand, zu seiner Zeit und später als ein Befreiungsfest gefeiert. Aus Dankbarkeit für den vom heil. Petrus gewährten Schutz habe Leo darauf das berühmte Standbild Jupiters auf dem Kapitol zu einem Bilde des heil. Apostels, Beschützers der Stadt, umgießen lassen. Zwar sind einige Alterthumsforscher der Meinung gewesen, diese Statue, die keinenfalls ein gewöhnliches Denkmal ist, sey auch der Form nach noch das antike Jupitersbild, welchem nur ein anderer Kopf und andere Hände gegeben worden wären; aber wenn auch, so ließe sich theologisch auch dann nichts dagegen haben, so wenig als gegen die Umwandlung antik-heidnischer Tempel in christliche Kirchen. Das Erzbild ist in sitzender Stellung auf einem Stuhle von Marmor, welcher auf einem Postamente steht, das jetzt mit grünen Porphyrplatten ausgelegt ist. Früher, ganz bestimmt noch im neunten Jahrhundert, war diese Basis von Gold und trug eine griechische Inschrift, die mit derselben abhanden kam. Mabillon veröffentlichte diese Inschrift zuerst wieder nach einem für römische Epigraphie und Topographie äußerst werthvollen Codex der Stiftsbibliothek von Einsiedeln. Wir versuchen es, diese vom Anonymus von Einsiedeln sehr mangelhaft von der goldenen Basis abgeschriebenen griechischen Worte so zu dolmetschen:

‚Gott das Wort, betrachtet im Golde
Des Gottgehauenen Felsen (πέτρα)
Auf welchem befestigt ich nimmer wanke.'"

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 32. 20. April 1867.

## Flugschrift.

Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz den hochw. Herrn Erzbischof von München-Freising über die Haltung, welche der Katholik den politischen Veränderungen und Ereignissen der jüngsten Zeit gegenüber einnehmen soll. München, Verlag von C. Fritsch, 1867.

Ein sehr ehrfurchtsvolles Schreiben, worin der Herr Erzbischof gebeten wird, zu verhüten, daß ein gänzlich unberechtigter und unvernünftiger kirchlicher Fanatismus in Scene gesetzt werde, um der so glücklich begonnenen und so dringend nöthigen Vereinigung der Deutschen lediglich im Interesse und Dienst unserer Nationalfeinde neue Hindernisse in den Weg zu legen. Niemals würde im Namen der Kirche schwerer gesündigt werden, als wenn man die süddeutschen Katholiken überreden wollte, sie dürften sich an Norddeutschland nicht anschließen aus Besorgniß vor dem Uebermächtigwerden des Protestantismus.

Die Flugschrift weist völlig der Wahrheit gemäß und an der Hand der Thatsachen nach, daß die katholische Kirche nirgends mehr geachtet und in ihren Rechten geschützt ist, als grade in Preußen, während diese Achtung und dieser Rechtsschutz im katholischen Oesterreich und in den Mittelstaaten fehlen. „Während in katholischen Ländern ungescheut katholische Priester und kirchliche Institutionen verhöhnt und in Wort und Bild beschimpft werden dürfen, bis es endlich einmal den Gerichten und Staatsanwälten einfällt, dagegen einzuschreiten, während in dem katholischen Wien kein Orden, keine Congregation mehr von den bübischen Invectiven der jüdischen Tages- und Witzblätter sicher ist und die Behörden schwach genug waren, auf die Stimmen dieser Wortführer zu achten, Nonnen vor die öffentlichen Gerichte zu schleppen oder ihnen die Leitung öffentlicher Spitäler zu entziehen*), sehen wir in Preußen erst vor

*) Wir führen hier nur Thatsachen an. Im Jahre 1862 vertrieb der mit dem modernen Liberatismus, dem Judenthum und der Wiener Bourgeoisie kokettirende Minister von Schmerling die Congregation der Frauen vom dritten Orden des heil. Franziskus aus dem Wiedener Krankenhause, um der radikalen Judenpresse eines Landsteiner, Wittelshöfer &c. eine Concession zu machen. In einem Theaterstücke in einem, der von der Corruption angefressenen Vorstadttheater Wiens, wurde eine Posse von Th. Flamm aufgeführt, worin diese frommen, mildthätigen Frauen in niederträchtigster Weise verhöhnt wurden. Im vorigen Jahre jedoch, als das Kriegsunheil über Oesterreich hereinbrach, zeichneten sich diese so ungerecht behandelten Frauen auf den Schlachtfeldern durch wahrhaft heroische Thaten der christlichen Nächstenliebe aus und ernteten als Krankenpflegerinnen die Bewunderung der verwundeten Oesterreicher und Sachsen sowohl wie der Preußen. Jetzt haben sie in Wien auf eigene Kosten ein Spital errichtet, das in jeder Beziehung sich gegen die unter Staatsregie geleiteten höchst mangelhaften Krankenhäuser Wiens vortheilhaft auszeichnet. Im selben Jahre wurden die so liebevollen, aufopfernden Pflegerinnen der Jugend, die ‚Frauen vom armen Kinde Jesu‘ — eine Congregation, welche der Vincentius-Verein aus Aachen nach Wien berief, von der ‚Vorstadt-Zeitung‘ beschuldigt, ein Kind mißhandelt und in eine finstere Kammer gesperrt zu haben. Die würdige Frau Oberin — eine dem höheren preußischen Adel entstammende Dame — und fast die halbe Congregation wurde vor das öffentliche Gericht geschleppt und mußte sich den frivolen Blicken des Vorstadtpöbels und der frechen, zudringlichen Judenbuben, welche als Berichterstatter der Journale fungirten, aussetzen. Fast acht Tage dauerten die Verhandlungen, die mit einer völligen Freisprechung der ungerecht Beschuldigten und bos-

wenigen Wochen den Redakteur des „Kladderadatsch“ zu einem Monate Gefängniß verurtheilen, weil er in einer Nummer seines Blattes den Jesuiten-Orden angegriffen und das Dogma von der „unbefleckten Empfängniß“ verspottet hatte, und mußte Johannes Ronge einen Schmähartikel gegen den Syllabus des heil. Vaters mit einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe büßen. *)

haft Angeklagten endeten. Der Ankläger selbst — ein Winkel-Sachwalter Hanisch, der sich einen Namen und bei Schmerling beliebt machen wollte, sah sich durch den Lauf, welchen die Verhandlung nahm, genöthigt, auf Freisprechung der armen Nonnen anzutragen. Nachträglich stellte es sich heraus, daß die Eltern des angeblich mißhandelten Kindes mit jüdischem Gelde bestochen worden waren, um gegen die Congregation Zeugniß abzulegen. Fast zur selben Zeit wurden auch in Salzburg wegen eines mißrathenen, verlogenen Kindes barmherzige Schwestern auf die Anklagebank geschleppt, und ebenfalls schuldlos erkannt. Die Congregation vom „guten Hirten“, welcher vom Kaiser mehrere Strafanstalten überlassen worden waren, die wahre Musteranstalten genannt werden dürfen, wurde so maßlos verleumdet, daß deren Sachwalter eine Klage einleiten mußte. Der ehrabschneidende Jude, Dr. Wittelshöfer wurde verurtheilt, aber die Gefängnißhaft in eine geringe Geldstrafe verwandelt. Das war die ganze Satisfaction, für die Beschimpfungen des Judenarztes, der zugleich Vorstand des Wiener Journalisten-Vereins „Concordia“ ist, vor dem die Herren Minister gewaltig Respekt haben. (Man unterläßt nicht, die Bälle desselben zu besuchen, überläßt dem Vereine ein Grundstück zu einem Spottpreis und fajonlirt dessen Mitglieder in einer kaum näher zu bezeichnenden Weise). Im Jahre 1861—1863 erreichten in Wien die Hetzereien gegen Jesuiten, Redemtoristen, Lazzaristen und Schulbrüder den Culminationspunkt. In Romanen, Zeitungen, Flugschriften wurde deren Vertilgung und Vertreibung offen und ungestraft gepredigt. Alle Schandthaten und Laster wurden den Ordensleuten nachgesagt, die Orden waren fast vogelfrei erklärt. Im vorigen Jahre ging die Mente gegen die Jesuiten in Prag los. Fenstereinwürfe, Gottesdienststörungen, Profanirung der Gotteshäuser, Verjagung von den Kanzeln, Bedrohungen der persönlichen Sicherheit kamen allabendlich vor. Die Preußen schützten die armen gehetzten Priester, und der preußische Commandant drohte die Thäter kriegsrechtlich aburtheilen zu lassen. So wüthet der Fortschritt und das Reformjudenthum in dem katholischen Oesterreich! In Preußen sind solche Schandthaten weder versucht worden, noch würden sie bei dem Gerechtigkeitssinn und der straffen Verwaltung der königlichen Behörden je möglich seyn!

*) Ronge hat es auch für nothwendig gefunden, sein schmähsüchtiges Schandblatt „Freie deutsche Nationalkirche“ nicht mehr in Frankfurt erscheinen zu lassen, um mit der preußischen Justiz nicht in weitere Conflicte zu kommen. In Frankfurt ist seit der preußischen Herrschaft die Zeit zu Ende, in welcher man ungescheut die Kirche verlästern durfte. Ronges Schandblatt erscheint jetzt in Mannheim bei J. Schneider, hat somit einen mit dem Herausgeber geistesverwandten Verleger gefunden! Par nobile fratrum!

Gewiß ist es, daß derartige maßlose Beleidigungen der Bischöfe und Priester, wie sie der berüchtigte „Nürnberger Anzeiger“ fast in jeder Nummer bringt, systematische Herabwürdigungen und Verdächtigungen geistlicher Ordensgesellschaften wie sie in dem Wiener „Kikeriki“ dessen Redakteur jüngst Herr v. Beust in huldvollster Weise empfing und mit seiner Photographie beehrte, und anderen süddeutschen Witzblättern ungeahndet erscheinen dürfen, in Preußen unbedingt Confiscationen und Gefängnißstrafen nach sich ziehen würden. Der preußische Staat garantirt allerdings Preßfreiheit, aber er gibt kein Privilegium die katholische Kirche tagtäglich mit Kehricht bewerfen zu dürfen.“

Auch der berühmte Bischof Ketteler von Mainz sagt in seiner neuesten Schrift: „„Wir betrachten die preußischen Verfassungsbestimmungen als eine wahre Magna charta des religiösen Friedens für das religiös gemischte Deutschland und glauben daher, daß Alle, die den religiösen Frieden in Deutschland lieben, sich in der Erhaltung derselben und der Ausdehnung auf die andern betreffenden Länder die Hand reichen sollen. Der Herr Bischof führt die Worte an, die der preußische Cultusminister im vorigen Jahre in dem Abgeordnetenhause gesprochen hat: „Allein in dem Glauben an den lebendigen Gott, wie er in der heil. Schrift des alten und neuen Testaments geoffenbart ist, und in dem Gehorsam gegen seine Gebote erkennt die Staatsregierung die sichere Bürgschaft für die Wohlfahrt der Nation. Indem sie zu diesem Glauben sich bekennt, wird sie in ihm Maaß und Richtschnur finden für ihre legislatorische Thätigkeit.“ Mit Recht fügt Bischof Ketteler hinzu: „Das sind Worte, die das deutsche Volk lange nicht mehr von deutschen Ministern gehört hat, und die in manchen deutschen Kammern kein Minister auszusprechen auch nur wagen würde. Ein ähnliches Wort würde in diesen Ländern, durch einen großen Theil der Presse ein Geschrei und einen Scandal veranlassen, als ob der Minister den größten Staatsverrath begangen hätte.““

Weiter bemerkt die Flugschrift von den katholischen Zuständen: „Sowohl Vereine, welche der christlichen Wohlthätigkeit, der Unterstützung der Armen gewidmet

sind, Charité-Anstalten, wie auch fromme Bruderschaften, Gebets-Vereine, Missions-Vereine, Congregationen und Sodalitäten für alle Stände und Alter haben sich fast in jeder Stadt, wo eine katholische Gemeinde besteht, gebildet und herrlich entfaltet. Es gibt fast keine Stadt, keine Kirche, in welcher nicht eine Mission stattgefunden hätte, selbst bis Berlin sind die frommen Väter der Gesellschaft Jesu gedrungen und haben dort eine außerordentlich zahlreich besuchte längere Mission abgehalten. Wo die Söhne des heil. Ignazius von Loyola nicht ausreichen, da werden sie von den Söhnen des heil. Alfons von Liguori oder des heil. Vincenz von Paul (Redemtoristen und Lazzaristen) unterstützt. Neben den Missionen finden die Exercitien für Priester sowohl als Laien statt. Fast in jeder größern Stadt haben die Jesuiten sich bleibend niedergelassen und Collegien oder Missionshospize gegründet. In Breslau, in Köln, Münster, Bonn, Coblenz, Aachen, Posen, Gorheim wirken sie seit Jahren bleibend, mit großem Erfolge. Im letztgenannten Dorfe (Gorheim bei Sigmaringen) haben sie eines der größten Noviziate in Deutschland. Auch alle anderen Orden und Congregationen (männlichen und weiblichen Geschlechtes) haben sich in erfreulicher Weise ausgebreitet und rapid vermehrt, besonders in der Rheinprovinz, Westphalen und Schlesien."

Weiter wird das schöne Zeugniß angeführt, was der Bischof von Limburg der preußischen Regierung ausgestellt hat. In Nassau wie in Frankfurt athmen die Katholiken erst wieder auf, seitdem sie mit Preußen vereinigt sind. „Wir Katholiken und Conservative haben am allerwenigsten Grund, über das Ende der Frankfurter republikanischen Wirthschaft zu klagen und zu jammern! Das Juden- und Krämer-Regiment in der weiland deutschen Kaiserstadt war unseren Interessen weder günstig noch förderlich. Die Preßfrechheit, wie sie dort geduldet war, hat nur noch in einer zweiten deutschen Stadt — in Hamburg — ihres Gleichen. Besonders wurde alles Katholische in den Koth gezogen, verläßtert, verhöhnt und verspottet. Der Schutz der Gerichte war unzulänglich und konnte nur in den eklatantesten Fällen erlangt werden. Am Sitze des Bundestages mit der österreichischen Spitze wurde alljährlich das Gedächtnißfest Robert Blums mit radikalem Spektakel gefeiert, der Fürstenmord ungescheut gepredigt. Verkommene, wegen lüderlichen Lebenswandels ausgestoßene Priester sammelten andächtige Gemeinden um sich, Ehren-Ronge schlug nach seiner Rückkehr aus England dort seinen Sitz auf und gründete mit dem Geld eines Fuhrmanns, der bereits einmal mit dem Zuchthaus Bekanntschaft gemacht hatte, ein Schmähblatt und einen sogenannten religiösen Reform-Verein. In dem prächtigen Saalbau tagten dieser Verein und andere geistes- und tendenzverwandte Versammlungen. Die Lästerungen gegen die Kirche und die Priester erreichten den Culminationspunkt des seit der ersten französischen Revolution Erlebten. Das A la Lanterne und Ecrasez l'infame wurde in verständliches Deutsch übersetzt. Der Senat sah dem Schwindel und verbrecherischen Treiben ruhig zu und duldete Alles mit größter Liberalität. Das im Jahre 1865 von Preußen und Oesterreich gestellte Ansinnen, gegen die Wühlereien einzuschreiten, wies er mit republikanischem Krämerstolz zurück. Da Oesterreich damals schon in den Netzen des modernen Liberalismus verstrickt war und mit der deutschen Demokratie und dem Augustenbürgerthum es nicht verderben konnte, trat es leider von weiteren Schritten zurück und opferte das conservative Prinzip, wie es dies schon unter Schmerling, dem charakterfesten glaubens- und gesinnungstreuen Tiroler Landtag gegenüber gethan hatte. Preußen fiel somit allein die Aufgabe zu, dem politischen Hexensabbath am Main ein Ende zu machen. Es hat seine Pflicht erfüllt, wenngleich in etwas schroffer Weise, indem es in die Geldsäcke der reichen Juden griff. Die Epoche des ärgsten Scandals ist in Frankfurt vorüber, alle Conservativen und Katholiken sind Preußen zu Dank verpflichtet. Seit Frankfurt preußisch ist, ist die katholische Kirche dort nicht mehr vogelfrei! In Wiesbaden war seither dem lutherischen Geistlichen die Abhaltung des Gottesdienstes für seine Glaubensgenossen untersagt, während die Deutschkatholiken, welche bekanntlich alles positiv-christlichen Glaubens baar und ledig sind, in dieser Beziehung ganz unbehelligt blieben. Die preußische Regierung hat nun diesen Gottesdienst gestattet. — In der freien Stadt Frankfurt durfte sich wohl der berüchtigte Unglaubens-Apostel Ronge frei bewegen, nicht so aber die barmherzigen Schwestern. Auch das ist jetzt anders geworden."

Auch der Bischof und das Domkapitel zu Hildesheim hat im vorigen November der preußischen Regierung seine volle Anerkennung ausgesprochen. „Wie vertrauensvoll sprach sich nicht ferner das officiöse Blatt der Römischen Curie, der ‚Osservatore Romano', vom 8. Januar d. Js. über die Mission Preußens gegenüber der katholischen Kirche aus. Die katholische Welt habe Grund, mit Vertrauen der erweiterten Macht Preußens entgegenzukommen."

Die Schweizerische Kirchenzeitung ruft aus: „Schweizerische Staatsmänner! seyd gegen die Katholiken wenigstens so tolerant als Bismarck!" Der „Wahrheits-

freund von Surfee" (1867 Nro. 13) sagt das nämliche und rühmt die Toleranz in Preußen, welche die „Jesuitenspuckereien, die Ligorianerspürnasereien, die Lehrschwesternriechereien, die administrations-räthlichen Sakristanereien rc." in der Schweiz beschämen und die Toleranz und politische Klugheit gewisser Schweizer Staatskünstler in Zweifel stellen.

Genug der Citate. Für jeden, der die Verhältnisse kennt, war es längst unzweifelhaft, wie vollkommen die katholische Kirche in Preußen geschützt ist und wie namentlich der katholische Geist auf Schulen, Universitäten und Priesterseminarien hier viel reicher gepflegt wird, als in Oesterreich. Wenn die preußische Regierung bisher ein so weises System eingehalten hat, so ist der Umstand, daß seit dem letzten Kriege noch eine große Anzahl Katholiken mehr in den preußischen Verband aufgenommen sind, doch gewiß kein Grund, befürchten zu müssen, sie werde jetzt von diesem weisen System abgehen und sich durch Ungerechtigkeit gegen die Katholiken neue Feinde machen. Wer die preußische Regierung für so unklug hält, ist selbst unklug, oder will nur auf perfide Weise verdächtigen und schadet in der stupiden Begierde, Preußen zu schaden, doch nur Deutschland, stört das so nöthige Zusammenhalten der Deutschen und dient dem Ausland.

Oder sollte sich die katholische Kirche nicht selber schaden, indem sie in ihrem Schooße die hegt und nicht desavouirt, die so gehäßig Preußen verleumden? Ist das die Meinung des heil. Vaters, dem der König von Preußen so viel Wohlwollen erwiesen hat? Die wahren Feinde der katholischen Kirche darf man nicht in Preußen suchen. Sie wimmeln in den katholischen Ländern, in Oesterreich und Italien. Ungestraft verhöhnt ein Jude in der Christtagsnummer der Neuen freien Presse in Wien das Christkind. Ungestraft entweiht Garibaldi in Italien das Sakrament der Taufe. Man lese den Hirtenbrief des Cardinal Erzbischof von Wien, des Bischof von Orleans und wie viele andere Hirtenbriefe edler Bischöfe und frage sich, ob die irreligiösen Schändlichkeiten, die darin gerügt und beklagt werden, auf preußischem Boden begangen werden? nein, dieser Boden ist rein davon. Ein Lütticher Studentencongreß, ein Genfer Arbeitercongreß kommen in Preußen nicht vor und selbst die Judenpresse in Berlin würde nicht wagen dürfen, so frech das Kreuz zu lästern wie in Wien.

Wenn sich ein übel verstandener, wohl gar nur erheuchelter, wohl gar nur durch politische Subvention künstlich erhitzter Ultramontanismus dem Einigungswerk der Deutschen ernstlich in den Weg werfen wollte, so ist eher zu befürchten, die katholische Autorität werde darunter leiden, als die deutsche Einheit. Denn die Kirche ist nicht dazu da, um den Nationen ihr Recht zu bestreiten, um die Völker zu überreden, sie sollen ihr natürlichstes Interesse aufgeben. Wenn sie die ungerechte, die schlechte Sache vertheidigen will, so fällt aller Nachtheil auf sie selbst zurück. Die Ultramontanen, welche den Deutschen nichts erlauben, noch gönnen wollten, würden aus dem Felde geschlagen werden, denn sie hätten nicht nur alle Protestanten gegen sich, sondern auch eine ungeheure Mehrheit liberaler Katholiken. Sie würden nur dem Protestantismus zu dem Siege verhelfen, den er nicht beansprucht, den er aber suchen würde, wenn man seinen Frieden störte und ihn muthwillig zum Kampfe herausforderte. Und welches weite Feld neuer Thätigkeit würde den Deutschkatholiken und allen den lauen Katholiken eröffnet werden, die von Rom nichts mehr wissen wollen, und jenen Fanatikern des Unglaubens, die wetteifernd mit den Reformjuden alles Katholische verhöhnen und nicht einmal barmherzige Schwestern, die selbst der Türke mit Ehrfurcht betrachtet, unter sich dulden wollen! Der heil. Vater in Rom ist bejahrt. Wer kann wissen, ob das künftige Conclave nicht gestört und von politischen Einflüssen beherrscht werden wird. Das neue Italien lechzt mit offenem Wolfsrachen, das Erbe des Apostels zu verschlingen. Spanien wird mit jedem Jahre mehr dekatholisirt. Frankreich geht, wenn sein der Kirche Rechnung tragender Kaiser die Augen zudrückt, neuen Umwälzungen entgegen, und weder die Orleaniden, noch die rothe Republik sind der Kirche gewogen, die der Napoleonide bisher geschützt hat. In Oesterreich liegt der katholische Geist tief darnieder, herrscht der Jude und der flachste Liberalismus, so daß die einzig treuen Katholiken in Tirol gehaßt, verhöhnt und in ihrem Rechte stets bedroht sind. Ist eine solche Zeit wohl geeignet für den Ultramontanismus, das deutsche Nationalgefühl herauszufordern, das der katholischen Kirche so wohlgesinnte Preußen zu beleidigen? Wir verweisen auf die Erklärungen der Bischöfe von Mainz, Limburg, Hildesheim. Hoffentlich werden Wahrheit und Vernunft die Oberhand behalten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 5/7 Thaler.

Mittwoch, N° 33. 24. April 1867.

## Gedichte.

Gedichte von Meta Heußer-Schweizer. Zweite Sammlung. Leipzig, Verlag von Otto Holtze, 1867.

Wir haben schon die erste Sammlung dieser Lieder in unsern Blättern rühmend besprochen. Unter den frommen Liederdichterinnen der Neuzeit nimmt die Verfasserin neben der zu früh verstorbenen Annette von Droste-Hülshoff und neben Emilie von Ringseis einen ehrenvollen Rang ein, sowohl hinsichtlich ihrer tiefen und demüthigen Frömmigkeit, als auch in Anbetracht ihrer innigen Ausdrucksweise und ihrer schönen, wohlklingenden Verse. Was sie besonders charakterisirt, ist die mütterliche Liebe in Lust und Schmerz. Hier ein Beispiel:

**Bei dem sterbenden Kindlein.**

Fleuch heimwärts, Engel! diese Grönlandsküste
Ist für ein Kind des Paradieses nicht.
Wen einmal nur ein Strahl der Heimath grüßte,
Sehnt ewig sich nach Wärme, Lieb' und Licht.

Fleuch heimwärts, Engel! diese Leimenhütte,
Für ein verirrtes Königskind gebaut,
Bricht morsch entzwei — doch aus der Unsern Mitte
Lockt dich zur Vaterburg ein süßer Laut.

Fleuch heimwärts, Engel! diese Sclavenkette
Drückt nimmer dann die zarte Hand dir wund;
Der ernste Pförtner naht, daß er dich rette,
Erlösung kündet dir sein bleicher Mund.

Mein süßes Leben, könnt' ich mit dir fliehen!
Begrüßt' ich schon mit dir den theuren Strand,
Wo alle Blumen meiner Hoffnung blühen,
O nimm uns auf, verhülltes Heimathland!

Sodann sind es Naturbilder, welche die Dichterin in der bescheidensten Einfachheit und doch immer geistreich ausmalt. Ist der Gegenstand auch noch so klein, sie weiß ihm einen poetischen Reiz und eine tiefere religiöse Bedeutung abzugewinnen, z. B.:

**Gänseblümchen.**

Heil'ge Einfalt, unverstanden
Von der Weisheit dieser Welt!
Kaum daß Eis und Schnee verschwanden,
Ringt sich los aus ihren Banden
Eine kleine Blumenwelt:
Weiße Sternlein, Frühlingskunde,
Leise röthlich angehaucht,
Wie im tiefen Seelengrunde
Demuth mit der Lieb' im Bunde
Auf als neues Leben taucht.
Wird die Welt der Einfalt Blume kennen?
„Gänseblümchen" hör' ich stolz sie nennen.

Häufig enthalten die kleinen Lieder ein Räthsel. Eines der sinnigsten darunter ist folgendes:

Es gibt einen Namen, weit bekannt,
So weit als das Christenthum;
Doch wird er nie in Ehren genannt,
In Nacht getaucht ist sein Ruhm.
Er blickte der Wahrheit ins Angesicht,
Vernahm ihre Stimme und kannte sie nicht.

Ach was? dort schimmert es hoch und schön
Im Morgen- und Abendglanz;
Der Wandrer schaut staunend von seinen Höh'n
Der Berge und Firnen Kranz,
Tiefblaue See'n mit waldigem Rand
Und Städte und Dörfer — ein herrliches Land.

Und doch, und doch die dunkle Gestalt
Uebt über das Schöne, das Hohe Gewalt,
Die Sage, die dunkle, die nimmer läßt,
Hält stets den Namen, den traurigen, fest.

Es ist der berühmte Berg Pilatus gemeint, der in kolossaler Größe mit seinen grauen und dunklen Felsen aus der reizenden Landschaft von Luzern hervorragt, nicht weit von den Züricher Bergen, auf denen das Haus der Dichterin steht.

---

## Geisterwesen.

Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. Von Prof. G. Fr. Daumer. Erster Band. Dresden, Verlag von Woldemar Türk, 1867.

Der Herausgeber hat ganz Recht, wenn er S. 41 sagt: „Der Aberglaube ist eben so poetisch und romantisch, als der Verstand ein trockener, nüchterner Philister und Pedant ohne einen Funken von Geist und Poesie. Darum sind alle poetischen Naturen mehr oder weniger abergläubisch. Der Aberglaube liegt überhaupt, wie schon Andere bemerkt, tief in der menschlichen Natur und ist unausrottbar, so viel und so lang man auch aufklären möge. Das kommt daher, weil der Mensch nicht dazu geschaffen ist, ein poesieloser Philister und Pedant zu seyn, weil er, und das sogar in ausgezeichnetem Grade vor allen anderen Erdebewohnern, Geist und Leben ist, und diese seine edle, gottentstammte Natur einer sie negirenden mechanischen Weltanschauung zu Liebe, so sehr sie grade Mode seyn mag, doch nie völlig aufgeben und verleugnen kann." Der Verfasser hat wieder Recht, wenn er dazu bemerkt, bei alledem pflege der Aberglaube auszuschweifen, daß die Vernunft ihn corrigiren müsse.

Nur einen Punkt hätte der Verfasser noch mehr hervorheben dürfen, nämlich, daß auch der gute Geschmack ein Wort mitzureden hat. Man soll zwar im Geisterwesen nicht blos die Romantik suchen wollen, allein es liegt darin doch etwas so Schauererregendes, so geheimnißvoll Imponirendes und insofern es sich dabei um das Jenseits, um das Mysterium der Vergeltung handelt, auch so etwas Heiliges, daß die triviale Auffassung desselben grade bei den Starkgläubigen nur Widerwillen und gerechte Zweifel erregt, ob sie auch immer recht gesehen und gehört haben und ob wahr ist, was sie sagen. Dieses Bedenken veranlaßte uns, schon vor mehr als dreißig Jahren in diesen Blättern gegen Justinus Kerners damals neu erschienene und ungeheures Aufsehen erregende Seherin von Prevorst zu polemisiren. In diesem Buche kommen nämlich Geister vor, welche Bier trinken, eine „Geistin", welche seit 400 Jahren ihr kleines Kind in Lumpen auf dem Arme trägt, und eine andere, deren vor acht Jahren gestorbener kleiner Sohn in der Geisterwelt zu einem achtjährigen hübschen Knaben herangewachsen ist. War es da nicht erlaubt, daran zu erinnern, daß es auch im Gebiet des Wunderbaren ein gewisses logisches und ästhetisches Gesetz gibt, das nicht ungestraft verletzt wird. In der ersten Auflage kam im Geisterkalender sogar ein 31. September vor, der in Folge unserer Rüge in den nächsten Auflagen wegblieb. Wahrlich, wenn man ehrlichen Glauben an das Geisterwesen verlangt, darf man so nicht kommen. Deswegen haben wir damals zwar nicht gegen die Geister überhaupt, aber doch gegen *solche* Geister protestirt.

Es wimmelt aber noch von solchen Geistern in allen Sammelwerken dieser Art. Auch Herr Daumer hat die Goldkörner nicht scharf genug von der Spreu gesondert. Wenigstens hätten wir ihm die Madame Wötzel gern geschenkt, deren „wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode," zumal mit solcher Wichtigthuerei vorgetragen, das Langweiligste und Trivialste ist, was man nur lesen kann, und die uns doch in jedem Geisterbuch aufs Neue mit der nämlichen Wichtigthuerei aufgedrängt wird. In dieselbe Classe gehören die zahllosen Klatschereien von der Frau Räthin, von der Frau Sekretärin, von der Frau Muhme, von der Frau Gevatterin, vom Waschweib &c., die einmal ein Gespenst wollen gesehen haben. Müssen wir uns so entsetzlich viel alltägliches, gemeines Zeug, was gar nicht der Mühe werth ist, daß man davon redet, in der Wirklichkeit gefallen lassen, so sollte man sie wenigstens nicht ins Geisterreich übertragen.

Und die Erklärungen? es ist uns mit den Geisterbüchern von jeher so gegangen, wie mit dem Robinson Crusoe. Wir haben nur die Geschichten gesucht, den ganzen Belehrungskram am liebsten überschlagen. Wenn wir unter den Geschichten einige fanden, die erschütternd, oder mit romantischem Reiz, mit geheimer Magie auf unsere Seele wirkten, waren wir zufrieden. Den Ballast trivialer Geistergeschichten und vollends gar die Erklärungsversuche haben wir immer gern über Bord geworfen. Das deutsche Professorenthum will alles er-

klären, auch wo sich nichts erklären läßt. Auch die Erklärungsweise des Herrn Daumer enthält nichts Neues, außer einen neuen Namen. Er nennt nämlich Eidolon, was Justinus Kerner den Nervengeist und Herr von Reichenbach den aus Od gebildeten Scheinleib genannt hat. Daraus erklärt er die halben und ganzen Gespenster, die Doppelgänger, ja sogar willkürliche Gestaltenwechsel, je nachdem der Scheinleib außerhalb des wirklichen Leibes ganz oder nur zum Theil sichtbar wird, je nachdem er nur den wirklichen Leib nachbildet, oder ein Bild darstellt, welches dem wirklichen Leibe fremd, nur aus der Seele projectirt ist. Der Verfasser sagt: „Die Psyche ist bei Formirung ihres Eidolons auf ihre reine, einfache Körpergestalt nicht überhaupt, sondern nur so lange beschränkt, als sie den Leib beseelt und sich da mit ihrer Idee zu behaupten hat. Gibt sie dies Geschäft auf, so kann sie ihren immanenten Realismus in beliebiger Weise entfalten. Doch finden wir, daß dies gewöhnlich noch mit Maaß geschieht, daß nur die Gestalt nebst Kleidung und sonstigem Außen- und Nebenwerk, wie sie im Leben vorhanden war oder zur Andeutung eines biographischen Faktums dient, hinzugefügt und dargestellt wird. Das von dem jüngeren Plinius beschriebene Gespenst in Athen, welches zu einem mit Ketten belasteten Todtengebein in Beziehung stand, erschien mit Ketten und rasselte wie mit solchen; ein Ermordeter läßt sich mit blutender Wunde sehen u. s. w. Aber die durch den Tod entfesselte plastische Kraft der Psyche ergeht sich in noch ganz anderer, freierer und wechselvollerer Manier. Es werden die verschiedensten und fremdartigsten Gestalten angenommen.“ Das ist eine Behauptung, die uns die Beweisführung sehr vermissen läßt.

„Wieland, einer der unverwerflichsten Zeugen im Punkte des Wundersamen und Geisterhaften, ein Mann, den man sogar den deutschen Voltaire genannt, erzählt von einer edlen, frommen und allgemein geehrten Dame, die zugleich etwas sehr Mystisches in ihrem Wesen hatte und namentlich dem Zustande des Schlafwandelns unterworfen war, worin sie unbeschreibliche Herrlichkeiten zu sehen und zu hören versicherte. Sie war Protestantin; gleichwohl stand sie mit dem an Geist und Gemüth vorzüglichen Beichtvater eines benachbarten Benedictinerklosters, dessen Lehensmann ihr Gemahl war, sowie auch Letzterer selbst, in so vertrauten Verhältnissen, daß man den Pater als Familienglied betrachtete. Er wurde jedoch nach Bellinzona versetzt, um daselbst Mathematik und Physik zu lehren. Nach Jahr und Tag erkrankte die Dame; es schien keineswegs gefährlich, sie aber sagte den Zeitpunkt ihres Endes genau voraus und starb zu dieser Zeit auch in der That. Zuvor hatte sie sich mit ihrer Tochter sehr heiter und lebhaft besprochen und dann eine sonderbare Aeußerung gethan. Es war gegen Mitternacht, sie richtete sich auf und sagte mit dem ihr eigenen holden Lächeln: ‚Nun ist es Zeit, daß ich gehe und von dem Pater Abschied nehme.‘ Darauf legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenig Augenblicken sanft eingeschlummert zu seyn. Nach einer Weile erwachte sie wieder, wendete sich ruhig und liebevoll zu ihrer Tochter zurück, sprach noch ein Paar Worte mit ihr und verschied. Zu derselben Stunde, wie sich nachher ergeben hat, saß der Pater zu Bellinzona noch an seinem Schreibtische bei der Studirlampe und war mit der Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe beschäftigt — also in sehr verstandesmäßiger und gar nicht visionärer Geistesverfassung. Von der Erkrankung seiner Freundin wußte er nichts, dachte auch nicht an sie. An der Wand hing seine Pandore, ein von ihm sehr geliebtes Instrument. Da hört er einen starken Knall, als wäre der Resonanzboden der Pandore gesprungen. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Erstaunen, das ihn starr macht, eine weiße, der erwähnten Dame vollkommen gleiche Gestalt, die ihn freundlich-ernst anblickt und dann sofort verschwunden ist. Er faßt sich, steht auf, untersucht das Instrument und findet den Resonanzboden gesprungen. Wieland stellt über diese Thatsache, die er für unzweifelhaft erklärt, und die auffallend zusammenstimmenden Umstände derselben, welche eine wirkliche Geistererscheinung darthun, eine längere Betrachtung an und sagt unter Anderem: ‚Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann.‘“

In diesem merkwürdigen Falle ist doch wohl die Hauptfrage: wie kommt der Resonanzboden dazu, hier überhaupt mitzuwirken und zu zerspringen? Das Eidolon der Dame konnte sich ja auch ohne diesen Spektakel bemerklich machen. Darüber gibt uns aber der Verfasser keinen Aufschluß.

Ein sehr interessanter Fall ist der folgende: „Ein Lieutenant von B. kehrte spät Abends auf Umwegen, da er noch zwei Wachen zu besuchen hatte, nach Hause zurück und bemerkte hierbei, wie jemand lautlosen Schrittes vor ihm herging. Er redete sich die Sache aus, sah aber nachher dieselbe Gestalt vor sich hergleiten und fuhr erschreckt auf; ebenso schien auch die Gestalt zu erschrecken und verschwand hierauf. Als er vor seiner Wohnung stand, erblickte er in seinem Zimmer Licht und sah, wie sich zwischen dem Licht und den Fenstern

zwei Schatten hin- und herbewegten. Er stellte sich an die entgegengesetzte Seite der breiten Straße, von wo er in das Zimmer bequemer hineinschauen konnte, und erkannte entsetzt sich selbst, wie er, von seinem Bedienten unterstützt, seine Abendtoilette machte, dann in sein Schlafzimmer ging, worauf die Helle verschwand und alles dunkel ward. Lange stand er da und wußte nicht, was er denken und thun sollte; da vernahm er ein dumpfes Krachen, dem wieder die vorige Stille folgte. Endlich nach langem Besinnen trat er in das Haus; sein aus dem Schlaf geweckter Soldat kam gähnend zum Vorschein, trat aber überrascht zurück, als er seinen Herrn erblickte. Er meinte, derselbe sey wieder aufgestanden; der Lieutenant versicherte ihm, er käme erst jetzt nach Hause. Der Bediente erzählte darauf, wie er ihn bereits nach seiner früheren Ankunft ausgekleidet und sich verwundert habe, daß er so still sey. Zitternd wollte der Lieutenant sein Schlafgemach öffnen — es war von innen verschlossen. Nun sprengte er die Thüre gewaltsam auf; da zeigte sich, daß die Zimmerdecke auf das Bett herabgestürzt war — die Ursache des Krachens, welches er zuvor auf der Straße vernommen hatte. — Es hätte großen Werth, wenn die Geschichte sicher verbürgt wäre. Man würde daraus sehen, wie vollkommen sich das Eidolon in manchen Fällen auch für Gefühl und Tastempfindung darzustellen vermöge, indem der Soldat seinen Herrn wirklich zu entkleiden erwähnte." Hier ist doch wohl nicht die Hauptsache, daß das Eidolon nicht blos gesehen, sondern auch betastet wurde. Die Hauptsache ist die Rettung und ihr Motiv, mag dasselbe nun eine Ahnung oder eine göttliche Wunderwirkung gewesen seyn. Wer will aber das Geheimniß solcher Ahnungen enthüllen, wer errathen, warum in einem Fall eine wunderbare Rettung eintritt und im andern nicht? Das Eidolon, wenn wir es auch nicht verwerfen wollen, würde doch nur als das Mittel einer immerhin noch geheimnißvollen Macht erkannt werden müssen.

Ehe man an die Erklärungen geht, sollte man die Thatsachen doch erst übersichtlich classificiren und zwar nach dem objectiven Thatbestande, nicht nach dem System, welches sich der Erklärer im voraus gebildet hat. Es kommt nicht darauf an, daß einer eine Lehre aufstellt, dieselbe in Kapitel theilt und zu jedem Kapitel aus der großen Menge von s. g. Thatsachen oder Geistergeschichten grade immer die herausgreift, die für seine Theorie zu sprechen scheinen, mit Weglassung der andern. Es kommt vielmehr darauf an, nur die Thatsachen richtig zu constatiren und vergleichend zusammenzustellen. Daraus werden etwaige Widersprüche von selbst in die Augen springen, es werden aber Weglassungen und einseitige Deutungen nach einem vorgefaßten Systeme vermieden werden.

In den Beispielsammlungen kommen zuweilen Behauptungen vor, die man gläubig hinnimmt und die einer vom andern abschreibt, ohne sie zu prüfen. Manches, was behauptet wird, kann gar nicht wahr seyn. Wir lesen hier S. 241 von einer Dame: „wären die Augen unseres Geistes so offen, wie unsere leiblichen, so würden wir eine Menge höhere Wesen zu unserem Schutze um uns versammelt sehen." Es ist wohl an einem Schutzengel genug, der in seltenen Momenten der Gefahr in der Nähe ist. Aber eine ganze Leibwache von Schutzengeln kann doch den Menschen nicht überall und immerwährend umgeben. Das ist ein übertriebener Luxus der Geisterseherei. Die Geister sind nicht blos zu unserem Dienste da und ein ganzer Fliegenschwarm von Geistern, die nichts zu thun haben sollen, als sich um uns zu bemühen, ist eine abgeschmackte Vorstellung.

Um dem Herausgeber nicht Unrecht zu thun, bemerken wir, daß in seinem Buche auch sehr viel wahrhaft interessante, ergreifende und rührende, wie auch wunderbar anfremdende s. g. Thatsachen vorkommen. Hier nur eine von der s. g. Sibylle vom Aetna. „Dr. B., ein junger französischer Arzt, besuchte sie und brachte in ihrer Hütte selige Tage zu. Wollte er durch die Benutzung ihrer magischen Künste irgend eine Auskunft erhalten, so mußte er die Frage auf ein Blatt Papier aus seiner Schreibtafel schreiben. Sie warf es dann leicht in die Flamme und zog es fast augenblicklich wieder zurück; hierauf fanden sich die Antworten lesbar auf dem Papiere geschrieben." Hier frägt sich natürlich erst, ob die hübsche Geschichte wahr ist? Um die Erklärung hat sich der Herausgeber nicht bemüht. Wir thun es auch nicht.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 34. 27. April 1867.

## Vermischte Schriften.

Joseph Freiherrn von Eichendorff's vermischte Schriften. Band 3—5. Paderborn, Schöningh, 1866.

Der dritte Band enthält „den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts“ und der vierte „zur Geschichte des Dramas“.

Herr von Eichendorff war einer der besonnensten Romantiker der etwas spätern Periode und urtheilt nicht nur über unsere berühmten Classiker der Zopfzeit, sondern auch über die Romantiker, welche jenen den Krieg erklärten und denen er sich zugesellte, sehr verständig. Er mißkennt nämlich die Mängel nicht, mit denen die Romantiker auch ihrerseits behaftet waren, während sie mit Recht und mit großem Genie den Zopf bekämpften. Er faßt den Streit ganz richtig auf. In den Classikern sieht er die Anhänger der Renaissance der griechisch-römischen Bildung, des heidnischen Geschmacks, wie er im 15., 16. Jahrhundert von den romanischen Völkern, Italienern und Franzosen, hauptsächlich zu dem Zweck adoptirt worden ist, um die Autorität der christlichen Kirche und das Uebergewicht der deutschen Nation zu untergraben. Im Solde des fürstlichen Partikularismus gelang es diesem classischen Zeitgeist, das christlich deutsche Mittelalter zu überwinden und eine neue Zeit von unchristlichem und undeutschem Charakter zu bringen. Das dauerte nun bis zum Anfang unseres Jahrhunderts. Das gebildete Deutschland hatte sich vom Christenthum abgewendet und war zugleich gänzlich ohne Patriotismus. Der größte Geist, den zu besitzen man in Deutschland sich rühmte, der allbewunderte Göthe verhehlte nicht, das Christenthum sey ihm zuwider, wie Hundegebell, Kegelschieben und Tabakrauchen, und eben so zuwider war ihm der deutsche Patriotismus. Arndt erzählt uns, wie Göthe im Hause Körners in Dresden spöttisch zu den Patrioten gesagt habe: „rüttelt nur an euern Ketten, Er ist euch zu groß!“ er meinte damit Napoleon, den er als den großen Weltordner und Friedensfürsten in einem schwülstigen Gedicht besang, während das deutsche Volk, tief geknechtet, aus zahllosen Wunden blutete.

Gegen diese unchristliche und unpatriotische Tendenz der Classiker standen nun die jungen Romantiker auf und machten wieder geltend, was man schon seit Opitz vergessen hatte, vaterländische Gesinnung und Frömmigkeit. Herr von Eichendorff macht darauf aufmerksam, daß diese Frömmigkeit, selbst wenn sie eine katholische Färbung hatte, wenn man den einzigen Görres ausnimmt, nur bei den norddeutschen Protestanten aufdämmerte, wie denn der größte Dichter unter den Romantikern, Ludwig Tieck, ein Berliner war. Im Prolog läßt seine Genovefa den heil. Bonifacius mit schwerbeschlagenem Bischofsstabe die Thore einer neuen, wieder deutschen, wieder frommen, wieder katholischen Zeit aufstoßen. Im katholischen Oesterreich zeigte sich von einer solchen Wendung des Zeitgeistes zur Romantik auch nicht die geringste Spur. Alle katholischen Herzen hätten der Romantik entgegenschlagen sollen. Aber es war nicht der Fall. Der Katholicismus in Oesterreich und überhaupt in Süddeutschland befand sich in der josephinischen Krisis und war schon seit fast drei Jahrhunderten durch die Jesuitenerziehung in die Bahn der italienisch-spanischen Geistesrichtung gelenkt, im s. g. Renaissance- oder Jesuitenstyl einheimisch. Die alten Kirchen des Mittelalters waren fast überall von den Jesuiten und ihren Schülern niedergerissen und durch geschmacklose, die antiken Formen adoptirende Tempel ersetzt worden. Der letzte Dichter, der noch im Geist katholischer Romantik dichtete, Calderon, hatte nicht den geringsten Einfluß mehr auf das katholische Deutschland geübt. Nur der bay-

rische Jesuit Neumayr ahmte ihn in einigen lateinischen Schulcomödien nach, die aber außerhalb des Jesuitencollegiums kein Mensch kannte. Nur im gemeinen Volke, in seinen frommen Gebräuchen und Wallfahrten und in einem Rest von alten Volksliedern war die Romantik noch erhalten. Die gebildeten Classen im katholischen Deutschland von Trier und Köln bis nach Wien huldigten ohne Ausnahme dem classischen Geschmack und einer gottlosen Frivolität. Die berühmtesten Dichter in Oesterreich waren Denis und Blumauer.

Diese Abwesenheit der Romantik grade auf dem katholischen Gebiet entschuldigt einigermaßen den geringen Erfolg der protestantischen Romantiker, von denen die meisten in Phantasterei fielen, oder dem frivolen Zeitgeist wieder nachgaben. Der classisch gebildeten Welt und dem rationalistischen Philisterthum grenzenlos verhaßt, fanden sie von katholischer Seite keine Unterstützung. Selbst ihre besten Dichtungen wurden niemals recht populär. Herr von Eichendorff hat durchaus Recht, wenn er den protestantischen Romantikern vorwirft, sie hätten nur die ästhetische Außenseite der alten Kirche bewundert, seyen aber nicht in die Kirche hineingegangen. Es sey ein geistreiches Spiel, aber kein Ernst gewesen. Den Ernst hätten aber die Katholiken hinzubringen sollen und daß das nicht geschah, gereichte ihnen mehr zum Vorwurf, als den protestantischen Romantikern ihre Schwächen.

Herr von Eichendorff anerkennt den Geist und das große Sprachtalent unserer berühmten Classiker im vorigen Jahrhundert, aber er verurtheilt streng den gänzlichen Mangel an christlichem und germanischem Gefühl, ihre Verstandeshoffarth, ihre Herzenseitelkeit, ihre unsittliche Frivolität und Empfindelei. So sagt er von Göthes Werther: „Werther ist im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghello, der seine feinere Genußsucht mit anständigerm Egoismus auf Tod und Leben vertheidigt. Es ist wiederum der Götzendienst und daher die ängstliche Beschönigung der losgebundenen Empfindung, einer Gefühlsfreiheit, die nur sich selbst genießen, ja, wie ein echter Gourmand, den haut goût der Leiden selbst sich zu einer vornehmen Wollust präpariren will, und also gegen jede Schranke der Religion und Sitte opponirt, die sie in jenem schwelgerischen Selbstgenusse stört oder hindert. Werther sagt es selbst, daß er sein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem alles gestattet wird."

Von den Wahlverwandtschaften: „Dieselbe Liederlichkeit der Gefühle, dieselbe Vergötterung des Dämonischen im Menschen, nur abermals noch tiefer gefaßt, bildet auch das Thema der ‚Wahlverwandtschaften', einer ausführlichen Geschichte geistigen Ehebruchs. Die Sünde ist gleichsam prädestinirt durch jene hier auf die Geister bezogene geheimnißvolle chemische Naturverwandtschaft, wonach ‚vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden.' Denn ‚es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen.' Diesem Naturtriebe folgend, faßt daher der verheirathete Eduard zu Ottilie, der Nichte seiner Frau, und seine Frau Charlotte zu einem Hauptmann eine gegenseitig erwiderte Liebe, und nach mancherlei vergeblichen Kämpfen und Umwegen bietet Eduard seine Frau dem Hauptmann an, der ihm dagegen Ottilie zuführen soll. Charlotte, da ihr Mann sie verlassen, kommt zuerst zur Besinnung; Ottilie dagegen, die eigentliche Apotheose jener Naturverzauberung, wird nur durch ein zufällig verschuldetes großes Unglück zum Entschluß pflichtmäßiger Entsagung aufgeschreckt. Aber welche Entsagung, die sich selbst nichts versagen kann! Anstatt einer resoluten Umkehr und Trennung, die allein hier sühnen konnte, vermag sie es nicht, sich ‚der seligen Nothwendigkeit des reinen Zusammenseyns' zu entziehen; sie bleibt im Hause Eduards, und es waren ‚nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt.' Dennoch erfahren wir, nachdem Ottilie diesem widernatürlich gespannten Verhältniß endlich erlegen, gelegentlich, daß sie schon längst durch allmälige Entziehung aller Nahrungsmittel einen Selbstmord beabsichtigte. Und für alles dies wird sie zuletzt als eine Heilige gefeiert, die noch nach ihrem Tode Wunder wirkt."

Von Lessing sagt Herr von Eichendorff nicht das Richtige, wenn er S. 115 in ihm das Prinzip des Protestantismus bis an die äußerste Grenze seiner Consequenzen hindurchgeführt sieht, denn der Protestantismus ist im positiven Christenglauben begründet, von dem Lessing keine Ader hat. Das Gegentheil vom Christenglauben ist nicht die Consequenz des Protestantismus, wenngleich die meisten gebildeten Protestanten nicht weniger wie die gebildeten Katholiken den Glauben verlassen haben und in den Unglauben gerathen sind.

Gegen Wieland ist der Verfasser strenger, als man es zu seyn pflegt. Er nennt auch seine geistreichsten Sachen doch nur: „Philisterei, oder mit andern Wor-

ten: die Vornirtheit für alle höhern Motive im Leben, die daher ängstlich nivellirend das Große klein zu machen sucht, damit das Kleine groß erscheine. Aus der unerträglichen Langweiligkeit des Philisterthums aber, weil es weder zur Sünde noch zur Tugend den rechten Muth hat, entspringt überall das juste-milieu der Lüsternheit, deren äußerer Ausdruck die Frivolität ist."

Ueber Herder sagt Herr von Eichendorff sehr wahr: „Man sieht, Herder war von seiner ursprünglichen Aufgabe einer Versöhnung des Christenthums mit der neuen Bildung allmälig ganz abgekommen. Das Christliche war ihm, obgleich er es anfangs grade umgekehrt gemeint, unversehens im Menschlichen aufgegangen, und aus dieser Combination entstand ein Drittes: die Humanitätsreligion, d. i. das Streben, nicht nach Gottähnlichkeit in Christo, sondern nach Ausbildung des ganzen menschlichen Charakters, wozu das Christenthum eben nur ein vorübergehendes Durchgangsmoment ausmacht. ‚Ob hierbei der Name Christi litanelmäßig genannt werde, ist dem Erhöbeten gleichgültig. Am Namen ‚Christianer' liegt wenig, gehe dieser unter oder bleibe.' Es sey daher nur eine ärgernde Heuchelei, Glaubensartikel durch Confessionen schützen und halten zu wollen; das reine Christenthum dulde Alle, da ‚ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib.' Das Ziel dieses ‚reinen' Christenthums war also vielmehr eine allgemeine Menschheitsreligion, eine unsichtbare Kirche über der christlichen, in welcher die Freimaurer eine Secte bilden, und die im Grunde nur eine etwas poetischer und tiefer gegriffene Spielart der Vernunftreligion ist, um so eindringlicher und wirksamer jedoch durch den Ernst und die salbungsvolle Würde, worein hier die flache Negation verhüllt erscheint."

Schließlich geht der Verfasser noch auf die neuere Zeit über und erklärt sich sehr streng gegen den Salonjargon und die saloppe Emancipation in den Damenromanen, gegen die politische Poesie, gegen die Fabrikation der Unterhaltungsliteratur ꝛc. und beklagt auf dem vorletzten Blatte noch einmal, daß die Oesterreicher in ihrer Poesie so gar nichts von dem frommen und volksthümlichen Wesen ihrer tief romantischen Alpenwelt bewahrt haben, sondern aus dem Josephinismus in ein noch schlimmeres Revolutionsfieber gerathen sind und dabei nur fremden Mustern folgten, ohne alle Originalität.

(Schluß folgt.)

## Geschichte.

Die Réfügiés und ihre Kolonien in Preußen und Kurhessen. Von Karl Friedrich Köhler, Pfarrer. Gotha, F. A. Perthes, 1867.

Ein interessantes kleines Buch. Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich unter Ludwig XIV. war das Seitenstück zur Verbrennung aller Städte und Dörfer in der Pfalz. Der absolute König wollte zeigen, daß er über göttliche und menschliche Gesetze erhaben sey. Der Verfasser hat sehr Unrecht, wenn er die Schuld auf die Frömmelei des Königs und auf die Jesuiten schiebt, die immer als Sündenböcke herhalten müssen, wenn die Könige freveln. Die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich hatte nichts mit kirchlichen Interessen zu schaffen, sondern war Staatsraison, ganz eben so, wie heut zu Tage noch die Unterdrückung der Katholiken und Lutheraner in Rußland keinerlei religiösen Fanatismus zum Grunde hat, sondern lediglich die politische Nützlichkeit. Der katholische König wollte nur katholische Unterthanen haben.

Die Mittel, deren sich Ludwig XIV. bediente, waren scheußlich. Indem er das Edict von Nantes aufhob, welches die Reformirten schützte, verkündete er (hauptsächlich um das Ausland zu verblenden), es sey überflüssig geworden, da fast alle Reformirte schon freiwillig katholisch geworden seyen. Es waren aber noch 1 Million Reformirte in Frankreich vorhanden, die eifrig an ihrem Glauben hingen. „Schon im Jahr 1681 erschien der Befehl, man solle den Reformirten ihre Kinder vom siebenten Jahre an wegnehmen, wenn sie gerne katholisch werden wollten. Als derselbe in einigen Provinzen in Ausführung kam, in die Häuser solcher Eltern Soldaten geschickt wurden: flüchteten sogleich viele reformirte Familien aus Poitou, Saintonge und anderen benachbarten Gegenden. Der König von England erklärte sich zur Aufnahme derselben in seinem Reiche bereit; der König von Dänemark bot ihnen freie Religionsübung in eigenen Kirchen und andere Vortheile an, und die Stadt Amsterdam erbot sich, ihnen 1000 Häuser zu bauen, in welchen sie mit geringen Kosten wohnen könnten. Der französische Staatsrath, der seinen begangenen Fehler erkannte, bedrohte hierauf diejenigen Künstler und Handwerker mit der Galeerenstrafe, welche das Reich zu verlassen gedächten. Es wurden den Reformirten immer mehr Kirchen weggenommen und ihre Schulen eingeschränkt; sie wurden

der wichtigsten Posten im Staate beraubt und durften nicht einmal mehr die geringsten Aemter verwalten. An einigen Orten, wo sie früher Kirchen gehabt hatten, versammelten sie sich dessen ungeachtet zum Gottesdienste; man griff sie an, — sie vertheidigten sich; sie wurden zerstreut und die Gefangenen unter ihnen, worunter auch Prediger waren, ihrer Stellen entsetzt. Aber mit dem Augenblicke, wo Louvois sich um die Religions-Angelegenheiten bekümmerte, wurde das Schicksal der Reformirten noch trauriger, ja unerträglich. Er beredete den König, Kriegsvölker in die Gegenden zu schicken, wo die Reformirten die zahlreichsten und angesehensten Einwohner ausmachten, um ihre vermeinte Bekehrung, über die man den König getäuscht hatte, desto schneller zu erreichen. Es war dies der erste Anfang jener Gewaltthätigkeiten, welche sich ein Jahr später über das ganze Land erstreckten und die man les Dragonades (Dragonerbekehrungen) und die gestiefelte Mission (la Mission bottée) nannte. Louvois, der seinem Könige die harten Bedrückungen, die sich die Reformirten von seinen Soldaten gefallen lassen mußten, zu verbergen suchte, schrieb an einen der Vollstrecker seiner Wuth: „Der König will, daß man Diejenigen die höchste Strafe empfinden lasse, welche seine Religion nicht annehmen oder die thörichte Ehre haben wollen, die Letzten zu seyn." Freilich häuften sich auf diese Art die sogenannten Bekehrungen d. h. die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten zu vielen Tausenden. Mit dem Jahre 1682 begannen Grausamkeiten, wie man sie nicht leicht bei einem Volke in irgend einer Zeit wiederfindet. Die Missionäre, in der einen Hand ein Kreuz, in der anderen einen Geldbeutel, zogen voran; die Soldaten eröffneten unter Trommellärm die Häuser, die dann, wenn sich die Bewohner nicht bekehrten, geplündert und verwüstet wurden. Geräthschaften wurden zertrümmert, Waaren herausgeworfen und verkauft, die Weinlese verheert, Greise, Kinder, Mädchen und Frauen auf die schrecklichste Weise gemißhandelt und der größten Schmach preisgegeben. Man rief den armen Menschen unter Prügeln zu: „Entweder die Messe, oder schlagt sie todt!" Die Dragoner hingen Männer und Weiber bei den Haaren an die Wände oder in die Kamine und räucherten sie durch angebranntes Heu, bis sie es nicht mehr aushalten konnten; Anderen raufte man die Haare aus oder tauchte sie so lange ins Wasser, bis sie versprachen, katholisch zu werden. Andere schraubte man ein und goß ihnen Wein ein, bis sie betäubt wurden, oder sie wurden mit einer glühenden Zange an der Nase herumgeführt oder mit Nadeln zerstochen, oder man ließ sie sieben bis acht Tage nicht schlafen, um sie zu bekehren."

Die katholisch gewordene Königin Christine von Schweden selbst war empört über diese Greuel der Dragonaden und der katholische Episcopat äußerte sich auf einer Synode von Paris im Jahr 1682 auffallend mild und gewiß nicht aus Heuchelei, wie der Verfasser glaubt, sondern weil er nicht auf die katholische Kirche Vorwürfe häufen lassen wollte, die allein der König und die ruchlosen Schergen seiner weltlichen Tyrannei verdienten.

Die Auswanderung der verfolgten Reformirten war bei Galeerenstrafe verboten und doch retteten sich wenigstens eine halbe Million derselben nach der Schweiz, nach Holland, England, nach der Pfalz, nach Hessen und vorzugsweise nach Preußen. Der große Kurfürst nannte das Verfahren Ludwigs XIV., ohne sich vor ihm zu fürchten, bei seinem rechten Namen, lud alle Verfolgten zu sich ein und gab ihnen die Dörfer und Landstrecken ein, die vom 30jährigen Kriege her noch verödet lagen und nahm den Adel an seinen Hof, die geschickten Handwerker in die Städte auf. König Friedrich I. nahm noch viel mehr Verfolgte bei sich auf, gab den Franzosen ein eigenes Oberconsistorium, ein eigenes Obergericht, stiftete ein französisches Gymnasium in Berlin und zwei französische Kirchen. Da sich die Eingewanderten musterhaft benahmen, wurden sie schon im Jahr 1709 in Preußen naturalisirt. Der neue König Friedrich Wilhelm I. konnte zwar die Franzosen überhaupt nicht leiden, sorgte aber väterlich für seine französischen Gäste, baute ihnen in Berlin noch drei neue Kirchen, ein neues Waisenhaus, erweiterte ihr Hospital und sorgte auch für die andern französischen Kolonien in Magdeburg, Halle, Cleve, Wesel, Brandenburg, Frankfurt a. d. Oder, Stettin, Königsberg ꝛc. Die Zahl der Réfügiés vermehrte sich deshalb so sehr, weil nicht nur neue Flüchtlinge aus Frankreich selbst, sondern auch viele andere ankamen, die bisher in der Pfalz, in der Schweiz und Piemont ein Asyl gefunden hatten und die jetzt erst aus dem Fürstenthum Orange flüchten mußten, als dieses nach der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien in England an die Krone Frankreichs fiel.

Außer Preußen nahm sich Kurhessen am wärmsten der Verfolgten an und gestattete ihnen zahlreiche Colonisationen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 35. 1. Mai 1867.


## Vermischte Schriften.

Joseph Freiherrn von Eichendorff's vermischte Schriften. Band 3—5. Paderborn, Schöningh, 1866.

(Schluß.)

Der fünfte Band enthält ein halb Dutzend Aufsätze aus dem literarischen Nachlasse Eichendorffs, worin uns sehr hübsche und interessante Sachen begegnen.

Zuerst eine Geschichte des berühmten Schlosses von Marienburg, dem Hauptsitz des deutschen Ordens in Preußen. Eichendorff wollte zwar nur die Wiederherstellung dieses stark demolirten Schlosses schildern, knüpft aber die Geschichte des Schlosses und des Ordens an. Die Geschichte des Ordens erweckt trübe Betrachtungen. Das deutsche Ordensland an der Ostsee war eine der schönsten Eroberungen des deutschen Volks, vollbracht durch die Heldenkraft des deutschen Adels und der deutschen Kaufleute. Ohne die Mitwirkung der Hansastädte zur See hätte der aus allen deutschen Ländern doch immer nur truppweise nach den Ostseeprovinzen auswandernde Adel seine Herrschaft nicht so bald consolidiren können. Die Erwerbung der Ostseeküsten war von unermeßlichem Werth für den Handel, den Wohlstand, die dem großen deutschen Volke stets unentbehrlich gewesene Colonisation. Aber was Adel und Bürger erreichten, mißfiel den Fürsten. Die elende Kleinstaaterei und Fürstenwirthschaft, an der sich in Norddeutschland am meisten das oldenburgische und welfische Haus betheiligt haben, verschwor sich gegen die Hansa und ruinirte sie aus dynastischer Bosheit und Winkelstaatsinteresse zum unendlichen Nachtheil des deutschen Reichs und der deutschen Nation. Nach dem traurigen Untergang der Hansa konnte auch der Adel in den Ordenslanden seine Herrschaft nicht mehr lange aufrecht erhalten; wenn er auch zu Lande noch so tapfer stritt, fehlte ihm der alte Beistand zur See. Das Meer, einst seine Stärke, wurde jetzt seine Schwäche, seitdem nicht mehr die Flagge der deutschen Hansa, sondern nur die der Dänen, Schweden und Russen die Ostsee beherrschten. Die deutschen Fürsten, die den Henkerdienst an der Hansa übernahmen, waren mit den nordischen Feinden Deutschlands im Bunde. Sie allein trifft die Schuld. Sie haben die Ostsee an Scandinavien und Rußland verkauft. Das Schicksal aber wollte, daß in jenem Ordenslande Preußen die deutsche Macht sich entfalten sollte, der es vorbehalten war, Norddeutschland im nationalen Sinn zu regeneriren und die Folgen jenes unseligen und ruchlosen Bündnisses unsere kleinen deutschen Fürsten mit dem Ausland aufzuheben.

Man hat es Friedrich dem Großen schwer vorgeworfen, daß er das schöne alterthümliche Schloß von Marienburg habe zerstören lassen. Diese Zerstörung lag jedoch keineswegs in seiner Absicht, wie er denn auch anderwärts in seinen Staaten niemals auf Vernichtung alter Denkmäler ausgegangen ist. Ließ er doch die Klöster in Schlesien bestehen, während Joseph II. eine Menge derselben in Oesterreich aufhob. Friedrich der Große hat schwerlich genau gewußt, was in Marienburg vorging und welchen historischen Kunstwerth das Schloß hatte. Seine Befehle gingen keineswegs dahin, dem Schlosse Schaden zu thun. Die zufällige Veranlassung der Zerstörung desselben, „mag wohl," wie Herr von Eichendorff S. 76 hier erzählt, „ein unterm 1. Januar 1785 wiederholter Befehl Friedrichs des Großen an die marienwerder'sche Kammer gegeben haben, wonach die vielen in Marienburg wüste liegenden Häuser durch anzusiedelnde brauchbare Leute neu aufgebaut werden sollten. Es ist klar: weder Sinn noch Worte dieses Befehls deuten auf das Schloß, sondern auf die Bürgerhäuser der Stadt. Allein den Ankauf dieser wüsten

Baustellen fand man für den Zweck zu theuer, das Schloß dagegen stand wehrlos in seiner Kostenlosigkeit und war freilich auch schon wüste genug. Und so sehen wir denn bald die Kammer arbeitsselig Hammer, Brecheisen und Haue schwingen. Von der Höhe des kühnen Vorsprungs, den Meisters großer Remter nach Nordwesten bildet, fliegen Zierrathen, eingefugte Kalksteine und große Steinrinnen mit solcher rücksichtslosen Vehemenz herab, daß sie des nächstgelegenen Hauses Dach, Fenster, Thüren und ganze Wandflächen zerschmetterten. Aber die modernen Vandalen ruhen und rasten nicht in ihrem fanatischen Eifer; der lustige Mauerkranz mit seinen Brustwehren, Zinnen und zierlichen Eckthürmchen wird abgebrochen und dem Ganzen, als schämten sie sich dennoch ihres Werkes, ein flaches Dach, wie ein breitkrämpiger Quäkerhut, über das kahle Haupt gestülpt. Im Innern des Saales aber nesteln sie, nach der bereits stereotyp gewordenen Manier, wiederum durch eingeschobene Balkenlagen rings um den Pfeiler in der Mitte zwei Stockwerke übereinander, in jedem Stock vier Zimmer und ein geräumiges Vorhaus, zu Wohnungen für Baumwollenweber. Das Gewölbe bleibt verschont, Kamin und Schenkbank aber werden vermauert und die Kalkstein-Platten der Schenke und der Fenster so wie die der Fensterköpfe ausgerissen und zu Kalk verbraucht. Gleichzeitig, um die neue Anlage mit der älteren polnischen in würdige Verbindung zu bringen, werden die Gewölbe in Meisters Stube eingeschlagen, sämmtliche Gelasse der ehemaligen Hochmeister-Wohnung aber den Industriösen eingeräumt, und in den Hallen, wo einst Winrich von Kniprode seine Tafelrunde hielt und König Jagjel auf des Ordens Pfeiler, den großen edlen Plauen, zielte, schnurrten, sausten und klippten nun geschäftige Webestühle. Allein die Sache hatte keinen sonderlichen Segen. Von den angeworbenen gesindelhaften Webern, nachdem sie in den Prachtsälen alle großen Erinnerungen gründlich verwohnt und verwirthschaftet hatten, waren bald mehrere fortgelaufen; ein Theil der Zimmer, die niemals alle von Fabrikanten bewohnt gewesen, wurde wiewohl vergeblich meistbietend zur Miethe ausgeboten, und schon im Jahre 1788 sah sich der Staat genöthigt, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben, welches demnächst noch einige Zeit von einem menonitischen Krämer auf eigene Rechnung fortgesetzt wurde, während man aus dem in Meisters großem Remter zugerichteten Bienenkorbe drei Zellen für eine Armenschule und eine zur Spinnstube bestimmte."

Ein Aufsatz dieses Bandes, geschrieben im Jahr 1818, beklagt die Aufhebung aller geistlichen Landeshoheiten und die Confiscation der geistlichen Güter, theils aus Gründen der Pietät gegen die frommen Stifter, theils im Interesse der Vielgestaltigkeit des deutschen Lebens, theils endlich im Interesse der Kirche, als eines für die Menschheit hochwichtigen Institutes, welches man dem weltlichen Staatsnutzen nicht so ganz hätte aufopfern sollen. In Bezug auf den ersten Punkt hat er wohl Recht. Es ist empörend, eine schöne gothische Kirche in eine Fabrik, ein ehrwürdiges Kloster in ein Zucht- oder Narrenhaus des modernen Staates umgewandelt, oder an heiligen Stätten Emporkömmlinge der Börse üppige Landhäuser bauen und Orgien feiern zu sehen. Allein die alte Kirche konnte dem Schicksal der Beraubung nicht entgehen. Sie war reicher geworden, als es die apostolische Armuth erlaubte. Die Bischöfe verließen ihre alten Residenzen in den engen Straßen alter Städte, bauten sich Lustschlösser auf dem Lande und feierten dort Orgien, die ihnen noch viel weniger ziemten, als den Glückspilzen der Neuzeit.

Was den zweiten Punkt betrifft, so lastete der Fluch der Kleinstaaterei auf den geistlichen Territorien nicht weniger als auf den weltlichen. Es war nicht einmal eine Vielgestaltigkeit des Lebens, sondern die Ueppigkeit der Höfe, der geistlichen wie der weltlichen, die Erpressung, die Mißhandlung der Unterthanen waren überall die gleichen. Als Karl der Große den Bischöfen weltlichen Besitz und weltliches Herrenrecht verlieh, geschah es aus zweierlei triftigen Gründen. Er brauchte die Bischöfe, um den trotzigen Herzogen seines Reichs und den besiegten Dynasten der eroberten und christianisirten Heidenländer ein Gegengewicht zu geben und mit der Bekehrung zum Christenthum zugleich die kaiserliche Gewalt auszubreiten. Denn damals schon hatte der deutsche Einheitsstaat mit der vielköpfigen Hydra des Partikularismus zu kämpfen und aus Deutschland wäre nie etwas geworden, wenn unsere großen Kaiser mit Hülfe der Kirche nicht die rebellischen Fürsten zum Gehorsam gebracht oder verjagt, oder ganz ausgerottet hätten. Insofern nun haben vor tausend Jahren die Bischöfe in ihren großen Territorien zum Theil mit Herzogsgewalt ausgestattet, dem deutschen Reiche große Dienste geleistet. Nach und nach aber kamen die erzbischöflichen und bischöflichen Sitze mit wenigen Ausnahmen in die weltliche Hand. Die weltlichen Fürsten der Nachbarschaft machten sie zu ihren Sinecuren, oder der Adel die Domherrnstellen und die Kapitelwahl zu seinem Monopol. Da wurde nicht nur der fromme Zweck der Stiftung vergessen, sondern auch der Nutzen für das Reich hörte auf. Die geistlichen

Fürsten wetteiferten mit den weltlichen, Kaiser und Reich an Frankreich zu verrathen. Wohl uns, daß diese Schänder der heil. Kirche und des heil. Reichs nicht mehr existiren!

Was den dritten Punkt betrifft, so hat Herr von Eichendorff vollkommen Recht. Die Aufgabe der europäischen Menschheit war, die Auswüchse der Kirchengewalt wegzuschneiden, aber nicht, die Kirche zur Magd des Staates zu machen. Der Staat hat der Kirche die Mittel geraubt, durch welche sie viele Jahrhunderte hindurch der Menschheit nützlich gewesen ist. Daß er ihr durch Einziehung des kirchlichen Besitzes die Mittel, wohlzuthun, geraubt hat, ist noch weniger schlimm, als daß er ihre Autorität gebrochen hat. Die großen Herren wollten an ihre christliche und sittliche Pflicht nicht mehr erinnert seyn. Gleich den altrömischen Imperatoren und griechischen Tyrannen duldeten sie keine Autorität mehr über sich, die s. g. Pfaffen wurden der Verachtung preisgegeben, oder zu byzantinischen Hofbedienten in geistlicher Livrée erniedrigt und endlich auf den Universitäten eine Philosophie protegirt, welche das ganze Gebäude des Christenthums einzureißen versuchen durfte.

In einem kleinen Aufsatz vom Jahr 1833 erklärt sich Herr von Eichendorff sehr verständig gegen die liberale Verfassungsschablone, welche damals die einfältigen Deutschen andächtig von den Franzosen als politisches Evangelium annahmen. Doch irrt sich Herr von Eichendorff, wenn er sagt, man habe in Deutschland reellere Bürgschaften, als sie jene papiernen Verfassungen gewähren. Damals hatte man sie wohl nicht. Vielmehr war das schlechte Metternich'sche System, weil es Deutschland so wenig befriedigte, am meisten daran schuld, daß man mit den Fremden liebäugelte.

Ein kleiner netter Aufsatz schildert das deutsche Adelsleben am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und ein zweiter das Zusammenleben der Romantiker zu Heidelberg im Anfang unseres Jahrhunderts. „Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch' gewaltige Scenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Comments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres, und waren fröhlicher und gesitteter als in Halle. Aber es trat grade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend — das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnißvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben vertheidigte; denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit Einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend; auch darin den Propheten vergleichbar, daß das ‚Steiniget ihn!' häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der blutriesenden Revolution, hier in den Congreß-Sälen der politischen Weltweisen das Mene Thekel kühn an die Wand geschrieben, und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimathlos umherirrend. — Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effects verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen, schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig weckend und zündend für's ganze Leben.

Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst

bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel: ‚Ach im Arm ihm' ausbrach; während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: ‚Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweitenmal.' — Das Letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung sagen. Während Arnims Wesen etwas wohlthuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend."

Diese Männer in Heidelberg, die beiden noch sehr jungen Brüder Grimm in Kassel, von der Hagen und Büsching in Breslau weckten damals zuerst wieder mit den altdeutschen Dichtungen und Volkssagen die Erinnerungen an die untergegangene Größe unseres Volks und Reiches und zwar grade in dem verhängnißvollen Jahr 1806, in welchem Preußen bei Jena unterlag und die Fremdherrschaft in Deutschland culminirte. Ein dämmerndes Morgenroth aus tiefer Nacht der Schande.

## Aberglauben.

Märchen des Aberglaubens alter und neuester Zeit. Nebst einem psychologischen Anhange über Ahnungen und Geistererscheinungen. Von F. W. Gieseler. Tauberbischofsheim, 1867.

Eine sehr oberflächliche Auffassung der Märchenwelt und des Aberglaubens aus alter Zeit, Dinge, die man nicht mit den Augen Nicolais, sondern Jakob Grimms ansehen muß. In löblicher Weise aber tritt das kleine Buch dem modernen Aberglauben entgegen, den die vornehme Welt aus Langerweile cultivirt. Es wäre deshalb zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte sich auf die Modeerscheinung der neuesten Zeit beschränkt und eine vollständigere Geschichte derselben mitgetheilt. Aus dem Wenigen, was hier vorliegt, heben wir einen englischen Prozeß hervor. „Vor Kurzem verklagte Zadkiel, unter welchem Namen ein Lieutenant Morison als Prophet und Geisterseher in England Geschäfte macht, in London den Sir E. Belcher wegen Schmähung (Libels) an und eine Londoner Jury erkannte ihm 20 Shillinge Schadenersatz für beleidigte Ehre als Geisterseher zu, die denselben freilich ziemlich billig geschätzt wurde. Die meisten Weissagungen erfährt Morison vermittelst einer geheimnißvollen Krystallkugel, die einst das Eigenthum der verstorbenen Schriftstellerin Lady Blessington gewesen seyn soll und sich im Besitze hoch-aristokratischer Kreise erhalten hat.

Als ganz England in ängstlicher Sorge war um Franklins unglückliche Nordpol-Expedition, entdeckte Zadkiel in seiner Krystallkugel eine Parthie der vermißten Seefahrer, worüber das Athenäum einen Artikel brachte. Ja, selbst Lady Franklin und ihre Freunde blickten in den Globus, um sich über das Schicksal der Vermißten Aufklärung zu verschaffen. So trieb die Gaukelei selbst mit dem Grame einer verzweifelnden Frau ihr schmähliches Spiel.

Als Zeuge wurde Morison selbst vernommen, welcher in folgender Art Rechenschaft von den wundervollen Eigenschaften seines Globus ablegte, während die Geschworenen mit ernsten, feierlichen Mienen seinem Berichte zuhörten.

‚Im Jahre 1849 kaufte ich den Globus von einem Curiositätenhändler, Namens Philipps. Einer meiner Söhne, damals dreizehn Jahr alt, rief eines Tages aus, daß er Gestalten in dem Krystalle entdecke, und gab eine solche Beschreibung von einer Polarlandschaft, daß sie unzweifelhaft auf Franklins Expedition paßte. Darauf ersuchten mich viele Personen von hohem Range, sie den Globus sehen zu lassen. Was sie gesehen haben, kann ich hier nicht sagen. Ich lieh den Globus auch zuweilen wohl guten Freunden. Unter Andern blickte auch eine Schweizerfamilie, welche bei dem berühmten Romanschriftsteller Bulwer wohnte, hinein und sah in dem Globus den englischen Gesandten in Constantinopel, Sir Henry Bulwer, ohnmächtig unter einem Baume liegen. Sie sagten, ‚es sey ein ausländischer Baum.' Bald darauf erfuhr ich, daß Sir Henry Bulwer um jene Zeit und an einem solchen Orte unpäßlich gewesen sey. Ich wurde durch Colonel Newton bei verschiedenen vornehmen Personen eingeführt, die alle in meinen Globus blickten: darunter waren der russische Gesandte in London, Baron Brunnow, der Bischof von Lichfield, Lord Fitzclarence, mehrere Parlamentsmitglieder und die Ladies Errol und Aylesbury. Mein kleiner Sohn entwarf öfters Zeichnungen von dem, was er in dem Globus entdeckte. Der Geist ‚Orion' (sic!) wurde öfters darin, mit einer Panzerrüstung angethan, erblickt. Auch stellte sich ein anderer Geist darin dar, der sich selbst ‚Eva' nannte. Ich lege die angefertigten Abbildungen vor. Dieses Bild stellt den Evangelisten Lukas vor, wie er sich dreimal zeigte. Es wurden niemals nackte Figuren in dem Globus sichtbar: alle erschienenen Geister waren ‚respectabel' bekleidet."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 36. 4. Mai 1867.

## Politische Schriften.

Deutschland nach dem Kriege von 1866. Von Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Sechste Auflage. Mainz, Franz Kirchheim, 1867.

Wir vermissen in diesem Buche die Bestimmtheit und Klarheit, welche wir sonst an einem Bischof gewohnt waren, den wir hoch ehren und nicht nur für eine Zierde des deutschen Episcopats, sondern auch für eine starke Stütze der deutschen Sache stets gehalten haben. Wir gedenken dabei der herrlichen patriotischen Worte, die er am eilfhundertjährigen Jubiläum des heil. Bonifacius, unseres Apostels, gehalten hat.

Der heil. Bonifacius hat nicht blos Heiden zu Christen gemacht und das Reich Christi ausgebreitet, sondern auch den ersten Grund zur Vereinigung der deutschen Volksstämme im Kerlingischen d. h. im heil. deutschen Reiche gelegt. Er hat mit dem Partikularismus aufräumen helfen zu Gunsten der Einheit. Wir glauben nicht, daß er in Fulda dem Kurfürsten von Hessen das Wort geredet haben würde. Als die Einheit der Kirche die Einheit des Reichs nach sich zog, gingen die Dynasten der einzelnen Volksstämme unter, in Burgund, Alemanien, Thüringen und Sachsen. Als nach tausend Jahren der Partikularismus der Dynastien wieder aufkam, ging die Einheit der Kirche und auch die des Reichs wieder zu Grunde. Weil die Fürsten nur auf ihren Familienvortheil sahen und ihre Souveränetät auf den Trümmern der Kirche und des Reichs gründen wollten, untergruben sie das Fundament der Kirche und des Reichs, den Glauben und das Nationalgefühl. Die Kirchentrennung ist — man kann es nicht oft genug sagen — nicht das Werk Luthers, sondern der Fürsten gewesen. Luther wollte eine Reform der gesammten Kirche, nur die Fürsten wollten die Trennung und setzten sie durch, um in ihren Territorien die geistliche und weltliche Gewalt zu vereinigen und der Kirche ihr Gut, der Nation ihr Recht zu rauben. Wie mag doch ein Bischof, ein unmittelbarer Nachfolger des heil. Bonifacius auf dem Stuhle zu Mainz, dieser Fürstenpolitik das Wort reden?

In der vorliegenden Schrift lesen wir auf S. 61: „Das Band, das die abgesetzten deutschen Fürsten an ihre betreffenden Länder knüpfte, ist vielfach weit älter, als jenes, das die preußischen Könige mit ihrem Lande verbindet. Wenn jenes Band beliebig zerrissen werden durfte im Interesse eines angeblichen Berufes, einer Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitstheorie, wie sehr ist dann zu befürchten, daß eine Zeit kommen wird, wo man ganz auf demselben Boden behauptet, daß auch das Band, das die preußische Monarchie mit ihrem Volke verbindet, einer anderen Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitstheorie weichen müsse. Jedenfalls wird man die Logik dieser Anschauung aus den Thatsachen, die wir im Kriege erlebt haben, nicht bestreiten können." Diese Behauptung wäre richtig, wenn der König von Preußen blos ein partikularistisches Interesse hätte, wenn er nicht vielmehr das Gesammtinteresse der deutschen Nation im Kampf grade gegen jenen Partikularismus verträte. Das allein ist sein Rechtstitel. Es ist übrigens ganz einerlei, ob der hochherzige Fürst, den Gott dazu berufen und dem er den Willen und die Macht verliehen hat, dem deutschen Volk die langersehnte Einheit wiederzugeben, Wilhelm oder Franz oder Georg heißt, ob ihn uns das Haus Zollern oder Habsburg, oder Welf, oder Wittelsbach bringt, wenn er nur die Nation zu ihrem Ziele führt. Wir reden nicht für Preußen, sondern für Deutschland. Hätte ein anderer Fürst für Deutschland das geleistet, was der König von Preußen, so würde ihm und keinem andern Deutschland zufallen, V. R. W.

Auch Oesterreich beklagt der Verfasser, daß es von Preußen vergewaltigt worden sey. Wir lesen hier: „Nicht weil wir Preußen hassen, sondern weil wir es aufrichtig lieben, wird uns nie der Schmerz darüber verlassen, daß Preußen die äußerste Verlegenheit Oesterreichs, in die es durch die Revolution gekommen war, benützt hat, um in Verbindung mit der Revolution sich auf Kosten Oesterreichs zu bereichern." Und ferner: „Durch die inzwischen erfolgte Veröffentlichung des italienischen Grünbuches ist der entscheidende Grund des Krieges für Oesterreich nicht mehr zweifelhaft. In dem Schreiben des Generals La Marmora an den Gesandten in Berlin vom 3. April sind mit Bezug auf die Sendung des Generals Govone die Grundzüge des Bündnisses zwischen Italien und Preußen: für Preußen Durchführung der deutschen Bundesverfassung nach dessen Vorschlägen, also mit Ausschluß Oesterreichs, für Italien Eroberung aller österreichisch-italienischen Gebiete. Beides soll durch Waffengewalt erzwungen werden. Wir sehen jetzt, welchen Werth die diese Klagen in jenen Monaten über die Rüstungen Oesterreichs hatten; wir sehen, was es bedeutete, wenn man zur selben Zeit Oesterreich zumuthete zu entwaffnen, wo man dieses Bündniß gegen Oesterreich schloß. Unter diesen Verhältnissen war Oesterreich zum Kriege gezwungen; um so mehr bedauern wir aber, daß Oesterreich nicht den wahren Grund des Krieges offen ausgesprochen hat."

Wir müssen den Verfasser auf das Datum verweisen. Preußen schloß das Bündniß mit Italien erst am 10. April, erst nachdem Oesterreich schon lange, schon im Februar, gerüstet hatte. Der innere Conflict, welcher Oesterreich Verlegenheiten bereitete, war noch lange nicht so heftig, als der innere Conflict in Preußen. Die Ungarn verhielten sich renitent gegen die Regierung in Wien, aber sie stürmten doch nicht auf sie los, wie die Opposition in Preußen auf die Regierung in Berlin. Wenn hier ein Cabinet auf die Verlegenheiten des andern gelauert hat, so war es das Cabinet Mensdorf, welches einzig im Vertrauen darauf, daß Bismarck durch seine Unpopularität erdrückt werden würde, eine feindselige Coalition gegen Preußen bildete. Der Plan war, ein zweites Olmütz herbeizuführen, oder Preußen mit Bundesexekution zu überziehen und für immer zu schwächen. Daher das Project, unter französischer Zustimmung Schlesien für Venetien auszutauschen. Daher der Fürstentag, die Unterstützung des Augustenburgers, der Scheinliberalismus, der die mitteldeutschen Parteien und die Presse gewinnen sollte. Daher der Bruch des Gasteiner Vertrags. Daher endlich die Aufreizung der Mittelstaaten zu dem Bundesbeschluß, der Preußen den Krieg erklärte. Oesterreich verfuhr offensiv, Preußen nur defensiv. Oesterreich hat den Krieg vorbereitet und angefangen, nicht Preußen. Preußen entschloß sich zu Rüstungen und zum Bunde mit Italien erst viel später.

Auch der Vorwurf, Preußen habe den Krieg provocirt, sofern es sich der Bundesabstimmung nicht habe fügen wollen, als Oesterreich die Sache der Elbherzogthümer vor den Bund brachte, auch dieser Vorwurf ist in keiner Weise stichhaltig. Denn der Bund hatte nicht das entfernteste Recht, über Schleswig zu entscheiden, was eine Eroberung Preußens und Oesterreichs allein war; eben so wenig über das angebliche Recht des Prinzen von Augustenburg, den Oesterreich selbst längst durch das Condominat in den Elbherzogthümern beseitigt hatte. Indem Oesterreich die Frage an den Bund brachte, zerriß es eigenmächtig und widerrechtlich den Gasteiner Vertrag wie den ihm vorangegangenen Wiener Friedensvertrag und nöthigte Preußen zur Abwehr. Der moralische Urheber des Kriegs war mithin Oesterreich, so gewiß als es auch die ersten Rüstungen gemacht hat. Endlich hätte der Herr Bischof erwägen dürfen, wie lange schon der gemeinschaftliche Ueberfall Preußens durch Oesterreich und seine geheimen Verbündeten vorbereitet war, was sich nicht dadurch verschleiern läßt, daß im kritischen Augenblick nicht alle Betheiligten Wort hielten.

Der Herr Bischof bedauert, „daß Oesterreich nicht den wahren Grund des Krieges ausgesprochen hat." Oesterreich hat wohl gewußt, warum es ihn verschwiegen hat. Der wahre Grund war, das gänzlich isolirte und durch die innere Parteiung schwer bedrängte Preußen zu einem zweiten Olmütz und zur Auslieferung Schlesiens zu zwingen. Wer es anders weiß, beweise es.

Sonst spricht sich der Herr Bischof sehr anerkennend über Preußen aus und will auch dem Ausbau des neuen Bundes unter Preußen nicht hemmend entgegentreten.

Vor allem rühmt er, wie gerecht die protestantische Regierung in Preußen die Katholiken behandelt. „Wir glauben in der That, daß es eine Form gibt, welche den wesentlichen Bedürfnissen eines gläubigen christlichen Lebens genügt und zugleich den bürgerlichen Frieden unter den verschiedenen christlichen Confessionen gewährleistet, und daß diese Form in befriedigender Weise in den Bestimmungen der preußischen Verfassung gefunden ist. Wir haben uns schon seit zwanzig Jahren dieser Frage mit Berücksichtigung aller auftauchenden Zeitverhältnisse und angetrieben durch die persönliche Stellung, in der wir uns zu derselben theils im Jahre 1848 als Deputirter der Nationalversammlung in Frankfurt, theils später in unserer kirchlichen Stellung zuerst in Preußen

und dann seit sechszehn Jahren in Mitteldeutschland unter allen den verwickelten Streitigkeiten in dieser Hinsicht befunden haben, mit aller Aufmerksamkeit, deren wir fähig waren, zugewendet, und wir sind immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß für die besonderen Verhältnisse der deutschen Staaten, die hier in Betracht kommen, diese Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat die entsprechendste sey. Sie bietet insbesondere drei Vortheile, indem sie erstens der Kirche das zur Erfüllung ihrer Sendung durchaus nothwendige Maaß innerer Freiheit gewährt, indem sie zweitens von dem Staate alle Verwicklungen fern hält, die durch das Einmischen in das kirchliche Leben entstehen, und indem sie drittens den bürgerlichen Frieden unter den Bekennern der verschiedenen Confessionen befördert. Als wir vor mehr denn zehn Jahren die Ehre hatten, im Auftrage des Erzbischofs von Freiburg über die Regelung der kirchlichen Verhältnisse Seine Königliche Hoheit den Großherzog von Baden zu sprechen, der damals noch Prinzregent war, so haben wir ihm die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der König von Preußen durch diese Verfassungsbestimmungen seinen Unterthanen einen großen Akt der Gerechtigkeit geübt habe, daß dadurch der religiöse Friede für Preußen mit allen seinen segensreichen Folgen begründet und von jetzt an, wenn die Verfassungsbestimmungen redlich gehalten würden, ein Conflict zwischen Religion und Staat unmöglich geworden sey, und daß je länger dieselben beobachtet werden würden, um so tiefer die Dankbarkeit des christlichen Volkes gegen den König für dieses Geschenk seyn würde. Wir knüpften an diese Aeußerung die Bitte, auch dem badischen Lande dieses Gesetz des Friedens zu geben, und fügten die Ueberzeugung bei, daß der Großherzog durch keinen andern Akt mehr als durch diesen alle religiösen Gefühle dankbar an sein Fürstenhaus knüpfen werde. Wie viel Verderben wäre abgehalten worden, wenn diese Bitte erfüllt worden wäre! Wir betrachten die preußischen Verfassungsbestimmungen als eine wahre Magna charta des religiösen Friedens für das religiös gemischte Deutschland und glauben daher, daß alle, die den religiösen Frieden in Deutschland lieben, sich in der Erhaltung derselben und der Ausdehnung auf die andern betreffenden Länder die Hand reichen sollten."

Der Verfasser ist nicht gegen die preußische Spitze, aber er will keinen Einheitsstaat. „Wenn die Vereinigung des deutschen Südens mit dem deutschen Norden unter Preußens Führung und in unauflöslichem Bunde mit Oesterreich eine Hoffnung auf Gedeihen haben und das deutsche Rechtsbewußtseyn zufriedenstellen soll, so muß die berechtigte Selbständigkeit der deutschen Länder darin ihre sichere Gewährung finden und muß Preußen auf den schließlich nur zur Revolution führenden absoluten Einheitsstaat verzichten und nicht die Mehrung seiner Hausmacht, sondern die Größe und Freiheit Deutschlands und in ihm aller deutschen Stämme, Länder und Fürsten als seine Aufgabe betrachten. In dieser Beziehung müssen wir es nicht nur als ein Unrecht an der deutschen Geschichte, sondern auch als einen großen Fehler der inneren und der äußeren Politik betrachten, daß Preußen, anstatt sich mit dem Primate im Nordbunde zu begnügen, einen Theil der Länder annectirt hat."

Das Bündniß Preußens mit Oesterreich war schon lange lange vor dem Kriege stets unser Programm und ist es noch nach dem Kriege geblieben, wie wir schon mehrmals in diesen Blättern ausgeführt haben. Was aber die Annexirungen betrifft, so hat z. B. Hannover von jeher so feindlich gegen Preußen gehandelt, daß es Preußen unmöglich wurde, diesen systematischen Feind länger in seinem Rücken zu dulden. Ueberhaupt vergißt der Herr Bischof ganz und gar, mit wem er es zu thun hat, wenn er von einem Bunde völlig unabhängiger Fürsten irgend ein Heil für die Nation erwartet, in die sie sich getheilt haben.

Die starke Armee, die Preußen fortdauernd haben will, ist zur Vertheidigung Deutschlands unumgänglich nöthig. In ihr nur ein Werkzeug preußischer Gewaltherrschaft sehen zu wollen, ist ungerecht, ja gewissenlos gegenüber den Gefahren, mit denen uns das Ausland bedroht. Der Herr Bischof ist weit davon entfernt, einen neuen Rheinbund gutzuheißen. Wenn derselbe aber ausbleiben soll, müssen wir eine starke Armee haben und sollen die tapfern Generale, die im Reichstag dafür so warm gesprochen haben, nicht verdächtigen, als wollten sie nur der Reaction im Innern Bajonette werben.

Im Uebrigen theilen wir den Glauben an die politischen Grundwahrheiten, die der Herr Bischof in folgenden Sätzen ausspricht.

Erstens in Bezug auf die Nachahmung alles Französischen: „Wir fordern für ein gesundes politisches Leben einen vollständigen und gründlichen Bruch mit der Nachäfferei französischer Staatsformen. Unsere politische Gesinnung, unsere politischen Begriffe und Anschauungen müssen wieder deutsch werden. Wir müssen wieder auf deutschem Fundamente unser deutsches Staatswesen aufbauen, nicht den Formen nach, wie wir sie in den letzten Jahrhunderten vorfinden, aber den Ideen nach, die das germanische Staatswesen durchdrungen haben. Das Deutschland der letzten Jahrhunderte war schon vielfach nicht mehr Deutschland. Der Geist, der einst

das ganze bürgerliche politische Leben beherrschte, ist, wir wiederholen es, vom deutschen Volke gewichen, als der monarchische Absolutismus mehr und mehr um sich griff. Alles absorbirte und dem liberalen Absolutismus die Bahn brach. Für diese Geistesrichtung ist dann Frankreich das Musterland geworden und zugleich die Quelle der ganzen modern-politischen Bildung. Wir werden nie zu einem ruhig fortschreitenden inneren politischen Leben kommen, so lange wir immer nach fremden Mustern schauen und gedankenlos nachschwätzen, was uns dort vorgeschwätzt wird. Ein Volk, das sich von dem Geiste abwendet, den die Vorsehung in seine Geschichte gelegt, verliert seinen sicheren Halt und geräth in endlose politische Schwankungen. Wir fordern deshalb ein Staatswesen mit deutscher Freiheit, nicht mit Franzosenfreiheit; mit Freiheit dem Inhalte nach, nicht mit Freiheit der bloßen Form nach, mit wahrer persönlicher Freiheit. Wir können den Unterschied in einer kurzen Form fassen: Nach germanischem Rechte ist jeder freie Mann berechtigt, Alles zu thun, was er seiner inneren Ueberzeugung nach thun darf, in soweit er nicht durch wohlerworbene Rechte Anderer und durch die geschichtlichen Rechte der Staatsgewalt beschränkt ist. Nach modernem Franzosenrechte ist der Bürger der Staatsgewalt gegenüber absolut unfrei und er hat nur so viel Rechte, als diese ihm täglich gnädig einräumt, oder als die Majorität einer Kammer, wenn diese die Staatsgewalt beherrscht, ihm gnädigst verwilligt."

Zur germanischen Verfassung gehören nothwendig Stände, Innungen, die s. g. organische Gliederung, die man fälschlich für etwas hält, was nie mehr wiederkehren könnte und was doch zu allernächst in den Bedürfnissen unseres Staats- und Gemeindelebens liegt. „Der Kaufmannsstand hat schon seinen Verband: man gebe ebenso dem Handwerkerstand, dem Arbeiterstand, dem Bauernstand, dem Adel, wenigstens als dem Groß-Grundbesitzer, Gelegenheit, für die gemeinschaftlichen Interessen sich eine Form zu bilden, und es würde sich dieselbe ohne Zweifel wenigstens in kräftigen Anfängen bald wieder finden. Wie sehr ein solches Bestreben, immer begleitet von sittlichen und religiösen Grundgedanken, das innere Leben der deutschen Staaten wieder befestigen würde, ist gar nicht abzusehen; dieser ganze Geist der Revolution, der ja nur stark ist, weil er die Massen des Volkes so leicht irre führen kann, wäre dadurch an die Kette gelegt, und der ganze Einfluß aller Volksverführer würde dadurch allmälig verschwinden."

Zweitens in Bezug auf die Religionslosigkeit oder gar den Christushaß des Staats und seiner Beamten. „Wir fordern Anschluß der Regierung an die religiösen und sittlichen, an die christlichen Elemente im Volke, und verwerfen jedes Buhlen mit den schlechten und gottlosen Zeitrichtungen. Das letztere war bisher in manchen Kleinstaaten im höchsten Grade der Fall. Wenn wir sagen in manchen Kleinstaaten, so wollen wir die Großstaaten nicht ganz davon freisprechen; in den Kleinstaaten sind aber gewisse Uebelstände weit mehr ausnahmslos geworden, so daß sie das ganze Staatswesen durchdringen. Wir sagen dagegen gewiß nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß es deutsche Staaten gegeben hat, in denen die innere Verwaltung in dem feindlichsten Gegensatze zu dem ganzen sittlich-religiösen Leben des Volkes sich befand, so daß man hätte glauben sollen, die Regierung habe eigentlich nur Einen Feind, die Religion des Volkes. Diese Gesinnung wurde dort vielfach gehegt und getragen von dem Beamtenstand. Kein Stand verhielt sich als Stand dem christlichen Volksleben gegenüber so kalt, so fremd, so antipathisch in jenen Gegenden, als grade er. Wenn es sich um irgend eine öffentliche Huldigung des Zeitgeistes handelte, so sah man dieselben Männer mit der servilsten Eilfertigkeit sich vordrängen, die ihre Verachtung jeder Religion so recht absichtlich täglich dem Volke zur Schau trugen. Diese antichristliche Gesinnung zeigte sich bis in die letzten Stufen der Beamtenhierarchie herab, wo sie das Volk unmittelbar berührt. Sie wählte nie einen, wenn auch noch so tüchtigen, aber entschieden religiösen Mann zum Gemeindebeamten, zum Amtmann, Bürgermeister, Schultheiß u. s. w.; dagegen sah man nicht selten diejenigen ausgewählt, von denen das ganze christliche Volk wußte, daß sie der Religion gänzlich entfremdet oder selbst feindlich seyen."

Dasselbe gilt von den meisten Kammermitgliedern: „Welche kleine Persönlichkeiten wurden dort schon zu Volksmännern hinaufgeschwindelt und haben dann als solche einen Theil des Volkes beherrscht! Solche Volksmänner, wie in einigen Kleinstaaten, hat es, glauben wir, außer diesen Ländern noch kaum je gegeben. Der gemeinste Materialismus ist der Instinkt, der sie getrieben hat ihr Leben lang. Sie können daher auch das Christenthum gar nicht begreifen, der tiefste Haß ihres Herzens richtet sich gegen Alles, was da wagt, über den Morast auch nur einen Zoll breit sich zu erheben, in dem sie selbst stecken."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 37. 8. Mai 1867.


## Reise.

Eine Reise nach Mexiko von Gräfin Paula Kollonitz. Wien, C. Gerolds Sohn, 1867.

Ein sehr liebenswürdiges Buch, welches wir unsern Lesern bestens empfehlen. Es ist nicht nur belehrend über Mexiko, sondern auch ungemein angenehm geschrieben. Die Verfasserin begleitete die Kaiserlichen Majestäten im Gefolge der Kaiserin nach Mexiko, hatte also Gelegenheit, Dinge und Personen besser kennen zu lernen, als wenn sie dem kaiserlichen Hofe ferner gestanden hätte. Wir reisen mit ihr von Miramor ab und schon im Beginn dieser Reise gibt sie sich uns als warme Naturfreundin zu erkennen. „In weiterer Entfernung lag seit mehreren Tagen die ‚Novara' und harrte unser; in ihrer Nähe, zu ihrer Begleitung bestimmt, hatte die französische Fregatte ‚Themis' Anker geworfen. — Wunderbar schön war es an den vorhergehenden Abenden gewesen, aus den Zimmern der Erzherzogin nach Westen zu blicken, wo sich die Sonne purpurn ins Meer senkte, zuerst die Fluth, die Masten der beiden Kriegsschiffe vergoldend, dann aber einen Feuerstreifen am Horizont zurücklassend, von welchem sich die schneebedeckte Alpenkette Norditaliens scharf abgrenzte, während die Schiffe im Vordergrund geisterhaft groß und dunkel herauszutreten schienen." — Das kaiserliche Paar fuhr durch das adriatische Meer ins mittelländische und landete in Rom, um sich vom heil. Vater den Segen zu erbitten. „Wir wurden feierlich empfangen. Cardinäle, Monsignores, Nobelgarden in komisch-mittelalterlichem Anzug geleiteten uns zum Papst, der uns mehrere Zimmer weit entgegenkam, rüstig, frisch, mit gesunder Gesichtsfarbe, unendlich gutem, ehrwürdigem Aeußeren. Wir alle knieten nieder; er segnete das Kaiserpaar, erhob es rasch und führte es in sein Cabinet. Eine Weile blieb er mit ihm allein, dann wurden auch wir hineingerufen. Wir machten die üblichen Kniebeugungen, er reichte jedem die Hand, man küßte den Ring an seinem Finger und er segnete jeden. Es war einfach und würdig durch die unendliche Ehrwürdigkeit seiner Person. Herzlich, schlicht und freundlich, ist er das Bild der Milde und christlichen Liebe. Mich interessirte es sehr, Cardinal Antonelli, den mächtigen Minister des Aeußeren, zu sehen, mit dem klugen, scharf und fein geschnittenen Gesicht, eine hohe, schlanke, beinahe noch jugendliche Gestalt, dessen dunkles Haar einzelne Silberfäden durchziehen. Monsignore Mérode, damals Kriegsminister, seitdem in Ungnade gefallen, war mein Tischnachbar und der geistliche Stand hinderte ihn nicht an liebenswürdigen Redensarten, an heiteren Scherzen und Neckereien. Sein schiefer Blick hatte etwas störendes für mich und da mein Nachbar zur Linken, der damalige österreichische Botschafter Bach, an demselben Gebrechen leidet, befand ich mich in einem wahren Kreuzfeuer."

Die Herrschaften fuhren von Rom wieder ab. „Am 21. April kamen wir ganz nahe an Caprera, der Lieblingsinsel Garibaldis, vorüber, doch wie ich glaube, war er damals eben in England, wo einige exaltirte Britten sich alle Mühe gaben, ihn und sich selbst lächerlich zu machen." Nur in Gibraltar hielten die hohen Reisenden kurze Zeit an. Sie wurden von den Engländern daselbst aufs freundlichste aufgenommen und die Verfasserin rühmt bei diesem Anlaß die Engländer. „Diesmal und stets, wenn der Contrast zwischen englischer und französischer Höflichkeit mir nahe trat, empfand ich lebhaft den großen Unterschied, der sich zu Gunsten englischen Wesens hervorthat. — Jede Artig-

keit trägt hier den Stempel achtungsvollster Ritterlichkeit, während man es dort höchstens mit einer Galanterie zu thun hat, die von sehr zweifelhafter Annehmbarkeit ist. — Ich habe auch dort Ausnahmen gefunden und mich auch bei Franzosen an einer Wohlerzogenheit erfreut, die bei jeder Nation den Gentleman kennzeichnet, doch waren es eben nur die Ausnahmen, während dem ich auf meiner Reise, weder in Europa, noch in Amerika, je einem Engländer begegnete, bei dem ich mich nicht auf die wohlthuendste Art in guter Gesellschaft befunden hätte."

Auf der weitern Reise wurde nur noch auf der Insel Madeira angehalten. Die Kaiserin Charlotte hatte die Reise mit großer Freude und Zuversicht angetreten. Es ist rührend, hier zu lesen, mit welchem Eifer und welcher Pflichttreue sie sich auf die Zukunft vorbereitete. Sie hatte für nichts anderes Sinn und kam selten „aus ihrer hübschen bequemen Cabine, in welcher sie emsig schrieb und las, auf das Verdeck; dort machte sie ihre einförmige Promenade und setzte dann in freier Luft ihre Beschäftigungen fort. Selbst des Abends, wenn wir anderen in dem Anblicke des Sonnenuntergangs versunken waren, schenkte sie dieser Herrlichkeit nur kurze Aufmerksamkeit und blieb beim matten Scheine der Schiffslaternen ihren Büchern und ihrer Schreibmappe treu. Während einer einsamen und ernsten Kindheit hatten sich ihre Lust am Lernen, ihre Freude an Büchern, ihre Fähigkeit, sich das Gelesene schnell anzueignen, gar sehr entwickelt; sie entfaltete dabei einen eisernen Fleiß und eine abgeschlossene Aufmerksamkeit, denen ein vortreffliches Gedächtniß gar sehr zu Hülfe kam. In kürzester Zeit wußte sie Sprachen zu erlernen und neben dem Französischen, welches ihre Muttersprache ist, schreibt und spricht sie das Deutsche, Englische, Italienische und Spanische mit grammatikalischer Gewissenhaftigkeit und ohne je mit dem Worte zu zögern. Mit Vorbereitungen zu ihrer künftigen Existenz, mit Ausarbeitung ihrer Haus- und Hofordnung, mit Arbeiten, welche ihr der Kaiser übertrug, verbrachte sie nun ihre Zeit und war so sehr von dem Beruf erfüllt, dem sie entgegenging, daß sie von allem Anderen beinahe unberührt blieb. Auch der Kaiser war ununterbrochen beschäftigt und kam wenig auf das Verdeck."

Nachdem das Schiff den atlantischen Ocean durchmessen, hielt es auf der Insel Martinique an, wo unsere Gräfin durch die herrliche Vegetation entzückt wurde. „Was man in den Glashäusern und botanischen Gärten Europas, sorgsam gepflegt und bewahrt, sich aus engen Töpfen erheben sieht, das wuchert und blüht hier in ungeahnter Größe und Ueppigkeit, und um den Zauber zu erhöhen, schweben gleich fliegenden Juwelen in der Sonne funkelnd und strahlend, Colibris von Blumenkelch zu Blumenkelch, und summend wie Bienen saugen sie den Honig aus denselben mit ihren dünnen, langen Schnäbeln! Nie kann ich es schildern, aber auch nie vergessen, welche Freude, welche Dankbarkeit mich in solchen Momenten erfüllten; immer wieder mußte ich mich fragen: ob es denn nicht ein Traum sey, der im nächsten Moment gestört, mit all' seinen herrlichen Bildern zerrinnen würde." Die Insel ist aber sehr im Verfall, denn seitdem die Neger emancipirt sind, üben sie solchen Uebermuth und sind so roh, daß die Weißen sich lieber entfernen und ihrer immer weniger werden.

Endlich war man auf dem Festland der neuen Welt angekommen und das kaiserliche Paar landete zu Veracruz. „Kaum ist es möglich in der neuen Welt an einem Orte zu landen, dessen Anblick so wenig geeignet ist, die ungeduldige Erwartung zu befriedigen, mit welcher man dem fremden Welttheil naht, als dies in Veracruz der Fall ist. Die Küste ist flach, sandig, ohne jegliche Vegetation. Die dächerlosen weißen Häuser der Stadt, die in geraden Linien gebaut sind und regelmäßige, breite Straßen bilden, geben dem Ganzen den Anstrich eines großen Kirchhofes und leider nicht mit Unrecht. Um den Stempel der Melancholie noch tiefer einzudrücken, lag an einem Korallenriff das Wrack eines französischen Schiffes, das hier gestrandet war." Veracruz war der neuen Gestaltung in Mexiko nicht günstig und der Kaiser wurde von niemand empfangen, denn General Almonte, der ihm von Mexiko aus entgegengereist war, hatte sich vor der Fieberluft an der Küste gefürchtet und in der gesünderen Luft von Orizaba erst die Nachricht von seiner Ankunft erwartet. Die städtischen Beamten in Veracruz waren aber gänzlich rathlos nach Orizaba gefahren, um dem General des Kaisers Ankunft zu melden. So war niemand in der Stadt, der den Kaiser begrüßt hätte. Da er es überdies für angemessen erachtet hatte, allein ans Land zu gehen und sich nicht inmitten der französischen Schiffe wie eine Puppe Frankreichs aufführen zu lassen, hatte er den französischen Contreadmiral Bosse geärgert, der endlich kam, aber nur, um seine üble Laune auszulassen. Besonders legte er es darauf an, dem kaiserlichen Paare vor den Guerillabanden bange zu machen, die in der Nähe herumschweifen sollten, um ihre hohen österreichischen Gäste abzufangen. Erst Almontes Ankunft befreite sie von diesen Impertinenzen. Man eilte aus der Fieberluft der Küste in die höheren Gegenden

des Landes zu kommen, aber es fehlte an Fuhrwerk. Das Reisepersonal belief sich auf 85 Köpfe, gewiß nicht viel für einen Kaiser und eine Kaiserin. Aber man mußte die Gesellschaft trennen und in Gruppen fortschaffen. In den elenden kleinen Nestern unterwegs fehlte es an Räumlichkeiten, an Betten ꝛc. Die Verfasserin reiste voraus.

Nur die Natur erfreute sie und die Unschuld der Indianer. „Die Gegenden, die wir durchfuhren, sind beinahe ganz unbevölkert; nur selten begegneten wir einzelnen Hütten, die aus Rohr gebaut und mit Palmen- oder Magueyenblättern gedeckt sind. Neugierig blickten die hageren, gelben Indianer mit ihren sanften Behangen aus denselben, oft trugen Männer kleine Kinder auf dem Arm, oder saßen die Frauen mit Hühnern auf dem Schooß, die sie liebkosten. Der Eindruck, den sie machen, ist ein einnehmender, beinahe rührender: der der größten Armuth und Geduld. Bedürfnisse scheinen sie sehr wenige zu haben, in geringem Maaße das der Kleidung, in noch geringerem das der Sauberkeit. Doch kündigen sich ihre Wohnungen überall durch Blumen an, die sie sehr lieben. Vorzüglich waren es große Büsche von Daturen, die den Duft ihrer reichen Blüthen weithin sandten und die jede Hütte beschatten. Cultivirt ist dort nichts, alles Urwald; unbeschränkt herrscht dort die Natur." Die Wege waren gräßlich, die Wagen schwerfällig und mit vielen Maulthieren bespannt, die der Gehülfe des Kutschers einfach mit Steinwürfen vorwärts trieb. Endlich kamen die Reisenden nach der schönen Stadt Puebla, deren Architektur die Gräfin weit pittoresker fand, als die der Hauptstadt selbst. Nur die Lage der letzteren rühmt die Verfasserin außerordentlich.

Das Kaiserpaar hielt seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt Mexiko und wurde mit großem Jubel begrüßt und mit Blumen überschüttet. Nur an eleganten Equipagen und Uniformen war Mangel. Ein 50jähriger Bürgerkrieg hatte die schöne Stadt sehr heruntergebracht. Von großen Persönlichkeiten war auch nichts wahrzunehmen. Almonte wird uns als liebenswürdig geschildert. Weniger Miramon. „Unter anderen fiel mir General Miramon auf, ein noch junger Mann, der, kaum zwanzig Jahre alt, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde, ob seiner Tapferkeit sich in der Armee großer Beliebtheit erfreute, doch die Reputation mancher Unthat mit davon trug. Er hatte sich öffentlich zur Partei des Kaisers geschlagen und ward von diesem besonders ehrenvoll empfangen. Mit seiner jungen und wie man versicherte, besonders ehrgeizigen Gemahlin am Arm, ging er durch die Säle, und auch ihm war jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen, das so besonders charakteristisch ist und sich in der Erinnerung als Haupteindruck stempelt." Die Mexikaner machten im Ganzen nicht den besten Eindruck auf die Gräfin.

„Trägheit liegt in ihrer Natur und in ihren Gewohnheiten. Als Kaiser Maximilian die erste Hand legte an das Riesenwerk der Reorganisation des Staates und sich im Lande nach tüchtigen Kräften umsah, die seiner rastlosen Thätigkeit zu Hülfe kommen sollten, hatte keiner von jenen, die dem Ruf des Kaisers folgten, einen Begriff von wahrer und opferwilliger Anstrengung. An Betheuerungen fehlte es nicht; der Mexikaner verspricht immer, aber das Wort einzulösen scheint ihm keine Nothwendigkeit. — Unverläßlichkeit in kleinen und großen Dingen ist leider ein Grundzug seines Charakters, dabei ist er weichlich und die Begriffe strenger Ehrenhaftigkeit sind längst verloren gegangen. Wenn ich die Mexikaner über ihre Nation das Urtheil fällen hörte, stieg mir die Schamröthe ins Gesicht; diese Selbstbeschimpfung war mir äußerst peinlich."

Hier das Urtheil einer Dame über die Damen. „Das ganze Leben der Mexikaner trägt den Stempel eines dolce far niente; nie sieht man sie geschäftig durch die Straßen eilen, nie ist ihre Zeit in Anspruch genommen. Sie stehen früh auf, die Damen gehen tief verschleiert in die Kirche, die Herren beginnen ihren Morgenritt. Nach dem Spaziergange auf der Alameda zieht sich alles in die Häuser zurück; gewöhnlich wird dann ein Bad genommen, wozu sowohl gut und reinlich organisirte öffentliche Bäder in allen Straßen der Stadt, als auch Badezimmer in allen Privatwohnungen dienen. Oft sieht man die Mexikanerinnen, das reiche Haar aufgelöst, das mantelartig ihre Schultern umwallt und beinahe bis zu den Füßen reicht, auf den Terrassen des Hauses auf und nieder gehen, um es trocknen zu lassen. Dieses tägliche Waschen der Haare hat den Nachtheil, daß es an Feinheit und Gleichheit der Farbe einbüßt. Die armdicken Zöpfe, welche den kleinen Kopf der Mexikanerinnen zieren und die vom dunkelsten Schwarz sind, bekommen an den Enden eine röthliche Färbung. Mit der Vollendung der Toilette vergeht langsam die Zeit; sind Kinder im Hause, so wird ihrem Spiel zugesehen, doch auch diese sind sanft und ruhig wie die Eltern. Nie sah ich so wohlerzogene Kinder wie dort; kein Lärmen, kein Streiten ist vernehmbar. Die kleinen Wesen scheinen sehr frühreif, entwickeln sich sehr schnell, sind meistens zart. Die Nachmittagsstunden vergehen im Empfang und der Erwiederung von Besuchen; nie sah ich ein anderes Buch

in der Hand einer Dame, als das Gebetbuch, nie eine Arbeit. Briefe schreiben sie, doch meist mit ungeübter Hand. Die Ignoranz ist eine völlige, sie haben auch nicht den geringsten Begriff von Geographie und Geschichte. In Europa gibt es für sie nur Spanien, woher sie stammen, Rom, wo der Papst herrscht, und Paris, woher ihre Kleider kommen."

Doch lobt die Gräfin sehr die Ehrbarkeit der Mexikanerinnen. „Nichts spricht so sehr für die Tugend der mexikanischen Frauen, als die große Unzufriedenheit der Franzosen. Als ich einst einen jungen Pariser Herrn, den man zur Strafe für großen Geldaufwand nach Mexiko geschickt hatte, fragte, warum man denn glaube, daß die Herren in Mexiko weniger Geld ausgeben würden, antwortete er mir: ‚à Paris on ne se ruine que pour les femmes, et à Mexico elles n'existent pas pour nous.' Daß es Ausnahmen gibt, will ich nicht bestreiten, doch begegnet man diesen mit großer Mißachtung. Vor den Franzosen herrscht auch in dieser Beziehung großes Mißtrauen, man fürchtet ihre Prahlerei, selbst bei den geringsten Anlässen."

Am unwilligsten ist die Gräfin über den Klerus, der gänzlich demoralisirt sey. Der niedere Klerus hat oft revolutionirt und sich der radikalsten Partei angeschlossen, der höhere Klerus aber fröhnt dem Mammon. „Der Reichthum hat wahrlich nicht zur Erhöhung seiner Würde beigetragen, denn der Gebrauch, den er davon machte, war ein sehr wenig erbaulicher. Theils hatte er ihn zu politischen Intriguen verwendet, theils auch zu einem Aufwande und einer Lebensart benützt, welche gar sehr gegen den geistlichen Beruf und die geistlichen Pflichten stritten. — Die gänzliche Unmoralität seines Privatlebens ist bekannt; diese ist auch bei dem niederen Klerus sehr verbreitet und wird dort kaum mehr mit der Wahrung äußeren Anstandes betrieben. Der große Stein des Anstoßes zwischen der Regierung Kaiser Maximilians und dem Klerus war die Confiscation eines Theils der geistlichen Güter, welche unter den früheren Regierungen, nach den Befreiungskriegen, vollzogen worden war. — Die Geistlichkeit hoffte und forderte die Rückgabe dieser Güter. Bald ward es den geistlichen Herren klar, daß der Kaiser keineswegs Willens war, auf diese Forderungen einzugehen, noch überhaupt dem maßlosen Hochmuth, mit welchem sie auftraten, die Zügel schießen zu lassen."

An wen sollte sich der Kaiser nun halten? Die Franzosen behandelten ihn mit größter Indiscretion. Hier nur ein Beispiel. General Bazaine gab einen großen Ball, wozu er auch die Majestäten einlud. „Die Einladungskarten an die übrigen Gäste aber waren in wenig verbindlicher Weise abgefaßt, eine Toilettenvorschrift war beigelegt, der Satz hinzugefügt, daß man nur durch das Vorzeigen der Karten Einlaß fände und daß Keiner, der nach neun Uhr erschiene, mehr empfangen würde. Nebstbei hatten die Adjutanten auch bei den Einladungen frei geschaltet, die wichtigsten Persönlichkeiten waren ausgelassen worden, die Frauen waren ohne Männer, die Töchter ohne Brüder geladen. — Viele erschienen gar nicht, viele nur in Rücksicht auf das Kaiserpaar. Die Empörung war allgemein. Der jetzige Marschall Bazaine befliß sich überhaupt einer Anmaßung und einer Ungezogenheit, die ihres Gleichen suchen und leider folgten viele seiner Offiziere diesem Beispiele."

Des Kaisers Vertrauter und treuester Rath, der Belgier Eloin, wurde blos deshalb, weil ihm der Kaiser am meisten Vertrauen schenkte, von Franzosen und Mexikanern gehaßt und verdächtigt. Es war unmöglich, eine starke Regierung zu consolidiren. „Die Kaiserin stand ihrem Gatten eifrig und behilflich zur Seite, nahm Theil an den Geschäften und wenn der Kaiser ihre optimistische Anschauungsweise auch nicht theilte, so war ihr Einfluß doch ein sehr günstiger. Man versicherte mich, daß er ihre gewandte Feder, ihr Wissen und ihre feine Bildung gar oft benützte und an ihr eine thätige Mitarbeiterin besaß. In ihre Hände legte er die Regentschaft, als er die Hauptstadt verließ. Sie sollte dem Ministerrathe präsidiren, die öffentlichen Audienzen abhalten, die er nach dem schönen Vorbilde der österreichischen Monarchen in Mexiko eingeführt hatte. Für jede wichtige Entscheidung blieb er in telegraphischer Verbindung, in allem Anderen aber wußte er wohl, wie sehr er sich auf seine Frau verlassen konnte, welche mit der Naivetät und Unerfahrenheit eines jungen Mädchens die Energie und Furchtlosigkeit eines Mannes vereinigte und die ganze Schwärmerei der Jugend, die in gewöhnlichen Lebenslagen sich in Gefühlssphären verliert, an die Aufgabe setzte, mit Hand anzulegen an der Regeneration Mexikos, an den Ruhm ihres Gemahls, um einst in der Geschichte als große Frau neben einem großen Manne zu stehen."

Wir können dieser unglücklichen Dame, indem wir dieses lesen, unser tiefstes Mitleid nicht versagen.

Die Verfasserin verließ Mexiko schon vor der Kaiserin und schweigt über alles, was sich seit ihrer Abreise im November 1864 zugetragen hat.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 38. 11. Mai 1867.


## Rechtswesen.

Das Recht der Volksabstimmung von Ernst Freiherrn von Moy de Sons. Regensburg und New-York, Pustet, 1867.

Die hier verkündete Rechtslehre schmeichelt dem Zeitgeiste nicht, denn vor allen Dingen leitet sie das Recht aus der Pflicht und diese aus der höhern Ordnung der Dinge und Gottes Geboten ab, und zweitens aus der natürlichen Ordnung der Dinge, welche Ueber- und Unterordnung nach Alter, Geschlecht, Stand und Verdienst unter den Menschen feststellt, was der Forderung allgemeiner Gleichberechtigung widerspricht. Das sind Säze, welche die moderne liberale Rechtslehre über den Haufen stürzen.

Unsere Blätter stehen ganz auf demselben Fundament wie der Herr Verfasser. Der schöne Grundgedanke des Werks ist auf S. 134 in den wenigen Worten ausgesprochen. „Die Pflichten, die sich an die höchste Gewalt knüpfen, sind die Quelle ihrer Rechte.“ Das ist die christlich germanische Rechtstheorie, von welcher sich die Deutschen leider längst abgewendet haben zur heidnisch romanischen Rechtstheorie des Alterthums, die nicht von der Pflicht ausgeht, sondern von einem absoluten Recht, entweder eines Monarchen (Despotismus, Cäsarismus, Imperialismus) oder einer allein privilegirten Aristokratie, oder des Demos. Alle drei Gattungen des heidnischen Rechts nehmen für sich die Gültigkeit des göttlichen Rechts in Anspruch. Der Imperator, nicht blos Augustus in Rom, sondern auch Ludwig XIV. und Napoleon I. ließen sich vergöttern. Die Aristokratie rühmte sich göttlicher Abstammung und stellte ihren Familiencultus dem des Volkes voran. Der Demos endlich vergötterte sich selbst. Le Peuple-Dieu des Anacharsis Cloots hatte schon im alten Athen die Pnyx zum Altare.

Der Verfasser bezeichnet sehr richtig den Stufengang, auf dem die Rechtstheorie aus dem christlich germanischen Pflichtgefühl in die neue heidnische Rechthaberei herabgesunken ist. „Um die politische und bürgerliche Gesellschaft unabhängig zu machen von der Religionsgesellschaft, hat man durchaus die Rechte und Pflichten des Menschen gegenüber seines Gleichen als unabhängig darstellen wollen von seinen Pflichten gegen Gott. Man hat daher ihre Quelle lediglich in der Natur gesucht, und da man sie nicht aus der physischen Natur ableiten konnte, die uns auf gleiche Linie mit den Thieren stellt, so hat man sie in unserer Vernunft und in unserem Willen gesucht. Indem man sie nun aus der Vernunft allein ableitete, gerieth man in die Abstractionen eines sogenannten Naturrechts, das man als ein allgemeines, unbedingtes und unwandelbares ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Charaktere der Nationen allenthalben durchzuführen suchte. Das war der herrschende Irrthum zur Zeit der Revolution im Jahre 1790. Indem man aber andererseits das Recht aus dem Willen der Menschen abzuleiten gedachte, ist man in die Willkürlichkeit verfallen, die keine andere Regel erkennt als das Interesse des herrschenden Theils oder der Mehrheit.“ So war es. Erst emancipirte man sich von Gottes Geboten und vom Gewissen, machte jedoch anfangs aus Schicklichkeitsgefühl wenigstens noch die menschliche Vernunft zum Kriterium des Rechts. In neuerer Zeit hat man aber auch diese Vernunft schamlos über Bord geworfen und macht die tyrannische Willkür einer durchaus zufälligen, in der Regel von Demagogen verführten, nicht selten blödsinnigen Mehrheit zur alleinigen Quelle des Rechts. Man ist also aus der Vernunft überraschend schnell in die Unvernunft hineingerathen. Dieser Lauf der Dinge war aber natürlich, denn indem sich der Mensch von Gott entfernt und sich selbst als das höchste Wesen sezt, muß er nothwendig zulezt von der Gottähnlichkeit in

die Bestialität und aus der himmlischen Ordnung in die höllische Anarchie herunterfallen.

Es liegt eine tiefe Consequenz in diesem Abfall, ohne daß sie überall erkannt wurde. Die Anhänger des Imperialismus z. B. halten sich für sehr conservativ und sind es doch nicht, weil sie der persönlichen Willkür des Gebieters eine Allmacht zuschreiben, die nur Gott gebührt, und keinen Anstoß daran nehmen, wenn er alle göttlichen und menschlichen Gesetze überspringt. Die Liberalen glauben und rühmen sich, sie brächten die wahre Menschenwürde zur Geltung, indem sie aber auch dem Unmündigsten und Unwürdigsten das gleiche Recht auf Mitregierung zuerkennen, schaffen sie, wie Robespierre, statt der Tugendrepublik nur den Sansculottismus. Die Consequenz des Abfalls vom christlich germanischen Rechtsprinzipe macht sich trotz aller conservativen und liberalen Beschönigungen auf allen Gebieten des öffentlichen und Privatlebens geltend. Sofern sich der heidnische Imperialismus und die heidnische Demokratie die Wage halten, haben sie das Mittelding geschaffen, welches man die constitutionelle Monarchie nennt. Der Verfasser spricht über diese Monstrosität, welche heutzutage freilich von Millionen Menschen für die natürlichste und beste Schöpfung der Neuzeit gehalten wird, sich sehr verständig aus. „Abgesehen von der Unordnung, welche der constitutionellen Monarchie wesentlich inne wohnt, leidet diese Regierungsform noch an einem radikalen Fehler, der ist, daß es ihr an Wahrheit gebricht. Die Kammern repräsentiren Unterthanen und gelten doch für souverän. Der Monarch soll dem Lande gebieten und doch den Kammern gehorchen. Da Beides nicht zusammen bestehen kann, indem unmöglich dieselben Personen auf demselben Gebiete bald Gesetze empfangen, bald sie vorschreiben können, so ergibt sich daraus die leidige Alternative, daß entweder die Souveränetät des Monarchen, oder die der Kammern sich in eine bloße Fiction verwandelt, so daß Simulation und Lüge ein wesentliches und nothwendiges Element dieser Art Regierung werden. Das demoralisirt das Volk und zerstört das Ansehen des Monarchen. Man führt beständig England an; aber es ist auch das einzige, was man anführen kann. Ueberall anders hat die constitutionelle Monarchie rasch zur Anarchie oder zum Despotismus geführt. Sie ist von einer Krisis in die andere gerathen, während grade der große Vorzug, den man in England dieser Regierungsform zuschreibt, darin besteht, die Krisen zu vermeiden und die Ausgleichungen zu erleichtern. Das beweist hinlänglich, daß die in der innern Regierung Englands seit der Vertreibung der Stuarts erzielten Erfolge nicht so sehr der Form der Regierung, als den Ausnahmsverhältnissen zuzuschreiben sind, in welchen diese Form dort zur Anwendung kam. Drei Dinge haben dazu vorzüglich beigetragen. Erstens das religiöse Prinzip, das durch die Krone gewahrt wurde und die Ehrfurcht, die für sie aus ihrem Verhältniß zur eingeführten Landeskirche entsprang. Zweitens die unbestrittene und unbestreitbare Ueberlegenheit des Adels, sowohl Lords als Gentry, die im Parlament vertreten waren, und die Mäßigung, womit sie die in ihren Händen vereinigten Gewalten und Mittel des Einflusses zu gebrauchen wußten. Drittens die untadelige Handhabung der Justiz, die gewährleistet war durch die Wachsamkeit der Krone und der Aristokratie und die Unparteilichkeit der Jury. Gegenwärtig, wo die Dissenters und die Demokratie in Regierung und Parlament eingedrungen sind und den Adel zum großen Theil verdrängt haben, zeigt die englische Regierung bereits nicht mehr die alte Kraft, und je mehr die religiösen und socialen Fragen über die eigentlich politischen die Oberhand gewinnen, desto eher wird sich's zeigen, daß die parlamentarischen Debatten, weit entfernt, die Zwiste zu beschwichtigen, nur dazu taugen, sie zu verschärfen."

„Es ist lächerlich, denjenigen, welche die Macht in Händen haben, das Gesetz vorschreiben zu lassen von denjenigen, die keine haben; diejenigen, welche in ihrem Gewissen verantwortlich sind für den Gebrauch, den sie von ihren Kräften machen, beugen zu wollen unter die Beschlüsse des großen Haufens, der nichts repräsentirt, als die rohe Gewalt und dessen Stimme nicht der Ausdruck irgend einer socialen Pflicht ist, sondern lediglich der einer mehr oder weniger überlegten, einer mehr oder weniger begründeten Meinung. Einer Meinung, deren Gründe die Masse meistens gar nicht zu würdigen im Stande ist. Eine Regierung, welche, auf diese Masse gestützt, den rechtmäßigen Autoritäten eines Landes, den Familienvätern, den Vorstehern der Corporationen, den Grundeigenthümern und Häuptern industrieller Anstalten ihren Willen als Gesetz aufdringt, handelt geradezu usurpatorisch und befleckt mit der Makel eines Gewaltmißbrauchs ihre, wenn auch sonst löblichen Maßregeln. Indessen ist das grade der Charakter der sogenannten Repräsentativ-Regierungen unserer Tage."

Sowohl der Imperialismus, als die Demokratie und als das Zwitterding zwischen beiden, die constitutionelle Monarchie, haben sich vom Christenthum faktisch losgesagt, wenn sie es auch dem Namen nach noch bekennen und sogar das Scheinchristenthum unter irgend einer Form der Staatskirche noch als Mittel zu weltlichen Zwecken benutzen. Sie lassen entweder Staatsdecret

von einer gänzlich vom Staat abhängigen Kirche sanctioniren, oder sie unterdrücken jedwede Kirche, die es wagen wollte, das göttliche, oder auch nur das reine Sittengesetz gegen die Staatsgewalt zu vertheidigen; oder sie dulden die ohnmächtigen, einander feindlich gegenüberstehenden und in Secten zersplitterten Kirchen, wie eine unschädliche Thorheit und Schwachheit der Menschen. Nie aber fällt es der Staatsgewalt noch ein, sich wie in der christlich germanischen Zeit vor dem göttlichen Gesetz zu demüthigen und sich nur als die irdische Lehensträgerin einer höhern himmlischen Gewalt zu bekennen und die Pflichten, die ihr dadurch auferlegt werden, zu formuliren und zu beschwören. Nirgends mehr wird das Recht aus einer Pflicht hergeleitet, sondern es wird ein absolutes Recht behauptet und demselben werden höchstens dadurch Schranken gezogen, daß auch entgegengesetzte Rechte sich Geltung zu verschaffen wissen.

Weil nun die religiöse Pflicht ein der modernen Rechtstheorie gänzlich abhanden gekommener Begriff ist, kann auch die Moral keinen Einfluß mehr auf sie üben. Niemand fragt mehr nach der Moral der Regierenden und ihrer Handlungen. Es wird immer nur mechanisch Recht gegen Recht abgewogen. Der Verfasser wagt nur, die Moral noch auf Republiken anzuwenden. „Die Regierung der ehrlichen Leute ist unter allen Verhältnissen die unerläßliche Bedingung der Existenz und Rechtmäßigkeit der Republiken. So lange die ehrlichen Leute die weit überwiegende Mehrzahl bilden, d. h. so lange die Sitten des Volkes noch unverdorben sind, ist es natürlich und selbst unvermeidlich, daß die reichen Familien ein maßgebendes Gewicht ausüben, weil ihr Reichthum ihnen die Mittel einer sorgfältigeren Erziehung bietet und zugleich eine Bürgschaft ihrer Uneigennützigkeit gewährt. Die Regierung wird also naturgemäß aristokratisch seyn. Wenn aber die Verderbniß eingedrungen seyn wird in die Sitten, so wird, weil die Reichen derselben immer am meisten ausgesetzt sind, in der Masse eine Reaction eintreten gegen die Aristokraten, und man wird in der Ausdehnung der Wahlrechte das Mittel suchen, die Guten statt der Reichen zu den Aemtern zu erheben. Die Regierung wird immer mehr demokratisch werden. So groß ist aber der Einfluß des Reichthums in den öffentlichen Angelegenheiten, daß bald diese demokratische Reaction sich in eine bloße Rivalität zwischen dem erworbenen und dem ererbten Reichthum verwandeln wird. Alsdann wird, da Reichthum statt alles Anderen gilt, die Corruption aufs äußerste kommen, und die Republik wird entweder der Schreckensherrschaft irgend eines in ihrem Schooß entstehenden Despoten, oder den Gelüsten ihrer Nachbarn zur Beute verfallen. Die kindliche Ehrfurcht für die Vorfahren ist in der Republik das, was in der Monarchie die Treue. Andere Tugenden stehen in deren Gefolge: die Achtung für die altväterlichen Sitten und die herkömmlichen Einrichtungen, die Einfachheit in den Lebensgewohnheiten und der Abscheu gegen den Prunk, endlich die Uneigennützigkeit, welche ohne diese Tugenden unmöglich ist und ohne welche die Republik in die Länge nicht bestehen kann. Die Gefahr, von der die Republik am meisten bedroht ist, liegt in der Versuchung, Alles unter den Volkswillen zu beugen, namentlich die religiösen und richterlichen Institutionen. Die Ehrfurcht für die Kirche und für die Gerichte, die Achtung des Priesters und des Richters gehört zu den Grundsätzen, auf die man das größte Gewicht legen muß, besonders in den Demokratien."

Die Moral, von der hier die Rede ist, hat blos noch die Bedeutung eines Ueberrestes von altem Herkommen, bleibt aber der modernen Rechtstheorie gänzlich fremd und alles neue Treiben in Verfassungsreformen und Gesetzgeberei behandelt die alte Sitte nur als einen Zopf, der abgeschnitten werden müsse, wie es den alten Christenglauben auch nur als alten Aberglauben behandelt. Die moderne Rechtstheorie sieht nicht nur in jedweder christlichen Kirche, sondern auch in jedwedem Rest altdeutscher Sitte und Treue eine Schranke dessen, was sie als natürliches Recht proklamirt, kämpft also dagegen.

Daher hat sie der ganzen alten Gesellschaft, wie sie unter der Herrschaft des christlich germanischen Prinzipes bestanden hat, den Krieg erklärt, nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Privatleben. Wie sie die Gliederung des Volks in natürliche Stände bereits nicht mehr duldet, so will sie auch noch die Gliederung der Familie, die natürlichste von der Welt, auseinanderreißen. Daher die Civilehe, die leichte Ehescheidung, die immer größer werdende Toleranz gegen den Concubinat, die Angriffe der Communisten gegen die Ehe überhaupt, das Trachten nach Emancipation des Fleisches. Noch ist der Abfall vom christlich germanischen Prinzipe nicht so weit gediehen, daß diese Bestrebungen, die Familie aufzulösen, schon hätten durchdringen können, aber der Anfang dazu ist gemacht und wenn die moderne Rechtstheorie, die dem Individuum absolute Freiheit vindicirt, wie bisher das Terrain ihrer Eroberungen beständig erweitert, so wird auch die ehefeindliche Unsittlichkeit zuletzt noch gesetzkräftig werden.

Die ältere Justiz schützte nicht blos die Regierung gegen etwaige Mißachtung oder Aufruhr und nicht blos

das öffentliche und Privateigenthum gegen Diebstahl, die Person gegen Verbal- und Realinjurien ꝛc., sondern sie nahm auch Bedacht, die Ehrenhaftigkeit des Mannes, die Keuschheit des Weibes, den Adel der Race zu erhalten. Sie strafte den Dieb nicht wegen des Geldwerthes dessen, was er gestohlen hatte, sondern wegen seiner Ehrlosigkeit. Wer so niederträchtig handeln konnte, war nicht mehr werth, in einer achtbaren Gemeinde zu leben, er wurde wie ein Schmutzflecken weggetilgt. Mit derselben Strenge wurde jedes Keuschheitsvergehen geahndet, nicht wegen der Alimentationskosten, sondern wegen der Schande, welche die Lüderlichkeit ihrer Genossen der Familie und Gemeinde zuzog. Das Gesetz wahrte den Adel der Race. Eben deshalb war es auch strenger gegen jede Entheiligung der Religion und Verachtung der göttlichen Autorität; strenger in der Wahrung einer öffentlichen guten Sitte, in der Bestrafung des nur Eitelkeit, Verschwendung und Laster begünstigenden Luxus; strenger in der Bestrafung der Fälschung, der lüderlichen Pfuscherei, des Schwindels in Gewerb und Handel, womit das Publikum betrogen wird. Die ältere Justiz sicherte den ehrbaren Hausvätern ihr natürliches Vorrecht vor den Weibern, der Jugend, dem Gesinde und Gesindel. Jetzt steht jeder Lump und Vagabunde auf gleicher Höhe mit dem achtbarsten Bürger, jeder Bube mit dem Meister, jede Hure mit der würdigsten Matrone.

Die alles planirende und atomisirende Gleichmacherei und Gleichberechtigung der modernen Rechtstheorie wird zur ärgsten Tyrannei, wenn sie ihre letzten Consequenzen zieht, wie die Schreckensherrschaft in Frankreich zur Zeit des Convents bewiesen hat. Grade wo man sich der Freiheit und Gleichheit am meisten rühmte, war die Unterdrückung der Besten im Volk so schlimm, wie unter der willkürlichsten Despotie. Wie viele Tugend wurde zur Guillotine geschleppt, während Schurken die Republik plünderten! Und wurde nicht schon Aristides vom dummen, durch schurkische Demagogen verführten Demos in die Verbannung geschickt?

Die moderne Rechtstheorie mißt nie mit gleichem Maaß. Indem sie der christlichen Autorität ihr Vorrecht entzieht, ertheilt sie dem Heiden- und Judenthum ein neues Vorrecht. In den herrschenden Kammermajoritäten, wie in der Mehrheit der Bureaukratie und des Richterstandes, und in der Presse ist das eine längst abgemachte Sache. Wer zum gebildeten und freisinnigen Publikum gehören will, darf kein Christ mehr seyn.

Wem es einfallen wollte, an der Nützlichkeit und Nothwendigkeit allgemeiner und schrankenloser Lehrfreiheit zu zweifeln, darf sich heute darauf gefaßt machen, wenn nicht gesteinigt, doch für einen verachtungswürdigen Obscuranten verschrieen zu werden. Und doch scheint es uns ein furchtbar ungerechter Eingriff in die Rechte der Unschuld und reinen Herzen zu seyn, wenn man die von Haus aus fromm erzogene Jugend in der Schule und auf der Universität systematisch zum Unglauben, zur Verhöhnung der göttlichen und bald auch jeder Autorität (die des Professors und seiner Partei ausgenommen) verführt und abrichtet. Schule und Universitäten sind doch wohl nicht um der grenzenlosen Freiheit eines eiteln und gewissenlosen Professors willen da, sondern um der studirenden Jugend willen, die künftig in Aemtern und Würden das Wohl des Landes und Volkes wahrnehmen soll. Sollten denn die armen Schafe mehr Recht haben gegenüber dem Wolf, als die deutsche Jugend? Sollte der Apotheker allein das Gift nur nach Vorschrift des Arztes verkaufen dürfen, der Professor aber ungehindert ein ganzes Leben hindurch eine studirende Generation nach der andern mit seiner Lehre vergiften dürfen? Wenn in Berlin unter frühern Regierungen solche Giftmischer nicht geduldet und gehätschelt worden wären, würde das Abgeordnetenhaus nicht so schlimme Elemente enthalten haben.

Und die Preßfreiheit, dieses Palladium, für das unsere Blätter selbst unter dem Metternich'schen Bundespolizeisystem manche Lanze eingelegt haben? Die Preßfreiheit kann man doch unmöglich wieder einschränken wollen? Wir wollen es nicht, denn wir müßten fürchten, jede Staatsgewalt würde aus Bequemlichkeit wieder in den Mißbrauch der Censur fallen, wenn sie dem Mißbrauch der Preßfreiheit steuern wollte. Die Menschen sind leider so selten fähig, das Maaß eines richtigen Gebrauchs der Autorität einzuhalten, wie das eines richtigen Gebrauchs der Freiheit. Um aber doch zu beweisen, daß die moderne Rechtstheorie auch in Bezug auf die von ihr so sehr privilegirte Preßfreiheit sich täuscht, wollen wir nur auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika hinweisen, wo das Unkraut der Presse ein gesundes Korn kaum mehr aufkommen läßt und wo es bald so weit gekommen ist, daß die Abonnenten sich nicht durch ein Blatt belehren lassen wollen, sondern die Redaktion tyrannisiren und das Blatt zu ihrem gemeinschaftlichen Kloak machen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 39. 15. Mai 1867.


## Altnordische Dichtung.

Helgi und Sigrun. Zwölf Lieder germanischer Heldensage. Nebst einer Abhandlung über die Helgilieder der Edda. Von Werner Hahn. Berlin, Verlag von E. Schröder, 1867.

Der Verfasser hat wohl Recht, daß er sich beklagt, wie wenig für das Studium der Edda geschehe. „Es ist bekannt, welche schweren Siegel des Alterthums über den Fragmenten der Edda liegen. Sie zu lösen, sind seit langer Zeit, — seit länger als einem halben Jahrhundert auch in Deutschland, — bedeutende gelehrte Kräfte verbunden. Leider haben ihre Arbeiten den Lohn, welcher aller Wissenschaft als der höchste vorschwebt, noch nicht gewonnen: den Lohn, daß ihre Erkenntnisse Gemeingut der menschlichen Bildung geworden wären, daß ihre Urtheile den Geschmack des Volkes in weiteren Kreisen geleitet hätten, daß durch sie ein Fortschritt der Weltcultur, mindestens äußerlich eine Erweiterung des Gesichtskreises dargestellt würde.

Selbst eine Uebersetzung, wie die von Karl Simrock, die — bei verschiedenen Schwächen und Mißgriffen im Einzelnen — doch im Ganzen eine immerhin dankenswerthe Arbeit ist, hat das nicht bewirken können, was sonst Uebersetzungen ohne Weiteres zur Folge haben. Das Gefühls- und Gedankenmysterium jener alten Zeit ist der Gegenwart nicht erschlossen worden. Bei tausend Wendungen steht der Leser der Uebersetzung rathlos. Seitenlang liest er und glaubt eine fremde Sprache mit deutschen Lettern gedruckt zu sehen. Dann und wann verläßt ihn die Richtschnur der Logik. Nicht Gedankenfolgen, sondern Klangaufhäufungen verwirren sich vor ihm: Klänge, zu deren Verständniß, obwohl sie deutsch sind, mehr als ein Wörterbuch erforderlich erscheint. Dann wieder stößt er auf Namen, theils aufgehäuft in Registern, theils vereinzelt im Zusammenhang fortschreitenden Gedankens, — Namen, deren Beziehung unverständlich, deren Nennung nur dem gelehrten Kenner, dem Forscher auf dem dunkeln Gebiete der Etymologie, erklärlich ist, — Namen, deren Aussprache der geübtesten Zunge schwerfällig, dem viel ertragenden deutschen Ohre unerträglich sind. Besitzt der eine und der andere Leser die Charakterfestigkeit, trotz alles Widerstrebens sich hindurchzuarbeiten, so geschieht es mittelst einer Gedächtniß- und Gedankenanstrengung, mittelst einer Zeitanwendung, die weit über das Maaß hinausreicht, welches der Gebildete im Volke gemeinhin an seine Lektüre zu wenden im Stande ist.

Ja, vielleicht ist grade in Folge davon, daß die Uebersetzung eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Inhalt und den Formen der Edda hier und dort hervorgerufen hat, das allgemeine Urtheil noch mehr als früher zu Ungunsten der Edda festgestellt worden. Oberflächliche Bekanntschaft bringt gar zu leicht Ungerechtigkeit hervor. Mindestens weckt sie keine Liebe.

Außerdem aber haften der Uebersetzung von Simrock allerdings auch Mängel an, die gewiß dazu beigetragen haben, daß die Edda nicht tiefer in die allgemeine Bildung des Volkes eingedrungen ist. Nicht blos, daß der Uebersetzung hin und wieder der Charakter der unbedingten Treue und Zuverlässigkeit fehlt, — hierüber hat der Lektüre treibende Laie kein Urtheil, — sondern, was für die Wirkung wichtiger ist, Simrock erkennt die Aufgabe nicht an, die Namen mit in den Umkreis der Uebersetzung zu ziehen. Er läßt diese räthselhaften Bestandtheile des alten Worttextes unberührt und — ungelöst. Ich habe im Verlauf des vorliegenden Werkes Gelegenheit gefunden, über beide Punkte nähere Andeutungen zu geben und unterlasse es hier weiter davon zu reden.

In der That ist es in Folge all dieser Umstände dahin gekommen, daß man heutzutage denjenigen, der seine Theilnahme der Edda zuwendet, fast mitleidig als einen Sonderling gelten läßt.

Ist denn die Edda nicht das Buch der Kindheit unseres Volkes? Sind ihre Lieder nicht das einzige, wunderbar gerettete Denkmal, unmittelbar aus dem Ur-Jahrtausend des germanischen Völkerlebens her? Wenn ein Ruhm des Menschen darin liegt, nicht blos flüchtig in der Empfindung des Augenblicks zu leben, sondern im Geiste die auseinanderliegenden Zeiten zu überschauen, — gibt es alsdann einen würdigeren Gegenstand für uns, diesen Ruhm zu gewinnen, als indem wir den poetischen Resten der germanischen Urzeit unsere Forschung zuwenden?"

In der That beschäftigen sich unsere Gelehrten tausendmal häufiger mit dem Studium der griechischen und römischen Dichter, als mit dem der ältesten Denkmäler des poetischen Geistes unter den Germanen. Herr Hahn hat sich das Verdienst erworben, aus zwei in der alten Edda enthaltenen Helgiliedern ein Ganzes zu machen und zwar, wie der Sinn ergibt, durchaus zwanglos. Ueber das Verhältniß des ganzen Gedichts zu den beiden fragmentarischen Hälften im Original hat sich Herr Hahn S. 56 ausgesprochen.

Das Lied ist sehr alterthümlich, sehr schön, ein Kleinod germanischer Poesie sondergleichen. Wir geben nur einen kurzen Abriß des Inhalts.

Alt waren die Zeiten, — Adler sangen,
Es klangen die Lieder von der Wälder Wipfel
Und, sanft hergeleitend von Himmels Bergen,
Heilige Wasser neigten sich nieder.

Wer in den Zeiten waltet der Siege?
Wer von den Fürsten bricht die Burgen?
In Bralund geboren, da erblüht der Held,
König Sigmund's und Borghilde's Kind.

Nacht war's. Und es nahten zur Halle die Nornen,
Dem schlummernden Knaben das Schicksal zu künden:
„Kühn sollst du werden, streitkundiger Fürst!
Der Könige Erster, klimme empor!"

Sie schnürten und zogen über Schwerter und Panzer
Die Schicksals-Fäden weit über's Land,
Goldene Fäden, rings hingeworfen
Und ausgebreitet in Mondes Glanz.

Geborgen die Enden in Osten und Westen,
Gefestigt die Fäden in Eis und in Fels.
Sie kamen, sie schwanden, die knüpfenden Schwestern:
Rings lag umsponnen des Königs Land.

Das Kind hieß Helgi (der Heilbringer). Als derselbe heranwuchs, wurde er verfolgt von dem tyrannischen König Hunding (dem hündischen) und gefangen, so daß er in der Kleidung einer Magd in seiner Mühle malen mußte. Als er aber fünfzehn Jahr alt war, übertraf ihn schon niemand mehr an Stärke, die Mühlsteine zersprangen unter seiner zornigen Hand und er zog hinaus, um den König zu erschlagen. Das that er, wurde davon der Hundingstödter genannt und weit berühmt durch alle Lande. Aber ohne daß er es wußte, war er schon der Erwählte einer Walkyrie geworden, der Sigrun (der Siegwissenden).

Wohl konnt' er ihn schlagen, sein Schwert war ja scharf;
Wohl konnt' er ihn werfen, sein Arm war ja wuchtig.
Was Schwert? und was Arm? Helgi schlug Hunding,
Denn Sigrun, die Walkyrie, hatt' ihn erwählt.

Weitherrschende Jungfrau über Luft und Meere
War König Högni's Tochter, Sigrun, die Walkyrie.
Sie herrschte der Helden und winkte zu Kampf,
Sie wählte von den Tapfern nach Herzens Wunsch.

Von ganzem Gemüthe liebte sie Helgi,
Ob Helgi auch niemals der Jungfrau geachtet.
Nach den Feinden im Panzer, — nicht nach der schönen
Luftreiterin, — spähte sein Blick.

Noch lebten Hundings Söhne, die den Vater zu rächen kamen, aber auch sie erschlug er alle.

„Gekommen der Abend. Und, müde vom Kampf,
Stieg König Helgi zum Hochsitz der Felsen.
Wie nistender Adler, geschärft den Blick,
So schaute der Held auf die Hügel hinab.

Siehe, da schwankte — über's Feld ein Licht,
Und hervor aus dem Lichte sprüheten Blitze.
Und näher kamen an der Himmels Au
Reitende Mädchen, den Helm auf dem Haupt.

Mädchen in Panzern, blutig geröthet,
Mädchen mit Speeren, flackernd wie Flammen,
Die kamen von Süden, das Wolfsfeld entlang,
Und zogen in Hoheit über Helgi dahin.

Aufschaute der König, es glänzte das Auge,
Und hell mit dem Rufe sich hebend zu ihnen:

,Gefällt's euch, ihr Frauen, mit Helden zu ziehn?
Heim zu fahren — mit uns zur Nacht?'

Es schnurrten die Bogen, es lärmten die Schilde,
— So zürnten die Frauen, die göttlichen oben —:
,Anderes, wahrlich, liegt uns ob,
Als Meth zu trinken, ihr Kämpfer, mit euch!' —

Doch Eine von ihnen, Sigrun, die schöne,
Stillte behende den Lärm der Schilde.
Dann ließ sie sich nieder, zu Helgi hinab,
Sie faßte die Hand ihm und sank an die Brust.

Sie küßte den Helden und sah ihm ins Auge: —
,Von ganzem Gemüthe liebe ich dich!'
Sie küßte ihn wieder, sprachlos in Freude.
Doch jetzt — aufschreckend — was wird sie melden?"

Sie verkündete ihm, ihr Vater Högni habe sie dem Hödbrodd verlobt, den sie aber nicht leiden könne und nun werde er sie doch heimholen.

„An die Brust ihm gelehnt, sprach Sigrun ihr Leid;
Fest hielt sie die Hand, ins Auge ihm blickend.
Doch Helgi erhob sich, er faßte das Schwert,
Es brannten die Augen, da er also sprach:

,Fürchte, du Jungfrau, nicht Hödbrodd, noch Högni!
Mit mir sollst du leben, du Edelgeborne.
Doch — Kampfes Getöse erhebe sich nun!
Ich ruhe um dich nicht, ich wäre denn todt.'"

Drauf ging Helgi zu Schiffe, ein furchtbarer Meersturm drohte sein Schiff zu verschlingen, aber Sigrun schwebte über ihm und rettete sein Schiff. Nachdem er gelandet, erschlug er den Hödbrodd, den alten Högni und einen seiner Söhne; nur den jüngeren Dag ließ er leben. Als er nun zu Sigrun zurückkam, fiel ihm schwer aufs Herz, daß er ihren Vater erschlagen hätte.

Doch schweren Blickes schaute Helgi,
Nur leise umfing er die strahlende Maid.
Was ängstet sein Herz bei Sieg und Liebe?
Welch qualvolles Wort entquillt seiner Brust?

Er mußte der Geliebten alles bekennen.

Schweigend und weinend, stand Sigrun da,
Blickend zur Erde, blickend zu Helgi.
Vor Weh und vor Wonne schwoll ihr der Busen,
Es glänzte das Auge aus quellenden Thränen.

Nun lebten sie einige Jahre glücklich, bis Dag das dem Helgi gegebene Wort brach, den Tod des Vaters rächen wollte und zu diesem Zweck dem Odin opferte. Dieser verlieh ihm seinen alltödtenden Speer und Helgi fiel. Derselbe Odin nahm den gefallenen Helden ehrenvoll in der Walhalla auf, als aber Helgi hier den Hunding sitzen sah, befahl er ihm, sich nicht mehr an der Heldentafel blicken zu lassen, sondern hinauszugehen, den Stall zu besorgen und die Schweine zu füttern. Und so groß war Helgis Ansehen, daß Odin ihm nicht wehrte. Unterdeß wurde auf der Erde Helgis Leichnam feierlich bestattet und Sigrun weinte um ihn. Da kam Helgi, umringt von vielen Helden vom Himmel herabgeritten zu seinem Grabe und ließ Sigrun durch die Magd herbeirufen.

Da eilte und stürzte in Aengsten und Schrecken
Und athemlos trat sie zum Grabe des Königs.
Da sah sie ihn wirklich, den todten Gemahl,
Sie sank ihm entgegen, wonneberückt.

Sie ruhten zusammen, wie einst im Leben.

Helgi.

„Nun möcht ich nichts mehr unglaublich nennen,
— Jetzt nicht und niemals, — da du hier im Grabe,
Im Arm des Entseelten, mir im Arme, ruhst, —
Du Königsgeborne, die du lebendig bist! —

„Aber — Zeit ist's zu reiten, — schon röthen die Wege. —
Die fahlen Rosse den Luftsteig zu treiben!
Ehe Walhalla's Sänger das Siegervolk weckt,
Müssen wir jenseits des Windbogens seyn." —

Da stiegen die Rosse, sie hoben die Helden;
Hinauf nach Westen, ging's über die Brücke.
Hin stoben die Reiter; es schwand in der Luft
Das Königsgeleite, — Helgi voran.

Sigrun.

„Nun will ich nicht weinen, Wonne im Herzen!
Ich sehe weit offen die Thore des Himmels,
Und Helgi, den König, — er reitet daher,
Zur luftigen Brücke treibt er das Roß!"

Nachher ging sie noch oft zu seinem Grabe, bis sie in Sehnsucht nach ihm starb.

Dieses schöne Eddalied ist allerdings in der vorliegenden Abrundung etwas ganz Selbständiges. Indessen hätte Herr Hahn den Zusammenhang dieses Lie-

des mit den andern eddischen Helgiliedern, wie auch mit der Helgisage in Olaf Tryggvasons Saga nicht so leicht beseitigen sollen, wie er hier auf S. 71 thut. Die Vorstellung einer mehrmaligen Wiedergeburt sowohl des Helgi als der Walkyrie kann sehr wohl uralte Sage seyn und nicht blos ein Nothbehelf des Sagensammlers. Das Motiv dazu findet sich öfters in indischen Dichtungen. In mehr als einem Avatara des Gottes Wischnu wird nicht nur er selbst in anderer Gestalt wiedergeboren, sondern auch seine Geliebte Lakschmi. Als er Rama wird, ist sie Sita; wird er zum Krischna, so ist sie Radha. So werden auch Shiwas und Parwati in neuen Gestalten wiedergeboren, finden sich immer wieder als Bräutigam und Braut zusammen und genießen der Wonnen höchste, indem sie sich plötzlich wiedererkennen. Das bildet die schöne Rahmendichtung zu Somadevas Märchensammlung. Da es sich hier nicht von einer gemeinen Seelenwanderung zur Buße für Sünden, sondern göttlichen Avataras handelt, liegt durchaus nichts Bedenkliches darin, in den gewiß uralten Helgiliedern jene indische Vorstellungsweise wiederzuerkennen. Und zwar um so weniger, als in der Swawa und Lara oder Kara, in welchen Walkyrien Sigrun wiedergeboren erscheint, uns eine Vielseitigkeit des Walkyrienwesens entgegentritt, die sich nicht leicht an einen Namen knüpfen ließ, sondern an mehrere in verschiedenen Dichtungen vertheilt werden mußte.

## Flugschrift.

Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. Von N. D. Wichmann. Hamburg, Otto Meißner, 1867.

In dieser kleinen Schrift wird behauptet: „Daß der Kaufmann, der Natur seines Geschäfts nach, Kosmopolit ist und seyn muß. Seine Aufgabe ist es und muß es seyn, möglichst mit aller Welt in Frieden zu leben, weil er vor allen Dingen des Vertrauens und möglichst allseitigen Entgegenkommens für den Erfolg seiner Unternehmungen nothwendig bedarf. Zur Begründung meiner Ansicht, daß der deutsche Handel keines Schutzes durch eine zu schaffende große deutsche Kriegsflotte bedürfe, weise ich zunächst auf die Thatsache hin, daß die deutschen und vornämlich die hanseatischen Schiffe zur Zeit die gesuchtesten sind und in der ganzen Welt, unter gleichen Bedingungen, den Schiffen aller anderen Nationen vorgezogen werden. Es ist diese Thatsache eine so allgemein anerkannte und in betreffenden Kreisen gewürdigte, daß z. B. vor längerer Zeit schon ein großer englischer Rheder mit einem geachteten hiesigen Kaufmann, der früher auch Rhederei betrieb, darüber correspondirte, ob es nicht möglich zu machen sey, daß er seine — englischen — Schiffe unter hamburgischer Flagge fahren lassen könne? Der englische Rheder beabsichtigte also seine Schiffe des mächtigen englischen Schutzes zu berauben, weil er wußte, daß sie unter der schutzlosen hamburger Flagge besser seinen Handelsinteressen dienen könnten! Eine Nation kann wohl eine fremde Regierung und durch diese die Bewohner eines fremden Landes durch Macht zwingen, den berechtigten oder wohl gar auch unberechtigten Ansforderungen eines oder einiger ihrer Angehörigen nachzugeben, sie kann aber mit aller Macht nicht das erzwingen, was für das Gedeihen des Handels unerläßlich ist, nämlich Vertrauen und bereitwilliges, freundliches Entgegenkommen von Seiten jener Bewohner. Jeder in einem fremden Lande durch Macht ausgeübte Zwang wird vielmehr unausbleiblich eine Entfremdung der Bewohner desselben zur Folge haben, die auf die Beziehungen zu den betreffenden Fremden nur von nachtheiligem Einfluß wird seyn können. Dieser wird in der Regel die Wirkung haben, daß die Angehörigen der betreffenden Nation den zu Gunsten Eines oder Einiger von ihnen ausgeübten Zwang hundertfach zu entgelten haben werden; er kann aber auch dahin führen, daß sie sogar zum Verlassen des Landes genöthigt werden, wenn die Entfremdung der Eingeborenen sich bis zur Erbitterung gesteigert haben und schließlich zum Hasse ausgeartet seyn sollte."

Der Hamburger Kaufmann, der diese Sätze niedergeschrieben hat, vergißt, daß sich die Welt nicht um ein Comptoir dreht. Man muß den Hamburgern alle Ehre widerfahren lassen, daß sie auch in der traurigen Zeit des Bundes durch ihre Privattugenden im Auslande dem deutschen Namen Achtung erworben haben. Daraus folgt aber nicht, daß die große deutsche Nation ihre staatliche Einheit entbehren könne und daß ihr eine Kriegsflotte unnütz sey, wohl gar schädlich werden müßte. Man braucht eine Kriegsmarine nicht blos, um Handelsschiffe zu schützen, so wie man ein Landheer nicht blos dazu nöthig hat, um Frachtwagen und Eisenbahnzüge zu beschützen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 40. 18. Mai 1867.

## Schweizer Geschichte.

Der Sieg der Gewalt über das Recht in der schweizerischen Eidgenossenschaft, von Constantin Siegwart-Müller, gew. Schultheißen des Canton Luzern und Präsidenten der eidgen. Tagsatzung. Altdorf, im Selbstverlag des Verfassers, 1866.

In diesem starken Bande, der genau tausend Seiten faßt, gibt das berühmte Haupt des Sonderbunds in der Schweiz eine documentirte und sehr ausführliche Geschichte des Sonderbundkrieges im Jahr 1847. Als Chef der katholischen Partei wurde er damals und ist zum Theil noch jetzt dem fanatischen Parteihaß der Gegner ausgesetzt und mußte, wie wenig andere, in langer Verfolgung ein Märtyrer seiner Ueberzeugung werden.

Der Sonderbund war im Recht. Unsere Blätter haben ihn vor zwanzig Jahren im Widerspruch mit der ungeheuern Mehrheit der deutschen Presse eifrig vertheidigt und wir sind deshalb vom gesammten Liberalismus in Deutschland übel angesehen, von der radikalen Schweiz aus mit mörderischen Drohbriefen beehrt worden. Wenn Herr Siegwart-Müller den Sonderbundkrieg einen Sieg der Gewalt über das Recht nennt, so sagt er damit die einfache und volle Wahrheit, wie auch wir sie von Anfang an erkannt haben. Die katholischen Cantone gaben den reformirten Cantonen auch nicht den allergeringsten Anlaß zu einer gerechten Beschwerde. Die Klöster im Aargau waren die friedfertigsten in der Welt und dankten Gott, wenn man sie nur ungeschoren ließ. Die radikale Regierung des Cantons Aargau hob sie aus reiner Willkür auf, den Verträgen zuwider, welche die Rechte der Katholiken in der Eidgenossenschaft schützten. Die Leichtfertigkeit, mit welcher dieser Raub unternommen und von der Mehrheit in der Tagsatzung auch geduldet wurde, beweist zur Genüge, wie stark sich der Radikalismus in der Schweiz wußte und wie wenig er sich vor den katholischen Cantonen fürchtete. Die Katholiken waren hier schon lange in der Minderheit und in der Defensive. Gelüsten nach dem Kirchenraub fehlte zwar nicht, war jedoch auch nicht das vorherrschende Prinzip der radikalen Offensive und des rohen Gewalteingriffs in die verbürgten Rechte der Katholiken. Der Plan, den Föderalismus souveräner Cantone in einen Centralismus unter radikaler Dictatur zu verwandeln, steckte dahinter. Mit Recht bemerkt Herr Siegwart-Müller S. 48, daß der Radikalismus der vierziger Jahre nur die Grundsätze und Ziele der s. g. Patrioten in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geerbt hätte und daß Ochsenbein vom Ochs in Basel genommen sey, der damals mit den Franzosen die Stiftung der übel berüchtigten helvetischen Republik, durch welche die alte föderalistische Eidgenossenschaft gestürzt wurde, verabredete und durchsetzte.

Der Verfasser hätte hieran noch lehrreiche Betrachtungen knüpfen können. Was sich auch immer gegen den s. g. Cantönligeist in der Schweiz mit Recht sagen läßt, so garantirte doch nur die Souveränetät der nach Nationalität, Sprache, Confession, wie nach der Hauptbeschäftigung mit Viehzucht, Ackerbau oder Industrie so sehr verschiedenen Cantone die alte Freiheit und den alten Wohlstand in den weitverzweigten Thälern der schönen Alpenwelt. Eine Centralregierung, die immer einseitig von einer Partei gehandhabt würde, paßt nicht für sie. Sollen aber alle Interessen gleich vertreten seyn, so würde auch eine Centralregierung nur wieder alle Elemente einer föderalistischen Tagsatzung in sich aufnehmen müssen. Sogar der Bestand der Eidgenossenschaft hängt davon ab, daß eine einseitige Parteiregierung auf die Dauer unmöglich wird oder den be-

rechtigten Sonderinteressen Rechnung trägt. Nur unter der Bedingung jenes conservativen Föderalismus ist die Neutralität der Schweiz von den europäischen Großmächten garantirt worden. Denn der Föderalismus hatte nichts Aggressives für die Nachbarn der Schweiz. So wie ein, sey es nationaler, sey es confessioneller Bestandtheil der Schweiz, von einer einseitigen Centralregierung daselbst unterdrückt zu werden Gefahr liefe, würde er Schutz bei den großen Nachbarstaaten suchen und finden. Daß die katholischen Großstaaten im Sonderbundskriege die verbrieften Rechte der Katholiken in der Schweiz nicht geschützt haben, war nur eine zufällige Ausnahme, genügend erklärt durch das greisenhafte System des alten Metternich und des alten Ludwig Philipp. Unter andern Umständen würde eine Parteiregierung in der Schweiz von den Schutzmächten nicht so viele Nachsicht erfahren.

In Bezug auf diesen Punkt hätte Herr Siegwart-Müller mehr darauf aufmerksam machen sollen, wie die Chefs der radikalen Partei in der Schweiz von der großen liberalen Partei in Frankreich und von der englischen Gesandtschaft geliebkost und gehetzt wurden. Denn der Sonderbundkrieg war nur das Vorspiel der Februarrevolution in Frankreich und der Märzrevolution in Deutschland. Es war eine erste Probe, was der Radikalismus alles wagen dürfe.

Die Vorgänge in der Schweiz sind im allgemeinen bekannt. Gegen alles Recht hob man im Aargau die Klöster auf. Dann wurden in demselben Aargau mitten im Frieden Freischaarenzüge vorbereitet, um über den Canton Luzern herzufallen, der sich keinerlei Beleidigung oder Rechtsverletzung schuldig gemacht hatte. „In Luzern und in Zürich hatte man darüber ganz sichere Nachricht, im Canton Aargau wußte es jedermann. Man betrieb diese Werbungen ganz offen, in den Wirthshäusern zum Theil, und zahlte dort öffentlich das sogenannte Handgeld aus. Es wurden diese Werbungen durch mehrere aargauische Beamtete vorgenommen, besonders thätig zeigte sich aber ein gewisser L. Haßler, Secretär beim Polizeidepartement und Bezirkscommandant. In der Stadt Aarau und anderwärts wurden Listen zu Unterschriften behufs Bestreitung der Kosten des Freischaarenzuges schon lange bevor er stattfand herumgeboten. Bestimmte Personen gingen damit von Haus zu Haus, an einigen Orten auf dem Lande wurden sogar förmliche Gemeindebeschlüsse gefaßt und den Antheilnehmern am Freischaarenzuge ein bestimmtes Taggeld ausgesetzt. Nachdem die Werbungen stattgehabt oder wenigstens ein solches Resultat geliefert hatten, daß eine Musterung der Angeworbenen in den verschiedenen Gegenden vorgenommen werden konnte, da ging es an solche Musterungen; der aargauische Milizinspektor, Herr Oberst Rothpletz, nahm an mehreren Orten solche Musterungen vor. Augenzeugen haben darüber Bericht nach Luzern erstattet, im Aargau waren sie eine aller Welt bekannte Thatsache." Sogar Kanonen wurden heimlich von der Regierung an die Freischaaren abgegeben.

Die in Zürich versammelte Tagsatzung sah ruhig zu. „In dem Berichte, welchen der eidgenössische Vorort den 4. April 1845 an die außerordentlich einberufene Tagsatzung erstattet hat, finden wir eine authentische Erklärung, daß das Aufgebot zu diesem Zwecke nicht erfolgte. Dort heißt es: ‚Auf solche Weise hat der eidgenössische Vorort unterm 31. März möglichst kräftige Maßregeln ergriffen; daß er sie nicht früher ergriffen hat, rührt wesentlich davon her, daß er große Besorgnisse gehegt hatte, es könnten solche Maßregeln, vor dem Ausbruch der Ereignisse ergriffen, einen solchen Ausbruch eher beschleunigen, als verhindern.' Da haben wir somit das unumwundenste Geständniß, daß der Vorort vor dem Ausbruche der Ereignisse, d. h. des feindlichen Ueberfalls des Cantons Luzern, des Bürgerkrieges, keine Maßregeln ergreifen, daß er zu dessen Verhinderung Nichts vorkehren wollte. — Wir anerkennen zwar die schwierige Stellung des damaligen Vorortes, wir haben uns auch auf diese Thatsachen nicht berufen, um zu tadeln, sondern wir erwähnten sie nur, um den Beweis zu leisten, daß auch von Seite der vorörtlichen Behörde der Canton Luzern schutzlos dem ihn bedrohenden Feinde preisgegeben war und daß er Rettung nur in sich allein suchen mußte."

Bekanntlich wurden die Freischaaren an der Emme geschlagen und die Gefangenen gegen ein mäßiges Lösegeld zur Deckung der Vertheidigungskosten von der siegreichen Partei des katholischen Sonderbundes wieder frei gelassen. Die katholischen Schweizer mißkannten nicht, daß die radikalen Cantone eine für sie gefährliche Uebermacht besäßen, gingen daher über die Grenzen der Nothwehr nicht hinaus und handelten eben so klug als großmüthig. Das wurde ihnen aber von den Radikalen nicht verdankt, sondern nur als Schwäche ausgelegt. In diesem Stadium offenbarte sich die tiefe Unsittlichkeit des Radikalismus. Das redliche Haupt des katholischen Landvolks, Leu von Ebersoll, eine so echt germanische Gestalt wie Andreas Hofer, wurde von einem Meuchelmörder, den einige Häupter der radikalen Partei dafür bezahlt hatten, im Schlaf erschossen. Und Ochsenbein, der General der Freischaaren, welcher der schimpflichen Niederlage an der Emme nur unter dem Hasenpanier entronnen war, den man als meineidigen Friedensbrecher

aus der Liste der eidgenössischen Obersten gestrichen hatte, wurde jetzt zum Schultheißen von Bern und Präsidenten der Tagsatzung gewählt, der Verbrecher zum Vorsitzenden des höchsten Gerichts. Ein größerer Verrath und Rechtsbruch ist selbst in der englischen und französischen Revolution nicht vorgekommen.

Für diesen Greuel hatte damals die deutsche Presse auch nicht ein Wort des Tadels. Selbst Regierungsorgane wetteiferten aus bureaukratischem Hasse gegen die Kirche, der Katholikenhetze in der Schweiz das Wort zu reden. Die radikale Presse hatte das Märchen ersonnen, die Katholiken beabsichtigten einen Angriff auf den Protestantismus. Die Jesuiten seyen eine furchtbare Macht, die man mit Anstrengung aller Kräfte bekämpfen müsse. Nun befand sich in der Schweiz seit langen Jahren eine Jesuitenschule in Freiburg, so friedlich und harmlos und bisher ungekränkt, wie die alten Klöster im Aargau, und einige wenige Jesuiten waren neuerdings erst nach Luzern berufen worden, weil der katholische Canton wenigstens constatiren wollte, daß er das Recht dazu habe. Diese paar Jesuiten besaßen ganz und gar keine Macht gegenüber sämmtlichen Regierungen Europas, welche die Kirche als solche doch nie aufkommen lassen, sondern höchstens protegiren, wenn sie ihnen zum Werkzeuge weltlicher Politik dienen soll. Oder besaßen diese armen, gehetzten Jesuiten irgend eine Macht gegenüber der Presse? die sich nicht einmal in katholischen Ländern vor Pöbeltumulten und polizeilichen Ausweisungen schützen können, sollten eine gefährliche Macht seyn? Nichts war und ist widersinniger, als eine solche Voraussetzung. Wenn eine Million Wölfe mit blutlechzendem Rachen sich vor einem Dutzend ohnmächtiger Lämmchen zu fürchten affectiren würde, könnte die Lüge nicht gröber seyn. Und doch stimmte fast die ganze Presse des gebildeten Deutschland damals mit der radikalen Presse der Schweiz überein und log sich in eine Mäusefurcht vor dem Popanz des Jesuitismus hinein.

Nicht das kleinste Recht eines reformirten Schweizers wurde in den katholischen Cantonen gekränkt, während in den radikalsten reformirten Cantonen der katholische Klerus die ungerechteste Bedrückung und Verfolgung zu leiden hatte.

Man muß hier den interessanten Bericht von Bossard kennen lernen. „Im Jahr 1836 gefiel es den Reformirten in Glarus die eidlich beschworenen Bünde einseitig zu brechen, die katholische Minderheit unter das Joch der protestantischen Mehrheit zu zwängen und auf daherige Protestationen der Katholiken mit Kerker und Banden und militärischer Besetzung der katholischen Gemeinden zu antworten. In demselben Canton Glarus forderte das reformirte Regiment alsdann von den Geistlichen einen unbedingten Staatseid, zufolge welchem sie sogar verpflichtet gewesen wären, die im Beichtstuhl erfahrenen Verbrechen der Staatsgewalt anzuzeigen; als aber die Geistlichen, dem Befehle ihres Bischofs getreu, den Kircheneid vorbehielten, wurden sie von den Reformirten theils ihrer Pfründen entsetzt, theils verbannt, theils auf andere Weise bestraft; eigenmächtig wurde jede Verbindung der katholischen Geistlichkeit mit der bischöflichen Behörde verboten, einseitig die Losreißung vom Bisthume ausgesprochen, und noch heut zu Tage stehen die glarner Katholiken faktisch außer allem Verbande mit einem Bischofe. Zur gegenwärtigen Stunde verbietet der Landrath dem Gemeinderathe von Näfels, zwei barmherzige Schwestern in der Armenanstalt anzustellen."

„In St. Gallen erklärte nach dem Tode des Bischofs Karl Rudolph das radikale Regiment eigenmächtig das Bisthum Chur-St. Gallen als erloschen und widersetzte sich jeder neuen Bischofswahl durch das Domcapitel; als dieses pflichtgemäß einen Verweser ernannte, wurde auch das Domcapitel als aufgelöst erklärt, den Domherren befohlen, das bischöfliche Gebäude zu räumen, und die Vermögenstitel der bischöflichen Ausstattung zu Handen des Staates gezogen. In demselben Cantone wurde das tausendjährige Stift Pfäffers aufgehoben und das Klostergut als Staatsgut erklärt; auch die Cantonsschule in St. Gallen wurde jener Professoren beraubt, in welche das katholische Volk sein besonderes Vertrauen setzte."

„Im Canton Bern waren die Geistlichen des Jura zur Leistung eines unbedingten Staatseides aufgefordert worden; als sie denselben nur unter Vorbehalt des Kircheneides schwören zu dürfen erklärten und deßnahen nach Rom appellirten, wurde ihnen die Besoldung entzogen. Im Jahr 1836 endlich wurden die geistlichen Professoren der katholischen Anstalt zu Pruntrut ohne Angabe eines Grundes ihrer Stellen entsetzt und durch sogenannte liberale Weltliche ersetzt. — In Graubünden widersetzte sich die radikale Partei ebenfalls der Wiederbesetzung des Bisthums Chur-St. Gallen, ließ dem neugewählten Bischofe Johann Georg den Zugang zur Residenz auf dem bischöflichen Hofe absperren und gab dem Postamte sogar die Weisung, keine Briefe an die bischöfliche Adresse von Chur-St. Gallen anzunehmen oder abzugeben. In gleicher feindlicher Gesinnung unterwarf es später rein katholische Schulen der Aufsicht eines paritätischen Erziehungsrathes, legte aber entgegen der Staatsverfassung das daherige Gesetz den Gemeinden zur Annahme oder Verwerfung nicht vor und erzwang

mit Landjägergewalt, was der Bischof zu gestatten mit seinen Pflichten unvereinbar fand. — Im Thurgau wurden sämmtliche Klöster unter Staatsvormundschaft gestellt, die Aufnahme neuer Mitglieder untersagt und Klosterliegenschaften gewaltsam verkauft. — Auch in Tessin hat der Radikalismus das Vermögen sämmtlicher Klöster und Stifte inventarisiren lassen."

Am barbarischesten ging die radikale Regierung im Aargau mit der katholischen Kirche um. „Das erste Opfer war Pfarrer Stockmann in Wohlenschwil. Da er zwei leibliche Geschwisterkinder nicht ehelich einsegnen wollte, ehe und bevor dieselben die kirchliche Dispens erlangt hatten, wurde er bei der Regierung verklagt; diese befahl ihm am 20. Hornung 1831, am nächsten Sonntag die Ehe zu verkünden und sodann einzusegnen; der Pfarrer wandte sich an den Bischof, der beides verbot. Die Regierung ihrerseits setzte am 23. Hornung den Pfarrer ab und ernannte einen Verweser, der sofort die Ehe einsegnete. Und als hierauf der Bischof die Ehe ungültig erklärte und den Pfarrverweser in seinen Functionen einstellte, da mußten vier Landjäger den Priester in die Kirche führen. Die Kanzeln der katholischen Geistlichen wurden nun mit Spionen umstellt und gegen eine Menge Priester Untersuchungen eingeleitet; ein Herr Caplan Nager mußte sogar das Land meiden. Wie Bern, so forderte auch Aargau von seinen Geistlichen den unbedingten Staatseid, und da von 130 derselben nur 18 denselben leisteten, so war dieses einem aargauer Regiment Grund genug, das Freienamt zu besetzen. Und nun war auch der Zeitpunkt gekommen, gegen die Klöster die längst gehegten Pläne in Ausführung zu bringen. Es erfolgte die Klosterbevogtung mit ihrer saubern Verwaltung, die außerordentlichen Besteuerungen der Klöster, das Verbot, neue Mitglieder aufzunehmen, die Schließung der Klosterschulen. Bei Anlaß der neuen Verfassung wurde sodann, um die Katholiken sicherer beknechten zu können, die denselben nach Herkommen und Recht zukommende, mit den Reformirten gleiche Berechtigung zur Stellvertretung in den Großen Rath wegerkannt, und ebenso auch der Grundsatz, daß jede Religionspartei ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst ordne, beseitigt. Darauf, am 13. Jänner 1841, erfolgte die Aufhebung der sämmtlichen Klöster und der Raub ihrer sieben Millionen Vermögens."

Alles das war geschehen und zweimal waren die Freischaaren mitten im Frieden in den Canton Luzern eingefallen. Sollten da die katholischen Cantone kein Recht zur Nothwehr haben? sich nicht in einen Sonderbund zusammenschließen dürfen? Nein, ihr in der Angst geschlossener Bund einzig zur Abwehr ewig wiederholter Mißhandlungen wurde ihnen als ein Offensivbund ausgelegt, als wollten sie die Rechte der Reformirten antasten.

Eine traurige Rolle spielten damals die Neutralen und Halben, die zwar das radikale Regiment haßten, es aber aus Feigheit nicht zu bekämpfen wagten.

Noch ist nicht zu übersehen, daß in demselben Maaß, wie die katholische Kirche in der deutschen Schweiz verfolgt wurde, dasselbe Schicksal auch die reformirte selbst im Canton Waadt traf, so lange Druey im Namen der Freiheit die schrecklichste Tyrannei übte. Im Sonderbundkriege spiegelte sich überhaupt der große Kampf der Neuzeit ab, der Kampf der christlich germanischen Frömmigkeit und alten Tugend einerseits mit dem modernen Heidenthum, dem modernen Unglauben, der modernen Unzucht andererseits wie in einem kleinen Bilde ab.

Herr Siegwart-Müller hat daher Recht, wenn er schreibt: „Die Entsittlichung entsprungen aus dem Unglauben, genährt durch Genußsucht und Zügellosigkeit entnervt die schweizerischen Völkerstämme. Eine täglich sich mehrende Fabrikbevölkerung erzieht eine Masse abgehärmter Sclaven und Leibeigener, aller sittlichen Würde baar, die Werkzeuge verwüstender Anarchie. Durch antichristliche, heidnische Schulen werden die zu höhern Berufen bestimmten Jünglinge mit Wissensstolz und Herrschsucht aufgebläht. Eine Unzahl von weltlichen Festen und Gelagen gewöhnt die Männer an Schwelgerei und Verschwendung. Eine schlaffe Strafrechtspflege öffnet dem Verbrecher Thor und Thüre und verwirrt die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster. Durch Armuth, Unsittlichkeit, Wahlbestechung versinkt das Volk in politische Schlafsucht, entwöhnt sich der Ausübung seiner Rechte und Freiheiten, seufzt trostlos unter dem Drucke der Steuern und Militärlasten und wird der Spielball seiner Verführer und Landvögte. Dieses alles haben die Gründer der Schutzvereinigung der sieben katholischen Stände, die Stifter des Sonderbundes, eingesehen und vorgesehen. Sie wollten durch ihre Vereinigung diesen unheilvollen Zuständen vorbeugen und sie abwehren. Sie glaubten noch an die Wiederbelebung des alten Geistes, der ererbten Freiheit, der angestammten Kraft. Darin und nur darin allein haben sie sich getäuscht. Allein diese Täuschung selbst macht ihrem Streben Ehre."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sannabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 41. 22. Mai 1867.


## Reisen.

Die Insel Mallorka. Reiseskizze von Prof. Dr. Pagenstecher. Mit sieben landschaftlichen Ansichten. Leipzig, W. Engelmann, 1867.

Die balearischen Inseln sind von Touristen wenig besucht und überhaupt wenig bekannt. Das vorliegende Buch dürfte daher für viele Leser den Reiz der Neuheit haben, abgesehen von den Belehrungen, die es enthält.

Der Verfasser, Professor in Heidelberg, machte die Reise nach den balearischen Inseln im Jahr 1865 durch das südliche Frankreich und über Barcelona. Unterwegs in der Stadt Cette, von wo aus der ausgedehnteste Handel in französischen Weinen getrieben wird, bemerkt er: „Um das Weingeschäft dreht sich hier alles; der Tagesbarometer ist der Stand des Spiritus, der die Weine durch seine Beimischung versendbar macht und deren Preis bestimmt.“ Der Verfasser hätte, wenn er älter wäre, daran noch die weitere Bemerkung knüpfen dürfen, daß die französischen Rothweine, sey es nun am Ursprungsort, oder erst diesseits des Rheins, namentlich in Norddeutschland, seit ein paar Jahrzehnten, mit Spiritus mehr verstärkt, beziehungsweise verfälscht werden, als es früher der Fall war. Mit dem Zudrang eines größern Publikums zu den Luxusartikeln hat sich auch deren Fabrikation vermehrt, deren Fälschung gesteigert und den guten Geschmack verdorben. Ungefähr das nämliche gilt auch vom Tabak.

In Barcelona verweilte der Herr Professor nur kurz, gibt aber eine hübsche Beschreibung des Marktes und gemeinen Volkes daselbst. Von hier fuhr er mit dem Dampfschiff nach den Balearen hinüber und landete bei Alcudia. Von da fuhr er zum Hauptort Palma. Anfangs fand er es mit seinem Reisegefährten hier nicht sehr wohnlich. Als er aber am Hafen einen gefangenen Delphin kaufte und für das Naturalienkabinet in Heidelberg präparirte, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit, wurde der Held des Tages und war bald von Herrn aus den gebildeten Classen umgeben, die sich seiner aufs gastfreundlichste annahmen. Er erreichte nun vollständig seinen Zweck, die Verhältnisse der Inseln genauer kennen zu lernen und in guter Gesellschaft Ausflüge ins Gebirge zu machen.

Auffallend ist, daß die balearischen Inseln eine fortdauernde Erhebung aus dem Meere zeigen (S. 75). Was die Thierwelt der Inseln betrifft, so besteht ihr größter Reichthum in Schweinen und Ziegen. „Die Ziegenrace ist sehr eigenthümlich und erinnert an die ägyptische buckelnasige Ziege. Die Thiere sind groß und schlank, meist dunkelbraun, einige schwarz oder schwarz mit Weiß durchsprenkelt, andere auffallend eselsgrau. Die Nase ist bei allen sehr stark gebogen und scharf, viele haben Trobbeln unter dem Halse; die Böcke ringeln den Schwanz aufwärts gleich der ägyptischen Zwergrace, haben starken Bart und große schön gewundene Hörner. Die Antilopenartigen Gestalten lagen in den verschiedensten malerischen Gruppen wiederkäuend zwischen den Steinen, während junge Böcke einen eifersüchtigen Kampf aufführten. Es sind ihre Felle, welche die sonderbaren Mäntel liefern; die langhaarigen feinen Fließe brauner und weißer Schafe dienen dagegen als Sattelbecken für die Maulthiere. Von den Hausthieren Mallorkas sind neben den Windhunden jene Ziegen am meisten charakteristisch. Weder Schweine noch Ziegen und Rinder lassen Verwandtschaft mit den alten Culturracen des europäischen Festlandes erkennen, welche man in einigen Thälern der Schweiz und Savoyens findet. Wir haben hier keine Spur jener seltsamen kurzbeinigen Kühe der Alpen am Col de Cheville, noch die Bündner Schweine, noch die schönen

Ziegen des Bisptbals mit dem langen Haarbehange auf den Schenkeln. Viel eher scheinen die Verwandtschaften der Ziegen und Hunde auf Einführung dieser Racen durch die Mauren zu deuten."

Einer der reizendsten Punkte auf der Insel Mallorka ist das orangenreiche Thal von Soller, welches gegen das Meer ausmündet. „Die schöne Lage und der Orangenbau machen das Städtchen zu einem der ausgezeichnetsten Punkte der Insel. Hierher kann keine rauhe Borra kommen, denn steil wie Mauern erheben sich die Berge im Nordosten gleich vom Meere aus zu mehreren tausend Fuß Höhe. Aehnlich ist das ganze Thalbecken steil und hoch umschlossen und der Ausgang, welcher zum Hafen und von diesem zum hohen Meere führt, ist eng und verlegt. Dabei ist das Thal weit genug, um der Sonne den reichlichsten Zutritt zu erlauben und die Berge gegen Südwesten am wenigsten erhoben. Durch diese Lage scheinen hier besonders günstige Bedingungen gegeben zu einem Winterkurorte für Brustkranke. Die Großartigkeit der Landschaft und der südliche Reiz der Vegetation, das freundliche, verträgliche Wesen der Bewohner, die nicht übermäßigen Preise der Lebensmittel würden einem solchen Plane günstig seyn. Wäre erst mit wenigen Gasthöfen, Pensionaten, Landhäusern der Anfang gemacht, so möchte der neue Kurort bald mit den berühmtesten wetteifern. Unsere Freunde glaubten, man werde für fünf bis sechs Franken täglich Wohnung und Unterhalt entsprechend geben können. Von Palma führt eine Poststraße nach Soller, welches also einer directen Dampfschiffverbindung nicht bedürfte. Allerdings dürfte die Herstellung einer Verbindung der Insel mit Marseille sehr förderlich seyn, man würde dann von uns aus Mallorka fast eben so rasch erreichen als Mentone. Die Schiffe, welche von Marseille nach Algier gehen, könnten übrigens ohne zu große Umstände an Alcudia anlegen, wenn man hier einige Einrichtungen treffen wollte, und dann würde Mallorka schon fünfmal wöchentlich mit dem europäischen Festlande hin und her in Verbindung stehen. Ich denke, man würde in Soller ziemlich die Vortheile von Madeira und Kairo haben, und viele von deren Nachtheilen, unter andern auch Beschwerden, Gefahren und Kosten der langen Seereise ersparen."

Der Verfasser erwähnt auch einiger Alterthümer, namentlich cyklopischer Mauern bei Arta. Man nennt sie Atalayas und hält sie für Altäre oder Warthürme. „Sie erhalten eine deutlichere Erläuterung, wenn man die ihnen ganz ähnlichen Noraghe oder Nurhags Sardiniens mit in die Betrachtung zieht, wie das in ausgezeichnetster Weise Alberto de la Marmora gethan hat. Schon in Menorka, dessen 195 bekannte Talayots meist in der einfachen Weise derer von Mallorka gebaut sind, finden doch auch sich solche mit einem innern versteckten Spiralweg und über einander liegenden Kammern. Die Insel Sardinien hat über 3000 Nurhags. Bei ihnen liegt der Spiralweg fast immer in dem Mauerwerk und bildet zuweilen eine Treppe, die Kammern stehen in bis zu drei über einanderliegenden Stockwerken mit nach oben abnehmender Zahl und Größe und sind mit kleinen Nischen verbunden. Die äußere Form ist die eines regelmäßigen abgeschnittenen Kegels. Häufig sind solche Nurhags zu ganzen Systemen verbunden, zuweilen, wie bei Arta, mit einer Mauer umgürtet. Heidenaltäre und Riesengräber finden sich hier wie dort in der Nähe. Die Art des Mauerwerks, welches mehr in regelmäßigen Schichten kaum mit Meißel und Hammer bearbeiteter Steine, zum Theil ungeheurer Blöcke, als in polyedrischem Ineinandergreifen gelagert ist, bezeichnet de la Marmora deshalb als nicht eigentlich cyklopisch-pelasgisch, sondern asiatisch-tyrrhenisch und hält den letzteren Typus für den ausschließlich angewandten. Vielleicht schon Aristoteles, jedenfalls Diodorus Siculus kannten diese domartigen Bauten und schrieben sie dem Jolas, Sohn des Iphikles zu, der nach Petit-Rade 1280 a. C. nach Sardinien kam. Römische Aquäducte ziehen über sie weg, ohne ihrer Heiligkeit zu achten. In Sardinien fand man Menschenreste, wie es nach den Broncegegenständen scheint, auch weibliche, in ihnen, dabei Geräthe und Schmuck. Der starke Gebrauch der Treppenwege war ersichtlich und macht neben der Bedeutung als Todtenwohnungen die Verwendung in religiösem Dienste sicher. So gab auch auf Mallorka der Talayot von Son Tereguet bei Lluchmajor eine Broncezymbel, eine kleine Maske, ein Halsband aus Glas und Porzellan und eine Art von Amulett aus Blei. Unter einem kleinen Steinhügel bei Son Reus fand sich eine Art von vergoldetem Trinkhorn, eine etrurische Figur mit verhüllendem Gewand und ein Silenus. Auf Sant Julian bei Lluchmajor fanden sich auch die kleinen Nischen neben der Kammer. Ramis will in solchen Hügeln ebenfalls Urnen und Knochen gefunden haben. Von Münzen aus den Monumenten selbst erwähnt de la Marmora dagegen gar nichts.

Es ist deutlich, daß man hier die Beweise eines wohl mindestens dreitausend Jahre alten Cultus vor sich hat, der seine Einrichtungen am ärmlichsten, vielleicht also am ursprünglichsten in Mallorka, schon besser in Menorka und in einer solchen Verfeinerung und Steigerung, wie sie oft dem Erlöschen voranzugehen

pflegt, in Sardinien entfaltete. Sicher waren die Talayots zunächst Begräbnißstellen, gewiß nie eigentliche Auslugthürme oder Vertheidigungsmittel. Dazwischen aber bildeten sie sich mehr und mehr zu religiösen Orten aus, an welche sich verschiedene entsprechende Einrichtungen anreihten.

Aehnliche Beweise solchen Cultus finden sich auf Malta, in den Dolmens auf Corsika, in den Cramlechs Irlands und den Piktenthürmen der Shetlands und Schottlands, vielleicht in den Teokallis Merikos, die eine Holztreppe haben. De la Marmora, der in einem mit Hammer, Schurzfell, Schlange und Strahlen auf dem Kopfe als Emblemen ausgerüsteten Gotte phönizischer Münzen auf Mallorka, welches Gepräge sich noch auf der Rückseite zum Kopfe des Germanicus und Tiberius findet, eine cabirisch-phönizische Gottheit erkennt, glaubt auch diese Monumente auf solchen Dienst beziehen zu müssen. Nur bedeutet Feuer, und wie sich dieser Stamm in der Bezeichnung Nurhags findet, begegnet man ihm vielleicht auch in dem alten Stamm Nura für Menorka, wenn hier nicht etwa schon ein Zusammenhang mit minor ist. Mallorka hieß damals Clumba."

Das Volk fand der Verfasser, wenn auch in der Cultur etwas zurück, doch ehrlich und echt spanisch fromm. Unter anderm beschreibt er eine geistliche Prozession. Voran Trommeln, dann die vermummten Brüderschaften mit den Marterwerkzeugen des Heilands. „Nun erschien das römische Banner mit den Buchstaben S. P. Q. R. und zahlreiche Fahnen, Bilder und Inschriften, welche Beziehung auf die Vorkommnisse bei der Kreuzigung hatten. Bauern in festlicher Landestracht bildeten die nächste Gruppe. Sie hatten runde Mützen, blaue Jacken mit dichten Reihen von Silberknöpfen und rothe Westen und trugen gleichfalls Kerzen. Ein kleiner Knabe, Sohn des Marques de Romana und durch die Mutter, eine Szecheny Zichi dem Hause Metternich verwandt, führte eine Schaar festlich geputzter Kinder an. Der kleine Herr repräsentirte höchst feierlich mit gepudertem Haar, den Klappbut unter dem Arme, mit Escarpins und Degen und das feine Spitzentüchelchen in der Hand. Mit munterm Hörnerschall zog die römische Legion in voller Rüstung und mit Bannern auf. Hinter ihr kam der gefesselte Christus, dann ein großes Musikcorps und alle Civil- und Militärbehörden in höchster Galla. Der Zug näherte sich sichtbar seinem Glanzpunkt, alles drängte hinzu. Man sah nicht mehr die Vermummten mit den Frauen an den Häusern scherzen, Confect werfen und wider die Ordnung hin- und herlaufen mit schwankenden Schleppen und wackelnden Mützen. Von einer Abtheilung Soldaten mit umgekehrtem Gewehr umgeben, wurde auf einer Bahre von vier Männern Maria getragen, eine lebensgroße Puppe, sitzend, mit schwerem Sammtkleide und Mantilla. Alles stand auf und neigte sich. Endlich kam die gesammte, selbst die höchste Geistlichkeit in Prachtgewändern, geschaart um einen Baldachin, unter welchem ein Mann, gestützt von zwei Gehülfen, den ans Kreuz geschlagenen Christus trug. Alles sank nun auf die Knie." Den Schluß machten Soldaten.

Den Rückweg nahm der Verfasser über Valencia und Madrid, ohne sich jedoch länger dort aufzuhalten.

## Kirchengeschichte.

Das Concilium in Baltimore (7. bis 21. October 1866) ein Bild kirchlichen Lebens in Nordamerika von A. Niedermayer. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1867.

In den auf dem Titel genannten Tagen versammelte sich ein Nationalconcil der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten zu Baltimore im Auftrag des Papstes und unter dem Vorsitz des päpstlichen Delegaten, Erzbischof Spalding von Baltimore. Versammelt waren 47 Erzbischöfe, Bischöfe und apostolische Vicare nach den 47 Staaten und Territorien der Union. Die Kirche zählt 7 Provinzen mit 7 Erzbischöfen. In Baltimore, Cincinnati, New-Orleans, New-York, Oregon, St. Louis, San Francisco. Dem Erzbischof von Baltimore als Metropoliten unterstehen die Suffraganbischöfe von Charleston, Erie, Philadelphia, Pittsburg, Richmond, Savannah und Wheeling nebst dem apostolischen Vicar von Ost-Florida. Die Kirchenprovinz Cincinnati begreift in sich das Erzbisthum Cincinnati und die Bisthümer Cleveland, Covington, Detroit, Fort Wayne, Louisville Saut Sainte Marie, Vincennes. Zum Erzbisthum New-Orleans gehören die Suffraganbisthümer Galvestone, Little Rock, Mobile, Natchez und Natchitoches. Dem Erzbischof von New-York sind untergeordnet die Bischöfe von Boston, Albany, Brooklyn, Buffalo, Burlington, Hartford, Newark und Portland; dem Erzbisthum von Oregon sind nur die zwei Bisthümer von Nesqualy und Vancouver's Island eingegliedert. Neun Suffragan-

bischöfe hat der Erzbischof von St. Louis, nämlich die Bischöfe von Alton, Chicago, Dubuque, Milwaukee, Nashville, Santa-Fe, St. Paul und die apostolischen Vicare von Indian Territory und Nebraska. Zum Erzbisthum San Francisco gehört die Diöcese von Los Angelos und Monterey und das apostolische Vicariat von Marysville. Die Zahl der katholischen Priester in der Union beläuft sich auf 2700, die Zahl der Katholiken überhaupt auf mindestens 4 Millionen.

Die Versammlung war sehr glänzend und feierlich. Viele amerikanische Blätter füllten ihre Spalten mit der Beschreibung derselben. In der großen Prozession sah man auch Mönche der verschiedensten Orden, Redemptoristen, Franziskaner, Minoriten, Marienbrüder, Kapuziner, Jesuiten und Lazaristen. „Nun kamen in schimmernden Gewändern die General-Vicare und die Administratoren vacanter Bischofssitze, ungefähr 40 an der Zahl. Wir nennen aus ihnen nur Herrn Melchers aus St. Louis, Stibiel aus Pittsburg, Luhr aus Cleveland, Baltes von Alton. Da sahen wir, schreibt ein Augenzeuge, die Helden, die im Dienste des Herrn ergrauten, welche Gesittung, Civilisation und Christenthum bis an die äußersten Grenzen dieses weiten Landes getragen haben. In den ersten Priesterreihen erkannten wir mehrere der berühmten Volksmissionäre aus dem Redemptoristen-, und Jesuitenorden, die das Land nach allen Richtungen durchzogen, um den Glauben zu beleben, die Hoffnung zu stärken, die Liebe zu entzünden und den kalten Herzen Reuethränen zu entlocken. Wir erkannten unter ihnen den großen Apostel der Deutschen Amerikas, den hochwürdigsten P. F. X. Weninger, S. J. der allein Tausende mit Gott versöhnte, alle Staaten nach allen Richtungen durchwanderte, so daß bald keine deutsche Gemeinde mehr zu finden ist, in welcher er nicht ein Missionskreuz errichtete. Wir sahen ferner zahlreich vertreten die Söhne des heil. Alphonsus ꝛc." Dann folgten die Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe. Man glaubte beim Anblick dieser zahlreichen Geistlichkeit in Rom selbst zu seyn.

Nicht das am wenigsten Merkwürdige bei dieser Versammlung war, daß sie vollkommene Freiheit genoß, daß sie weder von einer kleinstaatlichen Bureaukratie mit Polizei beschickt, noch vom Pöbel eines josephinischen Großstaats gestört, noch von einer deutschen oder italienischen Presse mit Koth bombardirt wurde, sondern daß alles frei und würdig vor sich ging und auch die andersgläubigen Mitbürger der Union die Unabhängigkeit der Kirche ehrten. „Mit der unbeschränktesten Freiheit können die Bischöfe des Ostens und Westens, des Südens und Nordens und die Vorsteher der zahlreichen Mönchsorden, welche unter uns sich niedergelassen haben, auf den Ruf des Papstes und in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Kirche sich versammeln. Von keiner einzigen Behörde, weder des Staatenbundes noch eines einzelnen Staates braucht hiezu vorher um die Erlaubniß nachgesucht zu werden. Keine Beschränkung wird den Discussionen auferlegt, keine Garantie gefordert zu Gunsten eines Staats- oder Ortsgesetzes; und wenn die Resolutionen des Concils vom Papste werden bestätigt seyn, wird man sie in allen Städten und Dörfern bekannt geben und sie mittelst jener geistigen Sanction in Vollzug setzen lassen dürfen, welche die Katholiken beanspruchen können."

Diese Thatsachen sind desto interessanter, als die Kirche da, wo man es am wenigsten geglaubt hätte, innerhalb der germanisch protestantischen Machtsphäre neu erbaut wird, während man sie in der romanisch katholischen Machtsphäre niederreißt und gleichgültig zusieht, wie sie in der slavisch griechischen Machtsphäre vom Erdboden vertilgt wird. Auch die germanische Race in England baut jetzt eifrig an der Wiederherstellung der Kirche, trotzdem, daß die englische Diplomatie mit Mazzini und Garibaldi im Bunde, Italien zu dekatholisiren bemüht ist. Es sind merkwürdige Symptome der Zeit, die nicht ohne Folgen bleiben werden.

In einer Versammlung englischer Bischöfe im Anfang des Februar 1867 legte der Erzbischof von Canterbury eine von 209 anglikanischen Geistlichen unterzeichnete Eingabe vor, worin dieselben die Bischöfe um Rath baten in Bezug auf ein religiöses Zusammenleben von Männern. Der Erzbischof verfehlte nicht, auf die merkwürdige welthistorische Thatsache aufmerksam zu machen, daß in dem Augenblick, in welchem in Italien die Klöster aufgehoben werden, ein lebhaftes Verlangen nach diesen Instituten in England sich kundgäbe. Ein anderer Bischof meinte zwar, es würden in nächster Zeit wohl noch keine anglikanischen Klöster entstehen, aber das Verlangen darnach charakterisire die Richtung der jetzt lebenden Generation.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 42.** 25. Mai 1867.


## Neueste Kirchengeschichte.

Allgemeine kirchl. Chronik begründet von K. Matthes, fortgesetzt von M. H. Schulze. 13. Jahrgang, das Jahr 1866. Altona, Haendke und Lehmkuhl, 1867.

Nur neun Bogen stark enthält dieser Jahrgang auch nur gedrängte Uebersichten des reichhaltigsten Inhalts. In der Einleitung identificirt der Herausgeber Preußen mit dem Protestantismus und will die Schlacht bei Königgrätz als einen Sieg des letztern angesehen wissen. Wir glauben dagegen, der Protestantismus hat mit jener Schlacht ganz und gar nichts zu schaffen gehabt, und es ist eine eben so unwahre als unpatriotische Parteianmaßung, hier eine Confession auf Kosten der andern bevorzugen zu wollen. Protestantische Ungarn kämpften auf österreichischer, katholische Deutsche auf preußischer Seite. Die edlen Westphalen und Rheinländer, deren Blut bei Königgrätz geflossen ist, haben damit ihrem katholischen Glauben keinen Eintrag gethan. Sie fochten für ein nationales, nicht für ein kirchliches Interesse. Das nationale Interesse begünstigt keine Confession besonders, sondern muß allen gleich heilig seyn. Es war von dem sonst so verständig urtheilenden Julius Fröbel wenigstens sehr leichtsinnig, wenn er vor der Entscheidung bei Königgrätz die Worte niederschrieb: „Eine geistige Regeneration Deutschlands, eine Ergänzung der bisherigen Einseitigkeit, eine Wiederherstellung des ganzen Volkskörpers und Volksgeistes können wir uns niemals vom s. g. Staate der Intelligenz, sondern nur von Oesterreich ausgehend denken. Insbesondere erwarten wir von ihm eine sittlich religiöse Erneuerung, die Vollendung der deutschen Reformation!" Man könnte über diesen Aberwitz lachen, wenn er nicht berechnet und fingirt wäre. Durch ihn aber wird unser Chronikschreiber nicht berechtigt, die nationale Frage auch seinerseits in eine confessionelle umzuwandeln. Man kann als Katholik die Protestanten auf den Tod hassen und ebenso als Protestant die Katholiken; dann aber darf man nicht meinen, patriotisch zu denken. Unsere große Nation umfaßt nun einmal Brüder gleichen Stammes, aber verschiedener Confession. Die Confession hindert sie lediglich nicht, für alle nationalen Interessen zusammenzustehen. Wer den Fanatismus der Confession entflammt, um die Nation zu theilen und einen Theil gegen den andern in den Kampf zu führen, verdient nicht mehr ein deutscher Patriot, sondern eher ein Verräther seiner Nation genannt zu werden.

Der Herausgeber billigt ein Programm des deutschen Protestantenvereins vom 11. October des vorigen Jahres, worin es heißt: „Die freie wissenschaftliche Bewegung des religiösen Gedankens auf dem positiven Grunde des Evangeliums, welche die protestantische Kirche der Gegenwart gegenüber einer lediglich verneinenden Richtung wie einem starren Confessionalismus unzweifelhaft fordert, muß von dem deutschen Protestantenverein um so entschiedener verfochten werden, als die Verwaltung des preußischen Kirchenregiments eine zu enge und dem Confessionalismus zuneigende Richtung verfolgt, und mit der Erweiterung des Staates die Gefahr dieser Einseitigkeit zunimmt. Der neue Zuwachs, sowie der Hinblick auf die nothwendige Einigung des gesammten deutschen Protestantismus, enthalten die dringendste Mahnung an das preußische Kirchenregiment, seinen Gesichtskreis dergestalt zu erweitern, daß es den religiösen Ueberzeugungen und der theologischen Wissenschaft des gesammten evangelischen Deutschlands gerecht zu werden im Stande ist.

Gegenüber der einheitlichen Machterweiterung des preußischen Staats und der darin unwillkürlich gegebenen

Neigung zu straffer Centralisation muß dem urdeutschen Bedürfniß der Individualisirung um so mehr auf den inneren Lebensgebieten Genüge geschehen, und nirgends erscheint das Recht der Individualität gewisser und unantastbarer, als in dem Heiligthum des religiösen Gewissens; daher fordert die Berechtigung der individuellen Mannigfaltigkeit innerhalb derselben Kirchenverfassung verstärkte Garantien, welche auch dem Prinzip der Decentralisation in Kirchensachen die gebührende Rechnung tragen. Das Prinzip der Union als der friedlichen Gemeinschaft und der freien Entfaltung verschiedener religiöser Anschauungen ist für die protestantische Kirche Deutschlands unentbehrlich.

Der erweiterten Aufgabe des protestantischen Kirchenwesens ist daher nur eine solche Kirchenleitung gewachsen, welche mit der Kraft evangelischen Glaubens die volle protestantische Geistesfreiheit verbindet, und die zeitgemäße Entwicklung der religiösen Idee nicht nur zu würdigen versteht, sondern auch ihrerseits zu schützen und zu fördern entschlossen ist."

Eine solche Vereinigung würde wohl nur eine nach außen gehärtete Schale ohne innern Gehalt seyn. Das angebliche urdeutsche Bedürfniß der Individualisirung kann am allerwenigsten Anwendung finden auf die Religion, weil man Gott gegenüber eben zunächst seinem lieben Ich entsagen soll. Wozu die Decentralisation in Kirchensachen führt, zeigen uns die vielen unsinnigen Secten in Amerika. Decentralisation ist Auflösung, Fäulniß, Dreck. Darauf baut man keine Kirche, sondern nur auf einen Felsen.

Wie einst Baden der politisch liberale Musterstaat, so ist jetzt Gotha der kirchlich liberale. „Gotha ist in Sachen der Cultus- und Gewissensfreiheit unstreitig eines der weitherzigsten Länder. Die Vereinigung zu Religionsgesellschaften ist unbehindert. Nach Gesetz vom 2. Juli 1863 sind denselben Civilstandsregister und Civilehe zugestanden. In der evangelischen Kirche ist der Perikopenzwang aufgehoben. Die Geistlichen sind angewiesen, die christliche Lehre ‚ohne Einmischung irriger Meinungen, unnöthiger Wortstreitigkeiten und gefährlicher Mißdeutungen in einer anständigen, festlichen, erbaulichen, zu wirklicher Lebensbesserung gereichenden Weise' vorzutragen, so ‚daß auf wahre Aufklärung und christliches Leben überall hingewirkt, das Fortschreiten der Pfarrer in wissenschaftlicher Bildung eifrigst gefördert und für zeitgemäße Handhabung einer guten Zucht und Ordnung in den Gemeinden gesorgt werde.' Und auf diese Grundsätze sind die neuen Eidesformeln und Bestätigungsurkunden der Geistlichen basirt." Ein wunderliches Gemisch! Wie passen Aufklärung und christliches Leben, Fortschritt und Zucht und Ordnung in den Gemeinden zusammen? Wie die Civilehe zum Evangelium?

Ein hübsches Beispiel von dem, was bei der Decentralisation und Individualisirung, Zerstörung der alten kirchlichen Grundlage und Neubildung unzählbarer Secten je nach eines jeden Privatmeinung herauskommt, lernen wir in den Vereinigten Staaten kennen. Hier hat die Superfötation der Secten, welche so unverschämt sind, sich noch Christen zu nennen, dermaßen zugenommen, daß sie in den größern Städten zu Hunderten neben einander concurriren und in neu angelegten Städten hinter einander sich vorschieben und ein Betsaal nicht selten ein halb Dutzendmal den Ritus wechseln sieht. Schade, daß die Chronik nur gar so wenig davon erzählt. Sie bringt nur eine kurze Notiz über die Mormonen. „Um die Mormonen nicht unerwähnt zu lassen, sey berichtet, daß der Chef Brigham Young 185 Frauen hat, von denen die älteste 49, die jüngste 14 Jahr alt ist. Derselbe ist bereits Wittwer von 28 Frauen und hat schon 32 Kinder verloren, aber noch immer 85 Söhne und 128 Töchter. Der zweite Prophet, Silas Röder, hat 129 Frauen, davon ist Nr. 1 59 Jahr und Nr. 129 17 Jahr alt. Jeremias Stern, der dritte Prophet, hat 111, Jacob Billisen 93, Julius Hoffmann 92, Gideon Rustian 84, Habakuk Crozky 81. Der Mittelstand hat im Durchschnitt mindestens 2—3 Frauen. Bei der zu Ausgang des Jahres am Salzsee gehaltenen Mormonenconferenz hielt der Chef eine Ansprache, in der er aufforderte, 2000 Männer sollten nach Lowell gehen und dort die 14,000 Frauen ehelichen, damit sie das angebliche Gebot Jes. 4, 1, daß sieben Weiber einen Mann anhalten, erfüllen möchten. Gott wolle es so, ob auch die Regierung der Vereinigten Staaten nicht wolle. Er werde obsiegen und die Mormonen ihm dabei helfen."

Die katholische Welt wird in vorliegender Chronik in der Regel etwas oberflächlich und ungünstig behandelt. Doch wird nicht unbeachtet gelassen, in welcher merkwürdigen Weise in den romanischen Ländern dekatholisirt wird, da im Gegentheil im germanischen England innerhalb der anglikanischen Kirche eine starke Hinneigung zum Katholicismus vorkommt. Von der tollen Kirchenstürmerei in Italien hätte die Chronik mehr berichten können. Aus Frankreich wird hier bemerkt: „Da man in Frankreich vielfach der Ansicht zu seyn scheint, daß die Gleichgültigkeit gegen die Interessen der katholischen Kirche zum Theil aus dem Schooße der Freimaurerlogen stamme, so haben einzelne Bischöfe, wie der von Autun, Chalons und Macon, gegen die Freimaurer in Erlassen und Hirtenbriefen sich ausge-

sprochen, wonach bei Begräbnissen kein freimaurerisches Zeichen geduldet und auch als Taufpathen keine Freimaurer zugelassen werden sollen, es sey denn, daß sie aus dem Orden austräten. Darauf hin entschloß sich eine Loge in Paris, l'Avenir Eugen Pelletan, im Anschluß an die belgischen ‚Solidaristen', ihren Mitgliedern die Verpflichtung aufzulegen, sich grundsätzlich von der Theilnahme an kirchlichen Handlungen zurückzuziehen, auf ihrem Sterbebette und für ihr Leichenbegängniß jeden kirchlichen Zuspruch und jede gottesdienstliche Feier zurückzuweisen und sich ‚solidarisch' in Erfüllung dieses Versprechens zu unterstützen. Wider dieses Verfahren aber hat sich der Großmeister des Freimaurerordens in Frankreich genöthigt gesehen, durch einen öffentlichen, in kräftiger Sprache abgesaßten Erlaß diese Loge auf 6 Monate zu suspendiren."

Mehr berichtet die Chronik aus England über den Widerstand, den die katholischen Geistlichen in den Gemeinden finden. „So hatte ein Geistlicher Ringsford auf einen Sonntag die Einführung römischer Ceremonien angesagt. Als er von der Kanzel herabstieg, um an der Spitze eines Haufens von Christen eine Prozession durch die Kirche zu machen, verließ die ganze zahlreiche Versammlung unter lebhaften Zeichen der Mißbilligung die Kirche und eine von fast allen Gliedern der Gemeinde unterzeichnete Erklärung protestirte feierlich gegen solche unevangelische Neuerungen. Aufsehen erregte ferner der Uebertritt von 7 anglikanischen Geistlichen zur römischen Confession. Sie gehörten sämmtlich zu den Ritualisten, d. h. Puseyisten. Dadurch kam es zu den ärgerlichsten Auftritten. Man improvisirte während des Gottesdienstes Prozessionen, katholische Gesänge nachäffend. In Brighton wurde der Unfug so groß, daß der Geistliche erklärte, er werde sich hinfort auf den rein ‚kathedralischen Ritus' beschränken. — Bruder Ignatius aber, dessen anglikanisches Benediktinerkloster Schulden halber verauktionirt worden war, hat vom Londoner Bischof eine Curatorenstelle in der City erhalten. In Dublin zählt die St. Brides-Gemeinde etwa 1000 Evangelische, deren Geistlicher vorzugsweise für einen vorgeschrittenen Ritualisten gilt. Die Gebete werden beim Gottesdienste intonirt, die Responsorien gesungen, die Predigt wird im Chorhemde gehalten, der Abendmahlstisch steht auf einer Estrade, zu welcher 4 Stufen führen, die Musik ist gregorianisch, der Doctorhut des Geistlichen ist nach Form einer Priesterkappe zugeschnitten und die ‚Church Times', eine in solchen Dingen viel geltende Autorität, hat den betreffenden Gottesdienst allen katholischen Geistlichen, welche Dublin besuchen sollten, empfohlen. Am Ostertage nun brach die durch viele Fremde verstärkte Versammlung in offene Revolte gegen ihren Pastor aus, die vielleicht bis jetzt noch nicht gestillt ist. Drei Sonntage hintereinander las man die Responsorien mit lauter Stimme, während sie zugleich vom Chore gesungen wurden. Man pfiff, zischte, grunzte, lachte, schrie: no popery! unterbrach die Feier des heil. Abendmahls, stellte sich auf die Spitze und sang unaufhörlich den 100. Psalm und die Doxologie. Am Abende des ersten Sonntags fanden sich zahlreiche Polizeimannschaften in der Kirche ein, die auch den Geistlichen dahin begleitet hatten, es war aber unmöglich, den Gottesdienst bis zu Ende zu führen. Der Erzbischof von Dublin hat seine Vermittlung abgelehnt, da er in der bisherigen Haltung des Gottesdienstes etwas Ungesetzliches nicht finden könne; der Geistliche selbst aber hat jede Abänderung darin zurückgewiesen, so lange dieser Zustand gesetzloser Gewaltherrschaft in seiner Kirche dauere."

## Geschichte.

Johann von Böhmen in Italien. 1330—1333. Ein Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts von Dr. Ludwig Pöppelmann. Wien, aus dem 35. Bande des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen besonders abgedruckt. In Commission bei Karl Gerolds Sohn, 1866.

Eine interessante Monographie. „Der Name des Königs Johann von Böhmen tritt frühzeitig mit Italien in Verbindung. Noch zu Lebzeiten seines Vaters, des Kaisers Heinrich VII., richteten sich auf den vierzehnjährigen Knaben die Blicke der größten seiner Zeitgenossen. ‚Denn für uns', schrieb Dante Alighieri an Heinrich am 16. April 1311, ‚ist Johann, dein Erstgeborner, ein König und königlich fürwahr, den das nachfolgende Weltalter nach dem Ende des jetzt leuchtenden Lichtes erwartet, ein anderer Ascanius, welcher, nacheifernd den Schritten des großen Vaters wider des Turnus Rotte, wie ein Löwe wüthen wird gegen die Feinde aller Orte.' Diese Prophezeihung ging in ihrem letzten Theile bekanntlich durchaus in Erfüllung; doch wurde zunächst Italien noch nicht der Schauplatz der kriegerischen Unternehmungen unseres Königs."

Wer kennt nicht diesen ruhelosen König Johann, dessen Leichnam sogar keine Ruhe finden konnte? Er war der Ueberall und Nirgends seiner Zeit, bald an den fernen Ufern der Ostsee, bald in den Niederlanden und Paris, bald in Italien. Immerwährend Krieg führend und noch mehr diplomatisirend, stellte er seine

erstaunliche Thätigkeit auch dann noch nicht ein, als er blind geworden war und starb den Heldentod in offener Schlacht. Obgleich nur wie ein Komet in der Welt herumfahrend, legte er dennoch den Grund zur Größe des Hauses Luxemburg und folglich auch zur Größe des Hauses Habsburg, welches ein Jahrhundert später in das luxemburgische Erbe eintrat.

Schon Johanns Vater, der von Dante so hoch gepriesene Kaiser Heinrich, hatte die Politik der Hohenstaufen in Italien wieder aufgenommen. Es war dort noch eine mächtige ghibellinische Partei vorhanden und nur in kleinen Dynasten und reichen auf einander eifersüchtigen Städten vertreten. Dadurch bot sich dem deutschen Kaiser oder seinem Stellvertreter dem Reichsvicar gute Gelegenheit, sich den Ghibellinen als die alle vereinigende Instanz anzubieten und an ihre Spitze zu treten. Diesen Versuch machte nun König Johann, hatte eine Zeitlang Glück damit, mußte zuletzt aber seinem Vorhaben entsagen. Er war nämlich im Rücken gebunden durch seine abwechselnd freundliche und feindliche Stellung zum Kaiser Ludwig dem Bayer und zum mächtigen Hause Habsburg, wie auch zu Frankreich, welches er stets für sich zu gewinnen suchen mußte, um seinem Rivalen das Gleichgewicht halten zu können. In Italien selbst aber wirkte ihm die guelfische Partei im Interesse des Papstes in Avignon aufs angestrengteste entgegen. Der damalige Papst Johann XXII. wollte natürlicherweise im eigenen, wie im Interesse Frankreichs, ein neues Aufkommen der deutschen Herrschaft in Italien nicht dulden, war aber durch die Unabhängigkeitslust sowohl der kleinen italienischen Dynasten, als der Städte bedrängt und durfte wohl den thatenlustigen König Johann wie der Affe die Katze benutzen, um sich von ihm die heißen Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Es war vorauszusehen, der deutsche König würde sich doch in Italien nicht lange behaupten können, wenn er aber unter den kleinen Tyrannen und Republiken aufräumte, so konnte es dem Papst zu statten kommen. Daher die abwechselnde Zu- und Abneigung der päpstlichen und luxemburgischen Politik. Die mächtigern und ehrgeizigern Dynasten in Italien aber, die Visconti, della Scala, Este dachten ebenso und benutzten den König Johann, um größere Staatencomplexe zusammenzubringen, in welche sie sich hinterdrein bequem theilen wollten. Unabhängige Städte sich zu annectiren, wäre ihnen schwerer geworden, als sie dem deutschen König abzunehmen, nachdem dieser sie in Besitz genommen hatte.

Der gute deutsche König war von vornherein verrathen. In Deutschland beneidete man ihn und nöthigte ihn, sein Augenmerk von Italien immer wieder abzulenken. In Paris und Avignon spielte man falsches Spiel mit ihm und in Italien selbst ließen sich die Ghibellinen von ihm nur stärken und groß machen, um sich hinterdrein mit den Guelfen gegen ihn zu verbinden. Die guelfo-ghibellinische Liga wider König Johann ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung. Sie wurde wahrscheinlich schon im Beginn des Jahres 1332 geschlossen. „Johann von Böhmen besaß die Städte, die ihm entrissen werden sollten, in Folge der Uebertragung der Signorie von Seiten jeder einzelnen, er war zwar faktisch gewissermaßen, aber keineswegs ausgesprochener Weise, Herr von Norditalien, sondern einfach Herr von Brescia, Bergamo, Cremona, Como und den übrigen. Unter sich standen die einzelnen Herrschaften in keiner andern Verbindung, als daß sie eben alle denselben Herren hatten: ganz die moderne Personalunion verband sie. Diese Form war bei der Gründung der luxemburgischen Herrschaft auf das Strengste gewahrt worden. Jene ‚starke Verschwörung oder Liga' aber betrachtete die Besitzungen des Königs als einen Complex, die Verbündeten waren ihm von ihrem Standpunkte aus sogar eigentlich zum Danke verpflichtet, indem er die Staatenbildung, wonach sie trachteten, einen Schritt weiter geführt hatte. Johann erschien schließlich als der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hatte und nun gehen konnte. Wollte er nicht, so sollte er gezwungen werden."

Die Liga besiegte den König in der Schlacht bei Ferarra, der deutsche Einfluß hörte auf. Die Visconti, die della Scala, die Este theilten sich in Oberitalien, die großen Republiken Venedig und Genua ausgenommen. Der Papst hätte diesmal gern dem deutschen König den Sieg gewünscht, denn auch er war durch den Sieg der Liga betrogen. Die Fürsten der Liga arbeiteten damals schon, wie heute das Haus Savoyen, dem vorwiegenden Einfluß des Papstes in Italien im Namen des Nationalitätenprinzips entgegen. Hatten sie sich von der Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers losgerissen, so wollten sie sich auch von der des Papstes frei machen, und als ein sehr wirksames Mittel dazu diente ihnen die Renaissance, die eifrige Pflege des classisch heidnischen Geistes und Geschmacks. Mit der altrömischen Fiction beseitigten sie das bisherige Uebergewicht der deutschen Nationalität und mit der wieder auflebenden heidnischen Mythologie die Autorität der Kirche.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

**Wolfgang Menzels**

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 43. 29. Mai 1867.

## Reisen.

Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung. Nach den neuesten Berichten von Michie, Radde, Maack rc., herausg. von Dr. Richard Andree. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen, vier Tonbildern, sowie einer Karte des asiatischen Rußland und den angrenzenden Theilen von Inner-Asien. Leipzig, Otto Spamer, 1867.

In demselben Jahr, in welchem die Russen im Krimkriege unterlagen und ihre Position an den Donaumündungen verloren, nahmen sie das große Flußgebiet des Amur in Besitz, freilich weit hinten in Asien, so daß man es in Europa kaum merkte. Das Land ist wenig bevölkert, wenig cultivirt, aber eine unschätzbare Erwerbung, indem der Fluß dem russischen Sibirien den bequemsten Weg zum stillen Ocean öffnet.

Der Herausgeber macht seine deutschen Leser auf das Wachsthum der russischen Macht in Asien aufmerksam, was sehr zweckmäßig ist, da es immer noch gute Leute in Deutschland gibt, die nicht ahnen noch sehen wollen, wie der Europa überragende Coloß sich immer höher streckt und immer dicker anschwellt. „Im Osten sind die Amurländer in den Besitz des Czaren gelangt, die Grenze ist bis nach Korea hin vorgeschoben, der Einfluß auf die Mongolei wird von Tag zu Tag bedeutender und im westlichen Inner-Asien sehen wir den Einverleibungsprozeß großer Länderstrecken alljährlich vor sich gehen. Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit verfolgt man den Plan, immer weiter nach Inner-Asien vorzudringen, und diese Ausdauer wird durch die Schwäche der chinesischen Regierung begünstigt; ebenso vermögen die großen turkomanischen Khanate, welche in neuester Zeit in Hermann Vambéry einen so ausgezeichneten Schilderer fanden, auf die Dauer nicht zu widerstehen. Unter dem Vorwande, Frieden zu stiften und die räuberischen Einfälle der Kirgisen und Turkomanen zurückzuweisen, schob man die Grenze immer südlicher vor; man errichtete die Provinz Semipalatinsk und baute unter 43° 15′ nördl. Breite das Fort Wernoje, welches die Gegenden am Issikul und am Alatangebirge beherrscht und drohend nach der chinesischen Stadt Kuldscha hinzeigt. Die Russen sind im entschiedenen Vordringen gegen das Khanat Kokan und haben die wichtige Stadt Taschkend bereits in Besitz genommen. Sie liegt unter 42° 17′ nördl. Breite und ist durch Ukas vom 12. November 1865 dem Gouvernement Orenburg einverleibt worden. Der Gesammthandel, den Turkestan mit dem Norden treibt, ist nun schon in russischen Händen und die Karawanen aus Khiwa und Bochara, die bis nach Afghanistan zurückwirken, kommen in der Festung Nowo-Pietrowsk am Kaspischen Meer an, wo sie mit den Dampfschiffen aus Astrachan und der Wolgamündung zusammentreffen. Das ‚Schiff der Wüste‘ und der Dampfer reichen sich die Hand. Vor allen Dingen aber sind es die Beziehungen Chinas zu Rußland, die eine großartige Umwälzung erlitten haben. Das nordische Reich war im Blumenreich der Mitte von jeher im Vortheile vor seinen europäischen Rivalen. Nur Rußland hatte das Recht, zu genau bestimmten Fristen und auf vorgezeichnetem Wege eine Gesandtschafts-Karawane nach Peking zu schicken. Rußlands Einfluß war in China immer ein weit größerer als der der Westmächte, wie jeder europäische Reisende, der das Land kennen lernte, bezeugen wird. Rußlands Gesandtschaft in Peking ist die älteste; während Engländer und Franzosen Millionen auf einen Krieg mit China verwendeten und das Blut ihrer Söhne im himmlischen Reiche floß, schoben die Russen einfach durch diplomatische Verhandlungen ihre Grenzen weiter vor und gewannen ganze Provinzen Chinas.“

Der Erwerb des Amurlandes war für Rußland mit keinerlei Mühe verbunden. „Im Jahr 1854 ging die erste große militärische Expedition unter Murawiew's persönlicher Leitung den Amur hinab. Damals, als der orientalische Krieg ausbrach, kam es darauf an, die russischen Kriegsschiffe im Stillen Ocean schnell mit den nöthigen Lebensmitteln und Schießbedarf zu versehen. Keine Zeit war zu verlieren, und Murawiew ruderte mit einer kleinen Flotte und Armee in das Gebiet eines benachbarten Staates, mit dem Rußland im Frieden lebte. Ein Dampfer, fünfzig große Barken und zahlreiche Flöße, beladen mit Geschütz und 1000 Kosacken, gingen den Amur hinab und legten sich ruhig vor der mandschurischen Stadt Aigun vor Anker, wo die schlecht bewaffneten chinesischen Soldaten aufgestellt waren. Die Russen schauten mitleidig auf sie herab und setzten ihre Reise ruhig bis zur Amurmündung fort. Während des orientalischen Krieges begann eine englisch-französische Flotte ihre Operationen gegen die russischen Küsten am Ochotskischen Meere, doch ohne große Erfolge. Murawiew, der die Schwäche der Chinesen und die Trefflichkeit des Amur als Wasserstraße kennen gelernt hatte, benutzte letzteren in den folgenden Jahren ganz ungehindert, legte Stationen an und setzte sich auf diese Weise fest. Chinesische Mandarinen, die mit Vorstellungen sich nahten, wurden ungehört fortgeschickt; man gebrauchte das Recht des Stärkeren und kümmerte sich wenig um die ‚Himmlischen'. Von Petersburg aus, wo man das rücksichtslose und kühne Vorgehen Murawiew's durchaus billigte, erhielt er fortwährend Unterstützungen, und in der That war, wenn auch nicht dem Namen nach, im Jahr 1858 alles nördlich vom Amur liegende Land im Besitze Rußlands. Durch den am 28. Mai 1858 zu Aigun geschlossenen und nach dieser Stadt benannten Vertrag ward Rußlands Eroberung von Seiten Chinas bestätigt. Was die Landschaften zwischen dem Flusse Ussuri und der mandschurischen Küste betraf, in denen Rußland auch schon festen Fuß gefaßt hatte, so wurde bestimmt, daß sie beiden Reichen gemeinschaftlich gehören sollten. Dieses Verhältniß dauerte jedoch nur zwei Jahre, denn bereits am 14. November 1860 trat China, gedrängt durch den russischen Gesandten Graf Ignatiew, auch diese Länder an Rußland ab, dessen Grenze nun bis nach Korea hin vorgeschoben wurde. Am Amur entwickelte sich nun ein reges Leben. Schon am 21. Mai 1858 hatte Murawiew die neue Stadt Blagowjestschensk gegründet; darauf legte er Chabarowka an der Ussuri-Mündung an und erhob Sofiewsk am untern Amur zu einem Hauptorte, da Marinsk an einem nicht sehr praktischen Platze lag und der dort vorüberfließende Amurarm nicht das ganze Jahr hindurch schiffbar war. Kolonisten wurden herbeigezogen und längs der ganzen Grenze Kosackenstationen errichtet. Was Rußland früher widerrechtlich besaß, ist ihm durch die Verträge von Aigun und Peking nun für alle Zeiten zugesprochen worden. Auf den ersten Blick aber muß es klar werden, daß die Grenze, wie sie heute besteht, immer noch eine provisorische ist. Rußland besitzt nur eine Uferseite des Amur und Ussuri, und es wird sicher nicht ruhen, bis es auch die andere erlangt hat. Wenn dann die Zeit kommt, in der das ungeheure chinesische Reich in Stücke zerfällt, dann wird auch die ganze Mandschurei und der herrliche Stromlauf des Sungari an Rußland fallen, das jetzt schon die Macht besitzt, die bezopften Himmlischen jede Minute in den Golf von Petschili zu jagen."

Die Hauptstadt von Ostsibirien ist bis jetzt Irkutsk, die sehr im Aufschwung ist. „Unter den Kolonisten und Verbannten, welche nach Sibirien kamen, befanden sich gleich von Anfang an die Elemente zu einer guten Gesellschaft; es waren nicht blos Ackerbauer, Handwerker und Beamte, sondern Männer aus den höchsten Ständen, reichlich ausgestattet mit Intelligenz, befanden sich unter ihnen, wie die russischen Dezembristen und ein großer Theil der polnischen Verbannten. Darum sehen wir auch, neben dem materiellen Aufschwunge, einen bedeutenden Fortschritt auf geistigem Gebiete, und es gibt sich in Sibirien jetzt eine Bewegung kund, welche es der im europäischen Rußland zum mindesten gleichzuthun bestrebt ist, was auch ganz natürlich erscheint, da die dortige Bevölkerung unter weit günstigeren Bedingungen lebt und nie das Herren und Knechte gleichmäßig herabwürdigende Leibeigenschaftssystem gekannt hat, mit dessen Folgen jetzt das Mutterland so hart kämpft. In allen Schichten des sibirischen Volkes regt es sich, und der Rothschild dieses Landes, der Thee- und Goldhändler Sidorow, der als Leibeigner geboren wurde und durch eigene Thätigkeit sich aufschwang, hat vor Kurzem den betreffenden Behörden eine Million Silberrubel zur Verfügung gestellt, um dafür in Irkutsk oder Tobolsk eine sibirische Universität zu begründen. Seit 1862 erscheint zu Kiachta an der mongolischen Grenze eine Zeitung (Kiachtinski listok) und in Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, wo außer der Gouvernements-Zeitung schon ein den Interessen der Amurlande gewidmetes Journal ‚Amur' existirt, wird nun noch der ‚Sibirjak' unter der Redaktion des durch seine Schriften über Sibirien bekannten Schtschukin herausgegeben. Das nur 1500 Einwohner zählende Tschita,

die Hauptstadt der Provinz Transbaikalien, besitzt seit 1863 seine eigene Zeitung, ebenso seit Kurzem Nikolajewsk an der Mündung des Amur."

Die Lage der Polen in Sibirien sey besser, heißt es hier, als man gewöhnlich glaubt. „Die nach Sibirien verbannten Polen, welche größtentheils den gebildeten Ständen angehören, und unter denen sich viele Edelleute, Professoren, Geistliche und Studenten befinden, tragen zur Hebung der Gesellschaft bei. Michie hat sie in Sibirien vielfach selbst beobachtet und sich mit ihrer Lage bekannt gemacht. Auf seiner Rückreise begegnete er fortwährend den Gefangenen-Transporten, welche, in Folge des letzten Aufstandes, in großer Anzahl in die Verbannung geführt wurden. Der Engländer versucht, die Verhältnisse unparteiisch zu beurtheilen, und behauptet, daß es die Polen nicht so schlimm hätten, wie allgemein angenommen wird. Auf dem Transport waren sie in warme Pelze gehüllt, meist von Frauen und Kindern begleitet, und die Kosackenoffiziere bemühten sich, die Lage der armen Exilirten möglichst zu erleichtern."

Die erste große Reise, die hier im Auszuge mitgetheilt wird, ist die des Engländers Michie von Peking durch den Norden Chinas über Kiachta in das russische Sibirien. Wir folgen ihm durch mehrere chinesische Städte, über die mongolische Steppe nach Irkutsk, Jekaterinburg und Krasnojarsk, in die berühmten Bergwerkbezirke. Was schon vor zehn Jahren der Engländer Hall in der interessanten Beschreibung seiner sibirischen Reise von den Goldgräbern mittheilte, die hier im despotischen Asien womöglich noch übermüthiger sind, als die im demokratischen Californien, wird hier bestätigt S. 82. „Der Golddurst treibt den Millionär an, wieder zum gemeinen Arbeiter zu werden, und von mehreren tausend Taglöhnern umgeben, stürzt er sich in die unzugänglichsten Berge, Wälder und Tundren, wo nie eine menschliche Stimme ertönte, um an diesen Orten den Torf aufzuwühlen und sich, nicht selten bis zum Gürtel im Wasser oder Schnee, oder bei 25° Kälte, in die Gruben zu versenken. Dort irren diese Krösusse, die nicht allein ihr Leben ohne die geringste Mühe im Ueberfluß verbringen, sondern auch ihren Kindern Kapitalien hinterlassen könnten, auf Felsen und Abhängen, in Sümpfen und Wildnissen umher, ertragen unsägliche Leiden und Entbehrungen, Hunger, Durst und Kälte, und schonen weder ihre Gesundheit noch selbst ihr Leben. Diese nämlichen Sybariten, die einige Monate vorher in Jenisseisk, Krasnojarsk oder Tomsk sich an Trüffeln delektirten, die sie Tausende von Meilen weit herholen ließen und nur mit Champagner niederspülten, stillen jetzt ihren Hunger mit den ekelhaftesten Speisen, ja es ist der Fall vorgekommen, daß sie, nur um dem entsetzlichen Hungertode zu entgehen, zum Fleische der Gefährten greifen mußten. Und warum unterwarfen sie sich allen diesen Qualen? — Um einen reicheren Fundort zu entdecken, um mehr von ihrem Götzen, mehr Gold zu erlangen! Unterdessen fällen in der Wüste Axt, Säge und Feuer hundertjährige Wälder, reinigen die goldhaltigen Flächen, auf welchen wie durch einen Zauberschlag Häuser, Magazine und andere Gebäude entstehen, und bahnen Wege zum Transport der massenhaft hingeschafften Vorräthe. Dort sind im Sommer, zur Zeit der Arbeit in den Goldwäschen, Tausende von Leuten thätig, die nur wenige Stunden des Tags schlafen und von ihren Beschwerden ausruhen. Dann sehen wir von Neuem jene ‚Taiga-Könige', die mit vollen Händen Gold und Haufen von Creditscheinen für die sinnlosesten Launen, für das leiseste Echo des Rufs der Großmuth und Freigebigkeit hinwerfen. Die Häuser der Goldjäger, die an der Spitze einer Gesellschaft standen, wurden in förmliche Gasthöfe verwandelt. In ihnen fand Jeder Aufnahme, welcher schmausen und spielen wollte; das Kartenspiel war die tägliche, ja stündliche Beschäftigung. Ernste, gesetzte Leute, welche Handelsunternehmungen im Betrage von Millionen zu überwachen hatten, spielten, bis sie buchstäblich umfielen, und dies stets unter nie endenden Festgelagen. Es gab Beispiele, daß auf eine Karte 45,000 Silberrubel gesetzt wurden; man spielte auch um Leibeigene, unter der Bedingung, sie im Falle des Verlustes freizugeben. Getrunken wurde nur Champagner, in jedem Hause, bisweilen drei Monate hindurch für Summen von 30,000 Rubel. Das Geld schien allen Werth verloren zu haben. Ein Krösus schickte mehrere Tage lang alle halbe Stunden Estafetten mit leeren Couverts ab, nur um den Postmeister zu ärgern und ihn im Schlafe zu stören. Ein Anderer ohrfeigte aus Uebermuth und zum Zeitvertreib einen Beamten, der eine angesehene Stellung einnahm und bezahlte ihn für jeden Streich mit einem schönen Hause. Ein Dritter ließ sich die besten Feuerspritzen vom Auslande kommen, bildete aus seinem zahlreichen Gesinde eine wohldressirte Feuerwache, und um ihre Tüchtigkeit auf die Probe zu stellen, wartete er nicht erst eine Feuersbrunst ab, sondern kaufte ein Haus und zündete es an. Ein Vierter, der eine der reichsten Priisken, eine tiefe goldhaltige Schicht, die jährlich 3000 Pfund Gold liefert, entdeckt und aus dem Schurf eine 11 Pfund wiegende Probe zu Tage gefördert hatte, warf sich der Länge nach in den Schlamm und ließ sich von seinem

Diener mit Champagner begießen, indem er ausrief: ‚Gieß nur zu, Wanka! Ich mache dich zum vornehmen Mann!‘ Ein Fünfter machte nach dem Frühstück, das natürlich mit einer tüchtigen Menge Champagner gewürzt war, einen kleinen Spaziergang und stieß mit der Nase an die Mauer des Nachbarhauses. Erzürnt über solche Frechheit, kaufte er das Haus und befahl, es niederzureißen, damit es sich nicht wieder unterstehe, reichen Leuten den Weg zu versperren. Von einem dieser Goldmänner erzählt man, daß er während eines Aufenthalts in Petersburg Kronstadt zu besichtigen wünschte; da er es aber nicht für passend hielt, daß eine so wichtige Persönlichkeit wie er für einen Rubel auf dem gewöhnlichen Passagierboot fahren sollte, miethete er sich einen eigenen Dampfer, auf dem er ganz allein hinfuhr. Einer seiner Collegen, der in einem anständigen Hause zur Taufe geladen war, schenkte dem Neugeborenen 25,000 Rubel fürs erste Zähnchen."

Der zweite Reisende, dessen Reisen in Süd- und Ostsibirien und in den daurischen Steppen hier beschrieben werden, ist der unternehmende Gustav Radde. Zunächst ist seine Schilderung des großen Baikalsee's und der Flora und Fauna Ostsibiriens, sowie der verschiedenartigen, wenn auch nur kleinen Völkerstämme, die hier wohnen, von Interesse. Bei allen herrscht übrigens mehr oder weniger der chinesische Zuschnitt vor. Die Chinesen sehen die Russen ungern immer näher kommen. „Auf der Grenze nach China zu ist der nomadisirende Mongole, das Wohl seiner Heerden bedenkend, ebenfalls gezwungen, seinen Aufenthaltsort, um dem Mangel an Futter und Wasser abzuhelfen, beständig zu wechseln. Als man jedoch in Peking erfuhr, daß die mongolischen Grenzwächter, dem Beispiele der Russen folgend, von ihnen Manches lernten und zuletzt sogar anfingen, Heuvorräthe für den Winter zu sammeln, um ihre Heerden vor Hungertod zu bewahren; als diese Menschen von den Russen Sensen kauften, um Heu zu mähen, da jagte man sie alle in weitentlegene Gegenden und schickte zum Ersatz einen Stamm, welcher, wilder wie jene Leute, seiner Lebensweise nicht nur treu bleiben wird, sondern jeder befreundeten Stellung zum Grenznachbarn durchaus unhold ist. Diese Menschen waren es auch, welche Radde verhinderten, den höchst interessanten, auf chinesischem Gebiete liegenden Dalai-See zu besuchen." Der Groll der Chinesen wagte sich aber nicht Luft zu machen. „Sie haben nichts gethan, um das Amurland zu behaupten."

Von Maack, dem dritten Reisenden, erhalten wir eine hübsche Beschreibung des untern Amurlandes, in deren Details wir hier nicht eingehen können.

Der französische Missionär Franciet kam bis San-sin, die letzte Chinesenstadt im äußersten Nordosten des Reichs am Flusse Sungari. „Die Politik der Mandschu's war stets darauf gerichtet, die unabhängigen Stämme, welche den Fluß entlang bis zum Meeresgestade wohnen, für sich zu gewinnen, und die kaiserliche Dynastie schloß mit ihnen Verträge, die auch heute noch in Geltung sind. Alljährlich muß der Gouverneur von San-sin den Häuptlingen ein Gastmahl geben und ihnen auch im Namen des Kaisers seidene Gewänder verehren, wogegen diese Zobelfelle und Fische als eine Art von Tribut darbringen. Chinesen dürfen über die Grenze bei San-sin nicht hinaus, aber für Geld und gute Worte sieht der Mandarin durch die Finger. Alljährlich erscheinen in der Mitte des Sommers Amur-Völker tungusischer und mandschurischer Abstammung in San-sin, um die Ausbeute ihrer Jagd und des Fischfangs gegen Zeuge und allerlei ihnen nothwendige Geräthschaften zu vertauschen. Die Chinesen benennen diese Völker nach der Art und Weise, wie sie das Haar tragen. Da kommen die Twan-moa-tze (Golden), welche das Haar scheeren, die Jupi-ta-tze, die Gewänder aus Fischhaut tragen, die Schan-moa-tze (Mangune) vom unteren Amur, welche ihr Haar lang wachsen lassen. Diese Volksstämme langten in rasch fahrenden Booten, die auch nicht einen einzigen eisernen Nagel enthalten, grade zu der Zeit an, als der Missionär sich zur Abreise rüstete."

Bemerkenswerth sind noch die S. 16 hier mitgetheilten Notizen über den Telegraphen, der durch Sibirien nach der Westküste von Amerika hinübergeleitet werden soll. Der Plan des Nordamerikaners Collins, nach welchem der Telegraph bis zur Beringstraße hingeleitet werden sollte, läßt sich der Terrainhindernisse wegen nicht ausführen. Dagegen hat der Russe Romanow den Plan entworfen, wonach der Telegraph durch ein unterseeisches Kabel von Nikolajewsk aus nach Kamtschatka und über die aleutischen und Fuchsinseln an die Westküste von Amerika geführt werden soll. Welcher Plan von den Regierungen Rußlands und der Vereinigten Staaten zuletzt beliebt werden wird, war dem Herausgeber noch nicht bekannt. Vorläufig baut man mit großem Eifer sowohl in Sibirien als im Unionsgebiet, um erst den Landtelegraphen bis an einen geeigneten Punkt der beiden gegenüberliegenden Küsten zu vollenden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 44.** 1. Juni 1867.


## Geschichte.

Das Attentat vom 4. April 1866 in seiner Bedeutung für die culturgeschichtliche Entwicklung Rußlands. Eine culturhistorisch-politische Studie von Dr. v. H..ft. Leipzig, W. Engelmann, 1867.

Am 4. April 1866 wurde bekanntlich Alexander II. in St. Petersburg von einem russischen Edelmann meuchlings überfallen, aber durch einen zufällig daneben stehenden Bauern glücklich gerettet. Jener Edelmann hatte sich zu dem Frevel aus Groll über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland entschlossen, weil er durch dieselbe in seinem Vermögen ruinirt worden war. Die vorliegende Flugschrift sucht nun zu beweisen, daß dieses Attentat eine verhängnißvolle Folge gehabt habe, denn der Kaiser habe seitdem in seinen wohlwollenden und freisinnigen Reformen inne gehalten. Wir glauben nicht, daß die Flugschrift hierin Recht hat. Es scheint uns, sie gehe viel zu weit, wenn sie Maßregeln, wie sie der Kaiser nothwendig gegen die Verschwörer ergreifen mußte, für Anzeichen eines vollständigen Systemwechsels ansieht. Ueberdies läßt sich ja die große That des Kaisers, die Hauptreform, die von ihm ausgegangen ist, die Aufhebung der Leibeigenschaft, gar nicht mehr rückgängig machen.

Wenn der Kaiser neuerdings befohlen hat, in den Schulen die Heiligkeit der Religion auf das strengste aufrecht zu erhalten, so wäre das unter allen Umständen etwas ganz Einfaches und Natürliches und die Pflicht seiner, wie jeder Regierung. Um wie viel mehr ist ein solcher Befehl nicht gerechtfertigt, wenn zugestanden wird, daß die Verschwörer in Rußland es eigens darauf abgesehen haben, den religiösen Glauben zu untergraben. Wir lesen hier: „Zum Unglück für Rußland hatten sich die Nihilisten überhaupt, und besonders die Moskauischen Gesellschaften ‚Organisation' und ‚Hölle' die Pflege der Volksbildung angelegen seyn lassen, denn das hat die Regierung veranlaßt, Fortschritt und Bildung bis zu einem gewissen Grad zu proscribiren. Der modernen Aufklärung ward in letzter Reihe die Schuld an dem Verbrechen am 4. April zugeschrieben. Das beste Mittel, sich für immer vor ähnlichen Gefahren sicher zu stellen, den ‚destructiven' Elementen im Volke, den anarchischen Lehren des Socialismus und Communismus den Lebensnerv durchzuschneiden, schien die Bekämpfung, die Unterdrückung der modernen Aufklärung zu seyn, denn sie allein hatte das Uebel hervorgerufen, sie allein konnte ihm die zur ferneren Existenz nöthige Nahrung zuführen." Wenn der Verfasser nun zugibt, daß die geheimen Gesellschaften die Schule hätten benutzen wollen, um das Gift des Unglaubens in die unschuldigen Seelen der Jugend zu träufeln, so müßte er auch zugeben, daß die dagegen getroffenen Maßregeln vernünftig sind, und warum sie ein Unglück für Rußland seyn sollten, ist nicht wohl einzusehen.

Ein Unglück bedroht Rußland nur von Seiten jener unverbesserlichen Wühler, die den großen Abfall vom Christenthum, der seit der Renaissance von den romanischen Nationen ausging und sich in den germanischen fortpflanzte, auch auf die slavischen ausdehnen wollen. Wenn es nicht gelingt, das unter dem Ehrennamen der Aufklärung und des Fortschritts immer mächtiger werdende moderne Heidenthum durch die Macht des Kreuzes zurückzuschrecken, dürfte es allerdings bei den noch roheren und leichtsinnigen Slaven noch gräulichere Verwüstungen anrichten als im mittleren und westlichen Europa. Die Weisheit des jetzigen Kaisers ist durch die Befreiung der Leibeigenen einer socialen Revolution zuvorgekommen. Doch ist die Gefahr noch nicht vorüber, denn es ist leicht, das gemeine Volk zu überreden, es müsse

seine Freiheit noch weiter ausdehnen und sich nicht damit begnügen, die Autorität des Grundherrn nicht mehr respertiren zu dürfen, sondern sich auch über die Autorität des Thrones und Altares hinwegzusetzen. Der Kaiser hat in edelster Weise die Volksbildung zu heben gesucht. Sofern es nun doch möglich war, daß der revolutionäre Geist vorzugsweise in die Schulen eindrang, kommt die Regierung ohne Zweifel in die größte Verlegenheit, wie sie den Unterricht des Volks vermehren und verbessern soll, wenn sie den ohnehin nur sparsam vorhandenen Lehrkräften nicht mehr trauen darf. Hier rächt sich alte Vernachlässigung. Um den Klerus im Gehorsam zu erhalten, hat das weltliche Czaarenthum ihm nicht einmal soviel Recht auf Bildung und literarische Thätigkeit gelassen, als es früher die Kaiser von Byzanz gethan. Der conservative Grundsatz, keine Trennung der Schule von der Kirche zu dulden, verliert seine Kraft in Rußland, weil dort in der Kirche selbst nicht Bildungselemente genug vorhanden sind, um die Schule zu schützen und zu tragen und um der Strömung von Geist entgegenzuwirken, die vom Abendlande her allmälig unwiderstehlich in Rußland eindringen muß, je mehr die russische Politik seit Peter dem Großen ins Abendland eingegriffen hat. Jede Welle dieser Strömung widerspricht dem Czaaren- und Popenthum, denn jede kommt entweder aus dem katholischen oder aus dem protestantischen Gebiete oder aus dem des modernen Heidenthums und Judenthums. Hätte Rußland schon seit Jahrhunderten in eigenthümlich nationaler Weise den Geist angebaut in Schule, Wissenschaft und Literatur, so würde es jetzt den Einflüssen von Westen her nicht so wehrlos blosgestellt seyn.

Daß Rußland einer Revolution entgegen gehe, ist schon öfter behauptet worden und daß dieselbe einen socialistischen Charakter tragen werde, wird auch in der vorliegenden Schrift angedeutet und durch die schlechten Finanzzustände Rußlands motivirt. „Beleuchten wir die Frage der Bestechlichkeit, da sie ganz besonders geeignet, uns zu zeigen, wie das Volk und die Beamteten (vorzüglich die Richter) durchaus die gleiche Schuld an dem durchweg fehlenden oder doch verkümmerten und verkehrten Rechtssinne tragen. — Wenn ein russischer Beamteter, der sich nicht bestechen läßt — (in gröberer oder in feinerer Weise, denn in der That müssen sehr verschiedene Grade von Bestechlichkeit unterschieden werden, die entweder wirklich einen verschiedenen Grad der Corruption bezeichnen, oder auch nur in einer äußerst mehr oder minder choquirenden Form bestehen) — unstreitig zu den Seltenheiten gehört, so ist auch andererseits ein Russe, der hieran wahrhaft sittlichen Anstoß nähme, nicht weniger eine Seltenheit. Von beiden Seiten werden die ‚Wsjatki' (Gaben oder Accidenzien) als in sich durchaus berechtigtes und fast nie zu umgehendes Anhängsel jeder Sache angesehen. Werden dieselben doch keineswegs nur gegeben und genommen, wo es gilt, eine offene Rechtsverletzung zu erlangen; sondern ganz ebenso, um z. B. einen Posten zu erhalten, die Unternehmerschaft eines Geschäftes übertragen zu bekommen, einen Bescheid zu beschleunigen, ja selbst um die Dankbarkeit für einen nur dem Gesetz gemäßen, aber günstigen Spruch auszudrücken. Selbst der strengste Beurtheiler fühlt sich oft genug versucht, die nur in den letztgenannten Fällen Geschenke annehmenden Beamteten zu entschuldigen, da dieselben, man könnte fast sagen, vom Staate selbst dazu gezwungen werden, weil sie von ihren Besoldungen unmöglich existiren können. Der Russe macht ihnen hieraus nie einen Vorwurf, freilich nicht blos aus dem genannten Grunde, sondern auch weil er gar nichts Schlechtes darin zu finden weiß. Nur das rügt er mit scharfem Spotte, wenn ihm das Unglaubliche begegnet, auf einen Mann zu stoßen, der nie und unter keiner Bedingung Wsjatki empfängt. Ich sage ‚das Unglaubliche', weil es dem Russen unglaublich erscheint. Wird sein Geschenk zurückgewiesen, so versteht er das zunächst nie anders, als daß er die Gabe zu gering bemessen. Wird ihm dieser Irrthum benommen, und es betrifft einen Fall, in dem es sich nicht um Begehung eines evidenten Unrechtes handelt, so ist er vollständig verblüfft und findet die Erklärung des Unbegreiflichen in der Regel nur darin, daß er es mit einem der ‚dummen Stummen', einem Deutschen, zu thun gehabt; denn in dem Grade dumm kann nach ihm nur ein Deutscher seyn."

Die Flugschrift gedenkt neben der Bestechungen auch der Verschwendungen. Wenn der Finanzminister auch sparen will, „so liegen ihm alle die übrigen Minister, alle die Militärchefs, alle die Günstlinge, all' das Hofgeschmeiß und unzählige andere Leute in den Ohren, unaufhörlich Geld verlangend, und zwar exorbitante Summen; Alle ihre Anliegen als ganz unabweisliche Bedürfnisse hinstellend; Alle die vorgebliche Finanznoth als übertrieben, und die Hülfsquellen des Staates als unerschöpflich schildernd; Alle den Finanzminister je nach Bedürfniß bald zum Knicker, bald zum Dummkopf stempelnd — wie sollte das Geschrei dieser Vielen nicht die warnenden Worte des einen Finanzministers übertönen, wenn derselbe nicht wirklich ein Finanzgenie, von unbeugsamer Energie, und unerschütterlich in der Gunst des Kaisers ist; oder wenn nicht der Kaiser selbst ein Finanzgenie und, da wir es mit einer Autokratie zu

thun haben, ein wahrer Vater seines Volkes ist? — In der That, mit so viel Recht man Herrn v. Reutern keinen Finanzmann seyn läßt, ihn aus lauter halben und verkehrten Maßregeln zusammengesetzt schilt, ihm sein prinziploses Tappen und seine schwache Nachgiebigkeit vorwirft; so trägt er doch die allergeringste Schuld an der traurigen Lage des Landes, und er ist mehr zu bedauern, als anzuklagen. So lange man kein Finanzgenie entdeckt hat, sollte man sich glücklich schätzen, diesen Mann an der Spitze der Geschäfte zu wissen, denn man hat an ihm mindestens einen Ehrenmann, der nicht stiehlt. Und das will in Rußland schon nicht wenig sagen."

Auch der Hof, meint der Verfasser, brauche zuviel. „Es dürfte schwer seyn, in unseren Tagen noch einen Hof zu finden, der auch nur annähernd einen ähnlichen Aufwand triebe, wie der russische. Sieht man das Hofleben an, so sollte man meinen, die Truhen der Schatzkammer wollten vor Ueberfülle bersten. Ist der Luxus auch nicht mehr so übermäßig wie zu den Zeiten Nicolaus', so ist die Wirthschaft doch noch immer so viel, und namentlich so zwecklos verschleudernd, daß man sich des lautesten Unwillens nicht erwehren kann, wenn man dabei des Elends gedenkt, das den Staat gefangen hält. Für die tägliche Hofhaltung, sinnlose Schaugepränge, Theater und Hoffeste, verlassene Palais und Schlösser, nie betretene Parks u. s. w. u. s. w. werden Summen verschleudert, die ans Unglaubliche grenzen. Diese Summen sind um so beträchtlicher, als sich die Börsen der ausführenden und verwaltenden Beamten eines zusehenden Wachsthums dabei erfreuen, wenn sie anders mit ihren unrechtmäßigen Gewinnsten Haus zu halten verstehen. Ferner ist die russische Kaiserfamilie, zum Unglück für den Staat, überaus zahlreich; und in Rußland würde man der Würde des Staates etwas zu vergeben meinen, wenn man nicht jedem Großfürsten und jeder Großfürstin einen eigenen, mehr oder minder zahlreichen Hof zugestehen würde. Die Civilliste (wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck fremden Verhältnissen zu entlehnen), die das Budget alljährlich aufzuweisen hat, ist daher unverhältnißmäßig groß. Und mit der Civilliste ist es nicht abgethan. Sobald dieselbe nicht reicht, oder sobald sich irgend eine Gelegenheit bietet, die nicht ganz in den alltäglichsten Lebenslauf hineinrangirt, so muß der Schatz mit weiteren Mitteln herhalten, die oft zu sehr beträchtlicher Höhe anwachsen; ein wirkliches Budget gibt es ja nicht. Sobald man nun gar mit dem Auslande in Berührung kommt, wo also der slavische Hang zur Ostentation, gepaart mit dem Wunsche, über die wahre Lage des Landes zu täuschen, mit ins Spiel kommt, so kennt der Aufwand gar keine Grenzen mehr, z. B. auf Reisen."

Am meisten hat die Flugschrift an der Verwaltung und vor allem an der Armeeverwaltung auszusetzen. „In Rußland wird der Staatsschatz und alles Staatseigenthum als ein res omnium angesehen. Gierig fällt alles über die geöffnete Truhe her. Jeder ist nur bemüht, sich einen so guten Platz als möglich zu erstreiten und ihn sich so lange als möglich zu bewahren; denn je länger er die Hände hineinsenken und wohlgefüllt wieder herausziehen kann, desto besser. Ob Civil-, ob Militärbeamter, wo das Amt irgend die Gelegenheit bietet, sich auf Kosten des Staates und der Mitbürger zu bereichern, wird sie reichlich ausgenutzt. Das Maaß, das diese Diebstähle erreichen, die Frechheit, mit der sie ausgeführt werden, ihre allgemeine Verbreitung, die Verworfenheit, zu der grade die hohen und höchsten Diebstähle zuletzt kommen, machen — ich brauche keinen zu starken Ausdruck — das Haar sich vor Entsetzen sträuben. Im gewöhnlichen Gange der Ereignisse ist dieses von den niedrigsten bis zu den höchsten Chargen wohlorganisirte Veruntreuungssystem mit einer leichten Decke verhüllt, so daß diejenigen, welche es von Geburt an vor Augen gehabt, kaum mehr daran denken. Sobald aber ein außerordentliches Ereigniß die Gelegenheit eröffnet, so declarirt sich dieses Pestgeschwür in Schrecken erregender Nacktheit und in seiner ganzen furchtbaren Größe. Wir haben es hier nicht mit einer Detailmalerei zu thun, darum genügt es, das eclatanteste Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit hervorzuheben. Wir meinen nicht zu sagen, England und Frankreich hätten im Krimkriege nicht den Sieg behalten, wenn es in dieser Beziehung anders um Rußland bestellt gewesen wäre. Allein mit vollem Rechte läßt sich behaupten, daß sich der Kampf weit länger hingezogen und den Verbündeten weit größere Anstrengungen auferlegt hätte, wenn nicht die ungeheure Majorität der Militär- und Civilbeamten, die irgend etwas mit dem Kriege zu thun hatten, eine geschlossene Diebsbande gewesen wäre. Da ließ sich manche Compagnie finden, in der es an hölzernen Flinten und Seitengewehren keinen Mangel gab; in anderen fehlten einem Theil der Soldaten die Waffen gänzlich, so daß sie in der That Lämmer waren, die zur Schlachtbank geführt wurden; das Pulver war oft mit Kohle und anderen Materien reichlich gemengt; an Lebensmitteln fehlte oft das Nöthigste, oder der gemeine Mann bekam lauter verdorbene Sachen, während die Regierung die exorbitantesten Summen zu zahlen hatte; die Medicamente waren aufs Schamloseste verfälscht (namentlich

das theure Chinin, das oft nur 5 % wirklichen Chinins enthielt, während die übrigen 95 % des als Chinin Verschriebenen und von der Regierung als solches Bezahlten Zucker waren); Verbandstücke, Wäsche, Kleidungen, Charpie, kurz Alles, was die private Wohlthätigkeit in großen Massen auf den Kriegsschauplatz sandte, erreichte seinen Bestimmungsort nie, sondern wurde in die Papiermühlen verkauft, während die Kranken und Verwundeten im gräßlichsten Elend verkamen. Mit einem Wort: man mag Rußland noch so gut kennen, so meint man doch nicht die schlichte Wahrheit zu hören, sondern die ausschweifenden Phantasien eines ‚Teufels-Hoffmann' zu vernehmen; wenn man von Augenzeugen das Elend und die Noth schildern hört, denen der gemeine Soldat preisgegeben war, nicht weil ‚der rauhe Krieg' das so mit sich führte, sondern weil vom General bis zum Lieutenant, vom Oberlieferanten bis zum Compagniefourageur, vom Oberarzt bis zum letzten Krankenwärter Alles eine Diebsgesellschaft war.“ *)

---

## Ortsbeschreibung.

Oswitz bei Breslau. Ein Andenken für seine Besucher von A. Knoblich. Mit einem Titelkupfer. Breslau, Aderholz.

Oswitz ist ein viel besuchter Vergnügungsort in der Nähe von Breslau, zugleich Wallfahrtsort wegen seiner Bergkapelle mit einem wunderthätigen Marienbilde. Der Ort gehörte früher dem reichen Kloster der Clarissinnen in Breslau, war aber in noch ältern Zeiten ein Hauptsitz des Heidenthums. „Das Volk ahnte daselbst immer ein Bollwerk der Urbewohner, welche längst vor dem dreißigjährigen Kriege diesen Ringwall zu ihrer Schutzwehr aufgeworfen. Denn mitten im Flachlande boten weder Wälder noch Sümpfe eine sichere Zuflucht gegen feindliche Ueberfälle. Die 25 verschiedenen ‚Schwedenschanzen', welche bis jetzt unter falscher Benennung in Schlesien bekannt sind, erinnern uns mehr an die Sueven germanischen Urstamms, als an die später hier hausenden Schweden. Sueven, welche zu Christi Zeit mit den Semnonen Deutschland bewohnten, wußte der Römer Tacitus (Suevorum Semnones) in unseren Gegenden. Auch die ältesten Annalen von Bauzen nennen solche Erdwälle richtiger Suevenschanzen. Diese waren ursprünglich Opferstätten und Begräbnißplätze für Fürsten und Priester der Heiden, welche ihre nordischen Götter in heiligen Hainen verehrten und ihre edlen Verstorbenen im Schutzbezirke derselben begruben. Frauen, Kinder und Habe bargen sie in Nothfällen hinter dem unzugänglichen Ringwall. Viele dergleichen sind noch im Obergebiet, in Böhmen, Polen und in der Oberlausitz, vorzüglich wohl erhalten bei Kloster Marienstern und Ostro vorhanden. Nach den Sueven drangen während der Völkerwanderung heidnische Slaven in unsere Wildnisse vor. Sie fanden am rechten Oderufer die Schanzen der abgezogenen Germanen und ließen sich vor denselben häuslich nieder. Den Ort benannten sie, vielleicht nach seiner öden Lage, Oszobowiec, Ozzobowicz, Ossowicz, und den nächstliegenden Vorhügel des Inselwalles swieta góra ‚heiligen Berg', nach seiner alten Bedeutung. So heißt noch heut in polnischer Mundart eine Suevenschanze bei Kalisch. Jener heilige Berg bei Oswitz war vormals offenbar ein Außenwerk des ganzen Ringwalls und bestimmt, den Zugang zu den westlichen Schanzen zu sperren. Dieses Befestigungswerk deckte südlich der Oderstrom, vor Ueberschwemmung desselben war es durch seine Höhe gesichert. An die Befestigungsart der Oswitzer Schanzengruppe erinnert heut überdies noch überzeugend der Grotkegraben, welcher am Fuße des heiligen Berges vorüberfließt. Davon hat dieser Kapellenhügel sogar den Namen Grotkeberg behalten. Grodec hieß bei den Polen eine Burg nebst ihrer Umwallung. Davon sind Gröditzberg, Grödiz und Grätz herzuleiten.“ Grottkau nicht zu vergessen.

Das kleine Buch ist ein dankbar anzuerkennender Beitrag zur deutschen Alterthumskunde und verdiente Nachahmung, da im Osten Deutschlands noch viel Altes zu enthüllen übrig ist.

---

*) In unauslöschlichen Zügen ist dem Verfasser aus seinen Knabenjahren das grauenhafte Bild eingeprägt, wie beim Durchmarsch durch seine Vaterstadt in einem Armeeregimente der Hungertyphus plötzlich aufs Verheerendste ausbrach, weil der Oberst des Regiments, mitten im tiefsten Frieden, die Soldaten im wörtlichsten Sinne des Wortes verhungern ließ, damit es seiner Frau nicht an den gewünschten Diamanten fehle.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 45. 5. Juni 1867.


## Geschichte.

Geschichte des polnischen Aufstandes vom Jahre 1846. Nach authentischen Quellen dargestellt von Moritz Freiherrn von Sala. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1867.

Der Verfasser dieses Werks, k. k. Geheimerath, ward zur Zeit jener Revolution Gubernialrath und Chef des Präsidialbureaus des damaligen Gouverneurs von Galizien, Erzherzog Ferdinand von Este, hat nachträglich alle bisher geheim gehaltenen Akten zu benutzen die Erlaubniß gehabt und ebenso auch die Schriften der polnischen Emigration für seine Darstellung ausgebeutet. Dieses gründliche Werk ist daher ungleich lehrreicher, als die wenigen Broschüren, die bald nach dem Aufstand erschienen sind. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich, er habe in keinem Auftrage geschrieben.

Galizien befand sich nach den Befreiungskriegen in einer nicht unbehaglichen Lage. Der polnische Adel lebte mit den deutschen Beamten im besten Verkehr. Auf den höhern Lehranstalten fraternisirten die polnischen und deutschen Studenten. Ein feindlicher Gegensatz der Nationalitäten trat nirgends hervor und auch unter den ruthenischen Bauern in Ostgalizien zeigte sich noch keine Spur einer Auflehnung gegen den polnischen Adel. „Das Bewußtseyn einer ruthenischen Nation war damals noch nicht ans Licht, viel weniger zur Geltung gekommen; Jahrhunderte, die seit Kasimir's III. Erwerbung dieses Landes verflossen waren, hatten daselbst mit Ausnahme der Bauern und der Geistlichkeit alles gründlich polonisirt, — die österreichische Regierung erhielt und schützte zwar den kirchlichen Ritus, für die Erhaltung und Ausbildung der ruthenischen Sprache geschah aber damals noch nichts; die polnische Sprache war deshalb in jener Zeit auch in Ostgalizien die herrschende, die griechisch-katholische Geistlichkeit selbst bediente sich derselben außer den Kreisen des Landvolkes mit Vorliebe, auch in den griechisch-katholischen Kirchen hörte man in der Regel nur polnische Predigten, und so sank die ruthenische Sprache immer mehr zu einem Volksdialekte herab.“

Doch bestanden einige Uebelstände im Lande, welche darin ihren Grund hatten, daß die österreichische Regierung nach den großen Kriegen, unter dem frivolen Metternich'schen System sich in allzu große Sicherheit wiegte, den Staatshaushalt in der laxesten Observanz besorgte, den Uebermuth des Adels und die Protection, die Judenwirthschaft in den Finanzen, mancherlei Willkür und Pedantismus, Vielschreiberei und Bestechlichkeit der Beamten duldete und für das Wohl des niedern Volkes keinen Sinn hatte. In gewisser Weise läßt sich wohl das Niederhalten des gemeinen Volkes vom Standpunkt einer Monarchie aus erklären, welche die verschiedenen ihr unterworfenen Nationalitäten nur dadurch beherrschen konnte, daß sich alle Energie und Intelligenz ausschließlich in der Regierung concentrirte. Indessen hätte die Regierung wenigstens für das leibliche Wohl des gemeinen Volkes besser sorgen und Plackereien von ihm abwenden können, die es früher oder später unzufrieden machen mußten. „Das wesentlichste Unglück für die Unterthanen bestand darin, daß die Grundherren, nie beflissen, die ihnen aufgedrungenen österreichischen Gesetze zu studiren, es nie recht verstehen und schätzen gelernt haben, daß der §. 8 des Robot-Patentes ihnen selbst persönlich das Recht, die Unterthanen über ihre Beschwerden gegen die Herrschaft in erster Instanz zu bescheiden, übertragen hatte, und daß sie deshalb die Unterthanen auch in dieser Beziehung in die Dominikalkanzlei und an den Mandatar verwiesen, welch letzterer, ohne Macht irgend etwas zu gewähren, den klagenden Unterthanen immer Unrecht gab, nicht selten sogar, um

sich bei der Herrschaft beliebt zu machen, diese selbst glauben machte, daß sie gegenüber den Klägern ganz in ihrem Rechte sey, und daß nur ein strenges Festhalten an diesem Rechte und exemplarische Bestrafung der Anstifter der Klage, als welche man insgemein die Gemeinde-Deputirten bezeichnete, Ruhe und Gehorsam wieder herzustellen vermögen. Dadurch allein, keineswegs aber — wie man nach dem Jahre 1846 öfter vorgab — durch eine planmäßige Einwirkung österreichischer Gesetze und Behörden, wurden sich Grundherren und Bauern immer mehr entfremdet. Gewissenlose und gewinnsüchtige Winkelschreiber, die sich wie Heuschrecken über das Land verbreiteten, suchten diese Stimmung auszubeuten und waren überall schnell bei der Hand, Klagschriften an das Kreisamt aufzusetzen und es in denselben mitunter an Uebertreibungen nicht fehlen zu lassen. So befand sich in dieser Zeitperiode ein sehr großer Theil der unterthänigen Gemeinden gegen die wohlmeinende Absicht der Regierung im unausgesetzten Kampfe mit den Dominien, und die Zeit der endlichen Durchführung der österreichischen Unterthansgesetze schien eher in die Ferne zurückweichen, als sich nähern zu wollen. Die Amtshandlungen der Kreisämter wurden hiedurch sehr vervielfältigt und erschwert, die Erfolge derselben aber immer geringer; Ungeschick, Faulheit, mitunter auch Bestechlichkeit eines Theiles der Kreisamts- und höheren Verwaltungsbeamten lenkten dieselben immer mehr von ihrer eigentlichen Bestimmung ab, drängten sie auf die unfruchtbare Palliative der Vielschreiberei und entzogen ihnen zum Theil auch das Vertrauen der Unterthanen, da dieselben das Ende eines von ihnen gegen die Herrschaft begonnenen Streites selten erlebten."

„Hiezu gesellte sich noch ein anderer, anscheinend kleiner, aber in seinen Wirkungen sehr gewaltiger Mißgriff. Wie man die meisten Einrichtungen in Galizien nicht geistig schuf, sondern handwerksmäßig jener der anderen Provinzen nachbildete, so hat man auch die für deutsche Provinzen, wo eigentliche Unterthans-Bedrückungen zu den Ausnahmen gehörten, vielleicht angemessene Vorschrift, ‚daß alle kreisämtlichen Commissionen in Unterthans-Angelegenheiten zu den streng officiösen gehören, für deren Vornahme der Kreiscommissär keinerlei Diäten, sondern nur die Vergütung der ausgelegten Vorspannskosten gebühre', rücksichtslos auch auf Galizien in Anwendung gebracht, und dadurch eine leicht begreifliche Abneigung der Kreiscommissäre gegen die Abhaltung von Unterthans-Commissionen hervorgerufen; denn da in Galizien grade die letzteren die bei weitem überwiegende Mehrzahl der kreisämtlichen Agenten bildeten, so war der mit 800 bis 1000 fl. besoldete Kreiscommissär dadurch genöthigt, während der oft langen Dauer solcher Commissionen sich außer dem Amtsorte aus seiner Besoldung zu verpflegen, daher, wenn er Familie hatte, doppelte Menage zu führen, oder aber von der Gastfreundschaft des bei der Sache betheiligten Grundherrn einen allzu weiten, für beide Theile unangenehmen und überdies das Mißtrauen der Unterthanen weckenden Gebrauch zu machen. So kam es denn, daß die Kreiscommissäre in Galizien die Vornahme der Unterthans-Commissionen nach Möglichkeit von sich zu schieben begannen. Als nun im Jahre 1825 August Longin Fürst v. Lobkowitz Gouverneur von Galizien geworden war und, mit dem polnischen Adel in hohem Grade sympathisirend, in der Untersuchung und Entscheidung von Robot-Ueberbürdungsklagen und Grundentziehungen nicht mehr wie Baron Hauer und Baron Krieg ein besonderes Verdienst erblickte und anerkannte, als das Gubernium in Lemberg seine Entscheidungen in zweiter Instanz in die Länge zog, mitunter die klarste Sache noch klarer zu sehen verlangte, und so schwierige und umfangreiche Erhebungen zur Ergänzung und nochmaligen Entscheidung in erster Instanz öfter zurückstellte, ist das Schieben und Verschieben der Unterthans-Bedrückungsbeschwerden fast zur Regel geworden."

Ein drittes drückendes Uebel waren die Juden, „die zur Verarmung und Demoralisirung des Landvolkes leider sehr viel beitrugen."

Als im Jahr 1831 der große Aufstand in Polen ausbrach, nahm Galizien noch verhältnißmäßig wenig Theil daran, aber es empfing die vor den Russen fliehenden Polen brüderlich und unterstützte sie theils durch Unterbringung im Lande, theils durch Reisegelder. Zu diesem wohlthätigen Zweck wurde ein Comité in Lemberg niedergesetzt, welches sich jedoch bald bei den revolutionären Umtrieben der Polen selbst betheiligte. Es ist unglaublich, aber wahr, daß, nachdem der Aufstand im Königreich Polen längst durch die russische Uebermacht niedergeschlagen war, gleichwohl noch im Jahre 1833 nicht weniger als fünf Freischaarenzüge aus Galizien ins russische Polen einfielen. Sie hatten nicht den geringsten Erfolg und konnten auch keinen hoffen, aber ihre Tollkühnheit schloß jede Vorsicht und vernünftige Ueberlegung aus. Galizien wurde ein Herd von polnischen Verschworenen, die mit der Emigration in Paris in Verbindung standen und deren Schwärmerei theilten. Die Emigration zerfiel in zwei Theile. Der eine, demokratische, an dessen Spitze der fanatische Geschichtschreiber Lelewel stand, hatte seinen Hauptsitz in Paris, schloß sich eng an die Demokraten und Communisten in Frankreich, an die Carbonari und Mazzi-

nisten in Italien, an die deutschen Communisten in der Schweiz, an die sonstigen Demokraten in Deutschland und an das junge demokratische Ungarn unter Kossuth an, und vereinigte sich mit ihnen zu der Verbindung des s. g. jungen Europa, jener allgemeinen Revolutionspropaganda, welche seit der Julirevolution die kühnsten Hoffnungen hegte und sich der besondern Protection des Lord Palmerston erfreute. Der andere Theil der polnischen Emigration war eine aristokratische Verbindung, an deren Spitze Fürst Adam Czartoriský stand und die gleichfalls ihre Hauptsitze in Paris und London hatte. Diese besonnenere Partei hoffte auf diplomatischem Wege zu erreichen, was sich mit revolutionären Gewaltmitteln nun einmal nicht erreichen ließ. Sofern die europäischen Großmächte in den Verträgen von 1816 das Königreich Polen mit seiner selbständigen Verfassung dem russischen Kaiserthum nur durch Personalunion verbunden hatten, ließ sich allerdings noch die Möglichkeit denken, daß Rußland einmal in den Fall kommen könnte, dem Dringen der übrigen Großmächte nachzugeben und die polnische Nation zu schonen, oder konnte ein großer europäischer Krieg Polen wieder befreien. In jedem Fall war es für die Emigration räthlich, es mit den mächtigen Monarchen Europas nicht zu verderben. Diese polnische Adelspartei verwarf also mit Recht das Treiben der demokratischen Partei, weil deren Wühlereien alle europäischen Mächte bedrohten und der polnischen Sache viel mehr schadeten als nutzten.

Indessen behielt die demokratische Partei die Oberhand, weil sie zu sehr von der revolutionären Partei in Frankreich selbst abhing. Es ging damals, wie bekannt, ein revolutionärer Wind durch ganz Europa. Die neue Revolution in Polen, der Sonderbundkrieg in der Schweiz, die Wühlereien in Ungarn und Italien waren nur die Vorspiele der großen Revolution des Jahres 1848, welche den französischen Thron umstürzte und die Throne in Deutschland tief erschütterte. Die Polen rechneten auf eine ganz allgemeine Revolutionirung Europas. Die Wühler setzten dem bestehenden Staatsrecht das Nationalitätenprinzip entgegen, weniger in Frankreich und Deutschland, als in Italien, Ungarn und Polen. Lelewel mußte sich daher bequemen, bei seiner entschiedenen und ausschließlichen demokratischen Tendenz doch wenigstens die nationale Maske vorzunehmen. „Lelewel stand nun wieder an der Spitze eines Comité's, und zwar eines Comité's der Einigung, die, wie allgemein anerkannt wurde, der Emigration und dem polnischen Volke am meisten nothwendig war. Doch er dachte bei dieser seiner Schöpfung an nicht weniger als an eine Versöhnung der beiden Parteien der Emigration, von welchen er die aristokratische tödtlich haßte, die demokratische aber wegen ihrer schwungvollen Theorien und ihrer praktischen Unfruchtbarkeit gering schätzte; die von ihm ausgesteckte Fahne galt daher nicht der Einigung dieser beiden Parteien, sondern, was damals nur wenige ahnen konnten, der Einigung des polnischen Volkes. Dieser Dämon Polens, innerlich und äußerlich dem Robespierre zum Erschrecken ähnlich, hatte seit der blutigen Novembernacht 1830 gegen jede Regierung, weil jede die aristokratischen Farben an sich trug, unausgesetzt conspirirt, er hatte den Abgott des Volkes Chlopicki gestürzt, am 15. August 1831 geholfen die Wuth des Warschauer Pöbels zu entfesseln, er hatte den getreuesten Diener und aufrichtigen Freund Czartoryski's, Oberfeldherrn Skrzynecki, in den Abgrund des Volkshasses geworfen, und würde diesem auch den Fürsten selbst mit seinem ganzen aristokratischen Anhange mit kaltem Blute nachgeschleudert haben, wenn sie nicht Ramorino, gleichgültig gegen Warschaus Fall, zeitlich genug von dem Schauplatze der Revolution entführt hätte. Polen war nach seiner Ansicht einzig und allein durch die Schuld der Aristokratie zu Grunde gegangen. Um es als eine demokratische Republik wieder aufleben zu machen, hatte er mit den Demokraten Italiens, Frankreichs und Deutschlands an der Erregung einer allgemeinen politischen und socialen Revolution in Europa gearbeitet.“ Neben diesen demokratischen Umtrieben spielten die aristokratischen und monarchischen der andern Partei eine viel unbedeutendere Rolle, obgleich Fürst Czartoryski die Eitelkeit hatte, sich von seinen Freunden als König Adam I. von Polen begrüßen zu lassen.

Von Frankreich aus wurde nun auch in Galizien eifrig agitirt und zwar nicht blos gegen die österreichische Herrschaft, sondern auch für die republikanischen, communistischen und irreligiösen Tendenzen, die damals in Frankreich vorherrschten. Allen höhern Lehranstalten in Galizien wurde dieser böse Geist eingeimpft. „Unter den Samborer Gymnasialschülern hatte sich im Jahre 1836 über Anstiften des polnischen Emigranten Benedikt Sobecki und des dortigen Criminalgerichts-Praktikanten Caspar Cienglewicz eine geheime Gesellschaft, anfangs unter der Leitung des Studirenden Michael Popiel gebildet, deren Zweck in der Wiederherstellung Polens als freie Republik durch einen allgemeinen Volksaufstand bezeichnet war. Um aber das Volk für den Aufstand geneigt zu machen, sollte dasselbe über die ihm zukommenden Menschenrechte und über den auf demselben lastenden Druck aufgeklärt, und belehrt werden, daß es nur in einer Republik sein Glück finden könne, indem es dann von allen Steuern und sonstigen Bedrückungen

frei seyn würde, daß übrigens dieser beseligende Zustand nur im Wege eines gemeinsamen Aufstandes zu erreichen sey. Die Gesellschaft hatte keinen bestimmten Namen, die Mitglieder wurden einfach Brüder genannt. Als Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes wurde die Belebung und Erhaltung des polnischen Nationalgeistes, durch das Lesen revolutionärer Bücher, durch schriftliche Ausarbeitungen und durch öftere Vereinssitzungen vorgezeichnet. In den letzteren wurden Aufsätze einzelner Vereinsglieder gelesen und Reden gehalten, in welchen neben den Lehren allgemeiner Nächstenliebe und der hieraus entspringenden Gleichheit der Stände, auch der Grundsatz verfochten wurde, daß der Eid der Treue, den etwa die Vorfahren der Regierung geleistet haben, für die gegenwärtige Generation nicht bindend sey, weil die ersteren kein Recht hatten, über die Freiheit der Nachkommenschaft zu verfügen. Die christliche Religion wurde als eine Art Mythologie dargestellt, welche nur den monarchischen Regierungen zur Stütze diene, in deren Sold die Geistlichkeit stehe, es werde daher, wenn die Republik wirklich zu Stande kömmt, auch die Religion dem Geiste der demokratischen Regierung angepaßt werden. Um sich in derlei Ansichten zu kräftigen, wurden die Worte eines Gläubigen von Abbé Lammenais, die Theologie von Thomas Paine und Volneys Ruinen fleißig gelesen. Um sich gegenseitig Muth einzuflößen, sprach man ferner davon, daß fast in jeder Stadt ähnliche Gesellschaften bestehen. Als sich der Verein durch Anwerbungen verstärkt hatte, theilte man denselben in fünf Rotten, suchte einzelne hiezu geeignete Glieder als Propagatoren der demokratischen Lehre unter den Handwerkern und dem Bauernvolke heranzubilden."

Welcher Taumel sich mancher polnischen Adelsfamilie bemächtigte, mag folgender charakteristische Vorfall darthun. „Auch auf der Herrschaft Szczepanowice, Bochnier Kreises, haben in den Jahren 1836 und 1837 einige aus Krakau nach der Occupation dieser Stadt durch österreichische Truppen herbeigekommene Emigranten, ferner Alexander und Julian Chrzonstowski, Söhne der Grundfrau Marzianna Chrzonstowska, und diese selbst, die Unterthanen bei verschiedenen Gelegenheiten offen aufgefordert, der Revolution, die demnächst ausbrechen werde, beizutreten, da diese die Befreiung des Landes von dem Joche der Deutschen und von den Steuern, dann aber die Herstellung der Freiheit und Gleichheit unter den Menschen zum Zwecke habe. Obwohl der 66jährige Unterthan Mathias Strychala der Grundfrau aus Anlaß einer solchen in Gegenwart einiger Bauern geschehenen Aufforderung, erwiderte: daß er allem dem, was sie sage, keinen Glauben schenke, sondern treu und fest an einen Gott und an den Kaiser glaube, ließ man in der Bearbeitung des Landvolkes doch nicht nach und artete vielmehr in förmliche Demonstrationen aus. Es wurden nämlich am 3. und 10. September 1837 zu Szczepanowice Erntefeste (Obrzynki) veranstaltet, wobei mehrere Mitglieder des Vereins ‚Conföderation des polnischen Volkes', namentlich Malinowski, Marynowski, Stabnicki, Mulkowski und Szczepanowski, den Bauern eine bessere Zukunft, Befreiung von Steuern und Frohnen und Einführung der Freiheit und Gleichheit verhießen. Die Grundfrau eröffnete den Tanz mit dem ältesten Bauern der Gemeinde, die Söhne derselben und die Mitglieder des erwähnten Vereins tanzten hierauf mit den Bauernmädchen, die Bauernburschen aber mit den Töchtern der Grundfrau. Den Bauern wurde nicht gestattet, die Mützen abzunehmen, da sie ja alle den Herren gleich und deren Brüder seyen; die Herren umarmten die Bauern, tauschten mit den Letzteren die Mützen aus, sangen patriotische und revolutionäre Lieder und zechten weidlich mit ihnen."

Die geheimen Gesellschaften kamen nun in die Blüthe, aber eine verdrängte die andere, weil der polnische Adel in seiner ewigen Unruhe und von persönlicher Eitelkeit getrieben, das Joch eines und desselben Parteichefs nicht lange erträgt. „Es ist ein charakteristisches Merkmal in der Geschichte polnischer Revolutionen, daß die vielen zum Behufe der letzteren gestifteten geheimen Vereine vor und nach dem Aufstande vom Jahre 1830 niemals ein längeres Daseyn fristeten, sondern, wenn sie von der Regierung nicht entdeckt wurden, sich sehr bald durch innere Zwistigkeiten auflösten, dann aber wieder reorganisirt, mit veränderten Statuten, unter einem neuen Namen und einer neuen Leitung auftauchten, andere noch bestehende Vereine in sich aufnahmen, oder von denselben verschlungen wurden, bis abermal das ehrgeizige Streben Einzelner nach einer höheren Vereinsgewalt, oder Differenzen bezüglich der Wahl der Mittel und des Zeitpunktes zum Aufstande, ihr Ende herbeiführten. So wurde denn auch bald nach Auflösung der ‚Vergesellschaftung des polnischen Volkes', und zwar schon im August 1837 vom Eugen Chrzonstowski, dessen wir bereits erwähnt haben, im Einverständnisse mit Richard Hermann und Leander Pawlikowski, ein neuer Verein gebildet, welcher die Benennung ‚das junge Sarmatien' führen, und neben sich als Pflanzschule einen unteren Verein: ‚die echten Söhne des Vaterlandes', haben sollte." (Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 46. 8. Juni 1867.

## Geschichte.

Geschichte des polnischen Aufstandes vom Jahre 1846. Nach authentischen Quellen dargestellt von Moritz Freiherrn von Sala. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1867.

(Schluß.)

Die Wühlereien wurden immer ärger und legten alle Vorsicht ab. „Im Bewußtseyn des nahen Ausbruchs der Revolution vergaßen anfangs 1840 die Verschwornen so sehr jede Vorsicht, und trieben ihren Uebermuth so weit, daß bei den militärischen Zapfenstreichen die Studenten Hand in Hand mit den Militärs marschirten, daß bei einem solchen Zapfenstreiche das bekannte Lied: ‚Noch ist Polen nicht verloren' gespielt wurde, und daß Feldwebel Pierzonka den kaiserlichen Adler an seinem Porte-épée in einen polnischen verwandelte, während andere Unteroffiziere an ihren Csako-Rosen bei dem kaiserlichen Namenszuge F I die römische Zahl I wegtrennten, wodurch der übrig gebliebene Buchstabe die Bedeutung ‚Freiheit' erhielt. Man kann nicht genug über den gänzlichen Mangel an Aufsicht und Disciplin, sowohl über das k. k. Militär, als auch über die Studirenden staunen, dem es allein zuzuschreiben ist, daß derlei offenbare Anzeichen einer revolutionären Verbrüderung unter den Militärs und den Studirenden den Localbehörden nicht bekannt wurden, und daß es erst der schon erwähnten geheimen Anzeige an den Przemysler Kreishauptmann bedurfte, um die Thätigkeit derselben wachzurufen. Als dies endlich geschehen war und man mit der Verhaftung des Bayer, Towarnicki, Wilam und einiger Studenten den Anfang gemacht hatte, beriethen sich die Offiziere Dmitrasinovics, Weinberger und Broniewski, dann die Unteroffiziere Pierzonka und Körner mit mehreren Studenten darüber, wie man die Entweichung des Wilam aus dem Arreste bewerkstelligen könnte, was aber wegen der guten Verwahrung dieses Arrestanten ohne Erfolg blieb. Dagegen gelang es dem Eduard Bayer, unter Vorschubleistung seiner Mitverschwornen Begejewicz, Janiszewski und Platzer, der Haft am 29. März zu entspringen, worauf er in Frauenkleidern von den Genannten nach Hermanowice geleitet wurde, wo ihn Heinrich Ziembicki mit seinen Pferden erwartete und in den Sanoker Kreis, schließlich aber nach Ungarn entweichen ließ."

Wichtiger als diese kleinen Vorgänge erscheinen die Fortschritte, welche das Nationalitätenprinzip nicht in der einseitig polnischen, sondern in der panslavistischen Richtung machte, womit die ersten Anfänge einer ruthenischen Opposition gegen die Polen zusammenhingen. „Wir müssen aus den weitläufigen, bis zum Jahre 1844 geführten, strafgerichtlichen Untersuchungen noch nachfolgende interessante Andeutungen eines in alle Umtriebe tief eingeweihten Emissärs und einiger Hochverraths-Inquisiten über die Verbreitung panslavistischer Ideen und über das Wiederaufleben der ruthenischen Nationalität hervorheben. In ersterer Beziehung stellt sich aus den erwähnten Depositionen heraus, daß sich schon in den Jahren 1835 bis 1839 in Preßburg, Wien und Prag slavische Vereine gebildet haben, die anfangs nur Sprachforschung und sonstige literarische Zwecke zu verfolgen schienen, bald aber eine politische Färbung annahmen. Die Gesellschaft in Preßburg, zu welcher meist evangelische Theologen gehörten, stand unter der Leitung des in der Folgezeit allgemein bekannt gewordenen Präsidenten Hurban, und verfolgte, angeblich von russischen Emissären beeinflußt, die Vereinigung aller Slaven unter der Hegemonie Rußlands, während die in Wien und Prag ansässigen Vereine, von republikanischen Tendenzen erfaßt, die Vereinigung aller Slaven

zu einer Föderativ-Republik nach Art der nordamerikanischen Freistaaten anstrebten. Hiernach sollten die Slaven nach Stämmen in verschiedene Freistaaten eingetheilt werden, die Regierung eines jeden Freistaates sollte in der Hauptstadt des von jedem Stamme bewohnten Landes, die Centralregierung aber in Wien ihren Sitz haben. Der Grund, weßhalb man der Hauptstadt Oesterreichs diese Ehre zugedacht hat, bestand in der historischen Erinnerung, daß einst in grauer Vorzeit in der Umgebung von Wien Slaven gewohnt haben, und in der Hoffnung, das deutsche Element aus Oesterreich, nach dessen staatlichem Zerfalle, verdrängen und zersetzen zu können. Lange soll sich aber diese Idee einer allgemeinen Slavenrepublik in ihrer Reinheit nicht erhalten haben, wenigstens gab Leslaw Lukasiewicz hierüber in seinem Verhöre an, daß er auf seiner Reise durch Böhmen im Jahre 1839 in früheren demokratischen Kreisen zu Prag zwar sehr viel Haß gegen die Deutschen, dafür aber eine entschiedene Hinneigung zu Rußland gefunden habe, so zwar, daß man sich unverholen tadelnd über die Polen aussprach, weil diese durch ihre Antipathien und ihre beständigen Kriege und Conspirationen gegen das stammverwandte Rußland die Bemühungen zur Gründung eines allgemeinen Slavenreiches wesentlich beeinträchtigen.

Nicht minder interessant sind die Andeutungen über das Wiederaufleben der ruthenischen Nationalität. Die ersten Spuren hievon finden wir im Jahre 1836. Als nämlich die Carbonari-Gesellschaft von Krakau und Galizien in dem Vereine: ‚Vergesellschaftung des polnischen Volkes' aufgegangen war, kam in einer der Sitzungen der obersten Gewalt in Lemberg eine Beschwerde der in den Verein aufgenommenen griechisch-katholischen Lemberger Seminaristen zur Sprache, daß bei der Benennung des Vereins die ruthenische Nation unbeachtet geblieben sey. Hätten die polnischen Demokraten diese noch schüchterne Aeußerung des erwachenden nationalen Bewußtseyns als eine berechtigte anerkannt, der ruthenischen Nationalität geschmeichelt und ihren Verein etwa als ‚Vergesellschaftung des polnischen und ruthenischen Volkes' benannt, vielleicht wäre dieser Anstoß ohne weitere Folgen geblieben. Allein eine solche Concession erschien den Vereinsgewalten als eine unerhörte Anmaßung. Wo war denn jene ruthenische Nation, die eine Vergesellschaftung mit der polnischen beanspruchte? War nicht das östliche Galizien seit Kasimir dem Großen dem polnischen Reiche einverleibt und so gründlich polonisirt worden, daß das sogenannte ruthenische Volk nur noch aus Bauern und der griechisch-katholischen Geistlichkeit bestand? Erschien die ruthenische Sprache nicht blos nur als Kirchensprache und als ein Dialekt des gemeinen Volkes, so zwar, daß derselbe großentheils selbst in den untersten Schulen außer Gebrauch gesetzt worden war, und daß sich die griechisch-katholische Geistlichkeit bei ihren Predigten und im geselligen Umgange vorzugsweise der polnischen Sprache bediente? Die vornehme Abweisung jener Beschwerde verfehlte aber nicht, die dem Vereine angehörigen griechisch-katholischen Seminaristen für dessen Zwecke gewaltig zu erkälten, konnten sie doch schon daraus entnehmen, daß man sie niemals als gleichberechtigt mit den polnischen Demokraten anerkennen, und blos insofern im Vereine dulden würde, als sie sich unbedingt und ausschließend dazu hergeben, der polnischen Sache zu dienen. Alsbald machte sich daher im griechisch-katholischen Seminarium eine ruthenische, oder wie sie die Polen gehässig nannten, eine russische Partei bemerkbar. Schon im Schuljahre 1836—1837 fing man an, die ruthenische Sprache unter den Seminarzöglingen zur Conversationssprache zu erheben, und unter der Leitung des ehemaligen Professors der Religion an der Lemberger Universität, späteren Seminariums-Rektors Gregor Jachimowicz an einem russisch-ruthenischen Wörterbuche zu arbeiten, welches den Zweck hatte, die Aehnlichkeiten und Unterschiede beider Sprachen darzustellen. Man verlegte sich ferner eifrig auf das Studium der alten Geschichte des Landes, und konnte nicht umhin, dabei zahlreiche Beweise des Glückes desselben unter eigenen ruthenischen Fürsten, und im Gegensatze damit unter der polnischen Regierung eine Reihe von Unterdrückung und von Verfolgung der Ruthenen um ihres Glaubens und ihrer Nationalität willen, zu finden. Derlei geschichtliche Parallelen wurden nun auch in den monatlichen Uebungsreden der Seminarzöglinge, die zum großen Aerger der polnisch-demokratischen Partei in ruthenischer, mitunter auch in russischer Sprache gehalten wurden, hervorgehoben, und dabei folgerichtig auch die neue Aera gepriesen, die den Ruthenen in Galizien unter der österreichischen Regierung aufgegangen war, da bekanntlich diese die Gleichberechtigung des griechisch-unirten Ritus mit dem lateinischen zur vollen Geltung gebracht, und der alten Nationalstiftung der Ruthenen, dem Stauropignianischen Institute in Lemberg, ihren Schutz verliehen hat."

Im Jahr 1843 bildete sich ein polnisches Revolutionscomité auch im preußischen Posen und im folgenden Jahr ein Complott, durch welches Kaiser Nicolaus in Warschau ermordet werden sollte, was jedoch vereitelt wurde. Erst im Jahr 1846 brach der Aufstand der Polen wirklich aus. Im Posenschen wurde er schnell

unterdrückt, im Königreich Polen wagte er sich nicht recht hervor, nur in Galizien gewann er einige Ausdehnung. Man kann nur den Wahnsinn beklagen, der die polnischen Verschwörer antrieb, mit ihren erbärmlichen Mitteln Rußland, Oesterreich und Preußen zugleich bekämpfen zu wollen.

Der Hauptsitz der revolutionären Regierung unter dem Dictator Tisowski wurde Krakau, wovon die österreichische Besatzung sich zurückzuziehen vorzog. Allein die Polen hatten sich arg verrechnet, denn die Bauern ließen sich nicht in den Aufstand hineinziehen, welcher daher auf die wenig zahlreichen Edelleute, Verwalter und Bürger beschränkt blieb. Die galizischen Bauern nun und zwar nicht blos die ruthenischen, nahmen jetzt Rache für die im Eingang geschilderte lange Vernachlässigung ihrer Rechte und Interessen und folgten dem Adel nicht nur nicht, sondern griffen ihn selber an, schlugen ihn tod oder lieferten ihn gefangen der österreichischen Regierung aus. Mit den Greueln, die sie dabei begangen hatten, waren damals alle Zeitungen erfüllt und man beschuldigte die österreichische Regierung, die Bauern sogar aufgereizt zu haben. Diese Beschuldigung ist früher schon, und mit gutem Grunde zurückgewiesen worden. In der höchsten Noth und Bedrängniß nahm der erste Kreisbeamte in Tarnow, v. Breinl, die Dienste an, die ihm die Bauern von selbst anboten, indem sie ihm lebende und todte Aufrührer zuschleppten. Daß er für jeden lebenden fünf, für jeden todten Aufrührer zehn Gulden versprochen und bezahlt haben soll, ist eine Erfindung. Daß er aber den Bauern dafür danken mußte, den von den Insurgenten bereits beschlossenen Angriff verhindert zu haben, liegt in der Natur der Sache und ebenso, daß er den Bauern, die ihre Pferde und Wagen angestrengt hatten, eine kleine Vergütung reichte. Die Wuth der Bauern gegen die Edelleute ist hinlänglich motivirt durch die früheren Plackereien, die sie von den Grundherrn hatten leiden müssen, aber auch durch die grausamen Ermordungen, welche der insurgirte Adel selbst an Wehrlosen verübt hatte. „Ein großes Unglück für die von den Bauern verfolgten Insurgenten, deren Angehörige und die Kreisinsassen überhaupt, war der Mord des Pilsnoer Bürgermeisters Caspar Markl, welchen Joseph Kupuscinski, dortiger Magistrats-Kanzellist, Methud Janikowski, Eigenthümer von Realitäten zu Pilsno, Joseph Sierkirski, Gutsverwalter von Demborzyn, Jasloer Kreises, Leo von Szumunski, Privatbeamter, und Simon Gorecki, Oekonom, in der Nacht vom 18. Februar, nach den Lehren des demokratischen Katechismus, Abschnitt V. §§ 92 und 96, ungerührt von dem herzzerreißenden Flehen seiner Gattin und seiner unmündigen Kinder, in höchst grausamer Weise blos deshalb vollbracht hatten, weil Markl im Auftrage des Kreisamts mehrere Erhebungen über politische Umtriebe vornehmen mußte, weil er ferner als ein treuer, der Regierung ergebener Beamter das Zutrauen des Kreisamts und ebenso jenes der Landleute aus der Umgegend genoß, welche sich deshalb mit ihren Anzeigen über revolutionäre Umtriebe an ihn zu wenden pflegten."

Der Kaiser schickte den damaligen Oberstlieutenant Benedek mit einigen Truppen, der Krakau wieder einnahm, worauf die Ruhe im Lande hergestellt wurde. Einer höchst seltsamen Episode ist noch zu gedenken. Ein gewisser Dembowski stellte sich an die Spitze einer Prozession mit Kreuzen und Fahnen, um die Bauern durch geistliche Mittel zu bekehren, damit sie den Adel nicht ferner bekämpften, sondern unterstützten. „Der Dictator ließ die Geistlichkeit zu sich entbieten, und forderte dieselbe in einer angemessenen Rede zu einer feierlichen Prozession auf, die sie zur Bekehrung der blutdürstigen Bauern nach Wieliczka unternehmen sollten. Gefahr schien dabei keine zu seyn; denn davon, daß der General Collin sich mit seinen Truppen schon auf dem Marsche nach Podgorze befand, wußte man noch nichts, und die Bauern, meinte man, würden dem Eindrucke, den so viele Fahnen, Kreuze, Reliquienkästen, glänzende Ornate und die ehrwürdige Geistlichkeit, die darin steckte, auf sie machen mußte — nicht widerstehen; gleichwohl fand die Geistlichkeit die Sache doch etwas bedenklich, und sagte zwar ihre Mitwirkung zu, aber keineswegs mit jener freudigen und stürmischen Begeisterung, die ein zahlreiches Erscheinen derselben verbürgt hätte. Erst als Dembowski den Strom seiner feurigen Rede über sie ergossen und sie überzeugt hatte, daß sie sich der Theilnahme an diesem christlichen Werke, welches alle frommen Revolutionäre von Krakau mit aller Bestimmtheit wünschen, nicht entschlagen könne, und als er die in ihnen trotz alledem aufkeimende Furcht mit der Versicherung beschwichtigte, daß er sich selbst an die Spitze der Prozession stellen, daß letztere nebstbei eine Schaar auserlesener Schützen decken werde, und daß übrigens die Tragung der frommen Insignien nebenbei auch eine angemessene Bewaffnung — der Vorsicht wegen — nicht ausschließe, wurde der Vorschlag in einer Art auf- und angenommen, daß an dessen Ausführung nicht mehr zu zweifeln war. Die nöthigen Vorbereitungen nahmen den Rest des Vormittags in Anspruch, und so zog die Prozession, an der sich 30—35 Geistliche, darunter viele Mönche, betheiligten, unter Vortragung vieler Kreuze, Kirchenfahnen und Reliquienkästen, von 30 wohlbewaffneten Scharfschützen und einer unabsehbaren Menge be-

gleitet und fromme Lieder singend, um die Mittagsstunde über die Weichselbrücke nach Podgorze. Dembowski, in einem Bauernkittel, das Kreuz in der Hand, ging an ihrer Spitze." Der Zug stieß bald auf die Oesterreicher und wurde von ihnen zersprengt. „Mittlerweile hatte General Collin von dem Anzuge einer bewaffneten Prozession Nachricht erhalten, und dirigirte gegen dieselbe drei Compagnien Schmerling-Infanterie, um sie gefangen zu nehmen. Diese erschien jetzt auf der Anhöhe und bewegte sich, geistliche Lieder singend, im feierlichen Schritte gegen die Kirche, wo anderthalb Compagnien von Schmerling-Infanterie aufgestellt waren. Plötzlich stürzte Dembowski mit seiner bewaffneten Schaar mit lautem Hurrahgeschrei auf die Soldaten ein, und suchte sich durch diesen unvermutheten Angriff den Weg in die Kirche oder den Rückzug nach Krakau zu erkämpfen. Sein Plan mißlang. Die Truppen gaben zwei Dechargen, in Folge deren Dembowski fiel, und griffen darauf die Prozession mit dem Bajonnete an, der beinahe gleichzeitig auch eine Compagnie Fürstenwärther in die linke Flanke gefallen war. Die ihres verwegenen Führers beraubten Insurgenten suchten nun auf jede Weise zu entkommen."

Bekanntlich haben sich solche revolutionäre Prozessionen bei der letzten Revolution in Warschau wiederholt.

Unter den Bauern, die am blutdürstigsten den Adel verfolgten, wurde ein gewisser Szela am meisten berüchtigt. Wir erhalten hier nähere Nachrichten über ihn. Er war nicht ein Greis von siebenzig Jahren, sondern erst sechzig Jahre alt und betheiligte sich auch nicht, wie öfter erzählt wurde, persönlich an den Mordthaten, sondern schickte nur seine Leute in die Schlösser, um den Adel abzuschlachten, und wartete draußen. Die Regierung sorgte durch strenge Befehle dafür, daß die Ruhe hergestellt wurde, wozu insbesondere beitrug, daß sie die Roboten der Bauern erleichterte und das Unrecht nicht mehr gestattete, welches die Grundherrn, wie oben schon gesagt ist, bisher den Bauern zugefügt hatten. Die Polen und ihre Freunde in der deutschen Presse verfehlten nicht, der Regierung vorzuwerfen, sie habe damit die Bauern für ihre Mordthaten belohnen wollen. Allein die Regierung konnte nicht anders handeln, sonst würde sich das Uebel noch gesteigert haben. Ihr damaliges Verfahren war ganz correct und den Umständen angemessen. Nur das Einzige gereicht ihr zum Vorwurf, daß sie nicht schon lange vorher durch ihre Beamten den Bauern mehr Gerechtigkeit und Schutz gegen den Adel hat angedeihen lassen.

## Symbolik.

Die Schwalbe und ihre Heimkehr. Von Professor P. Cassel. Berlin, Geh. Oberhofbuchdruckerei von Decker, 1867.

Eine hübsche kleine Monographie. Die Schwalbe kündigt den Frühling an und war daher zur Heidenzeit geheiligt. Auch ihr häuslicher Sinn und die zärtliche Pflege ihrer Jungen kamen dabei in Betrachtung. Wenn nach Aelians Thiergeschichte III. 15 die Alten von den Schwalben glaubten, sie würden blind geboren, so bedeutet die Blindheit hier nur die Nacht des Winters, welcher das Licht des Frühlings und Sommers folgt. Das Schwalbenkraut (Chelidonium) sollte kranken Augen heilsam seyn, derselben Symbolik zufolge, und weil es blüht, wenn die Schwalben kommen. Vergl. Athenäus XV. 648.

Weil mit dem Frühling Glück und Segen der Natur wiederkehrt, glaubte man, der Anblick der ersten Schwalbe im Jahre bringe Glück. Dieser Aberglauben ist noch sehr stark im Volke verbreitet und von so unschuldiger Art, daß der Verfasser nicht nöthig gehabt hätte, ihn rationalistisch zu erklären und zu entschuldigen, wie hier S. 9 geschieht. „Wer die erste Schwalbe im Frühling wiedersieht, ist reich genug, wenn er auch dabei nicht, wie man in Thüringen und anderswo meint, die Hand in der Tasche umrührt, um viel Geld im nächsten Jahre zu haben. Wen der Frühlingshauch erquickt, sobald die erste Schwalbe kommt, wird heil und fröhlich, auch wenn er mit Wasser bei ihrem Anblick sich nicht das Antlitz berührt, um die Sommersprossen zu vertreiben. Ein treues Herz wird, wenn die Schwalbe kommt, von schöner Sehnsucht voll, auch ohne daß sein Ring neun Tage in ihrem Nest gelegen hat. Denn neun Tage ist die deutsche Zauberzahl zumeist, der Ring das Symbol der Einigung, und im Nest der Schwalbe ist des Frühlings Lieb' und Lied zu Haus. Ein helles erstes Schwalben-Frühlingslied findet alle Herzen offen, — was im alten Rhodus die Bettler reichlich benutzten, wenn sie im März an den Thüren umherzogen und ‚schwalbensangen', wie man die Melodie nannte, in der sie sich hören ließen."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 47. 12. Juni 1867.


## Kunstgeschichte.

Raphael. Von Ernst Förster. Mit einem Bildniß Raphaels. Erster Band. Leipzig, T. O. Weigel, 1867.

Obgleich über den großen Raphael seit Vasari schon in allen Kunstgeschichten und in nicht wenigen ihm allein gewidmeten Werken von Comolli 1790, Pungileoni 1812, Quatremere de Quinzy 1824, Füßli 1815, Passavant 1839 schon überaus Vieles und Gutes geschrieben ist, kommt doch auch das vorliegende Werk keineswegs zu spät, indem es noch eine große Menge von interessanten Notizen und Berichtigungen enthält. Herr Förster gehört überhaupt zu den ersten Kennern der italienischen Kunst und Kunstgeschichte und hat sich durch mehrfache glückliche Entdeckungen jenseits der Alpen einen Namen gemacht.

Im vorliegenden Werke verbindet er mit der Biographie des großen Malers eine Uebersicht und Kritik der vielfach bestrittenen Werke seiner Jugend, um für eine ausführlichere Charakteristik seiner spätern Meisterwerke freien Raum zu behalten. Wir bitten ihn, in einer neuen Auflage, die eigentliche Biographie auch noch von den kritischen Betrachtungen und von der Controverse abzusondern, damit man die erstere in reinem Zusammenhange erhält. Es wird dadurch auch einem größern Leserkreise Genüge geleistet werden, solchen Lesern nämlich, die in das kunstgeschichtliche Detail sich einzulassen nicht fähig oder geneigt sind und doch an Raphael großes Interesse nehmen.

Das Buch ist gut geschrieben, wie folgende Schilderung von Urbino, wo Raphael geboren ist, zeigen wird. „Welch ein Rundgemälde thut sich auf dieser Höhe vor unsern Augen auf! Zu unsern Füßen die Stadt mit ihren Thürmen und Kuppeln, dem Palast, den von allen Seiten des Berges in die Tiefe sich hinabziehenden Straßen! Dunkles Waldgebirge rings umher — weit und breit keine Ortschaft, kein Dorf, kaum ein vereinzelter Weiler — hie und da auf der Spitze eines Hügels die Trümmer einer Burg, oder im Dickicht der Waldung die glänzenden Mauern eines Klosters, von dessen stillen Bewohnern und deren frommer Beschäftigung bis jetzt noch die helltönende Gebetglocke die Kunde über die Thalschluchten und weithin von Berg zu Berge trägt. Wie einsam ist die Gegend! und wie einsam muß sie in frühern Zeiten, selbst noch im 15. Jahrhundert gewesen seyn, wo zwar die Ritterburgen noch standen und bewohnt waren, wo aber an der Stelle der breiten und gut erhaltenen Straßen, die jetzt nach allen Seiten hinab- und hinausgeführt sind, nur schmale Saumpfade zu der Bergstadt leiteten. Aber über das nahe Waldgebirge schweift der Blick in die Ferne, zu den oft noch im Sommer mit Schnee bedeckten Höhen, die der Gegend das Gepräge einer Alpenlandschaft geben. Berge hinter Bergen erheben sich in wechselvollem, wellenförmigem Linienspiel, in immer duftigeren Farben; man glaubt in ein hochaufgeregtes, und in der Aufregung festgebanntes Meer zu sehen, aus dem hie und da eine Felseninsel emporragt, und in welchem wir selbst auf smaragdgrünem Eiland wohnen. In dieser mit Naturschönheiten reich ausgestatteten, von der Außenwelt aber wie durch eine unübersteigliche Ringmauer nach allen Seiten abgeschlossenen, stillen und kleinen Bergstadt ward am 6. April des Jahres 1483 dem Maler Giovanni Santi, der seit ungefähr einem Jahr mit Magia, der Tochter des Kaufmanns Battista Ciarla zu Urbino, verheirathet war, ein Knabe geboren, den die Eltern unter den Schutz des Erzengels Raphael stellten und auf dessen Namen taufen ließen."

Raphael hatte schon in früher Jugend Gelegenheit,

seinen Sinn für Zeichnung und Malerei auszubilden, und kam schon als zwölfjähriger Knabe nach Perugia zum Meister Pietro, dem berühmten Perugino, der noch in der frommen Weise des christlichen Mittelalters malte und von welchem der Knabe das Heilige mit einem Zug zum Lieblichen, hauptsächlich in Madonnenbildern darzustellen lernte. Wie es uns scheint, hat der Verfasser, wie fast alle andern Kunsthistoriker der Neuzeit, zu sehr nur das Formelle der Kunst, die artistische Aufgabe ins Auge gefaßt, nicht aber Zweck und Bestimmung der Kirchenmalerei. Schon Vasari dachte nur an den Künstler und sein Kunstgeschick, der Inhalt und Zweck der Bilder war ihm völlig gleichgültig, ein Satyr grade so viel werth, als ein Christusbild, eine nackte Venus grade so viel, als ein Marienbild, und eine allegorische Schmeichelei, worin päpstliche Nepoten oder kleine italienische Tyrannen vergöttert wurden, grade so viel, als eine Verklärung Christi oder Anbetung des Lammes. Man muß nothwendig die Gemälde nicht blos nach ihrem Kunstwerth, sondern auch nach ihrem Inhalt würdigen. Wenn die spätern Maler der Renaissance gleich den altgriechischen Bildhauern für schöne, sinnliche, athletische oder reizende und üppige Körperformen begeistert waren, die frühern frommen Kirchenmaler dagegen mit wirklicher Andacht und versenkt in eine heilige Begeisternng malten, so darf die Kunstkritik nicht in der Manier Vasaris beide über einen Leisten schlagen und einzig ihr Kunstgeschick zum Kriterium machen, sondern sie muß die Gebiete des Natürlichen und des Heiligen, des Sinnlich- und Sittlichschönen, der heidnischen und der christlichen Kunst getrennt halten. Der Künstler als solcher folgt nur einem innern Impulse und der Geist, der in ihm lebt und der durch seinen Pinsel sichtbar werdend die Welt bezaubert, charakterisirt ihn zuerst, sein größeres oder geringeres Kunstgeschick ist Nebensache oder verhält sich dazu nur als Mittel.

In Raphaels unsterblichen Bildern spiegelt sich der ganze tiefe Contrast der altchristlichen und der neuheidnischen Kunst, denn erzogen in der Schule Peruginos zur heiligen Einfalt, jungfräulichen Reinheit und Lieblichkeit in der mittelalterlichen Kirchlichkeit, gerieth er am üppigen Hof der Mediceer in Florenz und der heidnischen Päpste in Rom in die Bezauberung der Renaissance hinein und obgleich in seiner harmonischen Seele beide Kunstrichtungen sich verschmolzen und in seinen Bildern für das künstlerische Auge der grelle Gegensatz verwischt erscheint, so bleibt nichtsdestoweniger dieser Contrast der größte, der jemals in der Kunst vorkam.

Während nun der Verfasser vom Lob der spätern Richtung Raphaels überfließt und die Renaissance als einen segensreichen Fortschritt der Kunst und der Menschheit überhaupt begrüßt, stellt er damit die frühere christliche Periode Raphaels mehr in den Hintergrund und betont ihre Seelenschönheit nicht in dem Grade, wie sie es verdient. Er selbst sagt: „In der Zucht der Kirche war der Menschengeist herangewachsen und hatte sich das Maaß seines Wissens und die Ziele seines Könnens, wenn auch nicht immer willig und dankbar, vorschreiben lassen. Aber, wie er anhub, mündig zu werden, sah oder ahnte er noch andere Ziele, und weder bange Sorge, noch strenge Gewalt der bisherigen Vormünder konnte ihn in der alten Umzäunung halten, so daß er selbst aus der Asche der Scheiterhaufen mit verjüngter und verstärkter Kraft emporstieg. Eine mächtige Wirkung war dem neuerschlossenen Blick in das Leben und die Werke des Alterthumes vorbehalten. Hier sah man unabhängig von der auf göttlicher Offenbarung ruhenden Kirche und lange vor ihr eine zur höchsten Blüthe entfaltete Geistesbildung, eine Fülle von Weisheit und religiösen Anschauungen, und eine aus ihnen hervorgegangene Klarheit, Reinheit und Schönheit der Form, daß alles, was die christliche Bildung errungen und aufgebaut, davor zurücktreten mußte und sogar irrthümlich und werthlos erschien."

Das ist ein viel zu emphatisches Lob der Renaissance und eine ungerechte, durchaus unerlaubte Unterschätzung des christlichen Geistes. Wenn der Verfasser sogar in „der Fülle der religiösen Anschauungen" viel mehr sehen will, als im Christenthum, so scheint er sich noch sehr wenig mit der Fülle christlicher Ideen beschäftigt zu haben.

Die meiste Sorgfalt wendet der Verfasser auf das Herausfinden aller der Meister und Manieren, von denen Raphael gelernt und manches angenommen hat, ohne daß dadurch seine höchste Meisterschaft und Originalität beeinträchtigt worden wäre. Außer dem Einfluß des Perugino ist der des Leonardo da Vinci nnd Fra Bartolommeo besonders hervorzuheben, später noch mehr der des Michel Angelo. Der Verfasser hat gewiß recht, wenn er gegen Quatremere behauptet, der Einfluß Michel Angelos auf Raphael sey viel größer gewesen, als jener französische Gelehrte zugeben will.

Auch noch in der Periode, in welcher Raphael der Renaissance verfiel, entsagte er keineswegs dem christlich Heiligen, sondern stellte es in hoher Schönheit dar, wenn auch freier und mit einer hin und wieder schon gefährlichen und jedenfalls aus dem Kirchenstyle heraustretenden Hinneigung zum Naturalismus. Wer

einigermaßen den tiefen Ernst des Heiligen begreifen gelernt hat, kann gewiß nicht in allen Madonnen Raphaels mehr als eine menschlich schöne Mutter, gewiß nicht in allen seinen Jesuskindern mehr als ein natürlich spielendes Kind sehen. Mehrere seiner heiligen Conversationen lassen sich nur für die Hausandacht vornehmer Familien rechtfertigen, nicht aber für den Gottesdienst in der Kirche. Der große Raphael selbst geht zwar nie über die Linie des Schicklichen hinaus, aber die Natürlichkeit, die er in seine Heiligenbilder hineintrug, mußte seine Nachfolger nothwendig verleiten, noch natürlicher seyn zu wollen, und nachdem einmal Raphael die schönen jungen Bäuerinnen vom Albanergebirge in Kirchenbilder eingeführt hatte, kamen an der Hand minder taktvoller Maler bald auch die Hetären von Rom und anderen italienischen Hauptstädten unter der Maske einer liebeschmachtenden heil. Magdalena, heil. Bibiena, heil. Teresa ꝛc. hinein, und ließen berüchtigte Päpste, Cardinäle und Bischöfe ihre Maitressen als Madonnen in die Kirchen malen, um über das Volk, welches sie anbetete, zu hohnlachen. Bei aller Bewunderung für die Kunstfertigkeit der Maler muß man doch sagen, es kann keine tiefere Verletzung des reinen religiösen Gefühls geben, als solche Kirchenbilder der Renaissancezeit. Anstatt heilige Schauer der Ehrfurcht vor der Gottheit und eine tiefe Andacht zu erwecken, flößen sie nur ein Wohlgefallen an menschlicher Anmuth oder gar sinnliche Gelüsten ein. Und ganz so wie mit den weiblichen Heiligen jener Kirchenbilder der Renaissance verhält es sich mit den männlichen Athleten, wie sie Michel Angelo in die Kirchenmalerei eingeführt hat, mit jenem Herkules, der uns für Christus, mit jenen Titanen, die uns für Propheten und mit jenem Adonis, der uns für den heil. Sebastian ausgegeben wird.

Vollkommen Recht hat der Verfasser, wenn er die theologischen Allegorien vertheidigt, die man in neuerer Zeit als Gedankenmalerei verspotten zu dürfen geglaubt hat, z. B. die Disputa, die Schule von Athen ꝛc. Wer die göttliche Komödie des Dante und die schönen Autos des Calderon kennt, wird Gelegenheit gehabt haben, sich mit dieser Manier zu befreunden. Sie spricht uns aus Raphaels Bildern ganz besonders an, durch die Fülle von Geist in schöner Form. Nur einigemal hat sich Raphael vom mediceischen Modegeschmack hinreißen lassen, mit seinem Pinsel heidnische Autoritäten anzuerkennen, die ein christlicher Maler nie und nirgends anerkennen darf. Schon das war unüberlegt, daß er dem elenden Petrarca, dem gemeinen Wollüstling und Ehebrecher, der die zartesten Empfindungen der Entsagung nur heuchelte, dem schmutzig habgierigen Schmeichler der Großen, denselben hohen Rang einräumte, wie dem reinen Dante. Daß er nun aber vollends den nichtswürdigen Kuppler Ovid, der die feinen Partien und nackten Orgien des Kaiser Augustus arrangirte, unter die größten Dichter und in den Himmel versetzt, ist ihm gar nicht zu verzeihen. Ueberhaupt ist dieses Bild Raphaels, der berühmte „Parnaß" von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn auch noch so schön gemalt. „In der Mitte eines mit Lorbeerbäumen bepflanzten Hügels sitzt Apollo an der frisch aus dem Gestein hervorsprudelnden castalischen Quelle; zu seiner Rechten Kalliope, Erato, Urania und Melpomene; zur Linken Polyhymnia, Klio, Thalia, Terpsichore und Euterpe. Weiterhin (zu unserer Linken) bildet Homer, dessen Vortrag ein junger Rhapsode schreibend folgt, den Mittelpunkt einer Gruppe von Dichtern, in denen wir Virgil und Dante erkennen, und neben ihnen den von Petrarca in oben genanntem Gedicht aufgeführten und auch von Dante im Purgatorio (26, 118) ehrend erwähnten Provenzalen Daniel Arnaldo vermuthen dürfen. Am Abhang des Hügels neben dem Fall des Bergquells sitzt auf ihre Lyra gestützt Sappho, das griechische Mägdlein, und wendet sich zu den geistesverwandten Sängern neben ihr: Alcäus, Anakreon und dem Dichter des Triumphes der Liebe, Petrarca, dem Raphael jedenfalls eine hervorragende Stelle einräumen mußte; hinter welchem noch ein lorbeerumkränztes Haupt sichtbar ist, das — mit Bezug auf Sappho — wohl einem Sicilier angehören könnte, denen ja auch Petrarca nachrühmt, daß sie die ersten italienischen Dichter gewesen. — Den Musen an der linken Seite Apollos zunächst, aber etwas zurück steht Ovidius im Gespräch mit Catullus, Tibullus und Propertius; ganz vorn, der Sappho gegenüber sitzt Pindar und wendet sich lebhaft zu Horatius um, der neben ihm steht. Weiter zurück folgen dann noch zwei Dichter, die — wenn wir Petrarca zum Führer nehmen wollen — vielleicht die ‚beiden Guido's' sind. Bei der Darstellung ist Raphael offenbar in einige Verlegenheit gekommen, indem er versucht hat (oder worden ist), zugleich mit der rein symbolischen Auffassung etwas Handlung in das Bild zu bringen, ohne eine einheitliche Wirkung im Auge zu behalten. Wenn der Gott die Saiten rührt — wer kann gleichgültig bleiben? — wer kann es ganz unbeachtet lassen? — Aber keiner der lorbeerbekränzten Dichter hört auf sein Spiel; Homer trägt seine eigenen Gesänge vor, die Andern führen unter sich mehr oder weniger lebhafte Gespräche; und nur zwei oder drei der Musen erweisen ihrem Führer die Ehre und hören auf

ihn. Dazu kommt, daß der Gott des goldnen Saitenspieles, statt der Lyra die Geige hält und obendrein in eine selbstgefällige Entzückung gerathen ist, scheinbar zum Ersatz für die geringe Theilnahme, die er mit seiner Kunst bei seiner Umgebung hervorgerufen." Die ganze Verherrlichung der heidnischen Poesie war eines Raphael unwürdig, etwas Gemachtes und Unnatürliches im Dienst der schlechtesten Fürstenpolitik, welche den christlichen Ernst durch einen neuen heidnischen Epikurismus verdrängen und das germanische Rechts- und Freiheitsgefühl in Tyrannei und Hofunzucht ersticken wollte. Die Gönner Raphaels waren die verabscheuungswürdigen Vorbilder Ludwigs XIV. Man kann den großen Maler nur bedauern, daß er in solcher Umgebung leben und wirken mußte.

---

## Hirtenbrief.

Die Mißgeschicke und die Zeichen der Zeit. Ein Sendschreiben des hochw. Bischofs von Orleans Mgr. Dupanloup an seine Diöcesanen. Deutsch von Dr. Rütjes. Emmerich, Romen, 1866.

Der Lütticher Studentencongreß, der Genfer Arbeitercongreß und die wüthende Kirchenverfolgung in Italien veranlaßten den geistvollen Bischof, dessen Stimme viel gilt in Frankreich, zu einem Mahnungsworte, denn der Hirt darf die Hände nicht in den Schooß legen, wenn der Wolf in die Heerde bricht. „Um des Uebels Tiefe und die verderblichen Folgen der heutzutage verbreiteten Lehren bei der Jugend zu ermessen, muß man, meine Herren, sich hier die Einzelheiten ansehen, sogar auf den Accent der Worte lauschen und auf den erschreckenden Einklang Acht geben, der zwischen diesen Jünglingen von Lüttich, den Arbeitern von Genf, den Freimaurern von Paris und den italienischen Umsturzmännern obwaltet.

Einer dieser jungen Leute erklärt sich frischweg als einen Materialisten und ruft: ‚Jeder Fortschrittsmann ist heutzutage Materialist!'

‚Der Streit ist zwischen Gott und dem Menschen', sagen wieder Andere; ‚man muß das Himmelsgewölbe einschlagen wie eine papierne Decke!' Ja, einer von ihnen, ein Solidaire, spricht davon, einen eigenen Cultus unter dem Namen ‚Atheismus' einzuführen.

Wie in der religiösen Ordnung Vernichtung aller Religion . . . . Leugnung Gottes, so ist in der socialen Ordnung ‚Umgestaltung des Eigenthums, Abschaffung des Erbrechtes' das Ziel ihres Strebens. Und wer soll dieses Werk zu Stande bringen? — die Revolution.

Einer von ihnen äußerte in einer letzten, zu Brüssel gehaltenen Sitzung: ‚Wenn die Guillotine nöthig ist, so werden wir vor ihr nicht zurückschrecken. Wenn das Eigenthum dem Umsturz widersteht, so muß man durch Volksbeschlüsse das Eigenthumsrecht vernichten; leistet die Bourgeoisie Widerstand, so muß man die Bourgeoisie umbringen.

‚Citoyens, Ihr wisset es nun, die Bourgeois sind Mörder und Diebe.'

Darum denn, Krieg gegen Gott! Haß der Bourgeoisie! Haß den Kapitalisten!

‚Auch die Frauen, sie dürfen der revolutionären Bewegung nicht fremd bleiben. War es doch Eva, die den ersten Schrei der Empörung gegen Gott ausgestoßen!'

Wäre das, meine Herren, blos eine Studentensprache, so wäre es schon entsetzlich. Allein dieser Congreß ist feierlich durch die erste Magistratsperson der Stadt Lüttich, durch einen ehemaligen Minister eröffnet worden, der in seiner Eröffnungsrede diese jungen Leute ‚die Elite der studirenden Jugend, die jungen Apostel der Freiheit und des Fortschrittes, die Soldaten der Civilisation, die autorisirtesten und würdigsten Repräsentanten der conservativ-socialen Grundsätze nannte.'"

An einem andern Ort citirt der Bischof Garibaldi, „der in Pavia zu den Studenten sagte: ‚Meine Freunde, wir müssen dem priesterlichen Vampir den Garaus machen; wir müssen die Schwarzröcke aus der Welt schaffen; wir müssen Italien von dem Krebsgeschwür des Papstthums befreien; wir müssen die Pfaffen auf dem Straßenpflaster zertreten.'"

Man hört hier in der That wieder die Sprache des Convents und der Sansculotten. Es ist sehr zu beklagen, allein das Gift ist nicht süß genug, es verlockt nicht genug. Die Mehrheit der Bevölkerungen fühlt sich davon abgeschreckt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{4}$ Thaler.

Sonnabend, N° 48. 15. Juni 1867.


## Biographie.

Geschichte Heinrichs des Löwen, Herzogs von Bayern und Sachsen und der staufischen und welfischen Politik seiner Zeit. Von Dr. Martin Philippson. Erster Band. Leipzig, Oskar Leiner, 1867.

Ein gut geschriebenes Buch, klar in der Anordnung und auch richtig im Urtheil, wenn man ausnimmt, daß der Verfasser Werth und Bedeutung der Kirche nicht genügend würdigt, was nun einmal im Geist unserer Zeit liegt und bei protestantischen Geschichtschreibern sogar obligatorisch geworden ist.

Heinrich der Löwe selbst, der Held des Buches, wird in seinen rühmlichen Eigenschaften, wie in seinen Schwächen parteilos geschildert. Das Urtheil über diesen Heinrich ist bisher im Allgemeinen kein sehr günstiges gewesen, denn die größte Mehrheit der Geschichtschreiber hat ihm seinen Verrath am Kaiser Barbarossa zum schwersten Vorwurf gemacht und das strenge Verfahren des Kaisers gegen ihn gebilligt. Aber grade die Kaiserlichgesinnten, welche die Einheit des Reichs gegen fürstliche Sonderpolitik in Schutz nehmen, sind dabei in Widerspruch mit sich selbst gerathen, denn das Vorschreiten Heinrichs des Löwen gegen die Slaven und gegen die ewig rebellischen Grafen und Bischöfe war der Einheit und Macht des Reiches viel zuträglicher, als die Maßregeln, welche der Kaiser zur Unterdrückung Heinrichs getroffen hat, nämlich Begünstigung des slavischen Erbfeindes und Aufrechterhaltung und Stärkung der Kleinstaaterei in Norddeutschland. Es wäre besser für das Reich gewesen, wenn das gute Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem sächsischen Herzoge, wie es anfangs bestand, nie gestört worden wäre. Die Schuld lag aber keineswegs an Heinrich allein.

Das Grundübel im deutschen Reiche, in der deutschen Nation, war schon verjährt, die von Karl dem Großen gegründete und von Otto I. wieder hergestellte Einheit des Reichs durch den unverbesserlichen Trotz der Volksstämme und der im Dienst des Reichs emporgekommenen Dynastien immer von neuem gefährdet worden. Dazu war in der letztern Zeit noch die Rivalität zwischen Kaiserthum und Papstthum gekommen. Der Partikularismus der Volksstämme und Dynastien hatte einen Bundesgenossen in der Kirchengewalt erhalten. Nach den sächsischen Kaisern waren es die salischen und nach diesen die schwäbischen oder staufischen, welche die höchste weltliche Macht gegenüber der geistlichen aufrecht erhielten. Unter den unbotmäßigen Reichsfürstengeschlechtern, die sich mit dem Papst gegen den Kaiser verbanden und zugleich mit der romanischen gegen die deutsche Nationalität, nahm das wie in Italien so in Deutschland begüterte Geschlecht der Welfen die erste Stelle ein. Man kann daher mit Recht sagen, auf diesem Geschlecht ruht uralter Fluch des Reichsverraths, der sträflichen Verbindung mit den Erbfeinden gegen die deutsche Nation. Der Verfasser spottet, wie es die Sache verdient, über die Speichelleckerei, die dem welfischen Geschlecht schon früher und wieder in neuester Zeit einen uralten Vorrang über alle andern deutschen Dynastien angedichtet hat. Nur das ist historisch wahr, daß sich das Geschlecht frühzeitig in italienischen Ränken und im Verrath am deutschen Reich und Kaiser ausgezeichnet, und daß es viele böse, heimtückische und unerträglich hoffährtige Charaktere unter seinen Gliedern gezählt hat.

Heinrich der Löwe war besser als seine Vorfahren. Er war noch jung, als sein Vater, Heinrich der Stolze, starb, dem es gelungen war, als Papist und Partikularist in langer Fehde das Ansehen des Kaisers zu schwächen, die welfische Macht zu erhöhen. Da nun

aber die Wittwe des Stolzen, Gertrud, noch gar lebenslustig war und wieder heirathen wollte, gelang es dem schwäbischen Kaiser Konrad III. sie mit dem Babenberger Herzog in Oesterreich, Heinrich Jasomirgott zu vermählen und demselben das bisher welfische Herzogthum Bayern anzuvertrauen, so daß ihrem jungen Sohne Heinrich nur das Herzogthum Sachsen blieb. So wurde durch Theilung die Macht der Welfen gebrochen, und so lange Heinrich noch jung war, lag es in seinem eigenen Interesse, sich der kaiserlichen Familie zu befreunden, sey es um später Bayern wiedererlangen zu können, sey es um die Macht des sächsischen Herzogthums weit im Norden auszubreiten. Das letztere lag ganz im Interesse der deutschen Nation und die Kaiser hätten schon längst dafür mehr Sorgfalt tragen sollen, als sie es thaten. Hier ist der Ort, wo Heinrich dem Löwen das größte Lob zuerkannt werden muß. Norddeutschland war nur zu sehr vernachlässigt geblieben, ein Unglück, das ihm später abermals widerfuhr.

Man muß erwägen, daß durch die große Völkerwanderung die ehemals von Deutschen bewohnten Länder an der Weichsel, Oder und Elbe den nachrückenden Slaven zugefallen waren, sammt allen Ostseeküsten, und daß an der Nordsee die Normannen dem deutschen Reich noch immer höchst gefährliche Feinde blieben. Um den großen Volksstamm der Sachsen zum Christenthum zu bekehren und dem deutschen Reiche einzuverleiben, hatte Karl der Große ein Menschenalter hindurch kämpfen müssen. Die Noth hatte ihn gezwungen, aus ganzen Landestheilen an den Grenzen die eingebornen Sachsen gewaltsam fortzuschaffen und Slaven, der Sachsen alte Feinde, die ihm Treue schwuren, darin aufzunehmen. Sollte das deutsche Reich nun, indem es sich der romanischen Feinde im Süden und Westen zu erwehren hatte, nicht beständig noch von den Slaven im Rücken bedroht werden, so mußte es sein an die Slaven verlorenes Gebiet zurücknehmen, festeren Fuß an der Nordsee fassen und die Ostsee wieder erreichen, die ihm ganz abhanden gekommen war. Zum Glück waren die Slaven nicht einig, sondern in viele kleine Völkerschaften getheilt und unter ihren Fürsten gab es immer welche, denen die Deutschen gegen irgend einen Rivalen helfen mußten. War ein Slave Christ geworden, so kämpfte er mit den Deutschen gegen seine heidnischen Landsleute, oder es gab Thronstreitigkeiten, Bruderzwiste, wobei ein Theil die Deutschen brauchte gegen den andern. So verhielt es sich nicht blos unter den s. g. wendischen Völkern an der Ostsee, sondern auch in Böhmen und Polen.

Der größte Uebelstand war die unglückliche Sucht der Deutschen, sich in kleinen Gebieten partikularistisch abzuschließen, wodurch die Consolidirung des Reichs als eines großen Ganzen und die Sicherung der Grenzen gefährdet blieb. Die Energie der Kaiser vermochte diesem Uebel immer nur auf kurze Zeit durch Schrecken zu trotzen und fast jedes Mittel, welches ihre Weisheit anwandte, um dem Partikularismus zu steuern, schlug fehl und diente zuletzt immer nur, den Partikularismus zu befestigen. Karl der Große mußte zunächst die verschiedenen deutschen Hauptstämme in ein Ganzes zu verschmelzen suchen, durch Ausrottung ihrer alten, großentheils noch heidnischen Dynastengeschlechter und durch große weltliche Lehen und weltliche Amtsgewalt der Bischöfe. Die letztern waren bei der Einheit der Kirche und Unterwerfung der Heiden am meisten interessirt, dienten also auch dem Kaiser als die treuesten Werkzeuge zur Erhaltung der Reichseinheit und Niederhaltung weltlicher Dynasten, die etwa mit dem Sonderinteresse einzelner Stämme sich identificiren wollten. An die Stelle der weltlichen Herzöge traten die großen Erzbischöfe und daneben ein System von kleinern, unmittelbar vom Kaiser abhängigen Staatsdiener, Grafen, nach ihren verschiedenen Aemtern anders genannt, Sendgrafen, Pfalzgrafen, Burggrafen, Markgrafen, Gaugrafen, Waldgrafen 2c. Unter schwächern Kaisern kam jedoch die weltliche Herzogswürde wieder auf. Durch Theilungen und Händel im kaiserlichen Hause wurde die einigende Kraft im Reiche verringert und die Sonderinteressen gewannen wieder Raum. Unentbehrliche Diener der einen oder andern kaiserlichen Partei wurden mit der Herzogswürde belohnt. Langjährige Kriege an einzelnen Grenzen erforderten, daß sich dort eine ständige Kriegsmacht und ein weltliches Fürstenthum ausbildeten. Die geistlichen Fürstenthümer selbst entsprachen nicht mehr ganz ihrer Bestimmung. Das Familieninteresse der jeweiligen Besitzer verdrängte zuweilen das Interesse des Reichs, und die weltlichen Emporkömmlinge und Günstlinge der Kaiser benutzten jede Gelegenheit, die geistlichen Fürsten anzuklagen und gegen sie zu intriguiren, um ihre Güter und die Amtsgewalt, welche Karl der Große auf die geistliche Seite gezogen hatte, wieder auf die weltliche hinüberzuziehen. Wenn nun kaiserliche Parteien mit einander kämpften, desgleichen die großen Erzbischöfe mit den neuen Herzogen, so kam es wieder sehr darauf an, wie die Bischöfe gegen ihre Erzbischöfe und die Grafen gegen ihre Herzöge gesinnt waren. Auch bei ihnen regte sich der Partikularismus, sie trachteten nach möglichster Unabhängigkeit, schlossen sich daher, wenn das Reich durch Fehden verwirrt war, an

die Partei an, die ihre Hülfe mit den reichsten Opfern erkaufte.

Stritten z. B. Kaiser und Papst und feindete ein Erzbischof im Dienste des Papstes den Kaiser an, so trat irgend ein ehrgeiziger oder habsüchtiger Suffraganbischof zum Kaiser über, um sich von seinem Metropoliten unabhängiger zu machen. Ebenso verfuhren die Grafen gegenüber den Herzogen. Wenn nun der Partikularismus die Reichseinheit in erster Linie in die großen Brocken der Erzbisthümer und Herzogthümer spaltete, so wurden diese wieder in zweiter Linie in Bisthümer und Grafschaften gespalten, wozu bald noch weitere Spaltungen in fürstliche Abteien und Prälaturen, Reichsstädte, ritterliche Genossenschaften und freie Landgemeinden kam. Wie lange auch das Reich noch zusammenhielt, so begannen doch diese Spaltungen schon sehr früh und der Partikularismus wuchs immer mächtiger auf, jemehr die Reichseinheit dahin schwand. Am Ende blieb von der deutschen Eiche nichts mehr übrig als ein Tausend große und kleine Misteln, die alle ihre Säfte an sich gesogen hatten.

Schon zur Zeit Heinrichs des Löwen waren die Spaltungen so weit gediehen, daß dieser ritterliche Sachsenherzog, während er auf die ruhmwürdigste und dem Reiche nützlichste Weise durch Unterwerfung der Slaven die deutschen Grenzen ausdehnte und Lübeck zum ersten Emporium deutschen Handels in der Ostsee machte, doch zugleich die leidigsten Kämpfe mit den deutschen Bischöfen und deutschen Grafen zu bestehen hatte, die ihm als Nachbarn oder Untergebene, überall aber als deutsche Reichsgenossen hätten treue Hülfe leisten sollen, statt dessen aber in einem elenden partikularistischen Interesse ihm jedes Hinderniß in den Weg legten. Alles ging noch gut, so lange der Kaiser Friedrich und Herzog Heinrich einander befreundet blieben, so lange sie noch beide einander bedurften. Man macht sich einen Begriff von den unendlichen Schwierigkeiten, mit denen beide zu kämpfen hatten, wenn man erwägt, daß Kaiserthum und Papstthum in den unheilvollsten Conflict gekommen waren. Papst Hadrian so wie auch der mächtige Orden von Citeaux erkannten, daß der Kaiser nach weltlicher Alleinherrschaft, nach der vollen Kaisergewalt trachtete, wie sie das altrömische Imperium dargestellt hatte. Solchen Ideen war allerdings unser großer Friedrich Barbarossa nicht fremd, er hatte sie schon von den Saliern geerbt. Er begünstigte das Wiederaufleben des altrömischen Rechts und erkannte seinerseits, daß, wenn der Papst das alte heilige Ansehen der Kirche wahrte, doch die Mittel, die er dazu anwandte, nicht immer die heiligsten waren. Man verfehlte sich von beiden Seiten.

Es ist schwer, ein zutreffendes Urtheil über den Investiturstreit zu fällen. Am Ende war der böse Wille dabei, wenigstens in den meisten Fällen, nicht in so großem Maaße vorhanden, als das gegenseitige Mißtrauen. Im Ganzen aber machte man die traurige Erfahrung, daß die Menschen für die schöne Theokratie des Mittelalters doch zu häßliche Geschöpfe und einer so idealen Verfassung unwürdig waren. Man erschrickt förmlich, wenn man einen tiefern Blick in die Akten des Mittelalters thut und die maßlose Bosheit kennen lernt, die einer eben so maßlosen Gewaltthätigkeit mit Schlangenlist Widerpart hielt. Die geistlichen und weltlichen Fürsten verbissen sich dermaßen, daß von dem großen Gedanken des Mittelalters, der alle zum Dienste Gottes verpflichtete, kaum noch eine Spur übrig blieb. Um die Kirche von weltlicher Tyrannei unabhängig zu erhalten, hielt sich der Papst für berechtigt, auch sittlich verwerfliche Mittel anzuwenden, sich mit den nichtswürdigsten Fürsten des Auslands zu verbünden und Verrath im Reiche anzuzetteln, während seinerseits auch der Kaiser das gute Recht der Kirche nicht mehr respectirte. Man warf sich von beiden Seiten vor, geradezu auf Vernichtung des Gegners auszugehen. Wie sollte da noch Einheit der Kirche und des Reichs bestehen können? Wie hätte nicht der Verrath auf allen Seiten überhand nehmen müssen!

Es ist recht rührend, zu sehen, wie sich unsere armen Kaiser abquälen mußten, um das Reich zusammenzuhalten. Von der Nation wurden sie nicht gehörig unterstützt. In uralter Verblendung hing die Nation dem Partikularismus an und so gelang es den kleinen Dynasten, indem sie durch die Päpste gegen den Kaiser aufgehetzt wurden oder jene gegen den Kaiser aufhetzten, die päpstliche Absolution zu erlangen, wenn sie sich auch noch so schrecklich am Reich und an der Nation versündigten. Wollten nun die armen Kaiser sich helfen, indem sie die kleinen gräflichen gegen die großen herzoglichen Dynasten aufhetzten, so machten auch diese Grafen sich unabhängig und das Uebel wurde immer ärger, die Theilungen des einigen Reichs in Sonderstaaten nahm immer mehr überhand.

Im vorliegenden Bande wird die Geschichte Heinrichs des Löwen noch nicht bis zu dem Kampfe geführt, der zwischen dem Herzog und dem Kaiser ausbrach und so großes Unheil für Deutschland nach sich zog. Das Hauptinteresse ist in diesem Bande noch an die Kämpfe des Löwen in Norddeutschland geknüpft und besonders an die Kämpfe der Sachsen mit den Slaven.

Wenn es nicht zu leugnen ist, daß in diesen Kriegen die slavische Race von der deutschen schwer mißhandelt wurde, so spricht doch vieles zur Entschuldigung der letztern. Die Slaven waren vorlängst unsere Nationalfeinde und hatten sich ein Jahrhundert zuvor noch sehr rührig gezeigt, wetteifernd mit den Ungarn Deutschland zu bedrängen. Man mußte ihre Raubanfälle zurückweisen. Zweitens mußte man sie zu bekehren suchen. Das galt allen Christen damals nicht nur für ein heiliges Werk, sondern es war auch das beste Mittel, die wilden Slaven für eine höhere Cultur zu gewinnen. Indem man die Bekehrten zu Genossen des deutsches Reiches machte, erwies man ihnen wirklich eine Wohlthat und war nach damaligen Begriffen versichert, zur Ausdehnung des christlichen Kaiserreichs nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet zu seyn. Die Kriege mit den Wenden waren nicht nur Reichskriege, sondern auch von der Kirche eingesegnete Kreuzzüge. Daß die Deutschen dabei wenig Umstände mit den Slaven machten, war begreiflich. Der Sachse fühlte sich dem Slaven nicht nur als Christ, sondern auch der Race nach weit überlegen und verachtete ihn. Darüber gibt die Chronik des Dittmar von Merseburg die beste Auskunft. Wurde ja doch der slavische Volksname in der deutschen Sprache identisch mit Knechtschaft (Sclaverei). In der That bildet der Leichtsinn und die Unterwürfigkeit der slavischen Race auf der einen, ihre Herrschsucht, ihre geringe Achtung der Rechte anderer und des Mein und Dein auf der andern Seite heute noch den stärksten Gegensatz der slavischen Race gegen die deutsche. Wenn nun die Deutschen im 11. Jahrhundert den Slaven nicht viel Rücksicht schuldig zu seyn glaubten, so kam noch hinzu, daß die Gemüther der Deutschen durch die Fehden innerhalb des deutschen Reichs selbst ziemlich verhärtet waren.

Deshalb dürfen wir uns über Schilderungen wie folgende nicht wundern. „Auf dem Versammlungstage zu Lübeck waren die Slaven zahlreich anwesend. Auf das Eindringlichste ermahnte sie Bischof Gerold, das Christenthum anzunehmen, sich taufen zu lassen und von ihren schlechten Thaten, dem Berauben und dem Morden der Christen, abzustehen. Da aber trat aus den Reihen der Slaven Fürst Pribislaw hervor und legte dem Bischofe die wohlbegründeten Klagen seiner unglücklichen Stammesgenossen vor, die von den christlichen Fürsten auf das härteste bedrückt wurden, theils um ihnen Geld zu entpressen, theils um sie wirklich auszurotten und an ihre Stelle deutsche Colonisten zu setzen. Wie sollten sie das Christenthum freudig annehmen, wenn man sie so quäle, daß ihnen der Tod lieber sey, als das Leben? Schon sey ihnen im Lande Wagrien vom Herzoge ein jährlicher Tribut von 1000 Mark, von dem Grafen Adolf eine Abgabe von 100 Mark auferlegt, und damit habe es der Erpressungen noch kein Ende. Bis zu der Peene hin seyen die Slaven in gleicher Lage: seyen die Unglücklichen nicht gezwungen, sich an den Kaufleuten auf dem Meere einigermaßen für das zu entschädigen, was ihnen von den gesetzmäßigen Obrigkeiten auf dem Lande entrissen würde? Für die Bethätigung des neuen Glaubens, für die Erbauung von Gotteshäusern sey den Slaven kein Ruheplatz! — Als in Erwiderung darauf der Bischof bemerkte, die Slaven möchten erst Christen werden, dann werde man sie besser behandeln, sprach Pribislaw mit Recht: ‚Gebt uns die Rechte der Sachsen im Landbesitze und in den Einkünften, dann wollen wir gern Christen seyn, Kirchen erbauen und unsere Zehnten entrichten.' Denn da die Sachsen stärker waren, als die Slaven, konnten sie diesen, wenn dieselben das Christenthum doch nicht angenommen hätten, die ertheilten Rechte wieder entziehen; aber wenn die Slaven erst Christen wurden, ehe sie Rechte erhalten hatten, konnten sie sicher seyn, dieselben später nicht zu empfangen. Es gewähren diese Verhandlungen zu Lübeck einen tiefen Einblick in die unzähligen Leiden dieser unglücklichen, zum Untergange bestimmten Wenden. War es ihnen bei solchen Verhältnissen zu verdenken, wenn sie bei jeder Gelegenheit sich von dem verhaßten und drückenden Joche der politischen Sclaverei und des religiösen Glaubensdruckes zu befreien suchten? Zugleich beweisen uns aber diese Reden Pribislaw's, in wie übermüthiger Weise Heinrich der Löwe die Oberherrschaft über ein gar nicht von ihm gewonnenes Land behauptete — er zog aus demselben 1000, Adolph II. nur 100 Mark jährlich —, und mit welcher Hartherzigkeit er um des Geldes willen die wehrlosen Slaven plagte. Diese Geldgier zeigt sich öfters in Heinrichs Leben und ist nicht grade einer seiner schönern Charakterzüge."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 49. 19. Juni 1867.

## Flugschrift.

Für die Verfassung des norddeutschen Bundes. Rechenschaftsbericht an seine Wähler vom Reichstagsabgeordneten Dr. Braun-Wiesbaden. Wiesbaden, Limbarth, 1867.

Herr Braun zeichnete sich auf dem Reichstag durch echten deutschen Patriotismus aus, indem er vor allem klar und deutlich erkannte und nachwies, daß die kleinstaatliche und partikularistische Anschauungsweise nicht nur engherzig und kurzsichtig an sich sey, sondern auch im gesammten deutschen Vaterlande, der ganzen großen, deutschen Nation je länger, je mehr mit dem Untergange drohe. Denn zuletzt kann keine, wenn auch noch so zahlreiche und civilisirte Nation ihre Unabhängigkeit, innere Freiheit und den Bestand ihrer Cultur behaupten, wenn sie sich mit dem Uebel der Viel- und Kleinstaaterei behaftet. Das abschreckende Beispiel davon gaben uns im Alterthum die Griechen, welche trotz ihrer weiten Ausbreitung und hohen Cultur erst den halb barbarischen Macedoniern und dann den Römern unterlagen.

Die Haltung des Herrn Braun auf dem Reichstage erschien insbesondere maßgebend für die liberalen Fortschrittsmänner, die bisher immer nur alles Heil von der Freiheit, von Verfassungen und Parlamenten, von der Ministerverantwortlichkeit rc. erwartet hatten, ohne an die zum Schutze nach außen nothwendige Einheit zu denken. Braun gibt die Freiheit nicht auf, indem er vor allem die Einheit betont, und wer möchte zweifeln, daß nur ein großes Reich die innere Freiheit ausbilden und bewahren kann, niemals aber ein Freistaat Krähwinkel, der von einem Pulk Kosacken, oder von einem Regiment Zuaven über den Haufen geworfen werden kann.

Der Rechenschaftsbericht zeigt, wie sich die liberale und conservative Partei, statt im unfruchtbaren und beiden verderblichen Hader fortzufahren, in einem höhern dritten, dem nationalen Patriotismus, zum allgemeinen Besten vereinigen können und wirklich vereinigt haben. „Die frei-conservative Partei ist in vielen Stücken nahe an die liberale Partei herangetreten und sie ist namentlich bezüglich des Einnahme- und des Ausgabe-Bewilligungsrechtes, bezüglich des sog. Budgetrechtes, bis zu einem gewissen Punkte mit der liberalen Partei Hand in Hand gegangen; denn dieser preußische Adel ist ein wirklicher Grundadel, der Land und Sand, und Haus und Hof hat, und das Bezahlen hoher und schwerer Steuern grade so schwer empfindet, wie wir auch; er ist, wie wir, der Steuerlast und, wie wir, der Militärlast unterworfen, Befreiungen von der Steuer- und Militärpflicht gibt es nicht; in Preußen ist dieser privilegirte Stand, wenigstens durch Gleichheit der Pflichten und Lasten, welche das ganze Volk zu tragen hat, solidarisch mit dem Bürgerthum verbunden; und deshalb hoffe ich — und dazu ist der Anfang gemacht — daß die Verstimmung, die er bisher theilweise zeigte, schwinden wird, und daß die einheitliche und freiheitliche Entwicklung Deutschlands nicht nur in dem liberalen, sondern auch in dem conservativen Lager, neue Kräfte und Anhänger finden wird, deren Werth wir nicht aus einseitiger Parteibefangenheit unterschätzen dürfen."

„In allen modernen Staaten hat sich das Bürgerthum zu einer hohen wirthschaftlichen Bedeutung, zu einer stolzen Macht der wissenschaftlichen, industriellen und landwirthschaftlichen Intelligenz erhoben. Alle diese Staaten ruhen auf der bürgerlichen Arbeit, auf der breiten Grundlage, welche durch die Thätigkeit des Bürger- und Bauernstandes geschaffen ist. Sie werden daher, wenn sie nicht muthwillig ihre Existenz gefähr-

den wollen, auch in dem politischen Leben den bürgerlichen Kräften einen bedeutenden Einfluß einräumen müssen. Aber auf der andern Seite lehrt die Erfahrung, daß zu einer wahrhaft constitutionellen Verfassung nicht zu gelangen ist, ohne eine gewisse Verschmelzung und eine gegenseitige Abwägung zwischen dem demokratischen Bürgerthum und dem aristokratischen Grundbesitz. England zeigt, wie nur unter Führung des letzteren parlamentarische Formen zu erringen waren, während uns verschiedene continentale Staaten das traurige Beispiel bieten, wie die öffentliche Gewalt, in Ermangelung dessen, wie ein Spielball zwischen einer absolutistischen Bureaukratie und einem revolutionären Radikalismus hin und her geworfen wird. Diese Einsicht hat bereits Eingang gefunden auch in die Kreise der liberalen Partei. Einer ihrer angesehensten Publicisten, Professor Baumgarten in Karlsruhe, der talentvolle und eifrige Vertheidiger der nationalen und freisinnigen Politik des Frhn. v. Roggenbach, hat sie in seiner ‚Selbstkritik des deutschen Liberalismus' ausführlich begründet.

Ich kann mich hier nur auf Andeutungen beschränken. Aber ich hoffe, daß das hier in Rede stehende Mittel auch mit dazu beitragen werde, daß der deutsche Adel aus seiner abnormen Isolirung erlöst wird, indem er seine Stellung begreift und namentlich in Preußen, durch Unterstützung aller gemeinnützigen Unternehmungen, durch Förderung aller nationalen und socialen Interessen, durch Unabhängigkeit und freien Sinn, dieselbe Stellung in der Gesammtmasse der Nation einnimmt, wie in England. Dadurch wird er sich wesentlich unterscheiden von dem österreichischen Adel und auch von dem hiesigen, der jenem (dem österreichischen) so nahe steht. (Heiterkeit.)

Denn ich glaube, hier in Nassau, auch wenn wir für den Landtag die Diäten abgeschafft hätten, so wäre doch von den erblichen und privilegirten Insassen unserer ersten Kammer schwerlich Einer als Volksvertreter gewählt worden. Die Bemühungen Einzelner, in den Reichstag zu kommen, waren wenigstens erfolglos, obgleich sie den Beistand einer gewissen Species des großdeutsch-partikularistischen Radikalismus für sich zu gewinnen gewußt hatten. (Große Heiterkeit.)

Was aber uns, den Bürgerstand, anbelangt, so habe ich doch eine viel zu gute Meinung von uns, als daß ich fürchten sollte, es gelänge uns nicht, tüchtige Vertreter zu finden, wenn solche nicht aus der Staatskasse besoldet werden.

Wollen aber die Wähler den Gewählten eine Vergütung geben, so ist dies — abgesehen von dem Falle, daß der Gewählte ein Staatsdiener ist — nach der Erklärung, die Graf Bismarck auf eine Anfrage des Abg. Simon gab — durch die Verfassung durchaus nicht verboten; und ich sollte denken, eine solche freiwillige Selbstbesteuerung, welche das blutarme Irland Jahrzehnte lang zu Gunsten der Repeal-Bewegung geübt hat, wäre eines wohlstehenden, freien, selbstbewußten Bürgerstandes der auf Selbstverwaltung Anspruch macht, würdiger, als das ewige Anrufen der Staatsgewalt, die doch ihre Mittel ebenfalls aus der Kasse des Bürgers bezieht. (Beifall.)

Ich gehe über zu dem Kapitel: Zoll- und Handelsangelegenheiten. Sie wissen, daß bisher der Zollverein nur auf Zeit abgeschlossen war und daß zu ihm eine Reihe deutscher Staaten nicht gehörte. Von nun an wird das Bundesgebiet und das Zollvereinsgebiet das nämliche seyn, d. h. Mecklenburg und Schleswig-Holstein werden dem Zollverein angehören. Wir werden also dadurch die Nord- und Ostsee gewinnen; die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen werden Frei-Häfen bleiben, aber in unsere Zollkasse bezahlen müssen. Und wenn unsere Zollgesetzgebung soweit reformirt seyn wird, daß sie ohne Gefährdung ihrer internationalen Funktionen und ihres Welthandels in den Zollverein eintreten können, dann werden auch sie beitreten. In Zukunft aber werden die Zollvereinsgeschäfte nicht mehr besorgt werden von jenen Zollconferenzen, auf welchen es genug war, daß irgend eine Regierung, und wenn sie so klein wie Homburg war, Nein sagte, um die nützlichsten Dinge zu hintertreiben, sondern die Zollgesetzgebung wird in der Folge Sache der Bundesregierung und des Parlaments seyn. Die wirthschaftlichen Interessen werden also in dem Parlament künftig ihre Vertretung finden. Wir werden nicht mehr in Gefahr seyn, daß alle zwölf Jahre der Zollverein auseinander zu fallen droht. Und was den Süden anbelangt, der bis jetzt zwar dem Zollverein angehört, aber nicht dem norddeutschen Bund, so hoffe ich, daß ihn grade seine Zugehörigkeit zum Zollverein in nicht allzuferner Zeit auch in den norddeutschen Bund eintreten machen wird; denn entweder muß er die Gesetzgebung in handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Angelegenheiten dem norddeutschen Bunde ganz allein überlassen oder, wenn er etwas mitzusprechen haben will, muß er in den norddeutschen Bund eintreten zu dem Zwecke, daß er Abgeordnete in den Reichstag schicken kann, die handelspolitische Dinge erörtern und beschließen können. Ich hatte die Absicht, Ihnen auch noch die Vorzüge des Abschnitts über das Eisenbahnwesen vorzuführen, welche die Verfassung bietet, wonach alle Chikanen, die bisher die einzelnen deutschen Regierungen und Länder sich

unter einander auf unsere Kosten in Betreff der Concessionirung der Eisenbahnen, in Betreff der Zulassung von Anschlüssen, in Betreff des Betriebs-Reglements u. s. w. gemacht haben, in Zukunft aufhören werden; allein die Zeit ist schon so weit vorangeschritten, daß ich dies übergehen muß."

Der Redner gibt noch eine Nachweisung, daß der jetzt gegründete norddeutsche Bund sowohl den liberalen als nationalen Bedürfnissen in weit höherem Grade entspreche, als das weiland österreichische Delegirtenproject am Frankfurter Fürstentage. „Nach dem österreichischen Project stand es sogar einer jeder deutschen Regierung in einem noch so kleinen deutschen Ländchen zu, die Vertreter ihrer ‚Völkerschaft' — man denke doch, die Völkerschaft von Hessen-Homburg, die Völkerschaft von Reuß ältere Linie!! — aus der Delegirten-Versammlung abzuberufen dadurch, daß sie zu Haus bei sich die betreffende zweite Kammer, welche jene delegirt hatte, auflöste und durch eine neue ersetzte. In dieser österreichischen Delegirten-Versammlung würde also nichts bleibend, nichts stabil gewesen seyn, als der durch die Vertreter der ersten Kammer der duodezstaatlichen Vasallenstaaten und des österreichischen Herrenhauses repräsentirte Rückschritt, oder doch, — gelinde gesagt — Stillstand. Außerdem sollten wir nach diesem Project fernerhin noch beglückt werden: Erstens mit einem fünfköpfigen Directorium unter österreichischer Führung; und der Fürstencongreß amendirte diesen Artikel noch, natürlich in seiner Art. Er machte aus den fünf Köpfen sechs, nämlich drei ‚permanente' und drei ‚walzende', d. h. alle Jahre oder alle drei Jahre wechselnde. Letzteres geschah in der zwar nicht sehr nationalen, aber ohne Zweifel außerordentlich menschenfreundlichen Absicht, daß Keiner — auch nicht der Allerkleinsten Einer, auch nicht Reuß ältere Linie, auch nicht Schaumburg-Lippe, auch nicht das damals noch nicht zu den Vätern versammelte Hessen-Homburg! — prinzipiell ausgeschlossen seyn, sondern im ‚Rollen der Jahre' wenigstens auch einmal an die Reihe kommen könne. Nun, ich sollte denken, wenn wir auf dieses vielköpfige und wechselvolle Directorium zurückblicken, so finden wir unser Bundespräsidium, das nur Einen Kopf hat, — und zwar einen festen Königlichen Kopf — doch ein gutes Theil besser. (Zustimmung.) Wir sollten nach dem österreichischen Projecte von 1863 beglückt werden Zweitens mit einer Bundesversammlung, welche in Gemeinschaft mit dem Directorium die ausschließliche Competenz in der Bundesmilitärgesetzgebung haben, das Ausgabe-Budget für das Bundesheer festsetzen sollte und sogar ohne Zustimmung der Delegirten-Versammlung Bundessteuern oder Matricular-Umlagen ausschreiben konnte, — ‚mit dem Vorbehalte späterer Rechtfertigung ꝛc.'"

Der Delegirtenproject würde aber nicht blos den liberalen Anforderungen nicht genügt haben, sondern auch nicht den patriotischen. Man pflegt sich immer über die Politik der Mittelstaaten zu täuschen, weil man dieselbe unter dem Gesichtspunkt der Preußenfurcht anzusehen gewohnt ist. Man setzt dabei voraus, Oesterreich habe ein leichtes Spiel mit den Mittelstaaten. Das Spiel würde aber sehr schwierig für Oesterreich werden, sobald die Mittelstaaten durch eine Unterdrückung der preußischen Macht, wie sie 1863 bezweckt und 1866 vergeblich versucht wurde, von der Preußenfurcht befreit würden. In diesem Falle nämlich würden sie wieder aus Furcht vor dem erstarkten Oesterreich gegen dasselbe Front machen und dieselbe Verrätherei an der deutschen Nationalität üben, wie im dreißigjährigen, wie im spanischen und österreichischen Erbfolgekriege und wie zur Rheinbundzeit, d. h. sie würden sich an Frankreich verkaufen und demselben noch mehr deutsche Provinzen preisgeben, als es ohnehin schon durch jene altgewohnte Verrätherei besitzt.

Man liest in den Zeitungen von den freiwilligen Vogesenschützen, die gegenwärtig in Paris so sehr gefeiert werden und deren Berufung dahin man als eine Demonstration gegen Deutschland ansieht. Und mit Recht, denn es sind „echt deutsche Gestalten", gute Deutsche aus dem Wasgau, die sich einbilden, Romanen oder Welsche geworden zu seyn, die ihre Haut für Frankreich zu Markte tragen und ihre deutschen Brüder zu bekämpfen mit Vergnügen bereit stehen. Ganz unschuldige und brave, nur jämmerlich bethörte und künstlich zur Unnatur, zur gänzlichen Vergessenheit ihres deutschen Ursprungs und ihres deutschen Berufs erzogene Leute. Die Franzosen haben ganz Recht, sich einer so schönen Acquisition zu freuen. Niemand ist hier anzuschuldigen, als die deutsche Kleinstaaterei, als die Verrätherei deutscher Fürsten, die einzig um ihres Familieninteresses willen die deutsche Nation Jahrhundertelang ans Ausland verkauft und in Unglück und Schande gestürzt haben. Denn um souverän zu werden und von den Pflichten gegen Kaiser und Reich loszukommen, erbettelten sie sich stets die französische Hülfe und fochten mit den Franzosen im Bunde gegen Deutschland. Hat der blinde Herr in Hietzing nicht noch in unsern Tagen durch die Anzettelungen im Hannöverschen, durch Werbung von Truppen, die sich mit einer an der Nordsee auszuschiffenden französischen Armee vereinigen sollten, diese alte schamlose Politik zu erneuern gesucht? Hat

man nicht auch in süddeutschen Flugschriften noch in den jüngsten Wochen lesen müssen, für Bayern und Württemberg sey kein Heil, als in einem neuen Rheinbunde? Es gibt also immer noch Deutsche, die den Vaterlandsverrath für ihr gutes Recht halten und die alles Mögliche thun möchten, um Frankreich eine noch weitere Ausdehnung seiner Macht im deutschen Sprachgebiete zu erleichtern. Wenn es ihnen gelänge, könnten unsere Enkel erleben, daß die oberbayrischen Schützen nach Paris berufen würden, um sich eben so bewundern zu lassen, wie die Wasgauer. Die Verhältnisse wären ganz die nämlichen geblieben, die französische Grenze wäre nur ein wenig weiter nach Osten vorgerückt worden.

Gegen einen solchen Detailverkauf deutscher Männer an Frankreich wird sich denn doch am Ende der deutsche Nationalstolz sträuben müssen, wie er sich schon im Beginn der deutschen Geschichte unter Arminius gegen einen ganz ähnlichen Detailverkauf an die damaligen Römer empörte. Die deutsche Nation hat ihr Interesse zu erkennen angefangen und zugleich ihre Heldenkraft im siegreichen Kampfe gegen die undeutschen Tendenzen bewährt. Der heute noch auf Verrath sinnende Partikularismus wird die deutsche Nation nicht mehr überwinden, sondern nur sein eigenes Ende beschleunigen und schimpflicher machen.

## Geschichte.

Prof. Höfler: Ueber die Luxemburgische Periode der deutschen Könige und Kaiser. Verlag d. k. böhm. Gesell. d. Wissenschaften, 1867.

In dieser Abhandlung wird das Verdienst des Luxemburgischen Kaiserhauses um Deutschland gründlich und gerecht gewürdigt. „Dem rastlosen Bestreben der Luxemburger, die verschiedensten Staaten, Länder und Völker unter ihrem Sceptrer zu vereinigen, gelang es, die geschichtliche Achse in Mitteleuropa zu verrücken und während bis dahin der Zug der Geschichte von Norden nach dem Süden ging, die Vereinigung östlicher und westlicher Reiche durchzusetzen. Sie begründeten ein böhmisch-deutsches und dann ein ungarisch-deutsches Kaiserthum, eine Vereinigung von Ländern, die früher nie unter einem Scepter verbunden gewesen waren. Was die früheren Könige Böhmens und Ungarns wiederholt vergeblich erstrebt, die Vereinigung deutscher, böhmischer, magyarischer Länder bahnten sie wirksam an; noch eine oder zwei Generationen in dem Sinne Carls und Sigmunds fortgewirkt und es bildete sich ein Ineinanderleben der geschichtlich getrennten, national verschiedensten Völker, ein Staatencomplex in Mitteleuropa, wie der Westen nichts ähnliches aufzuweisen hatte. Es waren keine großen Regenten, diese Luxemburger, aber sie waren (etwa mit Ausnahme Wenzels, von welchem man nicht weiß, ob Gift oder Leidenschaft ihn zu Unthaten trieb), bewegliche, elastische Naturen, durch keinen Schlag des Schicksales gebeugt, stets bereit, wenn das Eine nicht gelang, das Andere zu beginnen und, wenn es ging, den hundertfach verlorenen Faden wieder aufzunehmen."

Es war keine Kleinigkeit, das seit dem Untergang von Hohenstaufen so tief zerrüttete deutsche Reich nicht nur zusammenzuhalten, sondern auch aufs neue zu mehren. Karl IV. ist von früheren Geschichtschreibern, die noch gar keinen Begriff von der deutschen Frage hatten, unterschätzt worden. Daß er den Papst aus seiner babylonischen Gefangenschaft in Avignon nach Rom zurückführte und durch die goldene Bulle die stets rebellischen Dynastien der deutschen Reichsfürsten wieder zügelte, waren diplomatische Erfolge von größerem Werthe, als sie oft durch blutige Kriege erzielt werden.

Nur Kaiser Wenzel fällt aus der Reihe der verständigen Luxemburger als ein Tollkopf heraus. Der Verfasser hat ihn sehr gut charakterisirt. Seine Thorheit diente der Erhebung des Czechenthums gegen das Deutschthum zur Hussitenzeit. Leider ist das deutsche Publikum durch eine einseitige und gänzlich verkehrte Geschichtschreibung über die Bedeutung jener hussitischen Bewegung getäuscht worden. Man hat ihm Jahrhunderte hindurch vorgelogen, Huß sey ein edler Märtyrer gewesen, den Luther habe rächen müssen. Huß bediente sich des Religionseifers nur aus tödtlichem Hasse gegen die Deutschen, um die Deutschen aus Böhmen zu vertreiben, das seit Karl IV. in Böhmen heimisch gewordene deutsche Element zu verdrängen und kämpfte „zweitens gegen die katholische Kirche und beabsichtigte, an die Stelle einer vierzehnhundertjährigen Entwicklung einen Urzustand, ein erst künstlich zu schaffendes Urchristenthum ohne historische Wurzeln zu setzen. Sein Träger aber sollte dasjenige Volk seyn, dessen Führer mit besonderem Stolze darauf hingewiesen hatten, wie es unerhört sey, daß ein wahrer Böhme ein Häretiker (im mittelalterlichen Sinne des Wortes) sey."

Der Wahnsinn des Hussitenthums war von so rein negativer Art, wie der des Jakobinismus während der französischen Revolution. Er konnte nur zerstören, nichts Dauerndes gründen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 50. 22. Juni 1867.


## Geschichte.

Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolphs II. (1598—1612). Von Moritz Ritter, Privatdocent der Geschichte an der Universität zu München. Erster Band. Schaffhausen, Fr. Hurter, 1867.

Ein lehrreiches Buch, aus welchem die deutsche Nation, wenn solche Bücher überhaupt in sie eindringen und ihren Verstand erleuchten könnten, am besten würde einsehen können, welches namenlose Unglück und welche fast noch ärgere Schande sie ihrer Jahrhundertlangen Vielstaaterei verdankt.

Eine Reformation der Kirche war nothwendig geworden. Eine solche war aber nur möglich, wenn all der Koth und Unrath, den die Politik weltlicher Fürsten, namentlich der italienischen und französischen, in die Kirche hinein gefahren hatte, einfach wieder hinausgeworfen wurde. Das einzige Heil für die Kirche war, wenn sie wieder frei wurde, unabhängig von der Staatsgewalt, gesichert vor den fürstlichen Intriguen, vor dem Einfluß der weltlichen Fürsten auf die Papstwahlen, vor der Usurpation der höchsten Kirchenämter und großen Kirchenlehen durch lüderliche Prinzen und Grafensöhne. Die Reformatoren waren aber so blind, das nicht einzusehen, gaben der Kirche schuld, was nur Schuld der Fürsten war, und halfen, der Kirche vollends ihre letzte Autorität als solche zu rauben, indem sie Dogma und Ritus angriffen und zerrütteten. Nicht der Kirche halfen sie damit, noch den Völkern, sondern den Fürsten allein, welche schadenfroh das arme Volk in den Kampf gegen die Kirche hinein hetzten, um das Kirchengebiet für sich zu erobern, es zu ihrer Domäne zu machen. Diese beförderten die Kirchentrennung auf jegliche Weise, weil jeder seine eigene Staatskirche haben wollte, um sie bequem und durch sie die Seelen der Unterthanen zu beherrschen.

Statt einer verbesserten Kirche erhielt Deutschland die Monstrosität eines Reichsgesetzes, wonach die Unterthanen jedes deutschen Fürsten dessen Confession annehmen mußten, das berüchtigte Gesetz: cujus regio, ejus religio. Wenn es dem Fürsten beliebte, seinen Glauben zu ändern, so mußte das ganze Land ihn mit ändern. Und wer sich weigerte, Geistlicher oder Laie, wurde eingekerkert oder aus dem Lande gejagt. Das geschah z. B. vier- oder fünfmal in der Pfalz, wo die kurfürstliche Dynastie, je nachdem es ihr vortheilhaft schien, bald katholisch, bald lutherisch, bald calvinisch wurde und das ganze Land zwang, es ebenfalls zu werden. Daß so verschiedene neue Confessionen, neben der lutherischen noch die reformirte (calvinische), die anglikanische entstanden, daran war nur die Fürstenpolitik schuld. Die Theologen auf den Universitäten, welche den confessionellen Haber schürten, waren zu diesem Zweck größtentheils von den Fürsten angestellt und bezahlt. Die Fürsten nämlich fürchteten, wenn die neue Kirche das Bedürfniß der Völker einfach befriedigen würde, so würden die Völker sie auch gemeinschaftlich bekennen wollen und dadurch würde ihnen, den Fürsten, der Vortheil entgehen, eigene Landeskirchen zu haben. Zunächst beneideten sie den sächsischen Kurfürsten, der als natürliches Haupt der Lutheraner nächst dem katholisch gebliebenen Kaiser die mächtigste Stellung im Reich errungen hatte. Um diese feine Macht zu schwächen, nahm der Kurfürst von der Pfalz und später auch der von Brandenburg den calvinischen Glauben an und bildete sich der unserer Nation so ver-

derbliche Gegensatz zwischen zwei neuen Religionsparteien aus. In England fabricirte sich der heimtückische König Heinrich VIII. eine dritte Kirche, wieder anders als jene.

Der deutsche Kaiser, Karl V., hatte sich in der ersten Zeit der Reformation noch bemüht, die Glaubenseinheit zu erhalten, sah sich jedoch in seinem fast ununterbrochenen Kampfe mit Frankreich, mit dem widerspenstigen Italien und mit den Türken gezwungen, den protestantischen Fürsten Concessionen zu machen, um sich der deutschen Reichshülfe wenigstens gegen die Franzosen und Türken zu versichern. Nachdem er aber eingesehen hatte, die Glaubenseinheit sey nicht mehr zu retten, nahm er selber das System der Fürsten an und opferte das Interesse für das Reich, wie für die Kirche seinem dynastischen Interesse auf. Sein einziges Trachten war, die Hausmacht der Habsburger zu erweitern und zu consolidiren.

Mehr als alle andern der damaligen Dynastien hat sich aber die von Habsburg an der deutschen Nation versündigt, sofern sie einen der schönsten und reichsten Theile Deutschlands von Deutschland weggab an Spanien. Karl V. glaubte seinem Bruder Ferdinand, der ihm als Kaiser in Deutschland nachfolgte, und seinem Sohne Philipp, der ihm als König in Spanien folgte, in ihrem gemeinschaftlichen Interesse einen Dienst zu leisten, wenn er die deutschen Niederlande nicht dem Bruder ließe, sondern dem Sohne gebe. Er machte nämlich dadurch möglich, daß eine starke spanische Besatzung in den Niederlanden dem deutschen Habsburger stets zur Hülfe bereit seyn konnte, sey es gegen die Protestanten oder die Franzosen. Und er veranlaßte dadurch zugleich den deutschen Habsburger, immer mit dem spanischen allirt zu bleiben, denn der erstere durfte nie zugeben, daß Frankreich sich der Niederlande bemächtigte, mußte also den Spaniern helfen, sie zu behaupten. Dieses habsburgische Arrangement hatte aber eine Menge der schrecklichsten Revolutionen und Kriege zur Folge, die ohne dasselbe vermieden worden wären. Den Spaniern einen Theil Deutschlands preiszugeben, war schon an und für sich ein an der deutschen Nation begangener schwerer Frevel und gebar um so mehr Unheil, als das in Spanien herrschend werdende System des dominatus absolutus und der Inquisition das unchristlichste und unmenschlichste war, was Gott jemals auf Erden zugelassen hat, um die Sünden der Menschen zu bestrafen. Der Kampf der Niederländer gegen ihre spanischen Unterdrücker war (abgesehen von den dynastischen Intriguen des unwürdigen Oraniers) der gerechteste unter der Sonne. Die Flammen dieses Krieges aber breiteten sich immer weiter aus, bis sie im dreißigjährigen Kriege über ganz Deutschland in einem großen Brande zusammenschlugen.

Hier nun knüpft das vorliegende Werk an. Der mühsam zu Stande gekommene Religionsfrieden in Deutschland konnte nicht dauern, weil protestantische Fürsten immer noch, um ihre Macht zu vermehren, nach katholischer oder Kirchenbeute trachteten und katholische Fürsten in gleicher Absicht den protestantischen Fürsten schon Errungenes wieder abnehmen wollten. Die Grenzen beider Kirchengebiete waren nicht überall streng gezogen oder wurden, sey es im Prozeßwege, sey es mit Gewalt überschritten. Die Administration von strittigen Bisthümern, das Erbe aussterbender Geschlechter waren Objecte, um welche häufig gestritten wurde. Die Parteiung im Reich machte aber auch auf dem Reichstag selbst eine unparteiische Entscheidung unmöglich. „Die Protestanten versäumten es nicht, jeden Reichstag ihre gravamina, jenes lange Verzeichniß ihrer Beschwerden und Forderungen, vorzulegen. Allein mit Gegenbeschwerden und Gegenforderungen traten ihnen grade hier die Katholiken entgegen; und so spaltete sich die Versammlung, welche richten und entscheiden sollte, in zwei streitende Parteien, zwischen denen der Kaiser keine Entscheidung zu treffen wagte. Wie den Reichstag, so erfüllten die Streitigkeiten beider Theile die höchsten Reichsgerichte. Von diesen aber huldigte der kaiserliche Reichshofrath der katholischen Auffassung des Religionsfriedens. Das Kammergericht entschied wenigstens vielfach zu Gunsten der katholischen Ansprüche, oder es spalteten sich die Assessoren gleich den Reichsständen, von denen sie gesandt waren, so daß bei gleicher Stimmenzahl für und wider die Entscheidung unerreicht blieb. Ohnehin war der Spruch dieses Gerichts, wenn er mächtigere Stände traf, ohne Kraft, und man zog in solchen Fällen die endlose Verschleppung des Prozesses einer wirkungslosen Sentenz vor. Vollends gar kein Gehör fanden die Protestanten bei Kaiser Rudolf II., der sich ja offen auf die Seite der Katholiken gestellt hatte. Wie nun, wenn die Streitigkeiten der Parteien, unausgetragen und verschleppt von den Reichsgewalten, sie schließlich zur Ergreifung der Waffen und zum Bürgerkriege antrieben? oder wenn die Armeen von Frankreich und Spanien den gefürchteten Angriff gegen die Protestanten wirklich unternahmen? Die Reichsverfassung übertrug in solchen Fällen den vereinigten Kreisständen die Abwehr des Gewaltthäters. Aber in den Tagsatzungen der Reichskreise entschieden wider neben den Protestanten die Katholiken. Und meinte man, daß die Uneinigkeit beider

Parteien nicht ausreichen werde, um ein gemeinsames Unternehmen zu vereiteln, so hatte sich der Mangel an Gemeinsinn, Trägheit und Geiz so oft in den Kreisen bethätigt, und war so lange und so oft von den Fürsten und ihren Rathgebern getadelt und belacht, daß niemand mehr mit einiger Sicherheit auf ihre Hülfe hoffen konnte. Einen sichern Schutz für sich und ihre Ansprüche zu suchen, dazu zwang aber die Protestanten die Furcht und die fast gewisse Erwartung des Kampfes mit ihren katholischen Gegnern. Da war denn keine Auskunft natürlicher, keine durch die Ueberlieferung der deutschen Dinge mehr empfohlen, als der Abschluß eines Bündnisses zwischen den durch gemeinsame Gefahren und gemeinsame Ansprüche verbundenen Ständen."

Daher die Union, mit welcher sich das vorliegende Werk vorzugsweise beschäftigt, der Sonderbund der protestantischen Reichsstände, der übrigens nur äußerst allmälig zu Stande kam, weil die Fürsten unter einander selbst nicht einig, stets auf einander eifersüchtig und zum großen Theil auch unfähige Köpfe waren. Alle waren zwar darin einig ihre „reichsständische Libertät" gegen den Kaiser und die katholischen Reichsfürsten zu vertheidigen, d. h. sich auf Kosten des Reichs und der Nation so unabhängig und souverän als möglich zu machen. Allein es herrschte auch großer Zwiespalt unter ihnen selbst. Sie waren ursprünglich nur Reichsfürsten, den Reichsgesetzen unterworfen, der deutschen Nation verpflichtet und verantwortlich, nur Beamte und Diener des Reichs, wenn auch erblich geworden, doch immer noch im Dienste des Reichs. Um dieses Verhältniß nun gänzlich vergessen zu machen, benutzten und schürten sie den confessionellen Hader. Denn noch war ein Nationalgefühl im Volke vorhanden, noch fühlten sich alle Deutsche als Genossen eines großen Reichs. So wie aber die protestantischen Unterthanen für die ihnen von den Fürsten vorgeschriebene Confession durch die bestochenen Hofprediger und Hoftheologen fanatisirt wurden, meinten sie Gott mehr dienen zu müssen, als den Menschen, und kam ihnen jedes nationale Gewissen und Gefühl ihrer dem Reiche schuldigen Pflichten abhanden und sie ergriffen die Waffen gegen den Kaiser. Der Vortheil für die Fürsten war aber noch größer, wenn sich ihre Unterthanen auch von denen anderer protestantischer Fürsten wieder im Glauben unterschieden, wenn jeder Fürst seine eigene Landeskirche hatte. Daher nun die Rivalität zwischen lutherischen und calvinischen Fürsten, das Propagandamachen von beiden Seiten, das gegenseitige Verketzern und nicht selten auch der Abfall von einer Partei zur andern, wenn es dem politischen Vortheil entsprach.

Unsere ganze sonst so ruhmwürdige Geschichte kennt keine Periode, in welcher mit Gottes Wort und mit der Ehre und dem Wohl des deutschen Volkes ein so schändliches Spiel getrieben worden wäre, als im 16. und 17. Jahrhundert.

Die protestantischen Fürsten theilten sich in drei Gruppen, nämlich in die lutherische oder sächsische, in die calvinische oder pfälzische und eine vermittelnde gemäßig lutherische in Hessen und Braunschweig. Sie konnten sich lange nicht vereinigen und die spanische Politik hegte deswegen auch keine Achtung vor ihnen. Die Gewaltthaten der Spanier waren es zuerst, welche die protestantischen Fürsten zu einem bewaffneten Bündniß antrieben. Jetzt erst sollte sich zeigen, wie verderblich die Ueberlieferung der deutschen Niederlande an Spanien auf Deutschland zurückwirkte. „Der Statthalter der Niederlande, Erzherzog Albert von Oesterreich, reiste im September des Jahres 1598 nach Spanien, um mit der Tochter Philipps II. den Ehebund zu schließen, der ihm die Souveränetät über die niederländischen Provinzen einbrachte. Er ließ, um seine neuen Unterthanen für einige Zeit wenigstens von dem unsäglichen Elend, das die spanischen Truppen über sie verhängten, zu befreien, den Befehl zurück, daß das Hauptheer an den Rhein marschire und von da in des Feindes Land einzubringen suche. Gelang der Einfall, so sollte es sein Winterlager im Gebiete der Staaten aufschlagen, wurde es aber abgewiesen, so sollte es sich den Winter über in die Lande der deutschen Stände einlagern und seinen Unterhalt sich durch Contributionen verschaffen." So geringen Respect hatten die Spanier vor den Deutschen. Und sie hatten noch dazu Recht, weil jede große Nation durch Kleinstaaterei ohnmächtig wird und in verdiente Verachtung sinkt. Das spanische Heer, nahezu 24,000 Mann unter Mendoza zog durch das Fürstenthum Jülich, belagerte und eroberte die holländische Stadt Berg. „Vor und nach dieser Belagerung durchstreiften einzelne Abtheilungen des Heeres die Gegenden auf dem rechten und linken Rheinufer; das Schloß Alpen, die Städte Mörs, Büderich, Holten und Dinslaken wurden von ihnen besetzt, das Land ringsum aber mit Jammer und Entsetzen erfüllt. Denn es zählte diese Armee neben wohl bewaffneten und bezahlten Spaniern, Italienern und Burgundern 8000 aus Deutschen, Wallonen und andern Völkern zusammengelesene Soldaten, zerlumpte Abenteurer, denen man weder Kleidung noch Sold gab. Dies verhungerte Gesindel ergoß sich über die wehrlosen Bewohner, trieb

den Bauern das Vieh weg, stahl ihnen ihre Habe und plünderte adeliche Häuser und Klöster. Bald folgten ihrem Beispiele die übrigen Soldaten, sodaß, als man von Orsoi aufbrach, das Land fünf Meilen in der Runde verödet lag, und im Fortgange des Zugs auf der kleinen Strecke zwischen Lippe und Ruhr allein 15 Klöster und adeliche Häuser, außerdem Dörfer und Höfe ausgeplündert wurden. Es schien, daß die ganze Macht der Bestialität, mit der die Soldateska die Forderungen der Menschlichkeit und Gesittung zu verhöhnen wußte, über der wehrlosen Bevölkerung entfesselt werden solle. Wo die Truppen hinkamen, war ihnen die Ehre der Frauen verfallen, wo die Bewohner den Zorn dieser Tapfern erregten, da ersättigte sich ihre Rache am Blute erschlagener Männer und Frauen, dem Aechzen sterbender Kinder, grauenhaften Peinigungen ihrer Opfer. Im Rausch solcher Erfolge zerbrachen dann im Heere selbst die Bande der Disciplin. Hungrige Söldner verließen ihre Fahnen und gingen auf eigene Faust auf Raub aus, wie denn 500 Mann auf einmal nach der Mosel zogen und selbst mit Gewalt nicht zurückgebracht werden konnten."

Und das alles im Angesicht der großen deutschen Nation. Endlich ermannten sich die nächsten Rheinkreise, der westphälische, niedersächsische, oberrheinische und fränkische, wollten aber nicht eher eine Anstrengung machen, als bis sie vom Kaiser von der Türkenhülfe freigesprochen würden. Das wollte der Kaiser nicht thun und so geschah wieder nichts, bis sich der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig der Sache annahm und rüstete. Sachsen that aber Einsprache und wollte den Frieden erhalten. Endlich ging Mendoza freiwillig zurück.

Da die Protestanten sich so uneinig und schwach zeigten, wurden sie vom Kaiser und von den katholischen Reichsfürsten bei jeder Gelegenheit übervortheilt. Das protestantisch gewordene Aachen kam in die Reichsacht, das Bisthum Straßburg unter lothringische Administration. Noch wichtiger war das bevorstehende Aussterben der herzoglichen Familie in Jülich und Cleve, weil Prätendenten von protestantischer und katholischer Seite vorhanden waren. Da nun die Protestanten so wenig Energie gezeigt hatten, auch König Heinrich IV. von Frankreich selbst wieder katholisch geworden war, und wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem lothringischen Hause die Entscheidung im Straßburger Handel guthieß, so standen die protestantischen Aktien im Jahr 1599 ziemlich schlecht. In dieser Zeit gab Landgraf Moritz von Hessen der Politik der deutschen Protestanten eine neue Wendung. Heinrich IV. hatte eben mit Spanien Frieden geschlossen, durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche die katholische Mehrheit der Franzosen versöhnt, durch das Edict von Nantes die hugenottische Minderheit beschwichtigt, also wieder freie Hand bekommen und konnte seine Aufmerksamkeit auf Deutschland richten, um die deutschen Wirren zum Nutzen Frankreichs auszubeuten. Diesen Moment benutzte Landgraf Moritz von Kassel, der intelligenteste, aber auch am wenigsten gewissenhafte deutsche Fürst seiner Zeit, setzte sich mit Heinrich IV. in engen Verkehr und bereitete einen neuen Verrath der protestantischen Fürsten an Deutschland vor, wie ihn 50 Jahre früher schon Moritz von Sachsen verübt hatte. Wenn auch Heinrich IV. als Katholik nicht mehr mit den Protestanten sympathisirte, so doch im Hasse der spanischen und deutschen Habsburger. Die deutschen Protestanten waren es ja selbst, die ihm durch Moritz nahe legten, er möge sie gegen die kaiserliche katholische Partei unterstützen, ja sie wollten ihn sogar bei der nächsten Kaiserwahl zum Kaiser wählen, um ihm auf verfassungsmäßigem Wege eine Macht in die Hand zu spielen, die er sich sonst nur durch blutige Kriege hätte erkämpfen können. Alles blieb nur Intrigue, weder die Wahl Heinrichs kam zu Stande, noch brach der Krieg mit Frankreich aus; aber je länger man heimlich wühlte, je mehr verbitterten sich die Gemüther gegen einander, umsomehr gewöhnte man sich an den Gedanken einer letzten blutigen Entscheidung und bereitete sich von beiden Seiten darauf vor. So entstand von protestantischer Seite die Union, von katholischer die Liga, deren endlicher Zusammenstoß Deutschland dreißig Jahre lang verwüstete. Davon ist nun in diesem ersten Bande noch nicht die Rede. Er schließt schon mit den ersten Anzettelungen des Landgrafen Moritz.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 51. 26. Juni 1867.


## Biographie.

Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert. Mit Benutzung handschriftlichen Materials. Von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, S. Hirzel, 1867.

Gentz hat eine bedeutende Rolle in Oesterreich gespielt. Wenn er auch immer nur der unterwürfige Lakai des allgebietenden Fürsten Metternich gewesen ist, so übte er doch insofern auf die große Politik Einfluß, als er dem Fürsten stets schmeichelte, dessen schlechte Politik beschönigte und für hohe Weisheit ausgab, was lediglich Faulheit und Bequemlichkeit war. In die Phrasen des Herrn von Gentz eingetaucht, erschien dem Fürsten Metternich das offenbarste Unrecht als Recht, die gröbste Fahrlässigkeit als conservative Vorsicht und er hat gewiß oft darüber gelacht, wenn er las, was sein sybaritischer Sclave alles von seinem untrüglichen politischen Takte gefaselt hat. Metternich brauchte aber einen solchen spiritus familiaris, um wenn auch nicht die auswärtige Diplomatie, doch jedenfalls das deutsche Publikum zu täuschen, welches vor Metternich ungeheuern Respect hatte und auch in dem elenden Gentz einen großen Mann verehrte und zum Theil heute noch verehrt. Gentz hatte Geist, hatte Styl, hatte auch Einsicht und sogar ein sittliches Gefühl. Früher als andere erkannte er die hohle Aufgeblasenheit des modernen Cäsarismus, bekämpfte Napoleon und glaubte nicht an die Dauer seines unnatürlichen Weltreichs. Mit patriotischer Wärme begrüßte er und förderte den Widerstand der deutschgesinnten Feinde Napoleons in Preußen und Oesterreich. Und doch war es damals schon zweifelhaft, ob seine warme patriotische Sprache nicht blos erkünstelt, ob seine Mahnungen nicht blos Stylübung seyen, denn er wurde reichlich von England bezahlt, um dem französischen Reiche auf dem Festland Feinde zu erwecken. Auch später hat er immer nur für Geld geschrieben und sich nicht im mindesten genirt, das Gegentheil von dem zu schreiben, was er früher geschrieben hatte. Sobald er nämlich in den Dienst Metternichs getreten war, schrieb er eben so geistreich und mit der Affectation untrüglicher Weisheit und edler Wärme gegen dieselben Tendenzen, die er früher im englischen Solde mit so vielem Eifer verfochten hatte. Da war ihm auf einmal nichts verwerflicher und zugleich lächerlicher geworden als die patriotische Begeisterung, als der Drang nach Freiheit und alles Verfassungswesen.

Bei Gentz war, wie bei sehr vielen andern Berühmtheiten jener Zeit, das Talent nur das Werkzeug der niedrigsten Sinnenlust und der persönlichen Eitelkeit. Gänzlich charakterlos affectirte er höhere Gefühle und Gesinnungen lediglich nach den Umständen, je nachdem es ihm Vortheil, d. h. Geld und Gelegenheit brachte, seine Eitelkeit zu befriedigen. Der Bauch war sein Götze. Bis ins hohe Alter fröhnte er den niedrigsten Sinnengenüssen und es verschlug ihm nichts, wenn er sich dadurch auch verächtlich, ja völlig lächerlich machte. Er wollte das viele Geld, womit ihn die Gönner überhäuften, nicht lachenden Erben hinterlassen, sondern selber genießen und verprassen. Als er noch jünger war, verlor er alles im Spiel oder an Maitressen, denen er so gewissenlos ergeben war, daß sich seine Frau von ihm mußte scheiden lassen. „Sein Vater machte ihm Vorstellungen über die häuslichen Verhältnisse, die zur Scheidung geführt hatten. ‚Endlich Abends', schreibt er am 24. Mai 1802, ‚ein herzzerreißendes Gespräch mit meinem Vater, welches damit schließt, daß er, als wir uns verlassen, einen Anfall von Schwindel bekömmt (er fällt, ich mit ihm) und sich am Kopf verwundet.' ‚Und nach solchen Scenen konnte ich von Gott Verlassener noch den Abend mit Christel, Zinnow und

Bohlen zubringen. Indessen söhne ich mich am folgenden Tage mit meinem Vater, der sich besser befindet, Mutter und Schwester aus. Und der redliche, alte Mann gibt mir noch Geld zur Reise!' Es bedarf nicht erst des grellen Streiflichts, welches die Tagebücher auf jene dunkle Lebensperiode werfen, um zu erkennen, daß Gentz' sociale Stellung in Berlin unhaltbar geworden war. Selbst in den Kreisen, wo Lüderlichkeit als ein Vorrecht des Genius galt, ward sein Auftreten gemißbilligt. Unter seinen liebsten Freundinnen, den geistreichen Jüdinnen, der Rahel und Henriette Herz, galt er als nicht blos finanziell, sondern auch sittlich zerrüttet."

Zur tiefen Entsittlichung dieses gemeinen Spielers, Gourmands und Mädchenjägers trug am meisten „der poetische Hauch bei, der ihn von Weimar her anwehte." Von dem großen Göthe lernte er den Trieb, den jeder Hund empfindet, ins Gewand hoher Seelenschönheit zu hüllen. Ganz die nämliche Sophistik, mit der er als österreichischer Publicist den rohesten Despotismus und das sträflichste an den Völkern begangene Unrecht im Orakelton als conservatives Mysterium anpries.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hebt lobend hervor, was Gentz zu Anfang des Jahrhunderts, so lange er von England bezahlt war, Gescheidtes geschrieben hat. Dahin gehört namentlich, daß er beständig darauf drang, Preußen und Oesterreich sollten sich versöhnen und sich nicht immer einzeln von Napoleon schlagen lassen, sondern vereint den Reichsfeind bekämpfen, und daß er die Vorbereitungen zu einer künftigen Erhebung der Deutschen, um das Joch Napoleons zu zerbrechen, eifrig förderte. Wir glauben indessen, Gentz schrieb so, blos weil er von England bezahlt war, ohne eigene Ueberzeugung; denn sobald er von Oesterreich bezahlt wurde, trat er Preußen und den Patrioten in Deutschland mit tiefer Bosheit entgegen. Was er früher geschrieben hat, wird durch seine spätern Aeußerungen in den Schatten gestellt. Wenn Herr von Gentz einmal eine Wahrheit gesagt hat, so hat er doch nur gelogen.

Gentz war noch von England und Preußen nicht abgefallen und hatte sich dem fluchwürdigen Metternich'schen Systeme noch nicht verkauft, als bereits Johannes Müller, der berühmte schweizerische Geschichtschreiber, die deutsche Sache verrieth und ein dienstbarer Scherge Napoleons wurde. Dieser Johannes Müller, von dessen Schriften sich schon ihres affectirten Styles wegen der gute Geschmack abwendet, während seine Lebens- und Handelsweise kaum ehrloser gedacht werden kann, wird gleichwohl der deutschen Jugend als ein nachahmungswürdiger Classiker angepriesen. Johannes Müller hatte ohne irgend eine tiefere Ueberzeugung, einzig aus Servilismus, um sich der damals in Berlin vorherrschend gewordenen Hofpartei, die den Krieg wollte, zu empfehlen, in einer Flugschrift „Posaune des heiligen Kriegs" zum Kampf gegen Napoleon aufgerufen, unmittelbar nach der Schlacht bei Jena aber trat er in den Dienst desselben Napoleons über und ließ sich im neugebackenen Königreich Westphalen gebrauchen, den Deutschen die Franzosenherrschaft als ihr einziges Heil zu empfehlen. So kann nur ein Schurke handeln, das versteht sich von selbst. Aber das gute deutsche Publikum ist heute noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß Johannes Müllers Name verflucht und gebrandmarkt werden müsse. Nur Herr von Gentz war damals so frei, dem feilen käuflichen Schweizer das Brandmal auf die Stirne zu drücken. „Von Prag richtete er am 27. Februar 1807 einen vernichtenden Absagebrief an seinen bisherigen Freund Johannes von Müller, dessen charakterloser, furchtsamer Sinn sich vor den Ereignissen gebeugt und der Gewalt gehuldigt hatte. Müller war, ähnlich wie Göthe, von dem Helden des Jahrhunderts in einer kurzen Audienz, in einer Viertelstunde gewonnen worden. Ein leises, zutrauliches Wort des Welteroberers genügte, um den großen Historiker umzustimmen, ihn, der sonst Cato, Demosthenes und den Entschluß ‚Mithridatisch über Trümmern zu fallen' auf den Lippen führte. Müller ging nun über das Schicksal der preußischen Monarchie ‚zu seiner Tagesordnung über,' arbeitete wieder seine 16 Stunden, erklärte, ‚man müsse die an das morsche Alter nutzlos verschwendeten Kräfte auf das Neue übertragen, Gott sey es ja, der die Regierungen einsetze. Man müsse sich umdenken.' Ja, der berühmte Schweizer Historiker scheute sich nicht, Lobredner des Rheinbundes zu werden. Diese feile Gesinnung, die ihre Schande obenein mit schönen Floskeln decken wollte, hat Gentz in jenem ‚Monumentalbrief' unbarmherzig an den Pranger gestellt. Er scheint eine ganze Menschengattung, die zu allen Zeiten sich gebrüstet und ihr Lied nach dem Erfolg gesungen hat, zu charakterisiren, da er schreibt: ‚Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, Alles anzuerkennen, Alles gelten zu lassen, Alles zu umfassen, sich gleichsam mit Allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Capitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierund-

zwanzig Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil aus." Schade nur, daß dieses Verdammungsurtheil schon nach einem Jahrzehnt auf Gentz grade so genau paßte, wie auf Johannes Müller.

Der Verfasser bemerkt, daß der große Sieg Napoleons im Jahr 1809 die letzten Hoffnungen, Deutschland werde sich von Napoleon befreien können, zertrümmert hätte und daß die Entmuthigung das ohnehin sittlich nicht sehr schwunghafte Wien vollends demoralisirt habe. „In Oesterreich ist damals eine Fülle edler Keime geknickt und dem Platten und Gemeinen ärger denn je die Bahn eröffnet worden. Ueber die anfängliche Frische und Opferfreudigkeit breitete sich nun der Schleier aschgrauer Blasirtheit und Mattherzigkeit. Menschenverachtung galt als Preis der Weisheit und Spott über das Erhabene ward das Privilegium wie der Mantel der Charakterlosigkeit. Als tiefe, unausgefüllte Wunde blieb der Wechsel von Begeisterung zum Cynismus zurück. Wie wir es in unseren Tagen erlebten, daß die Theater nie voller gedrängt, die Lustbarkeiten nie besuchter waren, als nach den schweren Schlägen in Böhmen, so hat der sybaritische Leichtsinn in Oesterreich grade während der schweren Tage von 1809 und 1810 culminirt."

Hier kam Herr von Gentz in sein wahres Element. „‚Das Bedürfniß, mich auf anständige Weise zu betäuben, sprach laut aus mir,' notirte er Anfangs December 1809 in sein Tagebuch. ‚Meine Geldverhältnisse standen schlecht, die außerordentlichen Hülfsquellen in England schienen auf immer versiegt; jede Art von Sorge und Mißmuth lastete schwer auf mir.' In dieser Noth ward die Verbindung mit dem Grafen Metternich das rettende Brett für den Versinkenden. Schon lange hatte der Mann, der kurz nach Wagram an die Spitze der österreichischen Politik getreten war, Gentz's Eigenschaften, jene seltene Vereinigung publicistischer Gewandtheit und staatsmännischen Wissens gewürdigt; ebenso wie Gentz die eleganten Manieren, die vornehme Ruhe und Ueberlegenheit Metternichs zu würdigen wußte. Aeußerlich mochte denn auch Metternich, der ‚glatte, elegante Cavalier von der vollendeten Verve,' wie ihn der kalte Kaunitz betitelt hat, Manchen bestechen. Man durfte sein ‚Talent zum Glück,' sein weises, mächtiges Genießen rühmend erwähnen. Aber diese glänzenden Eigenschaften zerrannen, wenn man den Maßstab wahrhafter staatsmännischer Größe anlegte. Charakter, sittliche Würde und Geschäftsernst fehlten. Seine diplomatische Klugheit lief auf Worte, auf ein redseliges Dociren über das Vergangene hinaus. Große Ideen lagen dem österreichischen Minister ferne, ja sie flößten ihm Furcht ein. Als ‚Wochenpolitiker', wie Talleyrand ihn getauft hat, behalf er sich am liebsten mit kleinen Auskunftsmitteln und wenn man Alles in Allem nahm, so traf das scharfe Wort des Russen Merian zu: ‚lackirter Staub'." Metternich fand Gentz äußerst brauchbar und gab ihm die Mittel, allen sinnlichen Gelüsten den Zügel schießen zu lassen. Napoleon befand sich damals noch auf der Höhe seiner Macht. Ihn bekämpft zu haben, konnte sich Gentz nicht mehr erinnern, als Marie Louise ihn heirathen mußte. „Die demüthigende Familienverbindung der Habsburger mit einem Bonaparte legte dem Haß, den Gentz diesem ‚infarnirten Dämon der Revolution' geschworen hatte, Schweigen auf. Fortan bezeichnete er sich selbst als ‚höllisch blasirt'. Rasend gut zu leben, hübsche Möbel und Parfums, viel Geld und Dienerschaft zu haben, war nun der Zielpunkt seiner cyrenäischen Bestrebungen. Die Briefe seines Freundes Adam Müller waren ihm viel zu lebhaft gemeint: ‚sie zerschmettern meine weichlichen Gefühlsnerven.' Unter solchen Voraussetzungen begreift man, daß ihm das rauhe Pathos der Freiheitskämpfe von 1813 und 1814 ein Greuel war, daß er für die in Preußen auflodernde gewaltige Nationalbewegung kein inneres Verständniß und für die christlich germanische Begeisterung, die Deutschland ergriffen, höchstens Spott übrig hatte. Die Geister, die er 1805 in seiner Vorrede zu den Fragmenten beschworen, standen nun mit Fleisch und Blut vor ihm. Doch er wollte sie nicht mehr erkennen, er verleugnete sie. Bald darauf kündigte er seinen Geistesbankerott mit trauriger Selbstzufriedenheit an. Zum Sprechen, schrieb er, bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft, und zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden."

Ehe Napoleon gestürzt wurde, sorgte Fürst Metternich dafür, daß Deutschland auch vom endlichen Sieg über Napoleon keinen Gewinn haben, sondern daß die arme deutsche Nation den französischen Despotismus nur mit einem russisch-österreichischen vertauschen und daß der Partikularismus der Rheinbundstaaten fortbestehen sollte. Der Zweck war, nicht etwa blos mit Napoleon ein Ende zu machen, der ohnehin schon am Abschnappen war, als vielmehr die patriotische Begeisterung in Preußen unter der Form einer Allianz zu überwachen und zu übermeistern. Die Deutschen nicht zur Einigkeit gelangen zu lassen, wofür sie ihr Blut in Strömen vergossen hatten, waren alle Großmächte

Europas auf dem Wiener Congresse verschworen. Daher die Mißgeburt des deutschen Bundes. Als Accoucheur dabei wurde bekanntlich der diabolische Talleyrand zugelassen. Metternich und Talleyrand gingen Hand in Hand. Der Moment kam, wo Gentz sich zu dem begeisterten Ausruf verstieg: „Möge Gott Talleyrand für Europa und für Frankreich erhalten.“ Metternich war so sehr am Wiener Congreß in Liebeshändel und Vergnügungen versunken, daß er darüber beinahe den Kampf gegen Preußen und die deutschen Patrioten vergessen hätte. Talleyrand trieb aber und ruhte nicht, bis Gentz den säumigen Fürsten aufrüttelte. „Am 12. October, am Tage, nachdem Castlereagh die Ansichten des britischen Cabinets auseinandergesetzt und die Connexität der sächsischen mit der polnischen Frage betont hatte, erhielt Gentz eine Einladung zum Fürsten Talleyrand und notirte in seinem Tagebuch: Conversation dans laquelle il me rend la justice la plus éclatante. — Entre 7 et huit heures le soir j'engage sur la lettre de Castlereagh la discussion la plus importante et tiens à Metternich le langage énergique qu'il ait jamais entendu de moi. Ce jour est un des plus marquants dans l'histoire de ma vie publique; il sera peut-être le plus beau de ma vie. Den Tag also, wo Gentz Metternich bestimmte, sich der entstehenden Coalition gegen Rußland und Preußen anzuschließen, nennt er ‚vielleicht den schönsten seines Lebens‘.“ Das war derselbe Gentz, der einst so feurig für Preußen und die deutsche Sache geschrieben hatte. Dafür hat ihn aber auch Minister Stein „den Mann mit dem vertrockneten Gehirn und dem verfaulten Herzen“ genannt.

Nun kam der lange Frieden und sowohl Metternich als Gentz wiegten sich in volle Sicherheit und Bequemlichkeit ein. Die Revolution mit allen ihren Folgen in Frankreich war besiegt. Die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation wurden durch die Uebertölpelung des preußischen Cabinets und durch die Karlsbader Beschlüsse, die Aufstände in Neapel, Piemont und Spanien mit leichter Mühe niedergeworfen. An der Seite des mächtigen Rußland, was hatte Oesterreich zu fürchten? Die österreichische Politik legte sich schlafen oder feierte Orgien hinter verschlossenen Zimmern. Passirte etwas Neues in der Welt, so wartete man nur, bis der Russe an die Thüre pochte und dann half man ihm Europa wieder beruhigen. Sogar die Julirevolution schien den greisen Schwelgern in Wien nicht gefährlich. Man glaubte, im Einverständniß mit Rußland ruhig so fort vegetiren zu können wie bisher. Après nous le déluge pflegte Metternich zu sagen, bildete sich also ein, die Gewitter, die sich über Europa sammelten, würden jedenfalls so lange warten und ihren Ausbruch verschieben, bis es ihm belieben würde, seine vornehmen Augen zu schließen. Daher ihn auch nicht einmal der Sonderbundkrieg in seiner greisenhaften Insolenz störte. Wie der Herr so dachte der Knecht. Gentz pflegte zu sagen „Uns hälts aus!“

Ganz in die Wollüste der Gegenwart versunken, dachte der österreichische Fürst-Minister niemals an die Zukunft, niemals an die Sicherung der österreichischen Monarchie vor den Gefahren der Zukunft. Der Verfasser bemerkt mit Recht, wenn sich die Bundestagspolitik des Fürsten auch aus der Furcht vor Preußen und der Wiederkehr nationaler Einheitsbestrebungen erklären lasse, so treffe doch Oesterreich immer der Vorwurf, daß es in seiner orientalischen Politik so viel, ja alles versäumt habe. Wenn es in Deutschland so starke Bollwerke gegen Preußen aufrichtete, hätte es in Polen und an der untern Donau noch weit stärkere Bollwerke aufrichten müssen gegen Rußland. „Daß Metternich und Gentz die österreichischen Erbstaaten von Deutschland, von dem ‚Reiche‘, hermetisch abschlossen und den flüssigen Tendenzen des Westens gleichsam ein Bollwerk des Erhaltungsprinzips entgegenstellten: selbst eine solche Politik würde nicht unbedingt verdammt werden dürfen, wenn man mit dieser conservativen Aufgabe im Westen nur die richtige Erkenntniß der progressiven Aufgabe verband, die Oesterreich im Osten zugefallen ist. Im Osten sollte es Rußland den Rang ablaufen, für abendländische Cultur und Gesittung Propaganda machen. Nur so konnte es seine historische Mission erfüllen und die Welt von der Nothwendigkeit der Existenz eines aus so verschiedenen Nationalitäten gemischten Staates überzeugen. Es galt, die Sehnsucht der Völker, welche durch die Befreiungskriege von 1813 und 1814 mächtig angeregt war, nach einer Seite hin zu wenden, wo Oesterreichs wichtigste Interessen geschirmt, wo seine militärische Kraft in steter Uebung gehalten werden konnte, nach dem Orient.“

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, | N° 52. | 29. Juni 1867.

## Reisen.

Wanderstudien aus der Schweiz. Von Professor E. Osenbrüggen. Erster Band. Schaffhausen, Hurter, 1867.

Ein recht lesenswerthes Buch. Die Einleitung bildet eine Entwicklungsgeschichte des Schweizerreisens. Wenn hier auch nicht alle vorhandenen Reisebeschreibungen verzeichnet sind, so erhält man doch eine recht gute Charakteristik der vorzüglichsten.

Das Reisen zum Vergnügen ist überhaupt noch nicht alt. Der berühmte Naturforscher Konrad Geßner schrieb zuerst im Jahr 1541 de montium admiratione, aber seine Zeitgenossen hatten noch keinen Sinn dafür. Der Engländer Addison brachte erst im Jahr 1703 eine malerische Schilderung des Genfer See's zum Vorschein und dreißig bis vierzig Jahre später schrieb Haller seine berühmten Alpen, in denen die Naturschilderung doch noch hinter der Lehrhaftigkeit zurücktritt. Auch der treffliche Saussure verfolgte in seinen berühmten Alpenreisen nur naturwissenschaftliche Zwecke. Erst in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann die Schweiz ein Ziel von romantischen Touristen zu werden, die jedoch anfangs noch selten waren. Um mehrere Jahrzehnte früher waren bereits die Kunstreisen nach Italien in die Mode gekommen und erst der Sinn für die schönen Künste und Alterthümer weckte auch den Sinn für die schöne Natur. Auch der Schwung, der in die Poesie kam, half dazu, der Genfer See z. B. wurde durch Rousseaus neue Heloise, der Vierwaldstättersee durch Schillers Wilhelm Tell populär. Im Ganzen ist es auffallend, daß der Geschmack an Reisen, landschaftlichen und ethnographischen Studien erst so spät in die Mode gekommen ist. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß es schon im Mittelalter einen reichlichen Ersatz dafür gab. In den zahlreichen Wallfahrten, in den Reisen der Mönche, der fahrenden Schüler und Handwerker.

Merkwürdig ist, daß die Schweizer jetzt selber den fremden Touristen nachahmen. Indem der Verfasser des schönen Reisewerks von Töpfer aus Genf gedenkt, bemerkt er: „Die schöne in der Schweiz jetzt so sehr ausgebildete Sitte des Wanderns der Schulen kommt uns hier zur Anschauung, eine Sitte, die den Dorfschulen eigen ist wie den höhern Lehranstalten und als Bildungsmittel in der Pädagogik einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt. Ich freue mich jedesmal, wenn ich einem Dorfschulmeister mit seiner Armee begegne, die einen Ferientag improvisiren, um sich in der Bergluft zu erfrischen und zu sehen, wie doch die Welt so groß ist. Ich bin überzeugt, daß die Kinder an solchen Tagen mehr lernen als in der gewohnten ‚muffigen' Schulzimmerluft, und möchte auch dieses Wandern als ein Stück des Fortschritts in der Entwicklungsgeschichte des Schweizreisens verzeichnen. Was bei den Dorfschulen und den gewöhnlichen Stadtschulen sich im Kleinen gestaltet, nimmt in solchen Pensionaten wie dem Töpfer'schen einen größern Maßstab an. Es wird allmälig während des Schuljahres eine gemeinschaftliche Reisekasse gebildet und sobald die ersehnte Stunde der Ferien, von den Engländern so ausdrucksvoll mit holydays bezeichnet, schlägt, treten Lehrer und Schüler ihre mehrwöchentliche Wanderung an."

Nun folgen einzelne Schilderungen von minder bekannten Landschaften in der Schweiz, zuerst von den Ormontsthälern im Waadtland. In diesen wälschen Thälern herrscht noch viele alterthümliche Sitte, wovon wir nur eine kleine Probe geben. „Zu den allgemeinen Festen der Sommerzeit gehört la mitié (d. i. milieu de l'été) oder mi-chautein (Mitte der Sommerhitze) am letzten Sonntage des Juli oder dem ersten des

August. Da kommen zu dreißig Personen in den größern Hütten zusammen, um zu schmausen und fröhlich zu seyn, und da hört man auch noch den Kuhreigen, Ranz-des-vaches, der Ormonter, die ihr klangvolles Patois haben. Sonst hört man leider wenig Gesang. Zur Probe will ich einige Verse des originellen Textes dieses Kuhreigens, der ursprünglich aus Freiburg stammen soll, mittheilen:

> Les armaillis dé Colombetta
> Dé bon matin sé son lévâ,
> Ah! ah! lioba! lioba! por aria.
> Venidé toté, petité, grozzé,
> Et blianiz' é néré, d'zouven é autré,
> Dézo stou tzano, yo yié ario,
> Dézo stou trimblio, yo yié trinzo!
> Lioba! lioba! por aria.

Das heißt auf deutsch: ‚Die Hirten der Colombetta sind früh aufgestanden. Ho! Ho! Kühe! Kühe! Zum Melken. Kommt alle, kleine, große, weiße, schwarze, junge und alte, unter diese Eiche, wo ich euch melke, unter diese Espe, wo ich (die Milch) gerinnen lasse. Kühe! Kühe! Zum Melken.‘ Spätere Verse lauten:

> Invoya no voutra servinta,
> No li fari oun bon fri gras.
> Ah! ah! lioba! etc.
> Ma servinta è tro galésa,
> Vo poria bin mé la garda.
> Ah! ah! lioba! etc.

‚Schickt nur eure Magd, wir wollen ihr einen fetten Käse machen. Ho! Ho! Kühe ꝛc.‘

‚Meine Magd ist allzu hübsch; ihr möchtet sie mir behalten. Ho! Ho! Kühe ꝛc.‘

Die Melodie dieses Liedes, welche ich im Duett einer trefflichen Sopran- und Altstimme gehört habe, ist eben so originell als der Text, und namentlich das Presto: Venidé toté etc. macht einen eigenthümlichen Eindruck.“

Aus diesen Thälern wird in neuerer Zeit viel Eis nach Paris geschafft, ein ganz neuer und einträglicher Erwerbszweig der Alpenbewohner. Zwischen den Thalbewohnern und der waadtländischen Regierung hat sich ein Streit über diesen Handel erhoben und die letztere eine Concessionsgebühr angesprochen. Der Verfasser bemerkt wohl mit Recht dazu: „Jene wilde Bergregion der Diablerets mit dem Eislager zur Staatsdomäne zu rechnen, dazu berechtigt dann auch der Art. 342 des waadtländischen Code civil, welcher lautet: ‚Die Landstraßen, die Flüsse, die Seen, die Ufer, die Häfen und im Allgemeinen alle diejenigen Stücke des Cantonsgebiets, die eines Privateigenthums nicht fähig sind, werden als Zubehör der Staatsdomäne angesehen.‘ Folglich ist der Staat in seinem Recht, wenn er verlangt, daß der Privatmann oder die Gesellschaft, welche Gletschereis ausbeuten wollen, dazu eine Concession nachsuchen, und eine Concessionsgebühr ist auch gerechtfertigt. Diese Gebühr müßte aber nur eine mäßige seyn, denn wenn es kaum in Anschlag gebracht werden kann, was der Staat in dem Gletschereise von seinem nutzbaren Eigenthum abgibt, so ist andererseits sehr beachtenswerth, daß durch diesen neuen Industriezweig der Nationalreichthum vermehrt wird, diese Industrie daher vom Staat zu begünstigen ist. Wenn man deswegen geneigt seyn möchte, von diesem nationalökonomischen Gesichtspunkte aus die Concessionsgebühr zu verwerfen, so spricht doch ein anderer Umstand für eine mäßige Abgabe der Art. Es bedarf zur Ausbeutung des Gletschereises in der Quantität, durch welche dasselbe Handelsartikel werden kann, an einem bestimmten Orte einer größern Einrichtung für eine nicht unbedeutende Anzahl arbeitender Personen. Dadurch wird eine Aufsicht von Staatswegen und eine Bemühung zur Aufrechthaltung der Ordnung nothwendig, und diese Ordnung ist mehr gesichert, wenn die Unternehmer ausschließlich concessionirt sind.“

Hierauf folgen Notizen aus Graubündten, eine Beschreibung des Maderanerthals im Canton Uri, eine Erinnerung an Reichenau und Arenenberg. Von dem letztgenannten berühmten Schlosse wird manches Anziehende erzählt, namentlich aus der Jugendzeit des Kaisers. „Der Prinz hatte sich für seine Studien allmälig eine gute Bibliothek angeschafft, die später aus seinen Händen gekommen ist. Ein Privatmann zeigte mir kürzlich ein kleines Buch aus dieser Bibliothek, das er wie einen Schatz bewahrt und welches auch meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Das Büchlein sieht aus wie ein zierliches Gebetbuch mit Goldschnitt und vergoldeter Spange (fermoir). Auf beiden Deckeln des Einbands von gepreßtem Leder stehen in der gothischen Altarform die gothischen Lettern L. N. Wer den Prinzen mit diesem Buche in der Hand im Garten von Arenenberg oder im kühlen Waldesschatten gesehen hat, wird leise vorübergegangen seyn, um die Andacht des Gebets nicht zu stören. Ein Gebetbuch ist es nun freilich nicht, aber ein ernstes Buch voll tiefer Weisheit. Es enthält ‚Morceaux choisis de Massillon‘ (Paris 1830) und viele einfache und doppelte Striche mit dem Bleistift zeigen, wie eifrig der Prinz

dieses Buch gelesen hat und welche Sätze er für besonders gewichtig hielt. Es ist, als ob er in den Spiegel seiner eigenen Zukunft schaute, als er in dem kurzen Abschnitt über Wilhelm von Oranien doppelt anstrich: ‚Un prince profond dans ses vues; habile à former des ligues et à réunir les esprits; plus heureux à exciter des guerres qu'à combattre; plus à craindre encore dans le secret du cabinet qu'à la tête des armées; un de ces génies qui semblent être nés pour mouvoir à leur gré les peuples et les souverains; un grand homme, s'il n'avait jamais voulu être roi.' Wie eine Variation über das Thema ‚l'empire c'est la paix' nimmt sich aus der ebenfalls doppelt angestrichene Satz: ‚Regardez toujours la guerre comme le plus grand fléau dont Dieu puisse affliger un empire; cherchez à desarmer vos ennemis plutôt qu'à les vaincre."

Es folgt noch eine hübsche Beschreibung der Entlibucher und ihrer Sitten. „Hier bestand früher ein eigenes Stück der Fastnachtfeier, am letzten Montage der Carnevalszeit, dem ‚Hirsmändig', welchen Namen der durch sein schweizerisches Idiotikon berühmte ehemalige Pfarrer Stalder in Escholzmatt von hirsen oder hirzen=schmausen, zechen, ableitet. Stalder hat auch in seinen ‚Fragmenten über Entlibuch' den Hirsmontag sehr ausführlich beschrieben. Die größeren Pfarrdörfer beschickten sich gegenseitig mit dem Hirsmontagsboten, wozu von den Dorfgeschwornen ein stattlicher gewandter Bursche gewählt wurde. Nach beendigtem Gottesdienste eilten Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Kinder und Greise nach dem Dorfplatze mit der hundertjährigen Linde. ‚Er kommt, er kommt!' riefen dann die heranspringenden Buben, welche als Spähwachen auf der Straße vor dem Dorfe ausgestellt waren und es erschien im Galopp auf einem stolzen mit Blumensträußen und Schellen behangenen Rosse der reisige Bote in städtischer Kleidung, ganz überbändert, bedeckt mit einem von Blumen und kleinen Spiegelchen schwerbeladenen aufgestülpten dreieckigen Hute. Wenn er unter der aufgestellten Fahne angekommen war, begrüßten ihn etliche Geschworne und faßten sein Pferd am Zaume, indessen der Wirth eine Flasche Ehrenwein darreichte. Während der Bote ein Glas leert, wirft er einen forschenden Blick in die Volksmenge und bietet dann wohl diesem oder jenem Burschen oder Mädchen auch ein Gläschen an, was immer als eine bedenkliche Aufmerksamkeit gilt, denn die so Beehrten können sicher seyn, demnächst auch mit Versen beehrt zu werden. Gravitätisch zieht er sodann aus der Tasche seinen bogenlangen Foliobrief, dessen Außenseite mit dem Landeswappen, einer Buche und einem Kreuz, hochroth und grün bemalt ist. Dieser Brief, in Reimen der alten Landessprache abgefaßt, wird von dem Herolde in einem lauten, singenden Tone vorgelesen." Darin wurden zuerst die gnädigen Herrn in Luzern mit vorsichtiger Ironie verspottet, dann aber über die Bauern selbst ein sittliches Gericht gehalten. „Der zweite Theil des gereimten Briefes, der ‚Dorfbrief', wendet die gröbere oder feinere Satire gegen einzelne Dorfbewohner, deren Thorheiten oder Vergehen durchgehechelt werden. Dieser Brief enthält oft 10 bis 20 ‚Possen'; zwischen jeder macht der Sittenrichter eine Pause, indem er einen Schluck nimmt und mit einem Horn oder einer Pfeife ein neues Stück ankündigt. Auf diesen Catalog folgt der ‚Dorfruf', in welchem die gesammte Dorfbewohnerschaft summarisch durchgenommen wird, z. B. wurde einmal vorgeschlagen, in Schüpfheim ein Nonnenkloster zu errichten und demselben mehrere Personen, die nicht im Rufe der Keuschheit standen, zu Vorsteherinnen zu geben, einen verliebten Sigrist zum Kastenvogt zu machen. Den Beschluß macht eine Ermahnung an die Gemeinde zur Sittsamkeit und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, wie zur Wiederfeier des Hirsmontags im nächsten Jahr. Der Bote stieg sodann vom Pferde und begab sich in seinem grotesken Costüm auf die Tanzdiele, wo er das Vorrecht genoß, die schönste Dirne zur Tänzerin sich auszuwählen. Eine solche volksthümliche Sittenpolizei, harmloser als das Haberfeldtreiben im bayrischen Gebirge, war einst in der Schweiz, wenn auch in anderen Formen, ziemlich verbreitet, und alte Leute behaupten, daß sie mehr gefürchtet und wirksamer gewesen sey als die gegenwärtige ohne Poesie einschreitende Polizei. Die Person des Hirsmontagsboten war an jenem Tage unverletzlich und es wäre ein Nationalverbrechen gewesen, sich an ihm zu vergreifen."

Zum Schluß noch kleine Artikel: die Froburg mit einer Schilderung des großen Unglücks im Hauensteintunnel, das Kloster Fischingen, am Walensee, und die Schweiz als Land der Gegensätze.

---

## Biographie.

**Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert. Mit Benutzung handschriftlichen Materials. Von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, S. Hirzel, 1867.**

(Schluß.)

„Dort konnte man den zudringlichen Erbprätendenten der Türkei die glänzendste Hinterlassenschaft streitig ma-

chen, die je einem nationalen Ehrgeiz winkte, dort zugleich die nationale Fantasie beschäftigen und durch die Idee von Ruhm, Macht und Größe die Gemüther gewinnen. Es ist das Kriterium eines echten Staatsmannes, daß er selbst mit den Phantasien Anderer zu operiren, daß er die politischen Schwärmereien und enthusiastischen Träume der Menschen zu benutzen versteht, auch ohne sie zu theilen. So haben die Päpste die ritterliche Frömmigkeit des Mittelalters, so haben sie die Kreuzzüge ausgebeutet. So wurden jüngst die nationalen Ideen — was noch vor unserer Aller Augen und Erinnerung lebt — verwerthet. Aber Metternich zog vor, über die Träume der Enthusiasten zu lächeln und die Ohnmacht der geistigen und gemüthlichen Faktoren im Volksleben so lange vornehm zu bespötteln, bis er im Jahr 1848 durch die Wiener Studenten sehr unsanft von ihrer Realität überzeugt und zu schimpflicher Flucht gezwungen ward. Statt den unruhigen Elementen und den jugendlichen Brauseköpfen im Osten eine für Oesterreich und für die europäische Civilisation unendlich folgenschwere Aufgabe anzuweisen, trat er im Osten grade wie im Westen auch vor jeder ernsten Verwicklung zurück und verschanzte sich mit seinem Vertrauten Gentz hinter einer Politik des Abwartens und Erhaltens, die im Grunde nur die Interessen Rußlands förderte.

Daß Gentz sich in der orientalischen Frage den Anschauungen seines Gönners völlig anbequemte, ist um so verhängnißvoller gewesen, als er selbst in seinen besseren Zeiten die positiven Aufgaben Oesterreichs im Osten aufs klarste erkannt und gefordert hat, daß man dem Vergnügen entsage und den Ernst einer großen civilisatorischen Arbeit auf sich nehme. Im Jahre 1805, als Talleyrand den Kaiser Napoleon für eine österreichische Allianz zu gewinnen suchte und ihm jenen merkwürdigen Plan unterbreitete, demzufolge der Schwerpunkt Oesterreichs nach dem Osten verlegt, Oesterreich für seine Verluste in Italien und Deutschland mit der Wallachei, der Moldau, Bessarabien und Nord-Bulgarien entschädigt werden sollte,*) um dieselbe Zeit sprach sich auch Gentz auf das Entschiedenste für die östliche Culturmission Oesterreichs aus. ‚Freilich', fügte er poetisch hinzu, ‚wenn man sich vom Prater, von Laxenburg, von der Redoute nicht trennen will, dann bleibt mein Plan ein Gedicht.' Die Prophezeihung sollte für ihn selbst ominös werden, und wenn irgendwo, so zeigt sich in dieser Frage die tiefe Kluft, die zwischen der Zeit harten, gewaltigen Ringens und der Zeit behaglichen Genießens im Leben von Gentz gelegen ist. Noch im Jahr 1808 theilte er die praktischen Anschauungen derjenigen, welche für den Fall, daß Rußland und Frankreich zur Eroberung der europäischen Türkei schritten, verlangten, daß Oesterreich kein müssiger Zuschauer der Ereignisse bleiben, sondern dabei ‚Antheil nehmen' solle. Als aber die orientalische Krisis in den 20er Jahren zum Ausbruch gekommen war, begnügte er sich damit, den Divan in Schutz zu nehmen, die Griechen zu verdammen und im übrigen auf die Mäßigung des russischen Kaisers zu vertrauen. Ja selbst dem reellen Machtzuwachs Rußlands im Orient gegenüber fand er eine allgemeine Trostformel, hinter welcher sich der Mangel an positivem Rath und die Unlust, energisch zu handeln, verbargen. Er stellte sich, als verschmerze er die russischen Erfolge, da wenigstens äußerlich in Europa so ziemlich Alles beim Alten geblieben und das Erhaltungsprinzip gewahrt war."

Oesterreich ganzes Unglück ist durch die jämmerliche Politik Metternichs veranlaßt worden, durch den unvernünftigen Neid gegen Preußen und durch die faule und feige Schwäche gegen Rußland.

---

*) Dieser Plan, den Talleyrand dem Kaiser in Straßburg vorlegte und noch nach der Schlacht von Austerlitz dringend, aber fruchtlos anempfahl, ist von Mignet zuerst an's Tageslicht gezogen worden. Notice historique sur le prince de Talleyrand p. 61 ff. Mémoires de l'Académie des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tom. III. Ce plan, urtheilt Mignet, exécutable à une époque où rien n'était impossible aurait sans doute préparé un autre avenir à l'Europe, en donnant à l'Autriche un vaste territoire du côté même où il importait le plus de la jeter et de l'agrandir; en la rendant homogène, ce qu'elle n'était pas, en l'intéressant à la civilisation du monde, au lieu de la laisser immobile dans un passé, qu'elle s'usait à défendre. Ce plan aurait fondé un prix durable par des combinaisons nouvelles et sur des intérêts satisfaits.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 53. 3. Juli 1867.


## Sociale Zustände.

Brennende Zeitfragen. 1. Die Sonntagsfrage. 2. Die Gesindefrage. Von Dr. Friedrich Liebetrut, emerit. Pfarrer zu Charlottenburg. Berlin, Eduard Beck, 1867.

Der Verfasser findet einen ungeheuern Widerspruch darin, daß sich die Menschen noch Christen nennen und doch keine Christen mehr sind, den christlichen Geboten nicht mehr folgen und sogar vom christlichen Gottesdienst sich lossagen.

Hier knüpft er die Sonntagsfrage an. „Vom frühesten Morgen an scheinen — unter Gewährenlassen der Behörden — die großen Städte (Berlin, Hamburg, und welche nicht?) wie in der Auswanderung begriffen. Extrazüge der Eisenbahnen führen Tausende der Bevölkerung in ferner gelegene Oerter der Lust, die Straßen zu den näheren Vergnügungsörtern sind von Familien- und Gelegenheitswagen bedeckt, aus allen Thoren drängen Tausende von Fußgängern hinaus. Kaum erglänzt die Morgensonne, so erschallen die lockenden Töne der Morgenconcerte, die zahlreichsten Hörer versammeln sich um sie. Noch sind ihre Töne nicht verklungen, und noch immer sind die Straßen von der ihrer Lust nachströmenden Menge bedeckt, als der Ruf der Kirchenglocken ertönt. Nur von wenigen unter vielen wird er vernommen. Im Allgemeinen kann der Sonntag nur etwa ironisch noch des HErrn Tag heißen; die Lust der Welt und die Arbeit haben sich ungestraft — was den Arm der Behörden betrifft — in seinen Besitz getheilt; es bleibt verhältnißweise nur ein Häuflein, das auch nur in den Kirchenstunden feiern, vor dem HErrn anbeten und sein Wort hören will. Nur wehmüthig können diese, sofern die Gewohnheit allgemeiner Uebertretung sie nicht schon gegen den Schmerz gehärtet hat, ihres Weges durch die lusttrunkene Menge zum Gotteshause gehen. Noch jetzt stehen die Arbeiter öffentlich auf den Baugerüsten, aus den Werkstätten erschallt das Geräusch der Arbeit; man kann nicht im Zweifel seyn, daß auch die zahllosen stillen Werkstätten und Bureaus ebenso von freiwilligen und gezwungenen Arbeitern erfüllt sind, als die Straßen es sind von öffentlicher, rauschender Sonntagsentheiligung. Am Nachmittage verdoppeln sich die Heereszüge der ihre Lust suchenden Bevölkerung. Nun haben sich die Werkstätten allmälig der Arbeiter entleert, diese suchen, was sie im Hause Gottes und in häuslicher Feier an Sammlung und Erquickung entbehrt, in den Trink- und Tanzhäusern nachzuholen. Alle Schankstätten und Läden sind nun geöffnet; zu zahllosen Lustbarkeiten, oft wie zum Hohn auf den Tag des HErrn erdacht, ist durch öffentliche Anschläge aufgerufen. Endlich folgen die theatralischen Darstellungen mannigfacher Art. Alle kommen darin überein, die der königlichen, wie der Privattheater, den Sonntag völlig zu ignoriren, außer sofern die Directionen auf die Kasse des lusttrunkenen Volkes speculiren, das sie — immer noch ein christliches Publikum! an den Tagen des HErrn vorzugsweise mit Lust- und Possenspielen bedienen.“ „Für die überwiegende Menge ist der Sonntag bereits der Tag der Lust und Sünde, für verhältnißmäßig wenige ein Tag wahrer Sammlung und Erbauung. So ist er den Frommen ein Tag der Wehmuth und der Trauer, für den HErrn und die Kirche ein Tag der Unehre und der Schmach. Schon in der Gegenwart kann von einem ‚Tage des HErrn‘, von einer öffentlichen Feier desselben, wie viele Glocken auch dazu rufen mögen, nur noch ausnahmsweise und in Bezug auf einzelne stille Gemeinden die Rede seyn. Im Allgemeinen aber,

und vor allem in den Großstädten und am Sitze der Behörden, kann der Sonntag nur noch spottweise ein Tag des HErrn, die Sonntagsfeier „eine öffentliche“ genannt werden, da, was öffentlich geschieht, vielmehr überall das Gegentheil der Feier eines der Andacht geweihten Tages ausdrückt. Man kann nicht leugnen, daß die Feier, und zwar die öffentliche Feier der zuchtlosen Menge von Millionen auch der evangelischen Kirche, und zwar allermeist unter Augen der leitenden Behörden, viel mehr dem Bilde von Götzenfesten als dem der Feier des Tages des auferstandenen Erlösers gleicht.“

Das ist wahr. Wenn ein Bewohner anderer Himmelskörper zu uns auf die Erde herabkommen könnte, würde er kaum begreifen, warum die Leute zwar dem Bier und Wein, der Lüderlichkeit und unerlaubten Liebe, der Eitelkeit und Mode nachlaufen, huldigen und ausschließlich als ihren Götzen dienen, ohne zugleich diesen Götzen Tempel zu erbauen, während sie noch Tempel eines Gottes stehen lassen, an den sie nicht mehr glauben, um den sie sich nicht mehr bekümmern, oder den sie sogar hassen. Dieses ganze Treiben der Leute würde ihm als Unnatur und als eine große Lüge vorkommen. Er würde wohl begreifen, warum die Bachus-Venus-Mammons- und Modediener nicht in die christliche Kirche gehen, aber es würde ihm auffallen, warum nicht schon alle dem Tand, den man wirklich vergöttert, die prachtvollsten Tempel errichtet und die christlichen Kirchen niedergerissen sind.

Der würdige Verfasser ermahnt das sich noch christlich nennende Volk und auch die Obrigkeit an ihre Pflicht, allein er wird sich keines großen Erfolges zu erfreuen haben, denn der antichristliche Dämon hat schon viel zu weit um sich gegriffen. Der Verfasser wagt nur leise anzudeuten, daß die Regierungen Schuld tragen. Er erinnert daran, wie früher schon der Unglauben und die Lüderlichkeit aufgekommen sind, wie aber in den preußischen Unglücksjahren und in der Begeisterung der Befreiungskriege die christliche Frömmigkeit und der sittliche Ernst wiedergekehrt seyen. „Eine seit den Zeiten der Reformation unerhörte Bewegung der Christen ergriff das gesammte deutsche Volk; eine tief greifende Erneuerung, namentlich des religiösen und kirchlichen Lebens war die fröhliche Antwort auf den Ruf des züchtigenden und segnenden Gottes. Späterhin erwachte freilich, was den christlichen Seher nicht befremden kann, die energische Reaction des antichristlichen Geistes, und in den letzten Jahrzehnten hat die christliche der gottfeindlichen Strömung kaum noch das Gegengewicht gehalten. Vielleicht fällt ein großer Theil der Schuld hiervon auf die politischen Hemmungen und Verwicklungen des öffentlichen Lebens, deren Anfänge für Preußen beinahe unmittelbar den Jahren seiner großartigen Erhebung folgten, die für ganz Deutschland verhängnißvoll wurden, aus deren unheilvollen Banden wir uns soeben losgerungen haben! Doch liegt, diese Gedanken weiter zu verfolgen außerhalb meines Berufs und Vorhabens.“ Wir wollen sie weiter verfolgen, diese Gedanken, denn es handelt sich grade hier um die Hauptsache. Die Regierungen waren schuld und niemand anders.

Wer stellte die Lehrer auf den Universitäten und Gymnasien an? Wer errichtete Schullehrerseminare, ernannte deren Directoren und begünstigte deren Ideen in Bezug auf die Volksschule? Wer beherrschte die Consistorien, beeinflußte die Theologie, sprach das entscheidende Wort bei den Anstellungen der Prediger? Wer handhabte die Censur und ließ nichts drucken, was ihr nicht convenirte? Antwort: Die Regierung. Sie also trifft die erste Schuld, wenn der daheim fromm erzogenen Jugend erst auf den Universitäten die unchristliche Philosophie, in den Volksschulen der Diesterweg'sche Vernunft- und Naturcultus, wenn dem Volk in den Kirchen durch die von der Regierung angestellten Pfarrer der platteste Rationalismus gepredigt und wenn dem lesenden Publikum durch eine ungeheure Majorität von Literaturheiden und Literaturjuden der Glauben an die christliche Wahrheit hinweggeschwindelt wurde. Wir kennen das Uebel seit vierzig Jahren und haben es in diesen Blättern und sonst ohne Menschenfurcht bekämpft, aber freilich ohne Erfolg und nur zu unserem eigenen Nachtheil. Deswegen kennen wir auch die kaum mehr übersteiglichen Schwierigkeiten einer Abhülfe des Uebels. Denn auch die Regierungen selbst, welche sich ihrer bisherigen Fahrlässigkeit bewußt werden (leider sind es erst nur sehr wenige), finden durch die Schuld der früheren Regierungen, den Augiasstall schon so voll Mist, daß ihnen die Herkulesstärke fehlt, ihn zu säubern. Die Schule ist fast ganz im Besitz der Heiden, die Tagespresse fast ganz im Besitz der Juden.

Dem geistlichen Stande und selbst dem Lehrerstande, wenn sie sich auch in ihrem Unglauben noch so sehr vergangen haben, kann man doch keine großen Vorwürfe machen, denn sie wurden ja von den Regierungen angestellt und wegen ihres Verhaltens belobt und belohnt. Es streitet nicht mit der Wahrheit, wenn wir behaupten, diejenigen geistlichen und weltlichen Staatsdiener, die sich submissest und servil dem Unglauben eines Ministers oder Regenten zugewandt haben, sind viel zahlreicher als die, welche sich einem gläubigen Minister oder Regenten zuwandten. Denn die Wind-

fahnen hätten sich immer nach dem Winde gerichtet, der beständigere Wind war aber in den höhern Regionen seit dem vorigen Jahrhundert der frivole Unglaube nach der französischen Mode.

Nun denke man ja nicht, daß irgend eine christliche Obrigkeit den Strom des Unglaubens werde hemmen können. Nur die Strafe Gottes, große Noth der Völker und der Regierungen, nur die schrecklichen Folgen des wachsenden Unglaubens und der wachsenden Sittenverwilderung werden zur Reue und zur christlichen Besinnung zurückführen.

Die Gesindefrage hängt genau damit zusammen. „Der Niederschlag aller Haltlosigkeit, Thorheit und Eitelkeit der höheren Stände hat sich allmälig bei ihm abgelagert, hier wirkt er sich ganz naturgemäß in den gröberen fleischlichen Formen aus. Hier findet die Thorheit und Eitelkeit eines gottentfremdeten Zeitgeistes meist unbeschränkte Herrschaft; besonders das Seelenleben der Hunderttausende unserer gottverlassenen Dienstmägde geht häufig ganz in die roheste Sinnlichkeit, Ueppigkeit und Putzsucht auf. So wäre es ja Thorheit, bei solchen irgend auf Treue und Gewissenhaftigkeit im Dienst zu rechnen. Ohne die Zucht des Geistes Gottes und seines Worts, ohne den Segen der stillen Einkehr und Sammlung der Sonntagsfeier sind dem Gesinde die Quellen des höheren und reinigenden Einflusses verschlossen; der geistigen Einwirkung durch Kunst und Wissenschaft und der ideellen Anregung, welche den höheren Ständen wenigstens einen kümmerlichen Ersatz für den Mangel der tieferen Gründung in Gott gewähren, gleichfalls entzogen, ist das Gesinde allermeist den Mächten der Sinnlichkeit und des Bösen preisgegeben, hülflos und unvermögend, die schimpflichen Ketten zu zerbrechen, die es für immer zum Verderben hinabzureißen drohen.“ Der Verfasser entwirft nun ein trauriges Bild von der Stellung der Dienstboten, die nicht mehr zur Familie der Herrschaft zählen, sondern derselben trotzig gegenüberstehen, wie die Arbeiter den Kapitalisten. Auch hierbei deutet der Verfasser wenigstens leise an, daß die Schlaffheit der Gesindeordnung das Uebel vergrößere. Aber man kann der Obrigkeit hier nicht zuviel zumuthen, denn die Herrschaften geben häufig dem Dienstboten nichts nach an Herzlosigkeit und Egoismus. Nur insofern trifft die Obrigkeit die Schuld, als sie überhaupt christlichen Glauben und christliche Sittenzucht allmälig immer mehr hat verkommen lassen. Auch hier wird durch wohlwollende Gesetze und Verordnungen nicht mehr zu helfen seyn. Der Liberalismus, dem sich alle Kronen gebeugt haben, außer der des Czaaren, ist ein ausgesprochener Feind des Christenthums, alle Kammermehrheiten sind kirchenfeindlich. Im österreichischen Reichstage stürmt alles gegen das unschuldige und ohnmächtige Concordat und die größte Schonung wird der Judenwirthschaft zu theil, in der allein das ganze Unglück der Monarchie wurzelt. Das ist der Zeitgeist jetzt und gegen den hilft kein Predigen. Die Sünde muß erst lange brüten, bis die Schwüle jene Gewitterwolken groß zieht, aus denen der tödtliche Blitz auf die zurückschlägt, die der Sünde dienten.

Welchen schönen Hoffnungen man sich auch hingibt, eine große sociale Revolution wird das alte Europa noch einmal durch und durch rütteln und es wird den zürnenden Gott, den es jetzt wegspottet, wieder erkennen lernen.

Jenseit der großen Krisis wird es vielleicht, ja wahrscheinlich besser werden, denn so gewiß es ist, daß die Dummheit und Bosheit wie eine Krankheit ihren Verlauf nehmen und unaufhaltsam zu einer Krisis hintreiben müssen, eben so gewiß ist jener treibenden Kraft der Dummheit und Bosheit ein Maaß und Ziel gesetzt und wenn sie sich in ihrem Culminationspunkt überstürzt haben, reagirt die gesunde Natur und das Gewissen, das moralische Gefühl, der gesunde Verstand kommen wieder zu Ehren. Die Krisis der französischen Revolution kann als Beispiel dienen.

Der Zukunft steht aber nicht mehr eine politische, sondern eine sociale Revolution bevor und deshalb wird diesmal der Rückschlag nicht mehr durch Säbelherrschaft und Cäsarismus, sondern durch die Association vermittelt werden. Um nämlich die socialen Uebel zu lindern, hilft die Freiheit, die Gleichberechtigung, die Hoffahrt und der Luxus derer, die bisher gedient haben und jetzt herrschen wollen, hilft Revolution, Beraubung der Reichen, Maximum, Communismus lediglich nichts. Das alles kann nur wieder zur Anarchie führen, die niemals mit etwas anderem endet, als mit Soldatenherrschaft. Wenn die Revolution alle ihre Gewaltmittel und ihren Wahnsinn erschöpft hat, kann nur durch die Association geholfen werden, nicht mehr durch irgend welche Staatsgewalt. Das ganze Unglück, welches unsere Zeit kennzeichnet, besteht darin, daß der Staat für die sociale Frage kein Verständniß und kein Herz hat. Diese Frage kann nur durch die Betheiligten selbst gelöst werden, trotz des Staats und auf die Gefahr hin, die bisherigen Staatsformen zu zerbrechen. Das wird die Association erreichen, wenn sie nicht mehr blos ins blinde hinaus Rechte fordern, sondern sich religiöse und sittliche Pflichten auflegen wird, von deren Erfüllung auch die Befriedigung ihrer Rechte abhängen wird.

## Hymnologie.

**Lateinische Hymnen des Mittelalters, größtentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster. Herausg. von P. Gall Morel. Erste Hälfte, Einsiedeln, New-York und Cincinnati, Benziger, 1867.**

Der verdienstvolle Rector und Bibliothekar im Stift Einsiedeln will mit diesem Buche die Hymnensammlungen von Mone, Daniel rc. ergänzen, und dies ist um so dankenswerther, „als es den Anschein hat, daß besonders die literarischen, handschriftlichen Schätze der Klosterbibliotheken gefährdet sind.“ Die hier mitgetheilten Hymnen entsprechen in Charakter und Form bereits bekannten und stammen aus den Klöstern St. Gallen, Einsiedeln, Rheinau und Engelberg rc.

In der hier vorliegenden ersten Hälfte finden wir Hymnen an Gott, an die heil. Jungfrau und an die Heiligen. Im Allgemeinen spiegelt sich darin die bekannte altchristliche Symbolik und waltet in ihnen eine tiefe und innige Andacht. Nicht wenige malen uns ein schönes Bild aus, z. B. Nro. 160 den Stern über dem stürmischen Meere:

Ave virgo singularis,
mater nostri salutaris,
quae vocaris stella maris,
stella non erratica.
5 Nos in huius vitae mari
non permitte naufragari,
sed pro nobis salutari
tuo semper supplica.

Saevit mare, fremunt venti,
10 fluctus surgunt turbulenti,
navis currit, sed currenti
tot occurrunt obvia.
Hic sirenae voluptatis,
draco, canis cum piratis,
15 mortem pene desperatis
haec intentant omnia.

Post abyssos nunc ad coelum
furens unda fert phaselum,
nutat malus, fluit velum,
20 nautae cessat opera. etc.

Durch die edelste Einfachheit zeichnet sich Nro. 241 aus, ein Hymnus auf den heil. Petrus, der auf einer am Grabe dieses Apostels aufgehängten Tafel gefunden wurde:

Si vis patronum quaerere
si vis potentem vindicem,
quid jam moraris, invoca
apostolorum principem.

5 O sancte coeli claviger,
tu nos precando sublevа;
tu redde nobis pervia
aulae supernae limina.

Ut ipse multis poenitens
10 culpam rigasti lacrymis,
sic nostra tolli poscimus
fletu perenni crimina. O sancte etc.

Sicut fuisti ab angelo
tuis solutus vinculis,
15 tu nos iniquis exue
tot implicatos nexibus. O sancte etc.

O firma petra ecclesiae,
columna flecti nescia,
da robur et constantiam,
20 error fidem ne subruat. O sancte etc.

Romam, tuo qui sanguine
olim sacrasti, protege,
in teque confidentibus
praesta salutem populis. O sancte etc.

25 Tu rem tuere publicam
qui te colunt fidelium,
ne laesa sit contagiis,
ne scissa sit discordiis. O sancte etc.

Quos hostis antiquus dolos
30 instruxit in nos destrue,
truces et iras comprime,
ne clade nostra saeviat. O sancte etc.

Contra furentis impetus
in morte vires suffice,
35 ut et supremo vincere
possimus in certamine.

Gloria patri et filio etc.

Dieser schöne Hymnus hat in unserer Zeit eine neue Bedeutung erhalten und sollte in allen katholischen Kirchen gesungen werden, da grade jetzt die Dämonen rings um Rom lechzen, das Grab des Apostels zu zerstören.

Der Druck des Werkes ist noch nicht vollendet. Wir werden darauf zurückkommen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

**Wolfgang Menzels**

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 54. 6. Juli 1867.

## Länder- und Völkerkunde.

Oesterreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. Von Heinrich Noë, Verfasser des „Bayrischen Seebuches.“ München, Lindauer (Schöpping), 1867.

Der Verfasser schreibt sehr gut und gibt uns hier wieder sehr interessante Bilder aus der deutschen Alpenwelt.

Diesmal nicht mehr aus dem bayrischen, sondern aus dem österreichischen Gebirge. Beide contrastiren stark, weniger in Bezug auf die Berge, als in Bezug auf die Menschen. Die letztern machen in Oberbayern, einen viel günstigeren Eindruck, als im Salzkammergut und man kann nur mit Wehmuth lesen, wie die gesunde Natur je mehr und mehr der Corruption erliegt.

Gleich im Eingang belehrt der Verfasser den Leser, das s. g. Salzkammergut habe ursprünglich den Bezirk gebildet, der den berühmten Salinen das Holz liefern mußte, gehöre aber nicht blos zu Salzburg, sondern auch zu Oesterreich und Steiermark. Die Hauptschönheit des Gebirges sind hier seine Seen. „Die erste Route des Seebuchs führt den Reisenden von Salzburg an den Mond- und Attersee, nach Ischl und an den Hallstättersee. Die zweite geleitet ihn nach dem Hinter-, Fuschl-, St. Wolfganger-, Aus- und Grundlsee, von kleineren Wanderungen abgesehen. In Anhängen folgen Spaziergänge am Traunsee, sowie in den Seegebieten, die im Nordosten von Salzburg liegen und wegen wenig bekannter Voralpen-Landschaften mit ahnungsvollen Fernsichten und glänzendem Hintergrund gerühmt werden können.“

In der Stadt Salzburg erfährt der Reisende durch die habgierigen Gastwirthe und Zubehör die unangenehmsten Ueberraschungen. „Um die Fremdlinge mit besserem Gewissen erleichtern zu können, hat sich Salzburg als ‚Saisonstadt‘ und in allerneuester Zeit, einem dringenden Zeitbedürfnisse abzuhelfen, auch als ‚Badeort‘ proklamirt. Es scheint, als ob die letzte Zufluchtsstätte unseres gehetzten, kummervollen, mit Mühen überladenen Geschlechtes, die stille Welt der Berge, von diesen Schlingeln immer unleidlicher gemacht würde.“ Der Verfasser bemerkt, man finde hier eine Alpenflora wie nirgends sonst, eine große Anzahl von Frauenzimmern, die der Fremdling am wenigsten in der Residenz geistlicher Hirten suchen würde.

Diese Sittenlosigkeit fand der Verfasser auch mit Unglauben gepaart. Der Kellner im Gasthof las in freien Augenblicken eifrig in einem freigeistigen Lehrbuch der Physik, merkwürdigerweise in czechischer Sprache abgefaßt. Wer es noch nicht wissen sollte, kann hier erfahren, wie von Wien aus, welches schon seit Jahrzehnten durch die Judenpresse entchristlicht ist, die s. g. Aufklärung bis tief in die Gebirge eingedrungen ist. „In einer jener Gegenden des Salzkammergutes, in welcher die Autoritätsglauben-Schwindsucht nur sporadisch auftritt, lebt ein Wirth, der damit ein ansehnliches Sommergeschäft betreibt. Er besitzt nicht nur wirkliche Exemplare von Ronge, Strauß und Renan — nein, der leibhaftige Moleschott und Feuerbach haben sich in seiner Bibliothek eingenistet. Diese Bibliothek wird Einzelnen der Sommerfrischler, welche er mit Kennerblick ausmustert, nicht ohne Selbstgenügsamkeit Band für Band gezeigt. Angehörige des norddeutschen Bundesstaates, welche mehr Sinn für Literatur haben und sich aus dem Thaler nicht mehr machen, als wir aus dem Guldenzettel, haben den entschiedenen Vorzug. Der gute Mann lobt freilich rationalistische, irvinglia-

nische, deutschkatholische und materialistische Bücher in einem Athem, in seinem Gehirn vermengt sich die Werthschätzung der liberalisirenden Predigten eines Pastors mit Feuerbachs höhnischer Kritik des Theismus — macht Alles nichts: die Fremden brechen in ein staunendes und bewunderndes Hurrjeh! über diesen Selbstdenker aus."

Der Reisende wird im Salzkammergut auf die unverschämteste Weise ausgeplündert. In der schmutzigsten Dorfkneipe fordert man für die schlechteste Bedienung, noch dazu mit Grobheit, nicht weniger Bezahlung, als im ersten Hotel in der Schweiz. „In England und Frankreich hat das Geld weniger Werth als in Deutschland, in Deutschland wieder weniger als im dermaligen Oesterreich. Man bedenke, wie hart sich sonst ein Mensch, der hier als Wirth mit Forderungen von Zehner-Banknoten herumwirft, als wären es Haselnüsse, nur einen Gulden verdient — wie selten und theuer das Geld, wie bettelhaft die Verhältnisse, wie schwer das Erlangen eines kleinen Erwerbes ist, und man wird es doppelt unverschämt finden, daß derselbe Gulden, um den sich der Mensch sonst den Hals halb auskegeln müßte, dem Reisenden als eine lächerliche Bagatelle ausgebohrt wird."

Eben so betrügerisch und roh, wie die Wirthe, sind die Führer. Großentheils faule Kerle, die nie das Thal verlassen, die Alpen bestiegen haben, weder die Wege noch die Namen der Berge kennen, drängen sie sich den Fremden auf und fordern ungeheure Bezahlung. „Selbst in versteckten Tauernthälern sind die handwerksmäßigen Führer gewürfelt genug, um für die Begleitung eines Reisenden auf einen Tag eine Summe zu verlangen, welche dem Wochenlohn eines städtischen Handwerkers gleichkommt. Die Ueberschreitung des Krimler Tauern zum Beispiel — von Kriml bis Kasern im Ahrenthal — eine Strecke, auf welcher man kein Eis betritt, stets auf dem breitesten, bequemsten, Pfade hingeht und keinerlei Vorrichtungen, nicht einmal einen Bergstock bedarf, kostet acht Gulden. Sollte der Reisende dagegen erwarten, daß sein Führer, wie es in der Schweiz herkömmlich ist, die Namen sämmtlicher ihm während des Gehens auffallender Bergspitzen inne habe, so würde er bald einsehen lernen, daß er in dieser Hinsicht zum großen Theil auf seine Karte angewiesen sey. Vor drei Jahren bestiegen zwei norddeutsche Studenten den Venediger von Neukirchen aus. Sie verlangten Stricke. Der Führer, welcher schwerlich je auf dem Venediger, wahrscheinlich sogar nie auf einem Gletscher war, erwiderte ihnen mit augenscheinlicher Ueberraschung, er habe nie gehört, daß solche nothwendig seyen. Der Erfolg der Unternehmung war der, daß einer der jungen Leute in eine Eisspalte stürzte, langsam darin erfror und noch heute in ihr begraben liegt. Vielfach verdorben werden die Leute durch das lungernde Wirthshausleben, auf welches sie an vielbesuchten Orten angewiesen sind, wenn ihnen die ankommenden Fremden nicht entgehen sollen. Es wiederholt sich der Anblick einer städtischen beutegierigen Lohndienerschaar; nur sind die Manieren, nicht aber das Honorar, ins Bäuerische übersetzt. Da verbietet zum Beispiel ein Wirth dem von ihm protegirten Führer, daß er den Fremden einen herrlichen Aussichtspunkt zeige, von dem kein Reisehandbuch etwas erwähnt. Warum? Weil, wenn dieser bekannt würde, ein anderer Wirth, dessen Haus näher daran liegt, den Vortheil davon zöge. Es kann dem Reisenden unter Umständen begegnen, daß ihm ein Wegweiser anbietet, den Pfad über ein Joch um einen Betrag zu zeigen, welcher demselben ungemein gering erscheint. Der Führer begleitet ihn eine unbedeutende Strecke weit und bedeutet ihm, an einem bestimmten Punkte angelangt, daß er von hier an nicht mehr fehlgehen könne. Der harmlose Reisende zieht nach Verabfolgung des Lohnes vertrauensvoll von dannen. Aus dem Labyrinth von unkenntlichen Steigen, in welches er sofort zu gerathen pflegt, sendet er seinem Verführer fruchtlose Verwünschungen nach. In die jenseitige Thalsohle endlich hinabgelangt, vergißt er über seiner glücklichen Ankunft jeden Gedanken an eine Reclamation, welche überdies umständlich und erfolglos wäre." Mancher schreibt, halb dictirt, gar eine Empfehlung in das Gedenkbuch seines Führers. „Jeder ist schließlich froh, wenn er einer unangenehmen Gesellschaft mit blauem Auge entronnen ist. Anders verhält es sich freilich mit den nur zu häufigen Glossen, die in einer fremden Sprache geschrieben darin zu finden sind. Da nimmt sich neben der ‚Empfehlung' das ‚beware of' oder das ‚take care' eines Engländers mitunter wie ein drolliger Uriasbrief aus."

Im Vergleich mit diesem österreichischen Gesindel lobt der Verfasser den Menschenschlag der oberbayrischen Gebirge. „Der höhere Grad der Jugendbildung, des Wohlstandes, der bürgerlichen Freiheit, bewahrt die Menschen vor dem knechtischen Speculationssinn, dessen Entehrung sie leider unter gedrückteren Verhältnissen so leicht anheimfallen. Hier begegnet in der herrlichen Natur der stadtmüde Wanderer noch jenen braunen treuherzigen Gestalten, welche Belohnungen, die ihnen zu hoch scheinen, als unverdient zurückweisen — welche von dem Rühren und Treiben der großen Welt hören, ohne ihre Gäste mit angedonnerten Köpfen anzustieren

— welche Dir beim Abschiede von den Bergen einen bunten Strauß in die Hand drücken, ohne Dir die ihrige um silberne Entgeltung entgegen zu strecken — welche kühn und ehrlich sind."

Sehr charakteristisch ist, was der Verfasser von der Stadt Gmunden unter dem Traunstein und am herrlichen Traunsee erzählt. Das Land ist hier ein Paradies, aber die Menschen können es dem Reisenden verleiden. „Gmunden erscheint uns als ein Typus jener Orte, in welchen Bauern, durch die Gunst neu angelegter Verkehrswege und das Geld zureisender Fremden in städtische Formen gezwängt, ob dieser Maskerade in einer Art von immerwährendem, aber gründlich abgeschmacktem Fasching leben. In dieser Beziehung erinnert es vielfach an Ischl, nur daß hier durch eine ungleich größere Anzahl von Beamten und einen weit mehr gesteigerten Verkehr eine täuschende Grundlage geschaffen worden ist, über welche hinweg die Vermummung schwieriger zu erkennen seyn mag. Der Bauer hat so viel von städtischer Verfeinerung angenommen, um dem Fremden gegenüber aus seiner angeborenen und in dieser Weise bewaffneten Schlauheit Kapital zu schlagen. Beispiele sind gehässig und können von uns um so leichter umgangen werden, als wir keineswegs einen längeren Aufenthalt an diesem Curort beabsichtigen. Denn wir schließen uns der Meinung derjenigen an, welche da behaupten, wenn man aufs Land gehe, so müsse man sich von Orten fern halten, welche alle Unannehmlichkeiten von Stadt und Land bieten und durch keine Annehmlichkeit, welche diese und jene Art des Lebens in ihrer Weise haben, den enttäuschten Vergnügling entschädigen können."

Im Gasthof kam hier folgende Scene vor: „Der eine der Gäste, wie es schien, der hervorragendste Rhetor, wüthete wie ein zweiter Marat. Nach seiner Meinung konnte in den Strafhäusern der Monarchie sich kein verabscheuungswürdigerer Verbrecher befinden, als der Finanzminister. Er schlug eben auf den Tisch, daß die Tassen tanzten und schrie: ‚Hängen sollten wir sie alle mit einander, die —' — in diesem Augenblicke aber trat ein Ankömmling über die Schwelle. Mit einem Schlage fuhr der Jacobiner in die Höhe, verbeugte sich und sagte unter wiederholten Bücklingen: ‚Habe die Ehre, guten Nachmittag zu wünschen, Herr kaiserlicher Rath!' und die Anderen folgten dem Beispiel. — Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß in Gmunden ein Witzblatt erscheint: Der Kreuzschnabel. Der Inhalt dieser auf schönes Papier gedruckten Zeilen ist so über alle Beschreibung erhaben dumm, daß ich den Versuch unterlassen muß, dem Leser einen Begriff über dieses periodische Erzeugniß des deutschen Geistes beizubringen. Wenn die Welt als ein Haufen von Chemicalien bezeichnet werden muß, wie die Weisheit der Atomisten behauptet, so müßte es gewiß ein wunderbarer Anblick seyn, den Kehricht zu sehen, der auf dem Boden des Magazins lagert. Mit einigen Handvoll desselben Kehrichts ist dann ohne Zweifel die enge Schädelhöhle dieses Humoristen ausgepfropft."

Dicht neben der modernen Corruption existirt in den Gebirgen immer noch ein sehr lebendiger Rest uralten Aberglaubens, uralter heidnischer Volkssitte. „So viele Sterne jetzt oben am Himmel stehen, sagte Hans, schier so viel Feuer magst du von da auf den Bergen schauen in der Sonnwendnacht." (S. 76). Einer merkwürdigen Heilmethode wird gedacht. „Der Wurzgräber wollte bei dem Schmied von Seeham Unterricht in einer Kunst nehmen, welche viel Geld einträgt — im ‚Wenden'. Das Wenden besteht darin, daß man einen Kranken auf besondere Weise mit den Fingerspitzen berührt und ihn anbläst, worauf er gesundet. Es wird an ein Fluidum geglaubt, welches kräftigend auf den siechen Körper übergeht." Kaum glaubliche Dummheit fand der Verfasser am St. Wolfgangssee, wo man die Kühe aus Vorurtheil, damit der Stall warm bleibe, im eigenen Miste den ganzen Winter über stehen und krank werden, zuweilen auch verhungern läßt, weil man nur auf die Zahl des Viehes, nicht auf die Güte sieht und den Vorrath des Futters nicht nach der Länge des Winters berechnet. Der Verfasser flicht seinem Buch einige novellenartige Genrebilder oder Dorfgeschichten ein, meist von Verbrechen handelnd.

Von besonderem Interesse ist, was er von der seltsamen Secte der Pöschlianer erzählt, die im Hausruckwalde aufkam. Pöschl, Cooperator in Braunau, mußte den berühmten patriotischen Buchhändler Palm zum Tode vorbereiten, wurde darüber tiefsinnig und stiftete eine Secte, welche sich einbildete, im Jahr 1816 würde die Welt untergehen und er mit seinen Getreuen im neuen Jerusalem einziehen. Der Fanatismus der Secte verstieg sich zu Mordthaten, weshalb die Betheiligten eingekerkert wurden. Da die Welt nicht unterging, glaubte man auch dem Propheten nicht mehr und er ist unbeachtet 1837 in Linz gestorben.

Der alte Heilige des Gebirges ist St. Wolfgang. Es wird noch immer viel zu ihm gewallfahrtet, doch nicht mehr so viel als früher, weil die Geistlichkeit, wie der Verfasser S. 286 bemerkt, in neuerer Zeit die Taxen zu sehr erhöht habe.

Ungemein anziehend sind im vorliegenden Buch die Naturschilderungen. Der Verfasser vermeidet sowohl

die gewöhnliche Art zu schildern, wie auch die Emphase. Er reiste meist im Winter und es gelingt ihm, zu beweisen, daß die Alpenwelt in dieser Jahreszeit nicht weniger, wenn auch andere Reize darbietet, als im Sommer. Sodann macht er auf atmosphärische Erscheinungen aufmerksam, welche äußerst interessant sind. So schildert er S. 277 das St. Elmsfeuer am Gasthof auf dem hohen Schafberge. „Wenn von den Berchtesgadener Gebirgen tief unter den Bergspitzen graue Wolken herüber schwimmen, stoßen sie endlich an die Wand, auf deren Spitze das gastliche Haus liegt. An dieser kriechen sie herauf, einem Drachen ähnlich, welcher die Wohnstätte der Menschen zu verderben gedächte. Die Sonne röthet sich und verschwindet endlich in braunschwarzer Nacht. Unter dieser hindurch gewahrt man dann manchmal einen der Seen in greller höllischer Beleuchtung von schwefelfarbigen Feuern überlagert. Nun beginnt das Fackeln der Blitze um das Haus und die Schläge des Donners. Fast jeder Blitzschlag berührt die Behausung. Die Ableiter nützen wenig, weil der Boden aus trockenem Geröll besteht. Der Strahl kehrt immer wieder nach dem Hause zurück. Es züngelt an den Wänden und auf dem Boden der Gänge hin, wie Flämmchen, die über ausgeschüttetem Weingeist tanzen. Manchmal aber steht auch hie und da eine hohe blaue blendende Säule, die bald hoch aufzuckt, bald sich niederduckt, wie ein Gespenst vor dem Entsetzten, der irgend einen Winkel des Hauses aufsucht, der ihn vor den unaufhörlichen Schlägen schützen mag. Hunde heulen beim Anblick des Phantoms, das auf hervorragenden Gegenständen sitzt und wohl zu den Elmsfeuern gehören mag. Einmal, erzählte mir der Wirth, war er in einem Gange mit seiner Schwester durch zwei solcher Feuer eingeschlossen, die an dessen Enden sich aufgepflanzt hatten, geisterhaften Schildwachen ähnlich. Schlag auf Schlag wüthete draußen der Donner; von allen Seiten durchzog Schwefel- und Ozongeruch das umwetterte Haus. Weder er noch seine Schwester, ein junges Mädchen, wagte es, durch das elektrische Leuchten hindurch nach irgend einem Zimmer zu schreiten. Plötzlich prasselte es im Dachstuhl; es schienen die Flammen von dem unaufhörlich einschlagenden Blitz das Gebälk ergriffen zu haben. Der Leser mag wohl denken, wie es den Beiden zu Muth war — vor sich die unheimlichen Säulen mit ihren blendenden, zitternden Spitzen hin und her schwankend — über sich das Element in seiner unmittelbar zerstörenden Gestalt. Aber die vernichtende Flamme oben zeigte sich nicht minder unwesenhaft als die Gefahr, die von dem elektrischen Leuchten der ätherischen Hausgespenster drohte. Das Prasseln war nicht das Knistern des Holzes im verzehrenden Feuer, sondern das Auffallen des Hagels auf den Dachstuhl."

Nicht minder schön ist ein dem Brockengespenst ähnliches Phänomen. „Es ist im Herbste eine alltägliche Wahrnehmung, sich in einiger Entfernung auf einer Nebelbank schwimmend zu erblicken. Die Figur steht nie, sie liegt. Ganz nahe gewahren wir das Phantasma nicht — es erscheint stets in dem vermeintlichen Abstand von einigen Hundert Schritten. Worüber sich aber die Beschauer in vielen Fällen am meisten wundern werden, das ist der Heiligenschein, welcher ihr Haupt umgibt. Dazu ist erforderlich, daß ihnen die Sonne im Rücken steht — befindet sie sich ihnen grade gegenüber, so erblickt man wohl die liegende Gestalt, nicht aber den wunderbaren Schein. Dieser ist nicht etwa aus prismatischen Brechungen und siebenfarbigen Wellenlinien zusammengesetzt, sondern ein ganz gewöhnlicher goldener Halbkreis, wie er auf den Bildern der altdeutschen Schule das Haupt eines Heiligen, auf antiken Wandgemälden das einer Göttin umfließt. Die Gestalt, welche, mit einer solchen Auszeichnung angethan, im Nebel liegt, erscheint manchmal neun Fuß groß, manchmal aber auch weit unter dem gewöhnlichen Maaß eines menschlichen Körpers. Sie schwebt stets unter, nie neben ihrem Original. Der Bemerkung werth dünkt es uns auch, daß in nicht wenigen Fällen an dem Scheine sich Abstufungen des Lichtes bemerkbar machen. Manche Strahlen stehen in convergirenden Bündeln beisammen, welche durch winzige dunkle Linien von den übrigen Theilen der Glorie abgegrenzt sind. Wir erinnern an die getrennten Strahlengarben, mit welchen die christliche Kunst manche der verehrtesten Häupter der Kirche umgibt. Sollte der Idee des Nimbus, der Aureole, wie ihn die Phantasie der Alten ersann und die des Mittelalters nachahmte, nicht eine materielle Anschauung, wie die, welche uns hier gegeben ist, zu Grunde gelegen haben?" Wem fallen dabei nicht die 1808 von Wollaston entdeckten raies du spectre ein?

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, | N° 55. | 10. Juli 1867.

## Kriegsgeschichte.

Mein Sommer unter den Waffen. Aufzeichnungen aus dem böhmischen Feldzuge 1866. Von Theodor Vatke, ehemaligen Gefreiten im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nro. 2. Berlin, Stilke und van Muyden, 1867.

Die schlichte Erzählung der Abenteuer, die einem preußischen Garde-Grenadier im letzten Kriege begegnet sind. Der Ertrag ist für die Invalidenstiftung bestimmt.

Man findet darin einzelne hübsche Züge.

So heißt es S. 33 von den ersten österreichischen Gefangenen: „Die Grauröcke schienen sich sehr wohl in ihr Schicksal zu finden. Ihr Erstes den Preußen gegenüber pflegte zu seyn: ‚Landsmann, hast du Schluck?‘ Und die Unsrigen theilten ihre Feldflasche mit jenen. Und da die Oesterreicher Deutsch sprechen, so sagen die Preußen: ‚Das thut uns leid, Landsmann, daß wir auf euch haben schießen müssen.‘ ‚Ihr seyd halt nit daran Schuld,‘ sagt der Oesterreicher, ‚wir auch nit.‘ Und so, oft Arm in Arm, gehen die Grauen und die Blauen mit einander, nachdem Etliche der Ersteren am Bache sich das Blut vom verwundeten Kopf oder Arm abgewaschen haben.“

Bei Trautenau ging beinahe ein ganzes Bataillon der Garde zu Grunde. „Ich sehe eine Abtheilung Preußen am Wege lagern; je näher ich komme, um so mehr fällt mir die Ruhe auf, welche an einer lagernden Preußischen Truppe, auch nach den größten Strapazen mir fremd war. Es mußte das 2. Bataillon des Franz-Regimentes seyn, hatte doch der Offizier zu mir gesagt: ‚Sie werden sie am Wege finden!‘ Und schon erkannte ich den Namenszug, den ich selbst auf den Achselklappen trug. In unheimlicher Stille, wie gelähmt von Schreck, der sich in Worten noch nicht Luft gemacht, lagen zu beiden Seiten des Weges die Kameraden: am Marketenderwagen standen Andere und verzehrten, fast lautlos die feldmäßige Kost. ‚Ist das das ganze Bataillon?‘ frage ich, meinen Marsch fortsetzend. Ein klangloses ‚Ja‘ wird erwidert. ‚Und wo ist Gaudy?‘ ‚Todt! Alle Offiziere todt!‘ ‚Wer führt das Bataillon?‘ ‚Der Sergeant dort!‘ Unter diesen Worten bin ich hindurchgeschritten durch die furchtbar zusammengeschmolzene Truppe. Daß diese 150 Mann nur die Versprengten des Bataillons waren, wußten sie so wenig als selbst am nächsten Tage die Höchstcommandirenden — den Augenblick aber werde ich nie vergessen.“

In der Schlacht bei Königgrätz hat, wie bekannt, hauptsächlich die Garde die Entscheidung herbeigeführt. Wir lesen hier S. 56: „Während die Truppen hie und da sichtbar mühsam vordringen, so ermuntert der Oberst: ‚Kinder haltet aus! Es ist möglich, wenn's heute gut geht, so ist Alles vorbei.‘ Diese Worte verfehlten nicht Eindruck zu machen. ‚Ist es schon soweit?‘ so dachte ich, ‚der Feldzug hat ja eben angefangen.‘ Dann wieder ließ sich der Oberst vernehmen: ‚Haltet nur heute noch aus, wir können's entscheiden, wir müssen's entscheiden.‘ Und ich denke, daß es ungefähr 2 bis 3 Stunden nach Mittag war, als ich einen berittenen Offizier sagen hörte: ‚Der Kronprinz hat gesagt, die Entscheidung ist bereits da.‘ Wir haben aber unsern Sprung über Hecken, Zäune und Gräben noch nicht lange überwunden, als das Terrain Schwierigkeiten ganz eigenthümlicher Art darbietet. In drei scharf abfallenden, mehrere Fuß hohen Terrassen, steigt der lehmige Boden empor. Aber ein willkommener Anblick erleichtert jetzt die Mühe. Denn links bringt man österreichische Gefangene in beträchtlicher

Zahl. Angesichts derselben verbieten mehrfach die Offiziere, irgend ein Wort zu sagen, das die Gefangenen beleidigen könnte. So ziehen diese an uns vorüber, hauptsächlich werden dieselben aus einem nun schon dicht vor uns und auf der Höhe der dritten Terrasse, liegenden brennenden Dorfe — Chlum — herausgebracht. Aber immer noch wird geschossen in dem stark verwüsteten Orte." Beim Vordringen fand das Bataillon alles mit todten und verwundeten Oesterreichern bedeckt. „Wo diese bleichen und gelben Grauröcke mühsam und wie schien schon mit dem Tode ringend sich erhoben, nicht niedergetreten zu werden von den eilig und geschlossen anrückenden Preußen, da war der Anblick unvergeßlicher Art. So eilig wir aber auch vorrückten, so wird kein einziger der Verwundeten über uns haben klagen können. Denn bei jeder einzelnen, in angedeuteter Weise sich emporrichtenden Gestalt, riefen, sich zu uns umwendend die an der Tete der Züge und Compagnien befindlichen Offiziere uns zu: ‚Vorsicht!' Und die Preußen dann wieder den Verwundeten: ‚Bleib liegen, Landsmann, wir thun dir nichts.'" An einer Stelle lag ein Husar, mitten durch die Brust geschossen, während neben ihm sein Pferd ruhig das Gras abweidete.

Nach der großen Schlacht sah das Bataillon lange keinen Feind mehr, litt aber mancherlei Noth in dem ausgehungerten Böhmen, wo die Bewohner fast überall geflüchtet waren und die Oesterreicher auf ihrer Flucht meist die letzten Vorräthe verzehrt hatten. Unter dem Volk herrschte überall große Angst. Nur einmal brach die czechische Heimtücke durch. Ein Böhme, der früher Soldat gewesen, sagte, „wir sollten doch nicht jubeln über unsere Siege, jetzt hole man die Raketen- und Kettenkugeln von Wien her, sie seyen bereits unterwegs. ‚Kettenkugeln', so wird ihm erwidert, ‚sind nicht erlaubt, die sind gegen das Völkerrecht.' In dem kurzsylbigen Ausruf, den der Böhme darauf vernehmen ließ, von unheimlichem Blinzeln mit den schlauen Augen begleitet, lag die echt czechische Heimtücke und der Sinn: ‚Es wird uns auf die Mittel eben nicht ankommen!'" An andern Orten zeigten sich die Böhmen überaus unterwürfig, hauptsächlich auch, weil die Preußen alles, was sie von ihnen forderten, baar bezahlten und überhaupt Silbergeld hatten, was den Böhmen längst unbekannt geworden war. „Um bei der Dienstfertigkeit, die wir in Ober-Rozinka fanden, anzuknüpfen, so ist natürlich das Elend und die Armuth Böhmens, die selbst die marschirenden Truppen um milde Gaben ansprach, die Erzeugerin jener Unterwürfigkeit. Um so übler aber werden wir von dem Anblick dieses Elendes berührt als dasselbe angesichts des so fruchtbaren böhmischen Landes nur auf die ungünstigen socialen Verhältnisse und die Unthätigkeit der Bewohner zurückgeführt werden kann. Dazu kommt die große Ungebundenheit des Lebens derselben. Zumal die Kinder sieht man fast halbnackt und in Lumpen. Es scheint oft ein Verkommen in Trägheit und Sinnlichkeit, und da der Czeche das Grelle und den Schmuck liebt, so steht der Aufzug der Reichen in um so schneidenderem Gegensatze zu dem der Armuth. Auf wieviel Noth, Schmutz, Trägheit und Ungebundenheit sieht nicht der Crucifixus, in hundert und aberhundert Bildungen, in Gesellschaft der Heiligen und des Nepomuk oder ohne dieselben herab im schönen Böhmerlande. Es ist aber nicht das religiöse Leben allein, das hier an anschauliche Bildungen, die so unschön als unsauber sie dem gemeinen Czechen nur umsoviel näher rücken mögen, anknüpft und daran sich nährt; der wohlhabende Czeche sucht in jeder Weise dem öffentlichen Leben mehr Schwung, Farbe und Phantasie zu verleihen als es mit dem trockenen Styl z. B. des norddeutschen Lebens vereinbar ist. Dies habe ich zumal an dem innern Schmuck großer Verkaufshallen zu finden Gelegenheit gehabt. In der überaus merkwürdigen Stadt Kuttenberg, die wir von Rozinka aus in 8 Tagen erreichen werden, trat ich in die große ‚Gemischte Waarenhandlung'. Von der Decke der reich mit Verkäuflichem versehenen Räumlichkeit herab hing ein colossales buntes Holzschnitzwerk, den Neptun auf blauen Wogen mit goldenem Dreizack in der Hand nicht ungeschickt darstellend: welches Sinnbild konnte passender seyn für das Verkaufslokal einer überseeischen Handlung? Und wo bringt der Norddeutsche soviel Poesie in die knappe Gemessenheit seines geschäftlichen Verkehrs? Wie aber nicht allein die gestaltende Phantasie, wie auch die in Ton und Melodie sich darstellende beim Czechen rege ist, ist bekannt und mehr als einmal von uns beobachtet worden. Des Czechen Neigung zur Musik, besonders zum Schwermüthigen werden wir in Beziehung zu setzen haben zum elegischen Grundzug, der an Völkern, die ihre nationale Selbständigkeit mehr und mehr verloren haben, nur allzunatürlich ist; ebensosehr hängt damit jene czechische Heimtücke und Hinterlist zusammen. Und ein Erzeugniß endlich aller dieser Eigenschaften, des Phantasie- und Schwungvollen, des Elegischen und unterdrückter Gewaltsamkeit ist jener religiöse Fanatismus, jene zerstörungswüthige Leidenschaftlichkeit, die in den Hussiten sich verewigt hat. Denn leidenschaftlich und religiös fanatisch und zwar in der Weise, daß dies Religiöse weniger als das Ideale, Allgemeine aufgefaßt ward,

vielmehr mit dem Nationalen unmittelbar identificirt ward, zeigten sich die Czechen von jeher, sowohl unter Joh. Huß, der zugleich der ärgste Feind der Deutschen war, gegen den Katholicismus als jetzt für denselben. Denn daß auch in diesem Feldzuge die Wuth der Czechen gegen die Preußen religiöser, von Geistlichen genährter Art war, galt für ausgemacht. Noch eins möchte ich hinzufügen. Wenn auch der Wechsel des religiösen Bekenntnisses in Böhmen, die Folge vernichtender Gewaltthat, czechischer Unselbständigkeit nicht wird zur Last gelegt werden können, so wird man doch einräumen müssen, daß von einer wirklich eigenthümlichen, lebenskräftigen Gestaltung des Daseyns bei den Czechen nicht die Rede seyn kann. Ihre Starrheit und Energie scheint sich mehr im Abschließen vom Fremden als im Gestalten des Eigenen zu zeigen; jemehr sie die Anschlußbedürftigkeit an die Deutschen empfinden, um so zäher schließen sie sich von denselben ab."

Auf dem Rückmarsch aus Böhmen wurden die preußischen Colonnen im Vorbeimarschiren von vielen armen Leuten angebettelt, die ihnen Pan! Pan! zuriefen und die Hände nach einem Almosen ausstreckten.

Nachdem das Bataillon durch Sachsen marschirt war und durch die sandige Mark nach Berlin weiter zog, wurde es in jedem kleinsten und ärmsten Dorfe mit Ehrenpforten, Guirlanden und Kränzen bewillkommt. In der Nähe von Berlin versammelte der Major das Bataillon und hielt eine schöne Rede an dasselbe: „Grenadiere, Se. Majestät hat die Gnade gehabt, mir den Orden pour le mérite zu verleihen, in Anerkennung der außerordentlichen Leistung und vorzüglichen Haltung des Bataillons. Den Orden verdiene nicht ich, sondern Ihr — ich trage ihn in Eurem Namen. — Ihr seyd mir in den Tod und in die Gefahr gefolgt. Nehmt meinen Dank dafür, Grenadiere. — Lasset uns aber vor Allem, Denen ein gutes Andenken bewahren, die den heutigen Tag nicht mit uns erleben, die in fremder Erde schlummern: sie haben mehr gethan als wir, denn sie haben die Treue gegen Se. Majestät und gegen das Vaterland mit ihrem Blute besiegelt.' Diese Worte, die ich im Gedächtniß nicht verunstaltet zu haben hoffe, sprach Major v. B. nicht ohne energisch ergriffen zu seyn von der Feierlichkeit des Augenblicks. Sodann schritt der Genannte zur Vertheilung der von Sr. Majestät verliehenen Orden und Decorationen und zwar mit dem Bemerken, daß die Decorirten dies nur im Namen des Bataillons seyen, daß nur eine beschränkte Anzahl von Decorationen zur Vertheilung gelangen könnte und daß daher niemand sich als zurückgesetzt ansehen solle."

## Familiengeschichte.

Ritter Franz von Sickingen, seine Nachkommen und der Untergang seines Geschlechts von W. Schneegans. Kreuznach, Voigtländer, 1867.

Ein kleines aber recht unterhaltendes Buch, worin wir die Geschichte der berühmten Ebernburg, der s. g. Herberge der Gerechtigkeit erzählt finden, die wir hier als eine Herberge der Ungerechtigkeit, wie es kaum eine zweite in Deutschland gegeben hat, kennen lernen. Wir haben weder für Franz von Sickingen, noch für Ulrich von Hutten, der bekanntlich seine Pamphlete von der Ebernburg ausstreute, irgend eine Sympathie, denn der erstere verkaufte sich an Frankreich und der andere war ein grundlüderlicher Proletarier des Adels und eitler Abenteurer, dem humanistischen Heidenthum ergeben, bis ihn erst die Eitelkeit, Luthers Ruhm nachzuahmen, zu einer affectirten Begeisterung für das Evangelium bewog. Die Schwärmerei für diese Mitläufer der Reformation war von jeher eine übertriebene und erlogene.

Die Ueberhebung des Ritter von Sickingen, der in der Zerrüttung des deutschen Reichs im Trüben fischte und sich als gewaltthätiger Führer einer Söldnerschaar bald mit französischer Hülfe, bald mit Hülfe der deutschen Revolution ein deutsches Fürstenthum erobern wollte, bestrafte sich furchtbar an ihm und seinen Nachkommen. Er selbst fand bekanntlich den Tod, als die Fürsten ihn in seiner Feste Landstuhl belagerten. Seine Söhne und Enkel schlossen sich wieder der kaiserlichen Partei an, wurden katholisch und drangsalirten ihre evangelischen Bauern. Nach dem dreißigjährigen Kriege mißhandelte Johann Arnold von Sickingen die Bauern, die zur Ebernburg gehörten, dermaßen, daß sie endlich aus Verzweiflung sich empörten und ihn mit einer Muskete niederschossen, im Jahr 1675. Sein Sohn Franz Friedrich wurde nun von bitterem Haß gegen die Bauern erfüllt. Von nun an legte er es systematisch darauf an, ihnen die evangelischen Pfarrer zu nehmen und sie katholisch zu machen. Die Güter der evangelischen Kirche, Pfarrei und Schule wurden von ihm eingezogen, die Heerde ohne Hirten gelassen, jeder Widerspruch bestraft, keinen Bitten Gehör gegeben. Kurpfalz suchte zwar die Bauern zu schützen, aber der Freiherr war reichsunmittelbar und der Kaiser half nicht. So blieben die Bauern von 1697 bis 1711 ohne Pfarrer, bis endlich nach dem Tode des Freiherrn eine Vermittlung erfolgte. Allein, wenn auch jetzt die Bauern in dem benachbarten Filial von Feil einen Pfarrer zurückerhielten, wurden sie doch unter der neuen vormund-

schaftlichen Regierung in anderer Weise gequält. Abgaben und Frohnen wurden aufs willkürlichste von der Herrschaft vermehrt.

Es ist der Mühe werth, einige Beispiele anzuführen. „Als nach dem Frieden 1697 und nachdem alle Völker abgezogen waren, die Sickingen'sche Familie wieder nach Ebernburg zurückgekehrt war, fand sie, daß während des Krieges ihr Getüch sehr zusammengezogen war; sie stellte das den Unterthanen vor, klagte ihre Noth und bat dann, jede der Hausfrauen möchte etliche Jahre den Winter über 1—2 Pfund Garn für die Herrschaft spinnen, bis diese wieder einigen Vorrath an Getüch hätte. Dieser Bitte konnten die guten Frauen nicht widerstehen, sie fühlten sich durch die Dienstleistung beehrt und waren um so bereitwilliger, als es kein Gebot war. Allein nachdem sie auf diese Weise eine Reihe von Jahren für die Herrschaft gesponnen und der gnädigen Landesmutter treulich beigesprungen waren, wurde aus der Bitte ein Gebot. Jede Frau war hinfort zwangsweise angehalten jährlich 1 Pfund Flachs oder 2 Pfund Hanf oder 2 Pfund Werrig für die Herrschaft zu spinnen; wenn das Garn nicht gut ausgefallen war, mußten die armen Leute für eigenes Geld zu Kreuznach oder sonstwo Garn kaufen, um es der gnädigen Frau zu überliefern und haben dafür weder Bier oder Brod, sondern überhaupt Nichts erhalten. Nach dem Kriege ist zu Bingert das gegenwärtig Günther'sche Hofgut eingerichtet worden. Außer den auf diesem Gut zu verrichtenden Arbeiten mußten von dort jährlich gegen 500 Karren Dung nach Ebernburg gefahren werden. In den Jagden wurden die Leute als Treiber oft so zahlreich entboten, daß nur die Frau im Hause zurückblieb; das Ausbleiben war mit 1 Thaler Strafe belegt. Das Gras im herrschaftlichen Hof mußte mit dem Messer aus dem Pflaster gestochen werden. In den Gärten arbeiteten die Leute unter Anleitung des Gärtners. Dem Herrn Amtmann wurde das Holz klein gemacht und in die Küche getragen. So kam es, daß in der Woche der Mann oft 4—5 Tage Frohndienste zu leisten hatte. Dabei hat es den armen Leuten an Schmäh- und Scheltworten, an Strafe und Schläge nicht gefehlt."

„Ein Gemeindsmann aus Feil Namens Peter Christmann hatte in einem starken Birnbaum, der auf seinem Eigenthum stand, einen Bienenschwarm mit viel Honig entdeckt. Allein die Sache wurde dem herrschaftlichen Jäger hinterbracht und dieser hat dem besagten Christmann bei Strafe verboten sich des Bienen zu bemächtigen. Die Sache kam vor Amt, und der Herr Amtmann sprach den gefundenen Schatz in Gegenwart des Jägers dem Eigenthümer rechtlich zu. Leider aber traf es sich bald hernach, daß der Herr Baron auf der Hühnerjagd in die Nähe des kostbaren Birnbaums kam. Der mit dem Rechtserkenntniß des Amtmanns unzufriedene Jäger benutzte diese Gelegenheit und demonstrirte den Baum und den Schatz, den er enthielt. Sofort wurde dem Jäger die Ordre ertheilt, den Baum umzuhauen, eine Bütte zu holen, den herausfließenden Honig zu collectiren und ihn dem gnädigen Herrn zuzustellen. Damit war der Rechtsstreit in letzter Instanz entschieden."

Die Bauern wußten, daß noch ein Weisthum vorhanden war, welches von Altersher ihre Rechte gegenüber der Gutsherrschaft festsetzte. Aber es wurde ihnen verheimlicht. „Ein Bursche, der auf der Burg als Reitknecht 6 Jahre gedient hatte, machte die Aussage, er habe das Weisthum gesehen. Daraufhin dachte man gegen die Herrschaft angehen und die Herausgabe des Weisthums erzwingen zu können; allein die Sachen gestalteten sich bald so, daß der Gewährsmann für gut fand die Flucht zu ergreifen."

So wurden damals die Rechte des gutmüthigen deutschen Volks mit Füßen getreten. Der reichsunmittelbare Adel durfte thun, was er wollte, weil er sich des kaiserlichen Schutzes erfreute. Das Haus Habsburg brauchte ihn gegen die protestantischen Fürsten. Um das Volk bekümmerte sich niemand.

Daß es unter solchen Umständen in extremen Fällen zur Selbsthülfe griff, war sehr natürlich. So zogen noch im vorigen Jahrhundert die Sickingen'schen mit Wehr und Waffen gegen das Dorf Hüffelsheim eines Prozesses wegen, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Solche kleine Fehden wiederholten sich öfter. „Ein Müller aus Oberhausen hatte Holz gekauft. Als er dann mit der letzten Ladung abfahren wollte, kam der herrschaftliche Jäger dazu, beschuldigte ihn, er hätte mehr Holz fällen lassen als ihm zugestanden, und nahm ihm seinen Esel; als der Müller ihn zurückforderte, wurde er selbst gefangen und mußte 10 Thaler zahlen. Sowie er frei war, beschwerte er sich und das Oberamt zu Meisenheim erlaubte ihm officiell, sich selber zu helfen und der Herrschaft Sickingen ein Paar Ochsen abzuführen."

Das Geschlecht der Sickingen von Ebernburg starb im Jahr 1768 aus. Die Vettern wurden noch 1773 in den Grafenstand erhoben, allein der letzte Graf Franz verlor nacheinander alle seine Güter und starb kinderlos.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 56. 13. Juli 1867.


## Altclassische Dichtung.

Quintus von Smyrna. Die Fortsetzung der Ilias. Deutsch in der Versart der Urschrift von J. J. C. Donner. Stuttgart, Krais und Hoffmann, 1866.

Herr Professor Donner ist als Uebersetzer griechischer Dichter schon lange rühmlich bekannt. Für die vorliegende Uebersetzung danken wir ihm um so mehr, als sie die erste deutsche Uebersetzung des Quintus Calaber oder Smyrnäus ist. Ueberhaupt sind die spätern griechischen Dichter von unsern Philologen vernachlässigt geblieben. Auch der treffliche Nonnos ist noch unübersetzt, die einzige Episode von der Nikäa ausgenommen, die ein Akademiker in St. Petersburg in deutsche Hexameter übertrug. Die Kyprien warten ebenfalls noch auf deutsche Uebersetzung. Auch spätere Prosawerke sind nur denen zugänglich, welche der griechischen Sprache mächtig, die Abkürzungen der alten Ausgaben, oder die Handschriften verstehen und in diesen Studien bewandert sind, während es doch viele Gelehrte und Freunde der Mythologie, Poesie und Kunst gibt, welche aus jenen spätern griechischen Schriftstellern viel lernen könnten, wenn ihnen dieselben zugänglicher gemacht wären. Die praktischen Franzosen haben schon im 16. Jahrhundert fast alle jene spätern Griechen übersetzt, freilich oft leichtfertig und in beliebiger Abkürzung. Doch erhielten die Franzosen, die nicht griechisch verstanden und die Zeit, es gründlich zu lernen, nicht opfern konnten, auch durch jene unkritischen Uebertragungen, wenigstens einen Begriff vom Inhalt und Geist der griechischen Originale, z. B. Voltaire, der mehr von den Griechen wußte, als mancher hochgelehrte deutsche Schulpedant, und doch kein Wort griechisch verstand. Es verhält sich mit den griechischen Epigonen, Alexandrinern, spätern Dichtern, Scholiasten und Grammatikern, mythologischen Sammlern, Sammlern von Wundergeschichten, Anthologen, Epigrammatikern &c. wie mit den Anticaglien, Vasen, Gemmen, Spiegeln, Bildwerken und Inschriften aller Art, die man immer noch im antiken Schutt oder Gräbern entdeckt. Sie geben nämlich über vieles Aufschluß, was man in den von jedermann gelesenen Classikern gar nicht oder nur angedeutet findet. Man muß sie also kennen und damit man sie kenne, sollten sie durch Uebersetzungen leichter zugänglich gemacht werden. Die Bekanntschaft mit ihnen sollte nicht das Monopol der Philologen bleiben, die ihr ganzes Leben der Erforschung einer alten Sprache widmen, so wenig wie Metalle und Juwelen das Monopol des Bergmanns bleiben dürfen.

Quintus Smyrnäus war einer der spätesten griechischen Dichter, von Geburt ein Römer. Sein hier vorliegendes Gedicht trägt den ausgesprochensten Epigonencharakter als eine erkünstelte Fortsetzung der Ilias. Die schöne Einfachheit und Natürlichkeit der Ilias fehlt darin, überall bricht die Absichtlichkeit, das Jagen nach Effect, die Sucht, mit schönen Stellen, mit glänzenden Gemälden und hohem Pathos zu blenden, aus dem Gedicht hervor, ungefähr wie in den Tragödien des Seneca. Allein wie bei diesem so sind auch bei Quintus wirkliche poetische Schönheiten in Menge zu finden, abgesehen davon, daß bei ihm nicht durchaus dichterische Willkür allein waltet, sondern die homerische Tradition fortlebt, der Faden der trojanischen Kriegsgeschichte fortgesponnen wird, wie es ihr Sinn und die hierin übereinstimmende Voraussetzung der homerischen Schulen verlangte. Es ist also schon der Mühe werth, diesen Dichter näher kennen zu lernen.

Die Uebersetzung ist wohllautend, wie wir es von Herrn Donner gewohnt sind, und mit gutem Geschmack arrangirt, in ihren werthlosen Weitläufigkeiten hin und

wieder zweckmäßig abgekürzt. Das Gedicht hat vierzehn Gesänge.

Die Ilias schließt mit dem Tode Hectors. Quintus schildert nun weiter, wie die Amazonen unter ihrer Königin Penthesileia denselben hätten rächen wollen. Aber Achilleus warf sie nieder und die Troer flohen.

Troja's Jünglinge sah'n in der Schlacht hinsinken die Heldin,
Und nun stürmten sie zitternd in hastiger Flucht an die Veste,
Alle zumal schwer niedergebeugt von unendlicher Trauer.
Wie Seefahrer im Sturm, der tosend im Meer sich erhoben,
Wann ihr Schiff zerschellte, mit Müh' entrinnen dem Tode,
Wenige nur.

Doch zu der Heldin gewandt, rief freudigen Trotzes Achilleus:
Liege du denn im Staube, zum Fraß Raubvögeln und Hunden!
Wer verführte dich, Arme, mit mir dich zu messen im Streite?
Sprach's, und alsbald zog er den eschenen Speer, der Pelide,
Aus dem geflügelten Roß und der furchtbaren Penthesileia.
Und noch zuckten die Beiden, entseelt von demselben Geschosse;
Doch er nahm von dem Haupte den leuchtenden Helm ihr herunter,
Hell wie Helios' Strahlen und hell wie die Blitze Kronions;
Und es erschien, obwohl man in Staub und Blut sie gebettet,
Unter den lieblichen Brauen der Jungfrau reizendes Antlitz
Selbst im Tode noch schön; und rings um die Leiche sich drängend,
Standen Achäa's Söhne; den seligen Göttinnen glich sie;
Denn dort lag sie gewappnet, wie Artemis, Tochter Kronions,
Wenn sie sanft entschlummert, nachdem sie hoch in den Bergen
Grimmige Löwen gejagt und die rüstigen Glieder erschlafften.
Kypris, die schönumkränzte, des Ares Lagergenossin,
Schuf aus ihr ein Wunder an Reiz selbst unter den Todten,
Um noch Schmerz zu bereiten dem Sohn des untadlichen Peleus.
Wünschten doch Viele dereinst, nach Hause gekehrt, in den Armen
Eines so reizenden Weibes zu ruh'n wie Penthesileia.
Aber Achilleus härmte sich unablässig im Herzen,
Daß er die Heldin getödtet und nicht in die reisige Phthia
Heim als Gattin geführt, die stattlich an Wuchs und von Anseh'n
Ganz untadlich erschien, unsterblichen Göttinnen ähnlich.

Thersites wagt es, den göttlichen Achilleus wegen seiner Rührung zu verhöhnen.

Da zürnt' ihm heftig im Geiste
Peleus' muthiger Sohn, und schlug mit der markigen Rechten
Ihm alsbald an Wangen und Ohr; ihm flogen die Zähne
Alle heraus, an den Boden hinab; er stürzte zur Erde,
Und ihm schoß in Strömen das dunkele Blut aus dem Munde.
Eilig entwich aus den Gliedern des ganz nichtswürdigen Mannes
Sein unmännlicher Geist.

Im zweiten Gesange wird auch Memnon mit den Aethiopen von Achilleus erschlagen und von seiner Mutter Eos bejammert. Im dritten wird Achilleus selbst vom Gott Apollo mit dem Pfeil dahin getroffen, wo allein er verwundbar ist, in die Ferse.

Doch noch nicht brach des Achilleus
Trotziger Muth; noch kochte das dunkele Blut in den Gliedern,
Die rastlos fortstrebten, und stets nach Kämpfen verlangt' ihn.
Auch kein Dardaner wagte zu nah'n dem verwundeten Helden;
Nein, sie hielten sich ferne von ihm, wie schüchternes Landvolk
Zagend im Wald von dem Löwen sich fern hält, welchen ein Jäger
Traf; der verwundete Löwe, das Herz durchbohrt von dem Jagdspeer,
Denkt ausharrenden Muthes und schaut mit funkelnden Augen
Wüthend umher, wild brüllend aus furchtbar gähnendem Rachen:
Also bewegte dem Helden der Zorn um die tödtliche Wunde
Mächtig das Herz; wohl brach ihm die Kraft das Geschoß des Apollon;
Aber er rafft' auch so sich empor, stürmt' ein in die Feinde,
Schleudernd den stämmigen Speer, und warf Orythaon zur Erde,
Hectors edlen Gefährten.

Und so kämpft er fort bis zum Tode. Dann wird er beklagt und wird ihm der Scheiterhaufen errichtet.

Aber von allen am tiefsten betrübt im Grunde der Seele
War Briseïs, die Gattin von Peleus' streitbarem Sohne.
Stets umkreiste die Arme mit jammerndem Rufe den Todten,
Während sie wild mit den Händen die reizende Haut sich zerfleischte;
Ihr auf blendendem Busen erhoben sich blutige Male
Rings von den Schlägen der Hand; doch lieblich glänzte die Schönheit
Auch durch den bittersten Schmerz, und Anmuth strahlte das Antlitz.
Sie nun rief, ausbrechend in gramvoll klagende Töne:
Weh mir, welche vor allen der grausete Jammer getroffen!
Denn kein anderes Loos, nicht als ich verloren die Heimath,
Nicht was über die Brüder hereinbrach, traf mich so schmerzlich,

Als dein Tod mich betrübt. Du warst mir heilige Sonne,
Warst mir leuchtender Tag und wonniges Leben und Hoffnung
Künftigen Glücks und wider den Schmerz ein gewaltiges Bollwerk,
Warst mir stets viel theurer sogar als Eltern und Schönheit,
Warst mir Alles allein, die dir nur Sclavin gewesen,
Nahmst zum Gemahle mich an, und enthobst mich knechtischer Arbeit.
Doch jetzt wird mich ein Andrer vom Danaervolk in den Schiffen
Führen in Argos' dürres Gefild, in die Fluren von Sparta;
Ja, jetzt werd' ich, die Sclavin, unsäglichen Jammer erdulden,
Deiner beraubt: ach, daß mich der aufgeschüttete Hügel
Hätte bedeckt, eh' als ich geseh'n dein Todesverhängniß!

Die Verbrennung der Leiche ist ein prächtig ausgemaltes Bild. Ein halber Wald wird zum Holzstoß zusammen geschichtet und alle Leichen der Erschlagenen, eine Menge Waffen und Kostbarkeiten werden mit verbrannt. Im vierten Gesange folgen die Kampfspiele zu Ehren des Achilleus, im fünften der berühmte Wettstreit um den Besitz seiner Waffen und der Wahnsinn des Ajax. Im sechsten und siebenten die Berufung des Neoptolemos, um den Troerkrieg enden zu können. Im achten die ersten Siege des Jünglings, im neunten die Ankunft des Philoktet, im zehnten der Tod des Paris, der sterbend seine einst von ihm verlassene Gattin Oenone vergebens um Mitleid anfleht. Auch Helena, die er verführt hatte, macht ihm noch Vorwürfe. Sie verzweifelt.

Ich bin Allen im Herzen verhaßt; wohin ich entfliehe,
Weiß ich nicht; denn wenn ich in's Heer der Achäer entweiche,
Werden sie mich brandmarken mit Schmach, und bleib' ich zur Stelle,
Werden mich hier und werden mich dort umringend zerreißen
Troja's Männer und Frau'n; mein Leib wird nicht in der Erde
Ruh'n; ihn werden die Hunde, die flüchtigen Vögel zerfleischen.
Hätt' ich doch selbst mich getödtet, bevor ich solches Geschick sah!
Helena sprachs; doch klagte sie nicht so sehr um den Gatten,
Als sie des eigenen Fehls in reuigem Schmerze gedachte.
Rings auch seufzten die Frau'n, als ob sie klagten um Paris,
Anderes denkend im Herzen, es galt ihr eigenes Leid nur,
Da sich der Eltern die Einen erinnerten, Andre der Gatten,
Andere dann der Kinder und hochgeehrten Verwandten.

Nur Oenone'n allein, die gepriesene Herrin, bewegte
Kein erheuchelter Schmerz; doch nicht zu den Frau'n sich gesellend
Weinte sie, nein, fern lag sie daheim in dem trauten Gemache,
Schmerzlich bejammernd das Lager des fürstlichen Jugendgemahles.
So wie der Schnee sich verdichtet in Eis auf hohen Gebirgen,
Und weit füllend die Schluchten zerschmilzt vor den Strahlen der Sonne
Und mildathmendem Süd; ringsher von den mächtigen Bergen
Rinnen die Wasser zu Thale; das Eis, das deckte die Höhen,
Löste sich auf und stürzt als brausender Strom in die Tiefe:
Also schmolz Oenone, von schmerzlicher Trauer bewältigt,
Jetzt in Thränen dahin, um den früheren Gatten sich härmend.

Sie ist es auch, die verstoßene Gattin, und nicht Helena, die sich in den Scheiterhaufen des Paris stürzt. Im elften Gesange wird fortgekämpft, im zwölften das berühmte hölzerne Pferd verfertigt und der warnende Laokoon von den Schlangen weggeraubt. In den beiden letzten Gesängen folgt dann die Eroberung und der Brand Trojas, im Wesentlichen wie bei Virgil.

---

## Kriegswesen.

**Was wollen wir? Armee-Reorganisation oder Armee-Desorganisation. Bayrische Existenzfragen, beantwortet von einem deutschen Patrioten. München, gedruckt bei Gotteswinter und Mößl, 1867.**

Diese kleine Schrift ist mit großer patriotischer Wärme geschrieben, indem sie von der Besorgniß ausgeht, es könnte den verschiedenen antipreußischen Parteien im südlichen Deutschland und zunächst in Bayern gelingen, das deutsch gesinnte Ministerium Hohenlohe durch ein rheinbündisch gesinntes zu ersetzen. Wenigstens wurde und wird in diesem Sinn ungeheuer agitirt und ist in München eine Flugschrift erschienen, die ganz offen und unumwunden verlangt, Bayern solle die Rheinbundzeit erneuern. Es ist im Ganzen gut, daß die Leute, denen jedes Gefühl für Nationalehre abgeht, wenigstens nicht länger heucheln. Dieselben Leute, die schon im vorigen Frühjahr nichts sehnlicher herbeiwünschten, als eine bewaffnete Einmischung der Franzosen, und die herzlich gern die Rheinprovinzen herge-

geben hätten, wenn nur die Kleinstaaterei im Süden des Main im französischen Kaiser wieder ihren allmächtigen Protector gefunden hätte, dieselben Leute nahmen damals noch die Miene an, als seyen sie wahre deutsche Patrioten, als sey es ihnen nur um die Einheit des deutschen Bundes zu thun, die durch den Cavourismus in Berlin gefährdet werde. Man ging so weit, eine edle Entrüstung gegen den Grafen Bismarck zu affectiren, der, wie die Zeitungen wetteifernd versicherten, bereits die preußischen Rheinprovinzen, ja Rheinbayern und Belgien dazu an Frankreich verkauft habe und Deutschland verrathe. Diesen patriotischen Sand streute man auch dann noch dem deutschen Publikum in die Augen, als man schon in Paris um Hülfe flehte, wie uns die (freilich nicht vollständig) der französischen Kammer vorgelegten Aktenstücke darthun.

Das Aut — aut klopft allerdings mächtig an die Thüre. Sollen wir Deutsche endlich wieder die Einheit und Machtstellung in Europa gewinnen, die wir ehemals besaßen und deren die Nation durch ihre Seelenzahl, durch ihre physische und moralische Kraft, durch ihren ausdauernden Fleiß und durch ihren Rechtssinn vor allen Völkern würdig wäre? oder sollen wir wie weiland die alten Griechen, in lächerlicher Kleinstaaterei und ewigem innern Hader vollends den mächtigen Nachbarn unterliegen, für immer der Fremdherrschaft anheimfallen? Das ist allerdings die Frage. Das einzige Hinderniß der Einheit deutscher Nation waren bisher die Fürsten mit ihrem dynastischen Interesse. Zwei dieser Fürsten waren als die mächtigsten natürliche Rivale. Die andern schwächeren suchten sich, oft genug mit Hülfe des Auslands, gegen beide zu schützen. Die Nation war dabei das Opfer. Die rivalisirenden Fürsten bedachten sich nicht, deutsches Land und Volk an Frankreich, an Schweden, an Spanien, an Polen, an Dänemark, an England abzutreten, wenn nur ihr dynastisches Interesse dabei gefördert wurde. Eben so oft haben sie mit ausländischer Hülfe sowohl die religiöse als politische Freiheit der deutschen Nation unterdrückt. Hätten dieselben Fürsten die Nation nicht systematisch verdummt und politisch unmündig gemacht, so hätte sie längst einsehen müssen, daß diese Fürstenwirthschaft ihr alleiniges Verderben sey, und sie hätte sich mit unwiderstehlicher Gewalt dagegen erheben müssen. Da sie dazu nicht Einsicht und Willenskraft genug besaß, blieb dem denkenden Vaterlandsfreund nichts übrig, als die Hoffnung, die Fürsten würden sich bei ihrem ewigen Hader endlich einmal unter einander selbst verschlingen und vertilgen, bis der stärkste allein übrig bliebe. Es war im Sinn der Einheit gleichgültig, welcher Dynastie dies gelang. Nur in Bezug auf innere Politik, Kirche rc. kam es darauf an, ob auch der Stärkste zugleich der weiseste und gerechteste seyn würde. Für die Einheit war jeder gut genug, wenn er nur stark war, und der wahre Vaterlandsfreund hätte sogar mit Freuden einen Tyrannen begrüßen müssen, wenn er nur einmal die Nation wieder vereinigte, wie Karl der Große, und der unwürdigen, durch und durch verächtlichen Viel- und Kleinstaaterei ein Ende machte.

Sofern nun durch Gottes Fügung der Stärkste gegenwärtig ohne alle Frage zugleich auch der vernünftigste, der besonnenste und gerechteste ist, da sein Staatswesen nicht blos auf die Waffengewalt, sondern auch auf Intelligenz, ökonomische Solidität und Freisinn gegründet ist, so müssen wir Deutschen uns glücklich preisen, nach Jahrhunderten endlich einmal einen so schönen Anfang der Wiedervereinigung unserer großen Nation zu erleben. Und mit Recht schleudert der Verfasser der vorliegenden Schrift denen den Fluch des Vaterlandsverraths ins Gesicht, die jetzt noch für das Metternich'sche System oder für den Rheinbund schwärmen. Das Metternich'sche System schuf den Bundestag als Mittel für den dynastischen Zweck Oesterreichs, welcher war: die 1813 begonnene deutsche Bewegung zur Einheit durch die fortgesetzte Kleinstaaterei und durch den Einfluß des Auslands auf die deutschen Höfe um jeden Preis niederzuhalten. Der Rheinbund aber war, obgleich er den von Napoleon zu souveränen Königen erhobenen, vom deutschen Reich treulos abgefallenen Fürsten Vortheile gewährte, doch Deutschlands größtes Unglück, der Nation unvertilgbarste Schmach.

Indem der Verfasser das preußische Wehrsystem für Bayern empfiehlt, sucht er insbesondere die Vorurtheile zu zerstreuen, die das Schweizerische Milizsystem für etwas besseres halten. Man ist in der Schweiz selbst unterdessen schon zu besserer Einsicht gelangt. Im übrigen wiederholen wir, was wir früher schon einmal in diesen Blättern geäußert, das Hochhinaufschrauben der Wehrpflicht und Präsenz ist etwas nur in der Spannung der Zeit liegendes und wird naturgemäß in solcher Ausdehnung keine Dauer haben. Das Gleichgewicht zwischen Nähr- und Wehrstand wird sich immer wieder herstellen, und grade je einiger sämmtliche Deutsche sich aneinanderschließen, um je weniger wird jeder einzelne Volksstamm an der Militärlast zu tragen haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 57. 17. Juli 1867.


## Geographie.

Mittheilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann, 1867. V. 12. April. Gotha, J. Perthes.

Der hochverdiente Petermann gibt in diesem Hefte außer mehreren andern interessanten Notizen über Rußland, den Amsterdamer Pegel, das Land der Beni Amer und die schwedischen Eisenbahnen einen Bericht über „das nördlichste Land der Erde" in einer ausführlichen Anzeige der letzten Entdeckungsreisen dahin, vornämlich der Reisen der beiden muthigen Amerikaner Kane und Hayes. Das nördlichste Land ist der Norden Grönlands und wird uns durch die dem Heft beigegebenen Karten anschaulich gemacht.

„Bis zu den Entdeckungen der beiden amerikanischen Expeditionen unter Kane und Hayes, also bis zum Jahr 1853, war die zu Spitzbergen gehörige Roßinsel das nördlichste Land unseres Planeten, welches bis dahin bekannt geworden war, sie liegt in 80° 48′ N. Br. Parry drang im Jahr 1827 zwar noch etwa 2 Breitengrade nördlich von dieser Insel weiter vor, bis 82° 45′ N. Br., entdeckte aber kein nördlicheres Land. Die Kane'sche Expedition verfolgte die Grönländische Küste im Jahr 1854 bis 80° 50′ N. Br. und sichtete das gegenüber liegende Grinell-Land bis 82° 50′ N. Br. Hayes dehnte seine schreckensvolle Schlittenfahrt im Jahr 1861 längs der Küste dieses Landes bis 81° 50′ N. Br. aus, und schätzte die von dort sichtbare Erstreckung desselben bis auf 82° 30′ N. Br. — Wenn die Amerikaner daher die Breite des Parry'schen Punktes im Spitzbergen'schen Meere nicht zu erreichen vermochten, so haben sie wenigstens auf der amerikanischen Seite der arktischen Region alle englischen Expeditionen überholt. Man könnte das als eine der geographischen Wissenschaft zu Gute kommende Errungenschaft der Monroe-Doctrin, die ‚keine Betheiligung europäischer Mächte an amerikanischen Fragen dulden will' ansehen. Möchten die Vereinigten Staaten die Frage: ‚Wie weit reicht Amerika im Norden?' auch fernerhin als die ihrige betrachten und für ihre endliche Lösung begeisterte und aufopferungsvolle Männer wie Kane und Hayes nicht ohne Nachfolger bleiben."

In Ehren gedenkt Herr Petermann des wackern Baffin, der schon im Jahr 1616 die nach ihm benannte Baffinsbai befuhr. Es dauerte nachher lange, bis weitere Entdeckungen in jenen nordischen Regionen gemacht wurden. Zuerst durch den berühmten Commandeur John Roß. „Ein Baffin war Roß freilich nicht, er blieb mit seinen großen und trefflichen Schiffen um wenigstens einen halben Breitengrad gegen den nördlichsten Punkt zurück, den jener mit seinem kleinen Kutter erreichte, und that seinem Rufe besonders dadurch großen Schaden, daß er den Sunden und tiefen Kübteneinschnitten nicht blos fern blieb, sondern sie auch als geschlossene Buchten beschrieb und auf der Karte zeichnete. Im übrigen sind die Resultate der Expedition besonders dadurch interessant, daß sie die erste Kunde von jenem nördlichsten Stamm der Eskimos brachte, der die Hayes Halbinsel bewohnt, und Tiefenmessungen anstellte, wie sie keine der vielen Expeditionen seitdem in ähnlichem Umfange angestellt hat."

Auf Roß folgte Inglefield im Jahr 1852, der den verlorenen Franklin aufsuchen sollte. Hat Franklin während seines Lebens sich große Verdienste um die Erforschung der Polarzone erworben, so auch noch nach seinem Tode. Denn die vielen Expeditionen, welche ausliefen, um die Spuren des Verlorenen im ewigen Eise jener rauhen Zone zu finden, machten neue große Entdeckungen. Vor allem der Nordamerikaner Kane,

der erste Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt. Später Hayes, sein Landsmann. Des letztern Reise wird hier am ausführlichsten beschrieben. Voraus bemerkt Herr Petermann. „Die erlangten Resultate, wenn auch höchst gering in Anbetracht des gesteckten Zieles. Erreichung des Nordpols, verdienen um so größere Anerkennung, je größer die Schwierigkeiten und Gefahren waren, unter denen sie errungen wurden. Wie wir aus Privatbriefen des Dr. Hayes an uns und aus seinem Werke entnehmen, hat derselbe ziemlich umfangreiche Aufnahmen und Messungen gemacht, welche die Karten seiner Vorgänger Inglefield und Kane besonders in den Einzelheiten vielfach modificiren. Alle diese Arbeiten sind der Smithsonian Institution zur Bearbeitung und Veröffentlichung übergeben worden und leider bis jetzt, nach länger als sechs Jahren, noch nicht herausgegeben."

Die Fahrt in den hohen Norden wurde dem Doctor Hayes wesentlich erleichtert durch die warme in die Baffinsbai von Süden her einfließende Meerströmung, die ein Ausläufer des bekannten Golfstroms ist. „Dieser den Schiffen einen offenen Weg bahnende Strom hört aber nicht etwa bei der Melville Bai auf, wie Schott und Hermann Berghaus in ihren Zeichnungen der dortigen Strömungen annehmen, und ist auch nicht ein kalter Strom, sondern er tritt erst von hier aus in seinem Charakter als ein Arm des Golfstroms in überaus großartiger Wirkung grade sehr deutlich auf. An den weit nach Westen vorspringenden Küsten der Hayes Halbinsel in seinem Laufe nordwärts zuerst einen Widerstand findend, wird er in seinem ganzen Volumen nach Westen abgelenkt; alle etwa von Nord, West (aus Jones Sound) und Südwest herbeikommenden Eismassen werden mit unwiderstehlicher Gewalt zurück und bei Seite gedrängt, und so ein stets offenes und fahrbares Meeresbecken geschaffen, dem die Walfischfänger einen besondern Namen gegeben haben ‚North Water'. Ein Theil des warmen Stromes geht hier zurück nach Süden, und wird von den aus Smith, Jones und Lancaster Sound kommenden kalten Strömungen mit fortgerissen; der Rest verfolgt seinen Weg weiter nach Norden längs der grönländischen Küste und zeigt uns seine überaus deutlichen Spuren bis zum nördlichen Ausgang von Smith Sound."

Hayes hatte unsägliche Gefahren zu bestehen. Aus der Baffinsbai arbeitete er sich nordwärts in den Kennedy-Kanal. Durch diesen Sund kommt im Sommer das Eis aus dem Eismeer mit unwiderstehlicher Gewalt und sperrt den Weg. „In 25 Tagen hatte man etwa die Mitte des Sundes erreicht! Kane schickte 1854 zweimal eine Anzahl Leute aus, um zu Fuß über den Sund zu gehen, aber sie mußten umkehren, ohne das andere Ufer zu erreichen. Endlich gelang es Hayes mit Hunden, doch hatte er mit fast unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen, so daß sein Begleiter in der Ueberzeugung, ein elender Tod würde bei der Fortsetzung des Versuches unvermeidlich seyn, die Sache mit einer Flintenkugel zu erledigen beschloß. Die Kugel pfiff an Hayes Ohr vorbei und er gelangte trotz Allem an die jenseitige Küste, entdeckte Grinell-Land und erforschte es auf einige hundert englische Meilen weit. Ungleich schlimmer noch als damals war das Eis jetzt. Die unausgesetzten Anstrengungen erschöpften die Leute vollständig und die geringen Fortschritte so wie die endlose Aussicht auf neue Anstrengungen entmuthigten sie, in einer Temperatur, bei der es selbst unter den günstigsten Umständen schwer ist, zu existiren. Nach und nach wurden mehrere arbeitsunfähig, der eine hatte sich den Rücken verhoben, ein anderer das Fußgelenk verstaucht, wieder andere hatten Finger und Zehen erfroren und der Lebensmuth aller war so gesunken, daß sie kaum das Nothwendigste für ihre Erhaltung thaten. Unter solchen Umständen gab Hayes die Hoffnung auf, in der bisherigen Weise ans Ziel zu kommen. Er entschloß sich nur mit drei der kräftigsten und entschlossensten Leute und den beiden Hundeschlitten den Weg fortzusetzen, alle andern aber zurückzuschicken. Dies geschah am 28. April. — Während die acht Zurückbleibenden trüb und schlaff die Strapazen der letzten Wochen noch einmal in gleicher Weise durchmachten, setzten die vier Andern mit Ausbietung aller Kraft, aber bisweilen fast verzweifelnd, die furchtbare Reise fort und brauchten nicht weniger als 14 Tage, um die letzten 40 engl. Meilen zurückzulegen, eine Strecke, die auf gewöhnlicher Eisbahn mit Hunden leicht in fünf Stunden durchfahren wird. Erst am 11. Mai ward ihnen die Genugthuung, am Fuß der riesigen Felsenmasse des Kap Hawks, gegen die Gibraltar nur ein Zwerg ist, ihr Lager aufzuschlagen. Von Cairn Point bis hierher beträgt die Entfernung in grader Linie nur 80 engl. Meilen und doch nahm der selbst in der Geschichte der arktischen Heldenthaten beispiellose Uebergang 31 Tage in Anspruch, man kam also wenig über zwei engl. Meilen oder eine Stunde täglich vorwärts. Jede Meile der vielfach gewundenen, oft wenigstens das Dreifache der graden Linie betragenden Route mußte drei- und oft sogar fünfmal zurückgelegt werden, um nach und nach alles Gepäck zu transportiren."

Hayes konnte endlich in dem eisbedeckten Sunde nicht weiter vordringen. Den nördlichsten Punkt aber, den er (im Norden von Grönland) erreichte, beschreibt

er also: „Von dem dunklen Himmel im Norden hob sich in undeutlichen Umrissen der weiße, abschüssige Gipfel eines stolzen Vorgebirges (Kap Union) ab, das nördlichste bekannte Land der Erde. Nach meiner Schätzung liegt es unter 82½° N. Br. oder 450 nautische Meilen vom Pol entfernt. In größerer Nähe streckte sich ein anderes kühnes Kap hervor (Kap Frederick VII.) und noch näher erhob sich die Landspitze, auf die wir Tags zuvor zugesteuert waren (Kap Eugenie), majestätisch aus dem Meere, als wollte sie ihren erhabenen, vom Winter mit dem Schneediadem gekrönten Gipfel bis in den Himmel selbst emporrecken. Außer der Küste, auf der wir standen, war kein Land sichtbar." — „Dies war die Aussicht gegen Norden, die Hayes am nördlichsten Punkt seiner Reise auf einer 800 Fuß hohen Klippe genoß. Zu seinen Füßen zeigte sich die Eisfläche von dunklen Stellen weichen, zerfallenden Eises oder unbedeckten Wassers durchbrochen und diese Stellen nahmen nach der Ferne hin an Dunkelheit und Größe zu, bis der Gürtel des ‚Wasserhimmels' sie alle in eine gleichförmig dunkelblaue Farbe verschmolz. Die alten soliden Eisfelder, bisweilen Meilenbreit, und die massiven Rücken und Wirrnisse von Packeis, die zwischen jenen Stellen und um ihre Ränder aufgehäuft lagen, waren die einzigen Theile des Meeres, welche die weiße Farbe und Festigkeit behalten hatten. ‚Alles deutete darauf hin, daß ich an den Ufern des Polar-Beckens stand, daß der breite Ocean zu meinen Füßen lag; daß das Land, auf dem ich mich befand nnd das in dem fernen Kap vor mir gipfelte, nur eine weit in dieses Meer vorspringende Spitze ist, ähnlich dem Siewero — Wostotschnoi — Noß (Kap Tscheljuskin) der gegenüberliegenden sibirischen Küste; daß der die Küste umfassende schmale Eisrand im Zergehen begriffen war und das ganze Meer innerhalb eines Monats eben so eisfrei seyn würde, wie ich das Nordwasser der Baffinbai gefunden hatte, d. h. nur unterbrochen von beweglichen Blöcken, die von Wind und Strömung hin und her getrieben werden.'"

---

## Philosophie.

Geschichte der Philosophie des Mittelalters von Prof. Dr. Albert Stöckl. Dritter Band. Mainz, Franz Kirchheim, 1866.

Unsere Blätter haben diesem ausgezeichneten Werke nach dem Erscheinen eines jeden einzelnen Bandes die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt. Der vorliegende dritte Band umfaßt die Periode der Bekämpfung der Scholastik, die zuerst vom Standpunkt der deutschen Mystik und sodann vom Standpunkt der Renaissance in Italien ausging, denn wir stehen hier am Ende des Mittelalters. Den Uebergang bildet der berühmte Nicolaus von Cusa, der noch von der deutschen Mystik ausging, aber schon den christlichen Horizont durchbrach und der heidnischen Philosophie die Pforte öffnete, durch welche sie in die christliche Theologie hineinbrechen sollte. Seine Voraussetzung war nämlich das Prinzip der Coincidenz aller Gegensätze in Gott. Er lehrte die Einheit aller Religionen. Gott habe verschiedenen Völkern verschiedene Propheten geschickt, aber die Völker hätten die Einheit in dieser Verschiedenheit nicht begriffen und das allein mache den Unterschied der Religionen aus. Selbst in der Vielgötterei der Heiden sey noch die wahre Religion wieder zu erkennen, denn sie lasse sich auf die Dreieinigkeit reduciren. Diese gefährliche Lehre wurde von Giordano Bruno benutzt, um sich gänzlich über das Christenthum hinwegzusetzen. Derselbe machte die Welt zum Ergebniß der Selbstentwicklung der Weltseele, die Materie zur schwangern Mutter der Formen und statuirte eine Einheit der Welt, innerhalb welcher jedes einzelne Ding dem andern gleich sey. Auch leugnete er die Unsterblichkeit der Seele, weil alles in Gott nur ein Leben sey.

Indem die Renaissance in Italien aufkam, nahmen die Mediceer in Florenz die vor den Türken geflüchteten gelehrten Griechen bei sich auf und stifteten eine platonische Akademie. Dieser neueste Platonismus ging von dem Griechen Plethon aus und schloß sich an die neuplatonische Lehre der römischen Kaiserzeit und an die altplatonische in Griechenland an. In Italien selbst wurde das griechische Heidenthum ein wenig modificirt durch jüdische und arabische Einflüsse, da die italienischen Universitäten den muhamedanischen nachgebildet waren. So hielt sich der berühmte Pico von Mirandola an die Cabbalah, die er mit dem Platonismus verband. Die ältere aristotelisch-scholastische Dialektik wurde wie im Sturme niedergeworfen. Es wurde Mode auf den Universitäten, sie als mittelalterliche Gothik durch den Geschmack der Renaissance auf dem philosophischen Gebiet zu verdrängen, wie derselbe Geschmack zugleich im Kunstgebiet herrschend wurde. Indem sich die Philosophen aber einmal dem Heidenthum zugewandt hatten, mußten sie mit der Form auch den Inhalt der alten heidnischen Philosopheme annehmen. So wurde Justus Lipsius ein Stoiker, Petrus Gassendi ein Epikuräer.

Auffallend unterscheiden sich im 16. Jahrhundert

von diesen Philosophen der italienischen Renaissance die Franzosen als entschiedene Sceptiker und Gottesleugner, die Deutschen aber als Mystiker und wundergläubige Naturphilosophen. So erfand der Franzose Montaigne schon eine „natürliche Theologie" und sein Landsmann Pierre Charron lehrte schon lange vor Moleschott und Vogt, das Denken sey eine bloße Funktion des Gehirns, wie das Uriniren eine Funktion der Nieren. Die Deutschen aber, Reuchlin, Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Jakob Böhme rc. gingen von der cabbalistischen, pythagoräischen und neuplatonischen Naturphilosophie und von der Magie aus. Als die Leidenschaften der Reformationskämpfe sich beruhigten, folgte der Periode des religiösen Fanatismus eine Periode der religiösen Indifferenz, welche letztere der modernen Philosophie, einer kahlen Verstandeshoffahrt Thür und Thor öffnete.

Wir bleiben beim 15. und 16. Jahrhundert stehen, d. h. bei dem Uebergang des christlich deutschen Geistes in den heidnisch welschen der Renaissance. Der Herr Verfasser verfehlt nicht, den italienischen Fürsten, vor allen den Mediceern, und ihrem politischen Interesse einen großen Einfluß auf diesen Umschlag der Geister zuzuschreiben. Doch hebt er diesen Einfluß noch nicht stark genug hervor. Der Kampf des modernen Heidenthums gegen das Christenthum des Mittelalters war nicht etwas, das gleichsam von selbst hätte kommen müssen und von den Fürsten nur gelegentlich benutzt wurde, sondern er war die Folge der von den italienischen Fürsten beliebten Politik, das von ihnen schlau und perfid ausgesonnene Mittel, ihre dynastischen Zwecke zu erreichen. Sie wollten unabhängig werden, sowohl vom Kaiser als vom Papste, um ihrer Willkür fröhnen zu können; also untergruben sie die Autorität des deutschen Kaisers, dem Italien damals noch unterworfen war, durch die Schwärmerei für das alte Römer- und Griechenthum, durch die Fiction, sie seyen die echten Nachkommen der Römer und es sey mithin ihr Recht, ja ihre Pflicht, die deutschen Barbaren zu vertreiben. Ebenso untergruben sie das Ansehen des Papstes, der Kirche und der christlichen Religion überhaupt durch die Wiederbelebung der classischen Studien und Kunst, durch eine schwärmerische Vorliebe für die heidnische Vorzeit, durch eine gänzliche Umbildung des christlich-romantischen Geschmacks in den heidnisch-classischen.

Das Unnatürlichste dabei war, daß die Päpste selbst diesen Abfall ins Heidenthum unterstützten und pflegten, daß sie selbst für die antike Kunst und für die classischen Studien schwärmten, daß sie dicht neben dem Grabe des Apostels den Vatican mit den bewunderten Statuen der heidnischen Götzen anfüllten. Man nannte deshalb Leo X. den „heidnischen Papst." Auch schon sein Vorgänger hatte die Auffindung der berühmten Gruppe des Laokoon in Rom mit größerem Pompe gefeiert, als je ein christliches Fest. Michel Angelo durfte es wagen, durch einen architektonischen Witz die ganze Christenheit zu verhöhnen, indem er das heidnische Pantheon der in Kreuzform gebauten Peterskirche aufsetzte, wie einen Reiter auf das Roß, um dadurch die künftige Herrschaft des Heidenthums über das Christenthum zu verkünden. Der Verfasser des vorliegenden Werkes begnügt sich über die Bevorzugung der Renaissance durch die damaligen Päpste Folgendes zu bemerken: „Wenn die Päpste die Träger der Renaissance beschützten, ihre Bestrebungen förderten, so ahnten sie wohl nicht, daß sie damit die Schlange in ihrem Busen selbst nährten." Von den Mediceern, den Borgia, den Farnese kann man doch nicht sagen, daß sie so ahnungslos und unschuldig gewesen seyen. Sie waren aber auch keine wahren Päpste, sondern nur principi, welche sich durch freche Umtriebe zu Päpsten hatten wählen lassen und deren einziger Zweck war, die kirchliche Gewalt, so lange sie dieselbe besaßen, zum Vortheil ihrer Familie, ausschließlich in ihrem dynastischen Interesse auszubeuten.

Wenn der Verfasser auf derselben Seite 19 noch bemerkt, der ahnungslose Papst sey des Irrthums erst inne geworden, als die Anhänger der Renaissance von ihm abgefallen seyen, um zur Partei der Reformation überzugehen, so trifft auch das nicht völlig zu. Wenn es nämlich ganz so wäre, wie der Verfasser es auffaßt, so hätten die Päpste sich sofort mit Schaudern von der Renaissance abwenden müssen. Das haben sie aber nicht gethan, sie haben fort und fort den Renaissancestyl für die katholische Kunst beibehalten und die classischen Studien unterstützt. Der Vatican ist heute noch dicht angefüllt mit heidnischen Götterbildern, zu dem die gebildete Welt zahlreicher und mit viel mehr Andacht wallfahrtet, als zum Grabe des heil. Petrus.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 58. 20. Juli 1867.

## Zur socialen Frage.

Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland von Jos. Edmund Jörg. Freiburg im Breisgau, Herder, 1867.

Der Herausgeber der von Görres gestifteten historisch-politischen Blätter hat bereits in diesen letztern die sociale Frage vielfach besprochen und ordnet seine Ansichten hierüber in ein Ganzes zusammen. Voraus bemerkt er, selbst die größten politischen Fragen der Gegenwart seyen nicht so wichtig, als die sociale Frage der Zukunft. „Als im Sommer des Jahres 1865 wie auf ein gegebenes Signal die Erscheinung massenhafter Arbeitseinstellungen in ganz Frankreich auftauchte, da hat der Correspondent eines Wiener Blattes aus Paris geschrieben: ‚Die Arbeiterfrage wird eines schönen Tages, bälder als wir in Deutschland glauben mögen, ihr drohend Haupt erheben. . . Die Verhandlungen im gesetzgebenden Körper, die alten und neuen Berühmtheiten, welche uns hier beschäftigen, haben eine ganz untergeordnete Bedeutung im Vergleiche zu dem, was sich von unten herauf vorbereitet. Die Herren mit ihren Debatten kommen mir vor wie die Kinder eines Hauses, die in einer Ecke der Stube ungestört mit ihrem Puppentheater spielen, während in der Mitte derselben das ernsteste Drama sich abwickelt, in dem es sich um ihre Zukunft, um ihr eigenes Schicksal handelt.‘ So ist es; und der Mann hat damit im Grunde nichts Neues gesagt. Auch in Deutschland sind seit bald einem Menschenalter alle ernsten Diagnosten der kreisenden Zeit einig, daß im Hintergrunde aller unserer ‚Fragen‘ und sie alle an Größe überragend das dunkle Räthsel der ‚socialen Frage‘ drohend stehe. Die erschütternden Folgen des jüngsten Krieges haben die öffentliche Aufmerksamkeit wieder nach einer andern Seite hingewendet. Aber gewiß nicht für lange.“

Es gibt drei sociale Parteien. „Von der ersten kann man sagen, daß sie in Deutschland jetzt im Besitze ist und daß alle volkswirthschaftliche Gesetzgebung sich bereits nach ihren Vorschriften gerichtet hat, oder im Begriffe ist, sich darnach zu richten. Die zweite Partei ist die aus dem Besitze gedrängte, und die dritte will erst in den Besitz gelangen. Bei oberflächlicher Betrachtung pflegt man die letzteren zwei Parteien als die extremsten Gegensätze anzusehen; wir werden aber sogleich nachweisen, daß dieselben vielmehr bis auf einen gewissen Punkt eine gemeinsame Grundanschauung haben und haben müssen. Eine dunkle Ahnung von dieser Thatsache mag dem oft geäußerten Verdacht der Bourgeoisie-Politiker, daß zwischen der Reaction und der neuen Social-Demokratie ein geheimes Einverständniß oder gar eine politische Verschwörung bestehe, zu Grunde liegen.“

Daher die merkwürdige Erscheinung, daß sich die Feudalen in neuester Zeit mehrfach des vierten Standes annehmen und sich um ihn bemühen und daß umgekehrt die Arbeiter mit den Feudalen zugleich gegen den herrschenden Liberalismus ankämpfen.

Thatsächlich herrscht die liberale Bourgeoisie, d. h. das Kapital. Die Regierungen selbst haben sich dem liberalen System gefügt. Klerus und Adel hat man verächtlich bei Seite geworfen und ihrer alten Rechte möglichst beraubt, den vierten Stand läßt das Kapital nicht aufkommen. Der in den meisten Ministerien, Kammern und Communalbehörden, wie in der Presse vorherrschende vulgäre Liberalismus vertritt nichts anderes als die Tyrannei der Kapitalisten. Das ist schon hundertmal gesagt worden, auch wiederholt in unsern Blättern. Wir haben es in einer geschichtlichen Darstellung der Regierung Ludwig Philipps dargelegt und

schon vor Jahren unsern Liberalen ad oculos demonstrirt. Natürlich vergebens, denn ihr Interesse ist dabei im Spiel. Der Arbeiter ist der Leibeigene seines Arbeitgebers, d. h. des Kapitalisten, und noch schlimmer dran, als es jemals Sclaven des Alterthums oder russische Leibeigene waren. Der Liberalismus aber ist der Advokat des Kapitals und alles, was er den Arbeitern vorlügt, hat nur den Zweck sie länger und fester in die Fesseln zu schlagen, in denen sie schmachten.

Lasalle sagt sehr wahr: „‚Alle frühern Beziehungen, Herr und Sclave im Alterthum, feudaler Grundbesitzer und Leibeigener oder Höriger oder Schutzpflichtiger, waren doch immer menschliche Beziehungen und Verhältnisse — menschlich vor Allem in Bezug auf die ganze bestimmende Gedankengrundlage des Verhältnisses selbst, aus welcher dann alles Uebrige folgt.' ‚Jene Verhältnisse waren menschliche Verhältnisse, sage ich, denn es war ein Verhältniß von Herrschern zu Beherrschten, was immerhin ein durchaus menschliches Verhältniß ist. Es waren menschliche Verhältnisse; denn es waren Beziehungen von diesem bestimmten Individuum zu diesem bestimmten Individuum. Es waren menschliche Beziehungen und selbst die Mißhandlungen, denen Sclaven und Leibeigene ausgesetzt waren, bestätigen dies.' ‚Die kalte unpersönliche Beziehung des Unternehmers auf den Arbeiter als auf eine Sache, auf eine Sache, die wie jede andere Waare auf dem Markte nach dem Gesetz der Productionskosten erzeugt wird, das ist es, was die durchaus specifische, durchaus entmenschte Physiognomie der bürgerlichen Periode bildet.'"

Lasalle lehrt: „Erstens, daß der liberale Oekonomismus eine ganz falsche Lehre sey, nur ersonnen im Interesse des großen Kapitals zur unbegrenzten Ausbeutung der arbeitenden Classen; zweitens, daß den letztern mit den negativen Freiheiten der liberalen Oekonomie nichts geholfen sey, sondern daß es einer neuen positiven Organisation des Erwerbslebens bedürfe; drittens, daß auch die Staatsidee des liberalen Oekonomismus eine ganz falsche sey, eine ‚Nachtwächteridee' zur Privilegirung der Reichen, die der Staat schütze, während er die Nichtbesitzenden sich selbst überlasse; daß also der Neubau der Gesellschaft auf einer völlig veränderten Basis der Volksarbeit die Realisirung einer neuen Staatsidee zur unbedingten Voraussetzung habe; viertens, daß die Bourgeoisie der größte Feind der arbeitenden Classen sey, die Politik der erstern somit nie die Politik der letztern seyn könne; fünftens, daß die Politik der liberalen Gesammtpartei identisch sey mit der der Bourgeoisie, weshalb der vierte Stand sich von dem politischen Liberalismus überhaupt emancipiren und auf eigene Faust bestrebt seyn müsse, einen seiner numerischen Ueberzahl entsprechenden Einfluß auf den Staat zu gewinnen."

„Es war insoferne auch nur consequent, wenn im Jahre 1864 die berühmte Adresse der rheinpreußischen ‚Notablen', einer Anzahl großer Kaufleute und Industriellen, ihre Forderung, daß das Regierungssystem in Preußen geändert werden müsse, damit begründete, daß die Unterzeichneten ein Steuerkapital von 300 Millionen Thalern repräsentirten. Auch der Nationalverein hat in einer seiner Generalversammlungen das Gewicht seiner Forderungen in der Thatsache gesucht, daß er so und so viele Millionen deutschen Kapitals vertrete. Wie weit die gedachten Gesetze in der Unterdrückung des eigentlichen Mittelstandes gehen konnten, hat sich unter Anderm in der freien Stadt Frankfurt bewiesen, wo die Handwerker mit ihrem Drittel der Stimmen im Wahlcollegium endlich nicht einen einzigen Candidaten mehr durchbringen konnten, gegenüber den Stimmen der vereinigten Bourgeoisie. Aehnlich war es in Baden und in andern deutschen Ländern, und unter diesen Umständen kam die Bourgeoisie allenthalben rasch an das Ziel: ‚ihre Classenherrschaft als Parlamentarismus unter dem hergebrachten Nimbus des Königthums zu etabliren'."

Weit entfernt, durch seine Freiheitsphrasen und Verfassungsparagraphen dem armen Volke zu helfen, macht der Liberalismus dieses Volk zu Sclaven der Kapitalisten und zwingt ihm eine unermeßliche Arbeit auf, blos um ein hohnlachendes Geldprotzenthum zu bereichern. Dann wagen es diese Liberalen noch, über die Feudalen zu schimpfen. Der Liberalismus hat das arbeitende Volk in ein noch weit tieferes Elend herabgedrückt, als jemals der Feudaladel. Er hat zugleich nicht nur Adel und Kirche beraubt, sondern ist auch im Begriff, mittelst des Parlamentarismus die Staatsgewalt an sich zu reißen. Sein Ideal ist das Regime unter Ludwig Philipp, die ausschließliche Herrschaft der Kapitalisten und der von ihnen bezahlten Advokaten, d. h. der Kammerschwätzer, die Beraubung und Knechtung der Kirche und des Adels und die Ausbeutung des gemeinen Volks, welches im Schweiß seines Angesichts um den niedrigsten Lohn arbeiten soll, um den Gewinn des Kapitalisten zu erhöhen. Zweimal wagten unter Ludwig Philipp die armen Seidenarbeiter in Lyon, wegen zu niedern Lohnes die Arbeit zu verweigern. Casimir Perier, der große Liberale, ließ sie zu Hunderten mit Kartätschen niederschmettern und gab den Kapitalisten Recht, der niedere Lohn wurde nicht erhöht. Jetzt freilich lassen sich die Strikes nicht mehr so leicht mit Gewalt besei-

tigen. Der Liberalismus hat daher ein neues System erfunden, um die Arbeiter mit List zu bethören, daß sie sich in ihr Elend finden, als müßte es so seyn. Dieses neue System besteht darin, daß der Liberalismus den Zorn der Arbeiter von den Kapitalisten ableitet auf die Kirche und den Staat, und daß er die von Schulze-Delitzsch ursprünglich immerhin wohlgemeinte Theorie ausbeutet, um die Arbeiter mit einer gänzlich unfruchtbaren s. g. Selbsthülfe zu täuschen, während die Kapitalisten fort und fort nur ihre Säcke füllen.

Der Liberalismus ist irreligiös, darüber ist das Schlagendste von Glaser gesagt worden. „‚Diejenigen, welche dem Kapital die Herrschaft sichern wollen, müssen nothwendigerweise ihren Kampf ganz vorzüglich gegen den religiösen Glauben der Völker richten. Sie müssen die Ueberzeugungen, die die Menschen von ihrer Würde haben, auszurotten suchen, damit dadurch der Boden frei werde für ihre übrigen Bestrebungen. Denn so lange die Menschen einen Werth auf sich legen und sich höher stellen als das Materielle, so lange kann man sie nicht den materiellen Interessen unterordnen. Daraus erklärt sich, daß seit dem Beginn der Kapitalherrschaft zu gleicher Zeit und dieselbe unterstützend ein Kampf stattgefunden hat zur Ausrottung des Christenthums. Dieses ist keine zufällige Erscheinung. Wenn der Mensch sich würdigt als ein Ebenbild Gottes, dann kann man ihn nicht zu einem bloßen Productions-Werkzeuge machen... Deswegen haben diejenigen, die der Kapitalherrschaft und dem Fortschritt dienen, eine ganz andere Ueberzeugung von dem Werth und der Bedeutung des Menschen in Geltung zu bringen gesucht, als die christliche von der Schöpfung des Menschen nach dem Ebenbilde Gottes. Sie betrachteten den Menschen nur als eine bestimmte Form der Materie und lassen ihn entstehen aus den ihr inwohnenden Urkeimen. Sie nehmen an, daß in der Zelle der Sitz des Lebens sey, und daß gewissermaßen aus einer Urzelle heraus durch eine Reihe von Entwicklungsstufen alle organischen Wesen sich gebildet haben, und das Menschengeschlecht in directer Abstammung von den Affen herkomme. Sie betrachten die Menschen nur als eine Art cultivirter Affen. Es ist klar, daß wenn man den Menschen zu einer Classe oder Gattung der bloßen Naturwesen heruntergedrückt hat, man ihn dann auch behandeln kann als ein solches Wesen. Und es ist mithin das Bestreben des Materialismus auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Theorie ganz in Uebereinstimmung mit der Praxis, der Wirklichkeit des Lebens.'" Der Socialdemokrat fügt sehr richtig hinzu. „Der Kampf der liberalen Bourgeoisie gegen das Christenthum ist eine schreiende Inconsequenz, denn wer dem Volke den Himmel nimmt, sollte ihm wenigstens die Erde lassen."

Der Liberalismus will die Kirche vernichten, den Staat aber beherrschen, bekämpft also jede Staatsform, die nicht unbedingt seine Herrschaft garantirt. „Die Bourgeoisie wollte die politische Concurrenz der historischen Stände gänzlich beseitigen, um mittelst der constitutionellen Formen das Scepter der Alleinherrschaft im liberalen Staate zu führen. In Preußen war der parlamentarische Kampf eine Erhebung der Bourgeoisie gegen das militärische Königthum." Daher auch die Rücksicht, welche Graf Bismarck auf den vierten Stand genommen hat, der ihm als Bundesgenosse gegen den Liberalismus diente. Die Liberalen bekamen Angst. Im Wochenblatt des Nationalvereins vom 1. März 1866 konnte man lesen: „‚Es ist von hervorragender Wichtigkeit für die liberale Sache, zu wissen, welche Haltung die Massen des Arbeiterstandes während des nächsten Wahlfeldzugs einnehmen werden. Sie können immerhin die Gelegenheit benützen, ihr natürliches Verlangen nach einem sie einschließenden Wahlrecht abermals laut und nachdrücklich geltend zu machen; davor schreckt der größere und einflußreichere Theil der Fabrikanten heute nicht mehr so unbedingt wie früher zurück. Schließen sie sich im Uebrigen dem Kampfe des streitenden Liberalismus mit überzeugender Aufrichtigkeit an, so wird man sie in jenem Bestreben eher unterstützen als hindern. Aber wenn sie statt dessen eine Sonderstellung einnehmen, rechts mit der Regierung und den Junkern liebäugeln, links unverhehlt nach einer socialen Revolution schielen, so werden sie es seyn, welche einen entschiedeneren Fortgang des Freiheitskampfes aufhalten, vielleicht unmöglich machen.' Als nun der Bundesreform-Vorschlag des Grafen Bismarck vom 10. Juni 1866 nicht nur ein deutsches Parlament verkündete, sondern auch bestimmte, daß dasselbe hervorgehen solle aus allgemeinen und directen Wahlen nach dem Reichswahlgesetz von 1849: da sahen die Lasalleaner darin einen großen Triumph ihrer Sache. ‚Eine Concession nicht an die liberale Bourgeoisie, eine Concession an uns!' riefen sie aus und sie erklärten es für die nächste Pflicht, von der gewonnenen Basis aus nun auch für Preußen und die preußische Kammer das allgemeine Wahlrecht zu erobern. Die Partei hatte Grund zu triumphiren; denn nicht nur hatte die Bourgeoisie, wie wir eben sahen, ihr Haupt gebeugt vor dem politischen Mittel zur Geltendmachung des ‚vierten Standes'; sondern die reactionärste Regierung in Deutschland hatte dieses Mittel gewährt als eine Kriegsmaschine gegen die herrschende Bourgeoisie. Als eine solche Kriegsmaschine ist

die Gewährung ergriffen worden, und in der That war die Niederlage der liberalen Partei bei den Wahlen zum norddeutschen Reichstag unglaublich und unerhört." Bekanntlich hat Napoleon III. es ebenfalls verstanden, der unter seinem Vorgänger Ludwig Philipp zum Nachtheil des Volks so sehr gehätschelten und allein privilegirten Bourgeoisie im allgemeinen Wahlrecht und in der Sorge für das Landvolk und die Arbeiter einen Damm entgegenzusetzen.

Der Liberalismus hat in seiner zärtlichen Sorgfalt für die Kapitalisten — und das ist der dritte Punkt — nicht verfehlt, die Arbeiter zu täuschen. „Die Lehre des Herrn Schultze-Delitzsch von der Selbsthülfe sagt nämlich dem klagenden Arbeiterstande: wenn er kein Vermögen besitze und über die Beschaffung der äußersten Nothdurft des Lebens kaum je hinauskomme, so sey das eben nur seine Schuld. Warum hilft er sich nicht selbst, da ja doch die Bahn vollkommen frei ist? Die Schuld kann nur an ihm selber liegen, sey es in dem Mangel persönlicher Tüchtigkeit, oder in sorglosem Dahinleben oder in unordentlicher Haushaltung. ‚Darauf vorzüglich ruht das Empfehlen der Selbsthülfe, daß der Arbeiterstand sich diese Tüchtigkeit, die ihm fehlt, aneignen solle, daß er also die Tugenden der Wirthschaftlichkeit sich erwerbe, dann werde alles Andere von selbst kommen. Die Grundlage aber sey, daß er vor allen Dingen sparen lerne, indem dieses die Wurzel aller wirthschaftlichen Tugenden sey.' Es liegt auf der Hand, welcher Hohn auf die hülflosen Massen der Lohnarbeiter in dieser Anschauung liegt, daß sie an ihrem Elend nur selber schuldig seyen. Aber der liberale Oekonomismus muß so sprechen, denn er kann und darf nicht zugestehen, daß die Bahn des industriellen Erwerbs freilich vollkommen frei sey, aber nur für das speculirende Kapital, nicht für die Arbeitskräfte, mit welchen es speculirt; mit andern Worten, daß die freie Concurrenz nichts Anderes sey, als eine colossale Heuchelei."

„Als der Vorschlag eines allgemeinen deutschen Arbeitercongresses auftauchte, da rieth Herr Schultze wieder ab, weil die sociale Frage nur im engsten Zusammenhange mit dem allgemeinen liberal-politischen System gelöst werden könne. Also Bevormundung der Arbeiter im Socialen und Politischen! Freilich regten sich in dem Berliner Arbeiterverein schon mißtrauische Stimmen: den Arbeitern komme es weit weniger auf politische Reformen an, ob monarchische oder Kammerregierung, als auf Verbesserung ihrer Lage; ‚wir fragen nicht nach einer politischen Partei, wir gehören der an, die unsere Interessen wahrnimmt.' Solche Aeußerungen ließ unter andern der Arbeiter Eichler hören; dafür wurde er als ein bestochenes Werkzeug der Reaction verschrieen und in der Actienfabrik davongejagt, deren Vorstand Herr v. Unruh in der Kammer soeben ‚den ewigen Frieden der Besitzenden und der Arbeiter' verkündet hatte."

„Hauptsächlich war es der Plan, die Elite der Arbeiter so an die Bourgeoisie zu fesseln, daß die letztere an ihnen gleichsam ergebene Unteroffiziere gewinne und so die ‚bürgerliche' Herrschaft über die große Masse verstärkt würde. Man rechnete auf den Dünkel der tüchtigeren Arbeiter, daß dieselben sich selbst zum Bürgerthum rechnen, und nicht mit allen trägen und ungeschickten Genossen in Einen Topf sich würden werfen lassen. Ihnen schmeichelte man daher mit dem ‚Fabrikanten-Stab', den jeder in der Tasche trage; sie zog man in den Bildungsvereinen zu sclavischen Nachbetern heran, wie sich in den ihnen dictirten Absagebriefen an Lasalle komisch genug gezeigt hat. Unaufhörlich aber wurde die Mahnung wiederholt, daß jeder gute Zweck sich nur durch gehorsame Unterordnung unter die allgemeine liberale Partei erreichen lasse, und nicht dadurch, daß der Arbeiter ‚sich von neuem als Stand dem Bürgerstand gegenüberstellen wolle, was nur zu neuer Verirrung und Verwirrung führe.' Von welcher Art aber die ‚Bildung' war, welche in den Arbeiterbildungsvereinen gespendet und beigebracht wurde, das ergibt ein Blick in das Vereinsorgan: die ‚Allgemeine deutsche Arbeiterzeitung'. Sie erscheint in Koburg und ist redigirt von Matadoren des Nationalvereins, von Advocaten und Literaten. Sie vertritt gleichzeitig die Parteipolitik des gedachten Vereins; als Organ für das gemeine Volk bewährt sie sich dabei blos durch die größere Gemeinheit in Ton und Ausdruck. Als höchstes Interesse der Arbeiter erscheint in dem Blatt die blinde Wütherei gegen ‚Pfaffen' und ‚Junker'. Die Vereinsberichte könnten grade so gut in jedem andern radikalen Schmutzblatt prangen; denn sie reden viel weniger von der specifischen Lage der Arbeiter, als sie das Weihrauchfaß schwingen für die feingekleideten Doctoren der Fortschrittspartei, welche sich um die ‚Bildung' der arbeitenden Classen bemühen, indem sie Reden halten über ‚Ludwig Uhland und seine Bedeutung als Dichter', über ‚Samuel Johnson und seinen Biographen Macaulay', über Shakespeare und Lessing rc." Welcher Unsinn, aber ein Beweis, wie unfähig die Liberalen sind, ein Volk zu vertreten, dessen eigenste Natur und dessen dringendstes Bedürfniß sie so grob mißkennen.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 59. 24. Juli 1867.

## Geschichte.

Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Secte auf dem südöstlichen Schwarzwald. Untersucht und dargestellt von Dr. Heinrich Hansjakob. Zweite vielfach erweiterte Auflage. Waldshut, Zimmermann, 1867.

Die Hauensteiner, ein uraltes Kernvölkchen im südlichen Schwarzwald, die noch heute ihre alte Tracht beibehalten haben, waren ursprünglich freie Alemannen, gleich den Schweizern, und standen auch noch in der fränkischen Zeit nur unter Reichsbeamten, welche freilich allmälig zu einem erblichen Feudaladel entarteten oder sich durch Vögte vertreten ließen, die auch ihrerseits wieder als Erbadel sich festzusetzen und die freien Bauern, denen sie nur zu Gericht sitzen und die sie im Heerbann anführen sollten, zu ihren persönlichen Vasallen oder Hörigen herabzudrücken suchten. Ein Umwandlungsprozeß, der sich im ganzen deutschen Reiche vollzog, die Verwandlung der nur auf Lebenszeit zu besetzenden Aemter in erbliche Familienlehen, und der Gemeinfreien, die bisher unmittelbar unter dem Reiche gestanden, in Afterlehensträger und Hörige der Grafen und Herrn. Dieser Umwandlung entzogen sich nur die Bürger der freien Reichsstädte, die freien Bauern in der Schweiz, den Niederlanden und einigen andern Gegenden und vorzugsweise die Kirche. Um der Tyrannei und Habgier der erblich gewordenen Reichsbeamten zu entgehen, gaben sehr viele Freie ihre Person, ihre Familie, ihr Gut (Erb und Eigen) in den Schutz der Kirche und wurden s. g. Gottesleute, Lehensträger und Hörige der Kirche. Dabei behielten sie ihre volle Freiheit. Eigentliche Leibeigene waren nur wenige arme Knechte, die schon als solche aus der weltlichen Hand durch Stiftungen in die geistliche übergeben worden waren. Von diesen sind die freien, reichen, bewaffneten, stolzen Bauern und ihre Landsgemeinden wohl zu unterscheiden. Die freien Ostfriesen z. B. waren schon lange vor den Schweizern die freiesten Bauern in der Welt, führten beständig Krieg mit dem weltlichen Feudaladel und schlugen in siegreichen Schlachten Grafen und Fürsten todt, obgleich sie dem Namen nach nur Unterthanen des bremischen Stiftes waren.

So waren die Hauensteiner zum Theil freiwillig, um sich gegen den Adel zu schützen, zum Theil durch den Adel selbst, sofern sie demselben schon hörig geworden waren, durch Vergabung an die reiche Abtei St. Blasien gekommen und deren Gottesleute geworden, und kamen im Verlauf der Zeit in eine gedrückte Lage. Da nur ein Theil von ihnen Gottesleute von St. Blasien, die andern aber noch Angehörige Habsburgs waren und vom Kaiser um so lieber in ihren alten Privilegien geschützt wurden, als man sie dadurch abhielt, sich an die freien Schweizer anzuschließen, richtete sich ihr Unwille mehr gegen den geistlichen als weltlichen Herrn und daraus erklärt sich, daß im Beginn der Reformation die Hauensteiner sich an die rebellischen Bauern in Schwaben anschlossen und die Klostergüter von St. Blasien plünderten. Damit hing die Wiedertäuferei des berüchtigten Balthasar Hubmaier zusammen, welcher damals in der Vogteistadt Waldshut Pfarrer war. Dieser große Aufruhr von 1524 wurde durch den schwäbischen Fürstenbund gedämpft, die Wiedertäuferei und das Lutherthum bei den Hauensteinern, wie im ganzen vorderösterreichischen Gebiet unterdrückt. Aber schon in den Jahren 1612 und 1628 erhoben sich die Hauensteiner abermals und diesmal gegen ihre weltlichen Beamten. Auch diesmal wurden sie überwältigt. Aber wieder hundert Jahre später insurgirten sie sich schon wieder.

Albiez, ein Salpetersieder, ein Mann voll Verstand

und Belesenheit, belehrte die Hauensteiner Bauern vollkommen der Wahrheit gemäß, sie seyen freie Alemannen, eine freie Landsgemeinde und reichsunmittelbar, niemand verpflichtet, als dem Reichsgesetz und dem kaiserlichen Grafen oder Vogte. Wer sie als Leibeigene behandeln wollte, thue es mit Unrecht und usurpire eine Gewalt, die ihm nicht zukomme. Kaiser Leopold I. selbst habe das im Jahr 1704 anerkannt, indem er zwar dem Kloster St. Blasien dessen Ansprüche an die Bauern vorbehalten, die Bezeichnung der letztern als Leibeigene aber ausdrücklich untersagt habe. Daß dieser Mann großen Anhang unter den Bauern fand, ist begreiflich und sie erhielten den Uebelnamen der Salpeterer. Ihr Widerstand gegen den Abt dauerte Jahre lang fort. Albiez wurde verhaftet, dennoch dauerte die Empörung fort und konnte im Jahr 1728 nur durch Militär gedämpft werden. Aber erst 1739 wurde die Ruhe durch Hinrichtung von sechs Aufrührern völlig wiederhergestellt. Bald aber erwachte der Trotz der Bauern von neuem und noch in den Jahren 1745 und 1755 mußten zwei neue Aufstände unterdrückt werden.

Der Verfasser berichtet weiter über die Auflehnung der Waldleute oder der wieder auflebenden Salpeterer im Jahre 1804, in Verbindung mit der Auflehnung der s. g. Mannhardter im Salzburgischen. Diesmal galt es nicht wie 1524, gegen die Kirche zu streiten, sondern für sie. Zur Zeit der napoleonischen Herrschaft verbanden sich Josephinismus und Napoleonismus, um die Kirche zu unterdrücken und ihr Ansehen im Volk gänzlich abzuschwächen, weshalb das Volk auch officiell im Glauben irre gemacht wurde. Was die Hauensteiner oder Waldleute betrifft, so gehörten dieselben zum Bisthum Constanz, welches im Jahr 1804 der berühmte Generalvicar von Wessenberg verwaltete. Es ist bekannt, daß dieser die Rechte der Kirche keineswegs blindlings preisgeben wollte, sondern daß er damit einen großen patriotischen Gedanken verband. Er wollte nämlich die römische Kirche auf deutschem Boden germanisiren. Die Zeit dazu war günstig. Die römische Kirche war in Deutschland in josephinischer Weise bereits gänzlich unterwühlt und der Staatsgewalt unterthan, in Frankreich war sie erst vor zehn Jahren völlig abgeschafft und erst vor zwei Jahren dort, wenn auch nur im Dienst der Staatsgewalt wiederhergestellt worden. Der völlig heidnische Kalender, der jede christliche Erinnerung ausschloß, war in Frankreich bis zum Jahre 1802, d. h. bis zum Jahr VIII der Republik, officiell im Gebrauch geblieben und wurde jetzt erst wieder durch den christlichen ersetzt. Es lag also für einen deutschgesinnten Geistlichen nahe genug, in jener verhängnißvollen Zeit an einen festern Zusammenschluß der katholischen Kirche unter dem nationalen Banner zu denken, denn wer konnte wissen, was Napoleon, der grade damals Kaiser wurde, noch alles aus der Kirche würde machen wollen. Hatten doch auch schon in frühern Jahrhunderten, wenn der Papst in die Gewalt des französischen Königs gefallen war, die deutschen Bischöfe selbständige Maßregeln getroffen und hatten doch schon vor einem Jahrtausend, ja noch früher schon zur Zeit des heil. Bonifacius, angelsächsische und deutsche Mönche eine deutsche Kirchensprache haben wollen, statt der lateinischen. Genug, Wessenberg verfuhr mit Zustimmung der österreichischen Regierung in josephinischem Sinne, führte einen andern Katechismus ein, als den des P. Canisius, strich eine Menge Feiertage 2c. Dadurch wurde das Volk aufgeregt.

„Den ersten Anstoß gaben die abgewürdigten Feiertage, die das Volk auf dem Walde sich durchaus nicht nehmen lassen — und darum, wenn auch ohne den Pfarrer — noch einigermaßen feiern wollte! So wollten denn auch in der Pfarrei Birndorf die Leute am Abend vor Jacobitag (1804) in der Kirche den Rosenkranz beten. Der Pfarrer aber schloß ihnen die Kirche zu; worauf sich die Leute ruhig in das sogenannte Beinhaus neben der Kirche begaben und dort ihr Gebet verrichten wollten; aber auch von da trieb sie ihr eifriger Seelsorger weg mit Hülfe seines Vicars. — Am Festtage St. Jacob versuchten's die Leute abermal, und abermal vertrieben von geweihter Stätte, gingen die Beter hinab ins Dorf und sprachen — oder wie der Pfarrer meint, — ‚heulten dort ihren Rosenkranz vor einem Kreuze ab'. Empört über diese Frevelthat, wendet sich der beleidigte Seelsorger an geistliche und weltliche Obrigkeit, und bittet um scharfe Ahndung des Ungehorsams." Der Generalvicar von Wessenberg antwortete am 25. August 1804:

„Hochwürdiger, verehrtester Herr Pfarrer!

Mit wahrer Theilnahme habe ich erfahren, daß Euer Hochwürden durch die Beobachtung der bischöflichen Verordnung wegen den abgestellten Feiertagen in große Verlegenheit gekommen sind. Indessen freut mich Ihre wahrhaft christliche Standhaftigkeit, und ich hoffe, daß mit gehöriger Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit künftig die Ordnung werde erhalten und der Widersetzlichkeit ein Gebiß angelegt werden. Zu dieser Absicht rathe ich Ihnen, die Unterstützung des Herrn Waldvogts v. Harrand anzusuchen, und demselben meine Empfehlung auszurichten. Herr v. Harrand ist ohne Zweifel überzeugt, daß ein Seelsorger, der seine Pflicht

erfüllt, der Unterstützung bedürfe und sie verdiene. Alle Ordnung ginge verloren, wenn Abweichungen davon ertrotzt werden könnten. Geben Sie mir baldige Nachricht über den Ausgang der Sache! Unterdessen bleibe ich mit großer Werthschätzung

Euer Hochwürden

aufrichtig ergebener

J. H. v. Wessenberg.

Constanz den 25. Aug. 1804.

Es ist sehr merkwürdig, daß der damalige Obervogt Wetzel des Stiftes St. Blasien, die damalige weltliche Behörde, viel billiger dachte, die Leute seyen nach seiner Ansicht nicht strafbar, weil ‚die Heiligkeit des Gebetes nach den Grundsätzen der katholischen Religion jeden Vorwand von Sträflichkeit und einer vermuthlichen Frevelthat ausschließe.'" Die Waldleute und St. Blasien gehörten damals noch zu Oesterreich und fielen erst später an Baden.

Die wiederauflebenden Salpeterer waren eben so gute Patrioten wie Wessenberg, gingen aber von einem ganz andern Gesichtspunkte aus. Seit zehn Jahren hatte Deutschland mit Frankreich fast ununterbrochen Krieg geführt und waren wegen der elenden Kleinstaaterei in Deutschland und wegen der leidigen Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen, die Franzosen Meister geblieben. Vor acht Jahren (1796) waren die Sansculotten unter dem General Ferino rheinauf über Waldshut gegen das Donaugebiet vorgedrungen, hatten die christlichen Kirchen geschändet, aus den heil. Kelchen gesoffen, oder sie noch eckelhafter verunreinigt, die Crucifixe in großen Feuern wie Bratspieße umgedreht rc. Dieser Vorgänge, welche Armbruster ausführlich erzählt, hätte der Verfasser gedenken sollen, weil sie die Stimmung der neuen Salpeterer am besten erklären. Indem diese in den Franzosen zugleich Feinde des deutschen Vaterlandes und Feinde der Kirche und des christlichen Glaubens erkannten, hätten sie nicht ehrliche Leute seyn müssen, wenn sie eine andere Parole gewählt hätten, als die, welche sie wirklich wählten: „Treue, Gut und Blut für den katholischen Glauben und für den deutschen Kaiser!"

Ganz ähnliche Dinge trugen sich in Tirol und im Salzburgischen zu, wo die Bauern sich noch nach dem Sturz Napoleons der österreichischen Regierung widersetzten, weil sie zu josephinisch mit der Kirche umgingen. Ueber diese interessanten Bauern, die s. g. Manharter, hat Professor Flir in Insbruck 1852 ein eigenes Buch herausgegeben, welches wir in unsern Blättern in demselben Jahr Nro. 32 besprochen haben. Wir theilen hier das charakteristische Gespräch mit, welches der Wortführer der Manharter am 11. October 1815 mit dem päpstlichen Nuntius im Kloster Muri gepflogen hat.

„Nuntius: ‚Bringt also euere Zweifel und Beschwerden vor!' Manharter: ‚Wir möchten vor Allem wissen, was denn der heil. Vater von dem Alten hinweg gethan hat?' Secretär (im Namen des Nunt.): ‚Der heil. Vater hat an dem katholischen Glauben keinen Punkt verrückt. Eher wird Himmel und Erde vergehen, als ein Jota von dem Worte Gottes.' Manharter: ‚Aber in unserer Heimath hat sich gar Vieles geändert: der Canisius ist doch ein Buch nach dem Geiste Jesu Christi?' Secretär: ‚Ganz gewiß.' Manharter: ‚Und dieser Canisius ist in der Schule verboten, und betrachtet einmal, was für bessere Bücher den Kindern vorgelegt werden!' (Hiebel zog er ein Namenbüchlein heraus und wies auf eine Stelle hin, wo ohne Schamgefühl die Theile des menschlichen Körpers aufgezählt waren.) Secretär (stets, nachdem er dem Nuntius die Fragen und Antworten mitgetheilt): ‚Da innen ist kein Tropfen Christenthum.' Manharter: ‚Und die vierzigtägige Fasten gilt auch nichts mehr, am Samstag ist der Genuß des Fleisches sogar den Geistlichen erlaubt, und der Vicar M. hat gesagt, der Papst esse es selbst.' Secretär: ‚Der Spitzbube.' Manharter: ‚Die Aposteltage sind verboten und entheiligt; die Ablaßtage sind abgestellt oder auf den Sonntag verlegt; altherkömmliche Bittgänge werden nicht mehr gehalten.' Secretär: ‚Der heil. Vater sieht mit Mißtrauen die kirchlichen Neuerungen, welche die weltlichen Regierungen sich anmaßen. Schon dreimal wandte er sich an den Kaiser von Oesterreich, aber kein Concordat war möglich. Nichts Anderes bleibt übrig, als Gebet und Geduld.' Manharter: ‚Von päpstlichen Befehlen hören wir in der Kirche gar nichts mehr; dagegen werden von der Kanzel weltliche Verordnungen über Viehzucht und Forstwesen, über Rekrutirung und Schutz-Pocken-Impfung verkündigt.' Secretär: ‚Was für Priester habt denn ihr?' Manharter: ‚Ja, was für Priester! das Aergste ist, daß sie im Jahre 1809 von ihrem rechtmäßigen Monarchen, Kaiser Franz, abgefallen sind und dem Napoleon, der im Kirchenbanne lag, den Eid der Treue geschworen haben.' Secretär: ‚Solche Priester sind für nichts!' Manharter: ‚Das haben wir schon lange gemeint.' Nun fragte der Manharter, ob sie nicht auch zum heil. Vater dürsten, was der Nuntius mißrieth, weil Seine Heiligkeit die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland kenne, aber nichts dagegen thun könne. Er ermahnte

sie nur, sich fest an das Alte zu halten, neue Bücher und Grundsätze zu meiden; beschenkte sie sodann mit Rosenkränzen, ertheilte ihnen seinen bischöflichen Segen und entließ sie." Die Manharter wurden natürlicherweise von der Staatsgewalt erdrückt.

Dasselbe geschah den Waldleuten, als sie badisch geworden waren. „Um das Jahr 1831 ward der beim Landvolke so geübte und beliebte Katechismus von Canisius in den Schulen abgeschafft, da er scheint's zu römisch war und ‚die katholische Definition der katholischen Kirche vom berühmten Canisius für abgeschmackt und für eine Geburt der Anhänger des römischen Stuhles' galt. Erbittert hierüber gaben die Waldleute ihren Kindern den alten Katechismus stets wieder mit in die Schule nebst der Erklärung, sie wollten, daß aus diesem und keinem andern Buche ihre Kinder die Religionslehre erlernen sollten. Ja selbst als der geistliche Schuldecan den ‚unbrauchbaren Canisius' den Kindern wegnehmen ließ, brachten sie immer wieder neue. Als nun vollends ein Lehrbuch verfaßt von einem protestantischen Pastor Wilmsen eingeführt ward, versagte der Salpeterer seinen Kindern selbst das Lesen in diesem Buche und auch die ärmsten brachten ihre Freiexemplare wieder." Der badische Oberamtmann Schilling zu Waldshut vertheidigte die ehrlichen Bauern in ihrem guten Recht und die großherzogliche Regierung entfernte das protestantische Lehrbuch aus der katholischen Schule. Doch gab es muthwillige Leute, die das arme Volk abermals durch unbefugte Neuerungen, akatholische Schulbücher &c. reizten und 1833 neue Erbitterung hervorriefen. Auf die spätern Wirren zwischen dem Erzbischof und der Regierung geht der Verfasser nicht mehr ein.

---

## Zur socialen Frage.

Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland von Jos. Edmund Jörg. Freiburg im Breisgau, Herder, 1867.

(Schluß.)

Durch alle diese Dummheiten ist Lasalle wie ein Blitz hindurchgefahren und hat die Leibeigenen des Kapitals gewarnt. „‚Hoffentlich werden unsere Herren Bürger die feudale Behauptung nicht aufstellen wollen, daß die Arbeiter ihre glebae adscripti, ihre Leibeigenen seyen, und daß, auch nachdem das Herzensgeheimniß der heutigen Production durchschaut ist, das Volk diesen Productionsmodus fortführen müsse, damit der Arbeiter fortfahren müsse, zum Besten des Kapitals zu frohnden.'"

Inzwischen hat auch Lasalle das Räthsel nicht vollständig gelöst. Darüber bemerkt der Verfasser: „Die Geschichte des Allgemeinen Arbeitervereins beweist nur, daß die Gründung Lasalle's nicht im mindesten einen positiven Keim gepflanzt hat, aus dem ein neuer ‚Stand' der Arbeiter herauswachsen könnte. Er hat das Menschenmaterial nicht zusammengebracht, welches Träger einer neuen Organisation des Erwerbslebens werden könnte und welches anzusammeln ihm um so dringender hätte am Herzen liegen sollen, als er diese Neuordnung auf autonomem Wege erwartet und nicht wie die conservativen Socialpolitiker durch ein fortwährendes Thun und Machen der Regierungen. Daran ist der Mann gescheitert und aus guten Gründen gescheitert. Denn er sah sich mit einer solchen Aufgabe vor die Frage gestellt, wo in den arbeitenden Massen unserer Tage der Geist wieder zu finden sey, der die alten Corporationen und Stände gebildet und für Jahrhunderte gekittet hat. Die Kirche hat das einst gethan. Aus der revolutionären Selbstsucht oder überhaupt aus dem nackten materiellen Interesse wird ein solcher Geist niemals hervorgehen. Wenn der ‚vierte Stand' aus sich heraus gebildet werden soll, so kann das nur durch eine geistige und sittliche Erneuerung im arbeitenden Volke geschehen. Man sagt insoferne mit allem Rechte, nur das Christenthum könne der Welt und insbesondere dem Arbeiterstande gründlich helfen; denn nur nur durch den Abfall vom Geist des Christenthums ist auch die sociale Frage geworden, was sie jetzt ist. Professor V. A. Huber hat selbst unter den materiell ganz üppig gedeihenden Pionieren von Rochdale den sehnsüchtigen Seufzer vernommen: ‚Wo finden wir eine neue Liebeskraft, daran liegt es doch hauptsächlich!' Herr Professor Huber ist der begeisterte Lobredner des Genossenschaftswesens, insbesondere der englischen Productiv-Associationen. Aber er klagt zugleich fortwährend über die religions- und kirchenfeindliche Gesinnung in fast allen Genossenschaften, er vermißt selbst die ‚Weihe der menschlichen Gesinnungen und Stimmungen', woraus eine wirklich nachhaltig wohlthuende, würdige Gemeinschaft hervorgehen könnte."

Das ist der Hauptpunkt. Mit den atomistischen Elementen der modernen Gesellschaft bringt man keine gedeihliche Reform zu Stande.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 60. 27. Juli 1867.


## Geschichte.

Die Könige der Germanen, nach den Quellen dargestellt von Prof. Dr. Felix Dahn. Dritte und vierte Abtheilung. Verfassung des ostgoth. Reichs in Italien, Edicte der Könige 2c. Würzburg, Stuber, 1866.

Eine sehr genaue Analyse der Verfassung und der Rechtszustände im Reiche Theoderichs des Großen und seiner Nachfolger. Mit welchem hellen Ruhm auch Theoderich der Große umkleidet ist, so hat er doch als Schöpfer seines Reiches nur ein sehr mißlungenes Werk geschaffen. Anstatt nämlich die ganze, grundverdorbene und nicht mehr zu heilende Canaille, die sich noch römisch nannte, mit Stumpf und Stiel auszurotten, ließ er sich von der s. g. römischen Bildung verführen, die reine gothische und die verpestete römische Bevölkerung in ein harmonisches Ganzes verschmelzen zu wollen. Die Folge war und konnte keine andere seyn, als daß die Gothen von den Lastern der Römer angesteckt wurden, daß die Römer die ihnen zu theil gewordene Schonung mit schändlichem Undank lohnten, es mit den Byzantinern hielten, die Gothen verriethen und daß in Folge alles dessen die ganze vielgepriesene Schöpfung Theoderichs, das gothische Reich in Italien, zu Grunde ging.

„Betrachten wir das Verhältniß der beiden Hälften des Gothenstaats zu einander. In allen oben bezeichneten Provinzen der gothischen Niederlassung bestand ein buntes Nebeneinander von Römern und Germanen, weil die Theilung an dem Gütercomplex jedes einzelnen römischen possessor vorgenommen wurde: so grenzte jeder Gothe, wenn auf einer Seite mit einem Landsmann, auf einer oder mehreren andern mit einem Römer, und füglich konnte Theoderich sagen: wir wissen, daß Gothen und Römer durcheinander gemischt wohnen. Die ersten organisirenden Maßregeln, welche dies gemischte Wohnen begründeten, also die erste Landtheilung und Niederlassung, waren, wie erwähnt, im Ganzen mit großer Glimpflichkeit zur Zufriedenstellung beider Theile vorgenommen worden, namentlich ohne zu empfindliche Bedrückung der Italiener. Dies bezeugen nicht nur Ennodius und Cassiodor, deren officiöse und officielle Schönfärberei man nie vergessen darf, es folgt mehr noch aus den übereinstimmenden Berichten aller unabhängigen Quellen über Theoderichs ganzes System, dessen Härte oder Milde gleich bei dieser Grundlegung aller künftigen Verhältnisse sich im Prinzip entscheiden mußte: ermöglicht wurde die Versorgung der Gothen ohne zu harte Bedrückung der Römer durch die arge Verödung des Landes. Und es war nun das oberste Bestreben der Amaler, ein friedliches und freundliches Verhältniß zwischen den germanischen und römischen consortes herzustellen und zu erhalten. Die beiden Hälften des Reiches sollten, wie sie dem König gleich nah am Herzen lagen, sich als Schützer und Beschützte zusammenschließen, wie Kraft und Bildung sich ergänzen. Beide sollen nicht nach Gewalt, sondern nach Recht und Gesetzlichkeit leben: — das ist die ‚civilitas', von deren Bedeutung für den Gothenstaat wir noch ausführlich zu handeln haben, — es sollen nicht Furcht und Mißtrauen auf Seite der Römer, nicht Uebermuth und Gewaltthätigkeit auf Seite der Gothen die gute Nachbarschaft stören. Unermüdlich wiederholen die Varien diese Grundgedanken in unerschöpflichen Wendungen. Aber eben die stete Wiederholung dieser Einschärfungen zeigt, wie wenig Erfolg sie hatten. Wir haben bereits früher angedeutet und werden bald in fast allen Theilen des Staatslebens bestätigt finden, in wie geringem Maaße das Ideal Theoderichs und Cassiodors erreicht wurde: äußerlich wurden die beiden Reichshälften mit großer Anstrengung in leiblicher Ordnung zusammengehalten, aber die innerliche Gesinnung der beiden Nationen war und blieb Antipathie.

Die Italiener haßten, verachteten und fürchteten die ketzerischen Barbaren und die Gothen hätten die Ramanen viel lieber als Besiegte denn als Schützlinge behandelt. So kamen denn fortwährend und überall, am häufigsten aber in den van dem Sitz der Regierung entlegeneren Provinzen, Gewaltthätigkeiten und Reibungen zwischen den Germanen und Romanen vor — Gewaltthaten gegen Vermögen, Freiheit und Leben der Männer und Ehre der Frauen, die wir als die Motive der Gesetzgebung der Amaler kennen lernen werden."

Der Verfasser gibt den wahren Grund an, aus welchem der große Theoderich diesen unnatürlichen Zwitterstaat geschaffen hat, nämlich absolutistisches Gelüsten. Die Gothen waren freie Männer, im Besitz uralter Volksrechte und controlirten den König in Volksversammlungen. Das genirte den König, er wollte absalut regieren, die Volksfreiheit unterdrücken, begünstigte also die Römer, um sie als Gegengewicht gegen seine Gothen zu gebrauchen. Darauf waren alle seine neuen Einrichtungen berechnet. Er ließ den Römern zwei Drittel des Grund und Badens und räumte den Gothen nur das letzte Drittel jedes Gutes ein. Und auch das that er nur, damit die Gathen sich möglichst unter den Römern zerstreuen, van ihren Sitten angesteckt und degermanisirt werden sallten. Waren sie im Lande vertheilt, so waren sie ihm weniger gefährlich, zugleich brachte er einen Zwiespalt unter die Gathen, indem er ihrem alten Adel größere Varrechte gab, denselben nach durch einen neuen Adel verstärkte, die gemeinen Freien dagegen möglichst herabdrückte, daß sie werden sollten, wie das gemeine Valk der Römer, d. h. Sclaven. „Da ein freier Bauernstand in Italien schon lange völlig verschwunden und auch in den übrigen jetzt zum Gothenreich gehörigen Provinzen sehr schwach vertreten war, traf man als Leute, die dauernd auf dem Lande lebten, nur Sclaven, Halbfreie (Colonen) und Freigelassene, welche die großen Latifundien des städtischen Adels bewirthschafteten: außerdem nur noch etwa eine zwar ökonomisch sehr wichtige aber sehr gering geachtete Classe von Freien, die Intendanten und Pächter der königlichen und adeligen Güter, die actores, procuratores, villici und conductores, — sehr oft waren aber auch diese Unfreie, Freigelassene, Halbfreie."

Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung, wenn man glaubt, es habe damals noch ein römisches Volk gegeben in reiner Abstammung von den alten Römern. Dem war nicht so. Der ganze alte freie Bauernstand der Römer, wie aller andern altitalischen Völker, war schan in den Zeiten der Republik verschwunden und mit ihm der kleine Landbesitz. Die blutigen Bürgerkriege hatten dazu noch mehr mitgewirkt, als der Verlust, den die echt römischen Legionen in auswärtigen Kriegen erlitten. Während der römischen Bürger aus altem Stamme immer weniger wurden, mehrten sich die Neubürger fremder Abstammung, die Provinzialen, die nach der Hauptstadt strömten, die fremden Söldner und die Sclaven in ungeheurer Ueberzahl. Alle redeten noch lateinisch, weil es die Staatssprache war, aber es waren keine Römer mehr. Aller Landbesitz bestand nur nach aus weit ausgedehnten Gütercamplexen, welche dem Adel der Hauptstadt gehörten, aber ausschließlich nur van Sclaven bebaut wurden. Diese Sclaven stammten von allen den Römern unterworfenen Nationen, auch der Adel in der Hauptstadt selbst bestand nicht mehr aus altrömischen Patriziergeschlechtern, sandern größtentheils aus fremden Elementen, die sich allmälig in Rom eingebürgert hatten und durch Talent oder bloße Gunst der Kaiser zu den höchsten Würden gelangt waren. So waren spanische, gallische, karthagische, griechische, syrische und auch nicht wenig germanische Elemente in die Elite der römischen Gesellschaft eingedrungen, ja häufig genug zur Kaiserkrone selbst gelangt. Dieser neurömische Adel aber war schan van der tiefen Carruptian der letzten Kaiserzeiten angesteckt. Es war mithin eine grobe Täuschung, wenn der König Theoderich glaubte oder glauben machen wallte, in seinem neugeschaffenen Reiche altrömische Tugend und gothische Tugend im schönsten Einklang verbunden zu haben. Es kannte sich nur darum handeln, ein nach frisches unverdorbenes Volk durch ein gründlich verdorbenes zu ruiniren.

Theoderich ahmte die altrömischen Kaiser nach und bestach den gathischen Adel durch glänzende Hofämter, sich bei der einträglichen Kamödie zu betheiligen. Den Hauptgewinn zogen die Römer davon, die daher auch nicht ermangelten, den König zu vergöttern und sein absolutistisches Gelüsten hinter pomphaften Phrasen zu verstecken und zu beschönigen. Die ganze Beamtenwelt, d. h. der Adel, sowahl der gothische als römische, überließ sich schamloser Habgier und Willkür, während die Lobredner des Königs seine Einrichtungen und Gesetze als ein Ideal staatlicher Weisheit ausposaunten. „Freilich entsprachen die Beamten aft diesem Ideal sehr wenig: die Cantrole dieser Werkzeuge machte ihrem Meister schwere Mühe, denn die allgemeine Verderbniß der römischen Welt äußerte sich ähnlich wie im Ostreich, auch im Westreich nicht am Wenigsten in den zahllasen und argen Mißbräuchen und Freveln der Beamtenwelt. Die bloße Saumsal in Erfüllung der königlichen Befehle war noch das Geringste; aber die Bestechlichkeit (venalitas) und die erpressende Habgier war so allgemein,

daß die Warnung vor derselben nicht nur in stehende Amtsformeln aufgenommen, sondern bei fast jeder Ernennung speciell eingeschärft wird. Die domestici der comites ergänzten ihren schmalen Sold durch Aussaugung der Provinzialen. Die Domänenverwalter benützten die Furcht vor dem königlichen Namen zu ihrer Bereicherung. Die Finanzbeamten führten auf eigene Faust neue Steuern ein oder Steuererhöhungen (adjectitia incommoda), brauchten zu schweres Gewicht und unterschlugen den Mehrbetrag; oder auch sie ließen sich Nachlaß und Stundung abkaufen und ihr niederes Personal folgte ihrem Vorbild. Die comites der Städte erhoben Bausteuern und bauten nicht, und nahmen den Schiffern unter dem Vorwand von Zöllen und Ehrengeschenken ihre besten Waaren. Aber auch gegen Freiheit, Leib und Leben mißbrauchten die Beamten ihre Gewalt: hielten Angeschuldigte in ungerechtfertigt langer Haft, erpreßten Geständnisse, verkürzten die Vertheidigung, zwangen kleine Freie in ihre Knechtschaft, ja Todesurtheile verkauften sie und auch hierin eiferte ihnen ihr untergebenes Personal im Kleinen getreulich nach, so daß die besten Maßregeln der Regierung in der Ausführung durch schlechte Beamte vereitelt wurden."

Das freie Volk der Ostgothen fügte sich nicht ganz passiv in die neuen Einrichtungen und machte noch oft von seinem alten Recht Gebrauch, doch immer nur in Einzelfällen und ohne Zusammenhang, denn es war unter den Römern zerstreut, von seinem eigenen Adel im Stich gelassen und wurde allmälig selbst von der Corruption angesteckt. Der Verfasser erörtert mit großem Scharfsinn die Conflicte des gothischen mit dem römischen Rechte und deren Ausgleichungsversuche in dem berühmten Edictum Theoderici regis. Wir heben hier nur einen Hauptpunkt hervor. „Es drängt sich bei der Würdigung des Edicts noch ein anderer Gedanke auf. Wenn wir als eines seiner Hauptgebote den Befehl immer eingeschärft finden, auch wer einen Rechtsanspruch irgend welcher Art hat, soll denselben nicht durch eigenmächtige Selbsthülfe im Gewaltswege, sondern im Gerichtswege verfolgen, und wenn wir immer wieder Strafen gedroht finden gegen den, welcher mit bewaffneter zusammengezogener Schaar seiner Gesippen, Freunde, Anhänger, Knechte über das Landgut eines Gegners herfällt, Saaten und Bäume schädigt, brennt und sengt, den Gegner in seinem Hause belagert, bestürmt, darin einbricht, ihn von Haus und Hof vertreibt, verwundet oder erschlägt, und seine Frauen, Knechte und sein Vieh davonschleppt, so geben uns die sämmtlichen Züge dieser Gewaltthätigkeit ein sehr anschauliches Bild von einem Institut, das in der ältesten germanischen Verfassung neben dem Verfolgen eines Rechtsanspruchs auf Gerichtsweg den Weg der Gewalt stellt, und erst spät von der entwickelteren und gekräftigten Staatsidee in den Hintergrund gedrängt und endlich ganz beseitigt wird: das Institut der Fehde. Wir wissen zwar nicht, in welcher Ausbildung das Fehderecht bei den Ostgothen ursprünglich, in welcher später vorkam, aber daß es bei ihnen wie bei allen andern Germanenstämmen vorkam, haben wir nicht zu bezweifeln. Bei den nahe verwandten Westgothen wie bei Franken und ihnen einverleibten Stämmen wird die Fehde allmälig durch die Nöthigung, sich mit der Composition zu begnügen, verdrängt. Anders bei den Ostgothen: hier begegnet keine Spur des Compositionensystems: sie scheinen bis zu dem Eintritt in Italien noch das ältere System der ganz unbeschränkten Fehde gehabt zu haben. In Italien findet sich nun nicht die Uebergangsstufe, das Compositionensystem: sondern statt dessen — das ist die Folge der frühen Erstarkung des Königthums und des übermächtigen Einflusses des römischen Staatswesens — kann es Theoderich bereits wagen, Strafrecht und Strafprozeß der Römer einzuführen, die neben der civilen Entschädigung und neben der Civil-Delictsstrafe die öffentliche, vom Staat verhängte Strafe statuiren. Aber ohne Widerstand ging dieser starke Versuch des Romanisirens offenbar nicht ab: und grade um so weniger, als das Mittelglied, das Compositionensystem, fehlte und das Volk von absolutem Fehderecht zu absoluter Staatsstrafe überspringen sollte."

Das ostgothische Reich war zu unnatürlich zusammengesetzt, als daß es hätte von Dauer seyn können. Der König hatte sein gutes deutsches Volk den Romanen zum Opfer gebracht. Darauf liefen alle Prahlereien des Cassiodorus hinaus. Die Byzantiner durften eine Weile triumphiren, aber auf nicht lange. Ein anderes deutsches Volk, die Longobarden, rückte den Ostgothen nach und gründete abermals ein deutsches Reich in Italien; aber gewarnt durch die Thorheit des Theoderich, hielten die Longobardenkönige zu ihrem angestammten Volke und behandelten das von ihnen besiegte römische Volk als die schlechte Canaille, die es wirklich war. Die Longobarden wurden Herrn alles Grund und Bodens, kein Romane durfte ferner auch nur eine Scholle besitzen. Dieses Longobardenreich hätte leicht ganz Italien germanisiren können, wenn nicht der alte, auf der großen deutschen Nation lastende Fluch, Haß und Neid der deutschen Stämme untereinander, Franken und Longobarden gegen einander bewaffnet hätte. Hätten sie gemeinschaftlich gehandelt, so wäre der vergiftete romanische Rest auf der ganzen Halbinsel Italien ausgetilgt worden.

## Sitten und Gebräuche.

Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Romänen Siebenbürgens. Von Prof. Wilhelm Schmidt. Hermannstadt, Schmiedicke, 1866.

Ein kleines, aber reichhaltiges Buch, worin die Sitten und Gebräuche der Romänen an die Kalendertage angeknüpft werden. Sie sind zum Theil denen aller andern europäischen Völkern nahe verwandt, bieten aber auch viel Eigenthümliches dar, was wir anderwärts nicht finden. Wir geben einige charakteristische Proben.

„Wenn am letzten Tage des Jahres um die Mittagszeit die Kirchenglocken angezogen werden, wird ein Blatt Immergrün in einen wassergefüllten Teller gelegt. Wird es in der folgenden Nacht schwarz, so bedeutet es Tod: wird es gefleckt, Krankheit: bleibt es grün, Gesundheit für das nächste Jahr."

Zum Theodortage. Derselbe ist ein Ruhetag für Mädchen. „Vergißt sich aber schlecht angebrachte weibliche Wirthschaftlichkeit, die Sabbathruhe dieses Tages zu brechen: dann schickt der Heilige seine in die schönsten Jünglinge verwandelten Rosse aus, die auf das Mädchen, welches gefrevelt, lauern und dasselbe unter dem Vorwande es auf den Tanzboden zu geleiten, entführen. Keines vermag sich ihnen zu entziehen, es sey denn, es könnte — von ihnen verfolgt — das eigene Haus erreichen, wo es jedoch — weil eben Strafe seyn muß — alles Geschirr umgestürzt oder in einander geworfen findet. Kein Mädchen verläßt somit an diesem Tage das Haus und man wird unwillkürlich an die Serben gemahnt, die auch einen Theodorsamstag — Todorowa sumbota — haben, wo des Simtotere wegen nichts gearbeitet wird. Es ist dies ein Wesen, halb Mensch, halb Pferd, und Abends will Niemand ausgehen, um von Theodor nicht geritten zu werden."

Die südslavische Sitte, den Regen durch die s. g. Dobola herbeizulocken, wie sie Grimm, deutsche Mythologie, geschildert hat, kommt hier wieder, nur unter anderem Namen vor. „Die Landleute ziehen daher mitunter auch einem kleinen, unter zehn Jahren stehenden Mädchen ein aus Kräutern und Baumblättern zusammengesetztes Hemde an und alle Altersgenossen, Knaben und Mädchen, ziehen dieser vermummten kleinen, ‚Papaluga' genannten Person nach, Sang und Tanz hiebei nicht sparend. Dem Zuge wird, wohin er kommt, von Weibern kaltes Wasser über die Köpfe gegossen."

Sehr merkwürdig ist folgende Sitte bei Geburten. „Bei der Geburt des Kindes erscheinen zwei Jungfrauen — Urbitele —, welche dem Neugeborenen die Leibes- und Geistesgaben einbinden. Es scheinen dies Wassernixen zu seyn, denn über dieselben gibt es im Fogarascher Distrikte folgende Sage: Als Alexander der Große bis zum Paradiese vorgedrungen war, fand er einen König, Namens Ivan, auf seinem Throne sitzend und die Füße in kochendes Quellwasser gesenkt. Befragt, warum er dies thue, sagte König Ivan, das Wasser habe — so benützt — die Gabe der Verjüngung. Alexander der Große bat nun auch, ihm etwas von diesem Wasser zu schenken und verwahrte das Erhaltene sorgfältig. Nichtsdestoweniger wurde es ihm von seinen beiden Dienstmädchen entwendet, die nun in ewiger Jugend und der Zukunft kundig, den Menschen bei seiner Geburt seiner Bestimmung nach ausstatten. Ihr Erscheinen fällt in die achte Nacht nach der Geburt und ihnen zu Ehren wird ein Glas Wasser und ein Fläschchen Olivenöl, zwischen welche ein mit sieben, an der Spitze mit Baumwollkäppchen versehenen Hölzchen bekränzter Teller mit Mehl zu stehen kommt, auf den gedeckten Tisch gestellt."

Im Anhang wirft der Verfasser einen Blick auf das romänische Volk überhaupt. Man nennt sie jetzt gewöhnlich in den Zeitungen Rumänen. Rum sagen die Türken statt Rom. Von Römern rühmen sie sich abzustammen. Und der Verfasser glaubt sie dem Sprachgebrauch gemäß Rumunen nennen zu müssen.

Der Verfasser ist der Ansicht, der Hauptbestandtheil des Volksstammes sey noch von den ältesten dakischen Einwohnern her, die nur den Römern unterworfen wurden und deren Sprache annehmen mußten. Es finden sich aber in der heutigen romänischen Sprache sehr viele slavische Bestandtheile, und der Verfasser glaubt, daß die alten Daken selber Slaven gewesen seyn möchten. „Auffallend ist es, daß grade der Südwesten des Landes, die Hunyader Gespanschaft, wegen der daselbst gelegenen, ehemaligen Hauptstadt (Sarmizegethusa) das Herz der Daken, an slavischen Berg- und Flußnamen, die gewiß nicht späterer Entstehung sind, so reich erscheint. Dieser Umstand allein rechtfertigt die Vermuthung, daß hier grade die slavische Bevölkerung eine dichtere, daher ihr eigenes Volksthum treuer und länger bewahrende gewesen sey, und man findet es, im ersten Augenblicke wenigstens, eigenthümlich berührend, wenn dabei der Versuche Grimm's, Niebuhr's und Bielowski's gedacht wird, im alten Dakien das Bestehen der Slaven theils anzudeuten, theils zur Evidenz zu bringen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 61. 31. Juli 1867.

## Geschichte.

Fontes rerum Austriacarum. Band 7. Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen von Prof. Dr. H. Höfler, Theil 3. Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1866.

Dieser Band enthält die Uebersicht der ersten Bände und einen ausführlichen Commentar, eine pragmatische Zusammenstellung aller zum Theil bisher unbekannten, zum Theil entstellten Thatsachen, welche die hussitische Bewegung in ihren Motiven und in ihrem Verlauf erst richtig erkennen lassen.

Leider ist die Geschichtschreibung durch die jeweilig zur Herrschaft gelangende Partei von jeher verfälscht worden. Wer die Gewalt besaß oder auch dieselbe erst erringen wollte, entstellte die Geschichte der Vergangenheit, ließ daraus weg, oder änderte, was seinem Zwecke nicht entsprach, und zog hinein, was ihm nützen konnte. Man braucht nur den großen Livius in die Hand zu nehmen, um vor der Verlogenheit zurückzuschaudern, mit der er die Griechen und Makedonier behandelt, welche Verleumdungen er grade auf die ritterlichsten Könige wirft, die ihre Unabhängigkeit gegen Rom verfochten, und vor den Sophismen und der pathetischen Schönrednerei, mit der er die Unbarmherzigkeit und schnöde Arglist der römischen Politik vertuscht. Er durfte nicht anders schreiben, das römische Staatsinteresse, der römische Stolz duldeten es nicht anders. Aber auch die neuern Jahrhunderte sind nicht gewissenhafter in der historischen Auffassung gewesen. Die Parteien färbten die Geschichte durch ihre Brille. Mächtige Fürsten besoldeten die Geschichtschreiber ausdrücklich zum Zweck der Geschichtverfälschung und fast überall in der gebildeten Welt wurde die von der Politik allein geduldete fable convenue auf Universitäten und Gymnasien als Geschichte gelehrt.

Als der unglückliche Riß durch unser Reich ging, der unsere große Nation in zwei feindliche Confessionen trennte, fanden die Protestanten für nöthig, die Geschichte der Vergangenheit zum Vortheil ihrer Partei zu entstellen. Man suchte in der Vergangenheit nach Succurs, nach Zeugen gegen die römische Kirche und für die Reform. Da bot sich nun der s. g. Märtyrer von Constanz als willkommener Bundesgenosse dar. Er hatte ja Wiklefs ketzerische Lehre gegen die römische Kirche vertheidigt, war von einem Papst vor Gericht geladen und von einem Concil verurtheilt worden. Mehr brauchte man nicht zu wissen, um ihn unter die protestantischen Heiligen zu versetzen und mit ihm zu prahlen. Das alles aber war nur möglich bei gänzlicher Mißkennung oder absichtlicher Entstellung der Wahrheit, und am allerwenigsten hätte es sich Deutschen geziemt, für den czechischen Intriganten, den boshaftesten Feind, den die deutsche Nation jemals gehabt hat, zu schwärmen. Wie die wahre Geschichte der hussitischen Bewegung von den protestantischen Geschichtschreibern schon frühzeitig absichtlich entstellt worden ist, wird vom Verfasser des vorliegenden Werks durch Vergleichung des verfälschten mit dem ursprünglichen Texte der böhmischen Quellen überzeugend nachgewiesen.

Wir heben eine charakteristische Bemerkung hervor. „Hätte man sich nun bei dem Uebrigen, wo ich auf die Wittenberger Ausgabe des gefälschten Mladenovic hinwies, die Mühe geben wollen, z. B. die epistolae Johannis Hus mit dem echten Texte zu vergleichen, so durften und konnten namentlich deutsche Forscher nicht übersehen, daß in der Fälschung eine gewisse Absichtlichkeit lag. Ich meine nicht blos, weil es, wo Hus

volo sagte, im bisher bekannten Texte es nolo hieß, wo er salvo conductu schrieb, es sine salvo conductu heißt u. a. m.; sondern weil regelmäßig diejenigen Stellen, in welchen sich die czechische Nationalität auf Kosten der deutschen breit machte, interpolirt sind. Es lag in der Absicht der Fälscher, von dem Deutschenhasse des Johannes Hus und der Seinen nichts durchdringen zu lassen und somit eine geschichtliche Anschauung zu begründen, welche mit der Wirklichkeit in auffallendem Contraste steht. Es ist freilich für Manche unangenehm, daß die bisher in Deutschland beliebte theologische Anschauung über Hus mit der nationalen in einen argen Conflict kommt; es ist aber gradezu lächerlich, wenn Böhringer noch immerwährend in Hus keinen Gegner der Deutschen erblicken will, während die ganze antideutsche Bewegung des Czechismus im XV. Jahrhunderte in Johann von Hussinetz sich gipfelt. Darüber wird man denn doch wohl jetzt kein Wort mehr verlieren. Wenn ich ferner auf Ulrich von Hutten als auf den muthmaßlichen Urheber der Fälschung hinwies, so fand diese Ansicht durch die von Strauß im Leben Huttens angeführte Thatsache, daß der vielgereiste Ritter mit Böhmen in intimen Beziehungen stand, eine unerwartete Bestätigung (S. 320). Auch wie Luther, der Herausgeber des falschen Petrus 1537, zu den böhmischen Büchern Ulrichs von Hutten kam, ist durch die Correspondenz Ottos Brunfeld, in dessen Hände jene zunächst übergegangen waren, vollkommen ersichtlich. Strauß l. c. n. 3. Hätte die damalige Bewegungspartei Hus als Vorkämpfer des extremen Czechenthums hingestellt, dann freilich war durch seine Persönlichkeit auf die Deutschen des XVI. Jahrhundertes nicht einzuwirken."

Wir wollen nun in kurzer Skizze die hussitische Bewegung als eine lediglich politische aus einer gegen die deutsche Nation gerichteten czechisch-französischen Allianz erklären und zugleich zeigen, wie wenig es Hus um Religion zu thun war. „Das französische Cabinet, welches mit seinem schismatischen Papste im Gedränge war, bot schon seit langem alles auf, Wenzel zu bewegen, die römische Papstreihe aufzugeben, obwohl die natürliche Politik Wenzel auffordern mußte, es ungeachtet des für ihn so empfindlichen Verfahrens Papst Bonifacius IX. nicht zu thun, sondern bei denjenigen Päpsten stehen zu bleiben, die die Nachfolger Urbans VI. waren, den er und sein Vater als rechtmäßig anerkannt hatten. Als aber die abtrünnigen Cardinäle ihm die Aussicht eröffneten, ihn als rechtmäßigen römischen König anzuerkennen, machte er gemeinschaftliche Sache mit diesen, die sein Gegner Ruprecht mit Fug und Recht von sich wies. Es handelte sich darum, eine durch Trägheit, Saumseligkeit und einen unglücklichen Verein unköniglicher Eigenschaften verlorene Stellung wieder zu erlangen; er gewann diese jedoch nicht. Ruprecht starb am 18. Mai 1410 als König seiner Partei, ohne von Wenzel gestürzt worden zu seyn. Wenzels Bestreben an ihm Rache zu nehmen, führte aber wohl zur Erhebung Alexanders V., eines hochbetagten schwachen Greisen, und dann des ehrgeizigen, grundgescheidten Johannes XXIII., dessen Intriguen man die ganze Verwirrung des dreifach getheilten Papstthums dankte, und zu dessen Absetzung sich nachher die ganze Christenheit einigte."

Wenzel war von den Deutschen abgesetzt wegen seiner notorischen Unwürdigkeit, deshalb haßte er die Deutschen und ließ sich von den Czechen und Franzosen als Werkzeug gegen das deutsche Reich gebrauchen. Auch Ungarn und Polen waren im Einverständniß. „Bereits im Anfange des Jahrhundertes hatten die Ungarn damit begonnen, die Deutschen zu verjagen, nachdem schon K. Otakar II. die Polen wider die unersättlichen Deutschen aufzuregen gesucht. Die Kämpfe der Polen mit den Deutschherren nahmen immer mehr den Charakter eines Racenkampfes an, in welchem der Orden in Preußen dem sicheren Verderben entgegen zu gehen schien. Nun waren noch die Vorgänge in Böhmen dazu gekommen, so daß im ganzen Osten eine bedeutende Bewegung gegen den deutschen Namen vor sich ging. In Avignon hatte man die Deutschen systematisch von der Regierung der Kirche ferne gehalten. In Pisa rühmte man sich, die Gesandten K. Ruprechts schmachvoll behandelt zu haben; man stützte sich daselbst auf K. Wenzel, obwohl die ganze Sache nicht viel mehr war als eine französisch-italienische (welsche) Intrigue, zu deren Träger sich Wenzel im blinden Hasse gegen K. Ruprecht gemacht hatte. Ein allgemeines Vordringen gegen die historische Stellung der deutschen Nation war bemerkbar; sollte dieses dem Mag. Johannes Hus entgangen seyn und konnten diejenigen, welche im Hasse gegen das Deutschthum kaum sich die Mühe gaben, erkleckliche Vorwände zur Beschönigung ihres Verfahrens ausfindig zu machen, etwas Besseres thun als Wenzel in der Richtung zu bestärken, die er eingeschlagen hatte?"

Dieser antideutschen Politik nun diente Johannes Hus als vertrauter Rathgeber des elenden Wenzel und wie sehr er alles nur aus Haß gegen die Deutschen that, geht daraus hervor, daß er den von Frankreich begünstigten Papst, den nichtswürdigen Johannes XXIII., durch Wenzel auf den päpstlichen Stuhl erheben half. Indem er aber gegen den rechtmäßigen Papst agitirte,

mußte er die demselben ergebene deutsche Geistlichkeit bekämpfen und dazu bediente er sich der wielessitischen Neuerung. Gegenüber dem König Wenzel gab er sich aber stets das Ansehen, als sey er rechtgläubig und legte ihm eine gefälschte Erklärung des englischen Klerus vor, wonach Wicleff ein ganz rechtgläubiger Katholik seyn sollte. Der Herausgeber macht hier eine praktische Bemerkung gegenüber zahllosen Menschen, die ein Urtheil fällen, ohne den Gegenstand zu kennen. „Möchten doch endlich diejenigen, welche in Wycleff's Auftreten nur den Sieg des Fortschrittes erblicken, seine Werke etwas genauer studiren. Ich begreife nicht, wie aus seiner Teufelslehre eine bessere Entwicklung des Menschengeschlechtes entstehen konnte, nachdem dieselbe so weit gediehen war, daß alles, was nicht Werk des extremen Pietismus war, als Teufelsschöpfung galt. Selbst den Farben, den Gerüchen und wohlschmeckenden Speisen mischte der Teufel Aufreizung zur Wollust bei! II. S. 685. Natur und Wissenschaft wurden von ihm zum Teufelswerke herabgewürdigt! Wie viel blieb denn dann noch übrig, höchstens ein Köhlerglaube. Der macht aber die Welt nicht besser."

Ein weiteres Mittel, den König Wenzel zu gewinnen und sich immer in seiner Gunst zu erhalten, war „dem Könige die absolute Gewalt in die Hände zu spielen und ebenso die Laien wider den Klerus zu bewaffnen. Dieses Verfahren, welches den ganzen gesellschaftlichen Zustand bedrohte und die rohe Gewalt entfesselte, ist uns aber auf das genaueste durch die offene Entgegnung bekräftigt, welche seine Sätze unmittelbar, nachdem er sie ausgesprochen, durch den Magister Moritz Rwazko fand, und in welcher ihm auf das Entschiedenste aus seinen eigenen Sätzen nachgewiesen wurde, daß er der blinden Gewalt das Wort rede, dem königlichen Absolutismus Thür und Thor öffne. Freilich hat dieses Hus nachher geleugnet, allein das geflügelte Wort war festgestellt worden, einerseits durch den, welcher es sogleich aufgezeichnet und dagegen geschrieben hatte, andererseits durch diejenigen, welche es in Ausführung brachten. Darin liegt aber das Geheimniß der Gunst, welche der nur in Gewaltthat sich wohlfühlende König dem Magister schenkte, welcher, wenn er dem Könige Wenzel Entsagung und Mäßigung gepredigt hätte, dem Schicksale Johanns von Nepomuk nicht entgangen wäre. Es that in Böhmen wirklich Noth, Adel und Nichtadel noch anzufeuern, sich fremder Güter zu bemächtigen, nachdem K. Karl IV. nur mit äußerster Strenge das öffentliche Recht gesichert hatte!"

Erst als der Prager Erzbischof sich zum Papst der französischen Partei bekannte und sich also selbst auf Wenzels Seite stellte, kam Hus mit seinem Lügensystem ein wenig ins Gedränge. Aber mit echt slavischer Keckheit leugnete er ab, was er kurz vorher gelehrt hatte. „Er beeilte sich ein Instrument auszustellen, welches seine Rechtgläubigkeit bezeugte und seine Ankläger als Verleumder darstellt. Niemals habe er gelehrt, daß im Altarsakramente die Substanz des Brodes zurückbleibe; daß nur so lange Zeit als die Hostie erhoben worden, sie auch der Körper Christi sey, jedoch nicht mehr, wenn sie niedergelegt sey; daß ein in Todsünde befindlicher Priester das Sakrament nicht vollbringe; daß die Weltlichen dem Klerus ihre Güter fortnehmen, daß sie den Zehnten nicht zahlen, den Klerus mit dem weltlichen Schwerte treffen sollen, daß Indulgenzen nichts seyen. Mit Recht stellt man aber die Frage, wie verhalten sich diese Erklärungen zu seinen unzweifelhaften gemachten Aeußerungen? Wie konnte man solche Dinge bezeugen? Woraus bestand denn also dasjenige, was Hus und sein Auftreten allen so liebenswürdig und theuer macht, welche sich daran gewöhnten, nur in den Häresien des Mittelalters, wenn sie auch noch so unlogisch und unwissenschaftlich waren, Fortschritt und Besserung zu erblicken? Bis zu diesem Augenblicke wenigstens könnte Hus auf die Bewunderung dieser Männer keinen Anspruch machen, da er an dem charakteristischen Dogma der katholischen Lehre festzuhalten erklärte."

Durch solche Mittel behauptete Johannes Hus als Rechtgläubiger seinen Einfluß beim König und als Sectirer und Wiclefsite seinen Einfluß auf der Universität. Durch diesen doppelten Einfluß aber setzte er den Umsturz der Universitätsverfassung zum Vortheil der Czechen und die tumultuarische Vertreibung der Deutschen durch. Man darf dabei nicht vergessen, daß Böhmen schon damals zu einem großen Theile germanisirt und Kurfürstenthum des deutschen Reiches war und daß Kaiser Karl IV. Böhmen mit Wohlthaten und Ehren überhäuft hatte. Zum Dank dafür wühlte Johannes Hus die ganze alte Barbarei des Czechenthums gegen die Deutschen auf. Des ihm blind ergebenen und leicht zu übertölpelnden König Wenzel war er wohl sicher, dessen Bruder Sigesmund aber mußte ihm Furcht einflößen. Um diesen nun eine furchtbare Opposition in Böhmen zu machen, reizte er den noch halb barbarischen Adel auf, zeigte demselben als lockende Beute die Kirchengüter und schuf so erst die eigentliche hussitische Partei, der es nicht um die Religion, sondern unter dem Vorwand derselben nur um Raub zu thun war. Ohne Vorantritt des Adels wäre das gemeine Volk nie so kühn gewesen, den offenen Aufruhr mitzumachen.

Man darf die böhmischen Dinge nicht durch die deutsche Brille sehen. Der Deutsche hat eine angeborene Ehrlichkeit und glaubt gern, die Genossen anderer Nationen seyen eben so ehrlich. Das ist aber nicht richtig. Der Slave besitzt viele Vorzüge, nur nicht den der deutschen Biederkeit. Aus Leichtsinn und Keckheit oder aus Verschlagenheit setzt er sich über jede Gewissenhaftigkeit hinweg, wenn er irgend etwas erreichen will. Gegen die Wahrheit verhält er sich dabei vollkommen gleichgültig und zuletzt, wenn er mit seinen Widersprüchen ins Gedränge kommt, wirft er sich in die Brust und trotzt der ganzen Welt, als ob es keine Wahrheit, kein Richtmaaß mehr gäbe, sondern seine Willkür allein gelten müsse. Wie half sich Hus? „Er hatte sich erst als Prediger, dann als Magister, als Rector zu einer Stellung emporgeschwungen, die in Böhmen ohne Beispiel war. Er hatte die Scholastik gegen den Erzbischof, den Wyclefismus gegen seine Collegen, die czechischen Antipathien gegen die Deutschen ausgebeutet, den Hauptschlag aber dadurch geführt, daß er, selbst der Häresie verdächtig den Satz aufstellte, ein wahrer Böhme sey nie Häretiker gewesen und somit es für eine Beschimpfung seines Volkes ausgab, wenn er, Johannes Hus und die Seinigen, als Häretiker bezeichnet würden. Hiemit hatte er den archimedischen Punkt getroffen, von welchem aus er sein Land in Bewegung setzte, das so lange den eben genannten Satz wiederholte, bis glücklich alles in Häresie steckte. Namentlich aber hatte er den Adel auf seine Seite gezogen, der im XIV. Jahrhunderte nach den königlichen Domänen, im XV. nach den Kirchengütern die nimmersatten Hände ausstreckte.“

Das Aufbäumen des slavischen Racenstolzes und Racenhasses gegen die Deutschen war das unentbehrliche Mittel für den verschworenen Adel Böhmens, die Volksmassen für sich zu gewinnen. Zugleich wurde der polnische Adel ins Interesse gezogen. Den Vermittler machte Hieronymus von Prag, der zu diesem Zweck nach Polen ging.

Hus wurde indessen von dem noch lauernden Adel nicht so energisch unterstützt, als er vielleicht gehofft hatte. Dagegen mehrte sich die Zahl seiner Feinde. Derselbe Papst Johann XXIII., für dessen Wahl sich Hus als Rathgeber und Diplomat Wenzels so lebhaft interessirt hatte, zog ihn vor Gericht. Dieser Papst, der bald nachher wegen seiner notorischen Ruchlosigkeit abgesetzt wurde, war schon vor seiner Wahl zum Papste als höchst lasterhaft bekannt und Hus wußte das nicht nur, sondern unterstützte grade deswegen seine Wahl, weil ein ehrenhafterer Papst sich nicht zum Werkzeuge der schlechtesten Politik hergegeben hätte. Johannes Hus handelte hier als der abgefeimteste Intrigant und Diplomat, und einem solchen Menschen traut man zu, er habe aus tiefer Frömmigkeit und sittlicher Entrüstung das Papstthum bekämpft! Was Johann XXIII. betrifft, so konnte Hus von ihm keine Dankbarkeit erwarten. Daß trotz der Lügen, mit welchen Hus das Auge des König Wenzel verblendete, seine Lehre nicht die rechtgläubige sey, mußte am Ende Jedermann merken, und der Papst durfte nicht dahinten bleiben, sondern mußte gegen die Ketzerei einschreiten. Auch Frankreich legte auf den Bund mit den Czechen jetzt keinen so großen Werth mehr und scheint gerechtes Mißtrauen gegen das versteckte und verlogene Treiben in Böhmen gefaßt zu haben. Somit konnte Hus auf keine Schonung auf dem Constanzer Concile rechnen.

Es war also eine Thorheit, ein kecker Uebermuth, daß er überhaupt nach Constanz ging. Er bildete sich wahrscheinlich ein, man werde ihm nichts Böses anthun, um die Böhmen nicht zu reizen. Wenigstens trotzte er noch, als er schon gefangen war, auf den Schutz des böhmischen Adels und sagte, wenn er nicht freiwillig nach Constanz hätte kommen wollen, so würde ihn Sigesmund nicht dazu haben zwingen können. Er hätte also besser gethan, in Böhmen zu bleiben und sich mit seinen fanatisirten Anhängern zu umringen, wie es später Ziska gethan hat Seine Lage in Constanz war verzweiflungsvoll. Unterwarf er sich dem Concil und schwur alles ab, was man wollte, so erschien er feig, verlor alles Ansehen in Böhmen, durfte nie wieder dahin zurückkehren und mußte in irgend einem Kloster verschwinden. Solcher Schmach zog er den Tod und den Ruhm vor. Dieser Todesmuth ist, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, das Einzige, was wir Deutsche an unserm Nationalfeinde anzuerkennen haben. Auch in diesem seinem Tode beurkundete er noch seinen Racenhaß, denn er wußte wohl, an seinem Scheiterhaufen würde sich die Fackel eines mörderischen Krieges der Czechen gegen die Deutschen entzünden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 62. 3. August 1867.


## Erdkunde.

Mittheilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie. Von Dr. A. Petermann, 1867. VI. Gotha, J. Perthes.

Dieses sechste Heft enthält Notizen über die frühere Verbreitung des Rennthiers, Wisent und Ur von Brandt. Eine Karte der englischen Colonie Natal und des Zululandes im südöstlichen Afrika nebst Erläuterungen, von Grundemann, einen Prospectus des neuen Stielerschen Handatlas, Nachrichten über Rohlfs, der ins Innere von Nordafrika, und über Karl Mauch, der ins Innere von Südafrika eingedrungen ist. Der letztere, ein Württemberger, hatte vier Jahre lang mit Widerwärtigkeiten und Entbehrungen aller Art zu kämpfen und blieb ohne Unterstützung, bewährte aber hohen Muth und zähe Ausdauer, bis Doctor Petermann durch einen öffentlichen Aufruf die Aufmerksamkeit auf diesen energischen und kenntnißreichen Forscher hinlenkte und im gegenwärtigen Jahr ein schöner Wetteifer in Deutschland, ihn zu unterstützen, entstanden ist und noch fortdauert. Es galt namentlich auch, ihm die nöthigen Instrumente und Apparate zu verschaffen; um in den neu entdeckten Ländern exacte Messungen zu ermöglichen. Weiter finden wir in dem Hefte einige Notizen über Nordwestaustralien, über das kühne Unternehmen Edwards Whympers (der zuerst das Matterhorn im Wallis erstiegen hat), ins eisbedeckte Innere von Grönland einzudringen, und über die Mineralschätze des westlichen Nordamerika.

Für die Geschichte der Civilisation und der Sitten ist ein Artikel über das Theater der Mormonen von besonderem Interesse. „Das Theater hat eine höhere Bestimmung und Aufgabe in der Mormonenstadt, als die Kirchen in London, Paris und New-York erlauben würden. Brigham Young ist ein Original in vieler Hinsicht, er ist der Hohepriester einer angeblich neuen Religion, aber er hat sein Theater vollständig eingerichtet, ehe er die Grundlagen seines Tempels über den Boden erhoben hat. Jedermann weiß, daß das Schauspiel religiösen Ursprungs ist und daß das Theater eine Schule der Sitten genannt wurde. Young ist geneigt, überall auf die ersten Anfänge zurückzugehen, im Familienleben auf die von Abraham, im gesellschaftlichen Leben auf die von Thespis; Priester erfanden sowohl die alten als neuen Schauspielhäuser und wenn die Erfahrung sowohl in der Stadt am Salzsee als in New-York gleich stark zeigt, daß die Leute an beiden Orten gern fröhlich und lustig sind, lachen und sich begeistern, warum sollten ihre Lehrer die tausend durch ein Schauspiel ihnen gebotenen Gelegenheiten versäumen, sie zur rechten Zeit zum Lachen zu bringen und sich für passende Gegenstände zu begeistern? Warum sollte Young nicht moralische Lehren auf dem Theater predigen, warum sollte er nicht seine Schauspieler und Schauspielerinnen erziehen, um Vorbilder von gutem Betragen, richtiger Aussprache und von gutem Geschmack in der Kleidung zu seyn?"

„Die Außenseite des Theaters ist die eines plumpen Dorischen Gebäudes, in welchem der Baumeister durch sehr einfache Mittel eine gewisse Wirkung hervorzubringen gewußt hat; im Inneren ist es hell und luftig, da es keine Vorhänge und Logen hat, ausgenommen zwei durch leichte Säulen von einander getrennte Prosceniums-Logen, und ohne andere Verzierung als reines Weiß und Gold. Das Parterre, welches steil vom Orchester emporsteigt, so daß Jedermann vortheilhaft sehen und hören kann, ist der vorzüglichste Theil des Hauses; alle Bänke werden an Familien vermiethet und hier kann man jeden Abend, an dem gespielt wird, die

ausgezeichnetsten Aeltesten und Bischöfe von ihren Frauen und Kindern umringt sehen, wie sie lachen und wie Knaben eine Pantomine beklatschen. Jener Schaukelstuhl in der Mitte des Parterre ist Youngs eigener Sitz, sein Vergnügungsplatz in der Mitte seiner Heiligen. Wenn er es vorzieht, sich seiner Privatloge zu bedienen, so schaukelt sich vielleicht eine seiner Frauen, Elise die Dichterin, die blasse Henriette oder die prächtige Amalie, in seinem Stuhl, während sie über das Spiel lachen. Rings um diesen Stuhl, als den Ehrenplatz, sind die Bänke dicht gedrängt voll von denen, welche so nahe als möglich bei ihrem Propheten zu stehen wünschen." Das Gebäude hat weiten Raum, volles Licht; überall herrscht die größte Reinlichkeit, jede Schauspielerin hat ihr besonderes Ankleidezimmer.

Young hat drei seiner eigenen Töchter dem Schauspiel gewidmet, um sie der weiblichen Jugend als Muster aufzustellen und um zu beweisen, daß es sich hier um eine theatralische Priesterschaft handelt, welche die Gemeinde belehren, erbauen und ihr zum Beispiel dienen soll. Doch ist dabei die Lustigkeit und der Spott nicht ausgeschlossen. „Das erste Schauspiel, das wir sahen, war ‚Karl der Zwölfte', wo Adam Brock seine Tochter Eudiga vor militärischen Stutzern warnt, während die jungen Damen im ganzen Parterre in kindisches Gelächter ausbrachen, da man es auf das Lager von Douglas bezog so wie auf die dort befindlichen Offiziere der Vereinigten Staaten, von denen verschiedene in dem Hause waren und sich herzlich an dem Spaß ergötzten. Dieses Schauspiel ist voller Anspielungen auf Soldaten und deren Liebschaften und jede dieser Anspielungen wurde von den Heiligen auf ihre örtliche Politik bezogen und ihr angepaßt. Der Umgang dieser Offiziere und Soldaten mit den Frauen der Mormonen ist ein sehr wunder Fleck bei den Heiligen, da mehrere ihrer Frauen, wie man sagt, verführt und entführt worden sind. Young sprach mit Unwillen gegen mich über dieses Verfahren, obgleich er nicht die, welche sich so vergangen hatten, als zum Lager gehörig bezeichnete. ‚Sie verursachen uns Unruhe,' sagte er, ‚sie drängen sich gewaltsam in unsere Angelegenheiten ein, ja sogar in unsere Familien, wir können dergleichen Dinge nicht ertragen und wenn sie schuldig sind, so machen wir, daß sie ins Gras beißen.' Ich dachte an Alles, was ich jemals von Porter Rockwell und seiner Schaar von Daniten gehört hatte, aber ich lächelte blos und wartete darauf, daß der Präsident fortfahren würde. Er setzte schnell hinzu: ‚Ich hatte nie eine ähnliche Unordnung in meiner eigenen Familie.' Als Karl der Zwölfte sich auf die Liebschaften seiner Offiziere bezog, war es ein rechter Spaß, den Propheten zu sehen, wie er sich in seinem Stuhl zurücklehnte und fast vor Lachen erstickte, während die ernstere Amalie die Versammlung durch ihren Operngucker betrachtete." Der Artikel ist von Dixon.

Es folgen noch Notizen über eine Reise zum Amazonenstrom, über den Census von Chile, über die mikroskopische Thierwelt am Nordpol und auch über größere Thiere. „Besonderer Aufmerksamkeit ist die räthselhafte große Umbellularia Encrinus der Grönländischen Küste zu empfehlen, welche aus einer Tiefe von 1416 Fuß schwimmend an einer Sondirungsleine heraufgezogen wurde. Es ist ein einem Blumenbouquet ähnliches, weiches, gestieltes und verzweigtes großes Korallenthier, dessen räthselhafte Gestaltung an die gestielten Seesterne erinnert und bemerkbar werden läßt, daß in jenen Meerestiefen wunderbare Charaktergestalten nicht fehlen. Kann man ferner auch nicht hoffen, Exemplare von jenen riesenförmigen Dintenfischen, Kraken oder Riesenpolypen zu fangen, deren Existenz von Professor Steenstrupp in Kopenhagen außer Zweifel gestellt worden ist, so dürfte doch sehr zu empfehlen seyn, daß überall bei den Walfischfängern, Fischern und Robbenschlägern nachgefragt werden möge, ob ihnen dergleichen Thiere zur Kenntniß gekommen und ob sie nicht vielleicht die wunderbaren harten Schnäbel derselben als Andenken aufbewahrt haben. Schnäbel solcher Seeungeheuer (Architeuthus Monachus und Dux *Steenstr.*) sind bisher nur im Museum zu Kopenhagen zugänglich geworden."

Interessant ist auch ein kleiner Artikel über die vulkanische Thätigkeit auf dem Monde von Dr. H. Klein. „Am 16. October vorigen Jahres bemerkte Herr Schmidt in Athen zuerst, daß der isolirte Krater im östlichen Theile des mare serenitatis nicht mehr als solcher vorhanden sey. Die nächsten Monate bestätigten diese Bemerkung insofern, als auch selbst bei den zur Sichtbarkeit derartiger Gegenstände günstigsten Sonnenhöhen (von 2 bis 30 Grad) das in Rede stehende Object nicht zu sehen war, sondern statt seiner meist ein heller wolkenartiger Fleck. Nichts desto weniger wurden weit kleinere Krater in ausgezeichneter Klarheit wahrgenommen. Der Krater Linné, der bei Lohrmann's und Mädler's Aufnahme als Fixpunkt erster Ordnung diente, besaß ehedem einen Durchmesser von 5000 oder 6000 Toisen bei bedeutender Tiefe unter dem Niveau der Umgebung." Die wahrscheinlichste Erklärung ist folgende: „Es scheint, daß eine Eruption Statt hatte und Auswurfsmassen längs den Wänden des Kraters hinabflossen. Darauf hin deuten die verwaschenen Grenzen,

darauf auch die Vergrößerung, denn der helle Fleck erscheint größer, als ehedem der Krater war. Ohne diese Wahrnehmung könnte man an eine bloße Ausfüllung des Kraterbeckens denken, wenigstens würde der Schatten, welchen der Hügel nach außen wirft, nur selten und bei günstigem Sonnenstande wahrnehmbar seyn. Jetzt aber darf man mit Recht an eine vollständige Eruption denken. Die Auswurfsmassen flossen über den Rand des Kraters nach allen Richtungen hin aus und der Krater erhielt bei mäßiger Höhe eine sehr weite Basis. Die Inclination seiner Abhänge ist also sehr gering und folglich kann von einem Schattenwerfen für unsern Anblick keine Rede mehr seyn. Solcher hellen, einem sehr stumpfen Kegel ähnlichen Gebilde trifft man sehr viele in den verschiedenen Mondgegenden, ähnliche Formen auch auf der Erde. Noch verdienen die hellen Streifen der Erwähnung, welche von dem Linné in die graue Ebene ausgehen. Darf man sie mit der Eruption in Verbindung bringen? Und wenn dies der Fall ist, darf man dann das Gleiche auch von den zahlreichen Lichtadern behaupten, die von den großen Ringgebirgen, vor allen von Tycho ausgehen und im Vollmond einen großen Theil der Mondscheibe einnehmen?"

Schließlich noch eine neue Erklärung des Föhn, nicht mehr aus der Hitze der Sahara, sondern aus dem obern Passatwinde, und eine Uebersicht der jüngsten geographischen Literatur.

---

## Bilder aus Venedig.

Aus dem befreiten Venedig. Tagebuch aus der Zeit der Königsfeste von Michael Klapp. Berlin, Verlag von Gustav Behrend, 1867.

Der Verfasser reiste nach Venedig, um dort den Spektakel beim Empfang des neuen Königs mit anzusehen, nachdem die Oesterreicher abgezogen waren. Es ist wohl echt deutsch, daß ihm das Vergnügen machte, denn der Deutsche hat immer noch nicht gelernt, sich selbst zu achten. Der kindischen Freude der Italiener über die Vertreibung der Deutschen zuzusehen, hätte uns kein Vergnügen gemacht. Doch tröstet uns darüber die Schlacht von Custozza. Diese derbe Ohrfeige gehörte den Comödianten, die wohl immer morte ai Tedeschi in allen Tonarten singen konnten, aber sich nicht zu schlagen wußten. Eine schlechte Ehre für Victor Emanuel, nach den schrecklichen Niederlagen bei Custozza und Lissa einen Triumpheinzug in Venedig zu halten!

Die Feste waren übrigens, wie wir hier lesen und wie auch die Zeitungen schon berichtet haben, für ein so kindisches Volk und eine so lächerliche Gelegenheit recht hübsch bunt, alles glänzend von Farben bei Tag und bei Nacht, zu Land und zu Wasser. Auch Masken durften nicht fehlen. Bei dieser Maskerade hätte man gute Satyren anbringen können. Aber dazu fehlte die Selbsterkenntniß und der Witz. Man prahlte nur. Die unschuldige Venetia bildete sich ein, s i e habe die italienische Einheit vollendet und dem König erst die Krone aufgesetzt. Die Königsgondel wird nämlich hier folgendermaßen beschrieben. „Ueber einem hohen schlanken Pavillon aus Glas breitet ein rothsammtner, goldgestickter Baldachin seine kostbare Decke, unter welcher der königliche Thron aufgestellt ist. Breite kostbare Draperien umschweben den Pavillon, und die Goldfigur eines Genius hält die schweren Sammtvorhänge auseinander, um dem König die Aussicht auf das Vordertheil der Gondel frei zu erhalten. Da auf diesem Vordertheil steht aus massivem Golde gearbeitet, der Löwe von San Marco, in seiner Klaue hält er das Evangelium mit den sichtbaren Worten: ‚Pax tibi Marce!' ‚Frieden mit dir Marcus!' Am Hintertheil der Gondel fesselt dann eine andere schöne Gruppe aus massivem Golde das Auge. Venezia drückt der vor ihr knieenden Italia die Krone aufs Haupt. In der Mitte des großen Fahrzeuges erhebt sich ein goldener Mast. Achtzehn Ruderer, blaue Sammt-Barette auf dem Kopfe, in grünsammtne, silbergestickte Jacken gehüllt, auf dem einen Bein Tricots von rother Seide, auf dem zweiten Tricots von weißer Seide, führen das wunderherrliche Fahrzeug des Königs sehr langsam dem Landungsplatze zu."

Rom fehlte noch. Man verlangte vom Patriarchen von Venedig, daß er das Possenspiel einsegnen solle im Namen desselben Gottes, den das neue Italien verhöhnt, dessen Kirche es plündert, dessen Sacramente der Abenteurer im rothen Hemde entweiht, indem er die Kinder im Namen der Gotteslästerer tauft. Eine Deputation aus Rom hatte sich übrigens in Venedig eingefunden. „Welch ein Jubel brach los, als die römischen Deputirten am Einzugstage auf einer Gondel des Municipiums die Bandiera der Siebenhügelstadt, die Fahne der Stadt Rom, mit dem wallenden Trauerflor geschmückt, daherbrachten und sie vor den Augen Victor Emanuels mit den Worten senkten: ‚Siro, la bandiera di Roma vi saluto e spera che presto le toglierete il bruno'! Und Victor Emanuel soll ihnen

diese ausgesprochene Hoffnung durchaus nicht benommen haben. Er soll in hohem Grade erregt gewesen seyn, und als er hierauf in den Dom schritt, zog ihm die Fahne Roms zum Tedeum voraus in den Dom. Ich weiß nicht, ob sie der Patriarch bemerkt hat. Das aber weiß ich, die Venetianer jauchzen ihr zu, wo sie ihr immer begegnen, und Victor Emanuel hat von seinen Venetianern schon heute die vollste Zustimmung zu Allem, was er thun wird, um der Fahne Roms ihren Trauerflor zu nehmen. Die weltliche Herrschaft des ‚Papa' scheint auch den untersten Schichten der Gesellschaften hier nicht einleuchten zu wollen. So manche Lieder, die hier auf dem Marcusplatze des Abends zur Harfe erklingen, zeugen dafür. In patriarchalischen Rythmen bewegen sich diese Lieder, wie ich versichern kann, nicht."

Im großen Theater La fenice war seit 1859 nicht mehr gespielt worden, weil der italienische Patriotismus den Oesterreichern in Venedig das Theatervergnügen nicht mehr gegönnt hatte. Jetzt in aller Eile wurde es wieder eröffnet und eine Oper improvisirt, aber so schlecht aufgeführt, daß allabendlich ein Höllenspektakel im Theater ausbrach, über welcher wichtigen Angelegenheit der Patriotismus wieder in den Hintergrund trat.

Bei den Festen glänzten natürlich auch die Damen, nicht alle vom besten Ruf (S. 76). Vom Hofe erhalten wir folgendes Bild: „Victor Emanuel im schwarzen Frack mit einem Ordensstern geziert, viel vortheilhafter, als in der Uniform aussehend; die Herzogin von Genua, die Marchesa di Gattinara, die Prinzen Amadeo und Umberto, und der Prinz von Carignan. Nun flogen alle bewaffneten und unbewaffneten Augen weg von den Sehenswürdigkeiten der venetianischen Noblesse gegen die beiden Hoflogen. Die Damen waren da entschieden im Nachtheile, denn an den beiden jungen Prinzen ist nicht viel zu sehen. Prinz Umberto ist nichts weniger als hübsch, es müßte denn seyn, man interessirte sich für ein paar hummerartig hervortretende Augen. Doch ich will den Prinzen nicht weiter schildern, er soll ja nächstens eine gute Parthie machen, da will ich ihm nicht schaden. Hübscher jedenfalls ist Prinz Amadeus, sein offenes freundliches Gesicht erweckt Vertrauen und Zuneigung. Einen guten Eindruck macht der Prinz von Carignan, ein Mann von schlichtem bürgerlichem Anstrich, mit ausdrucksvollem, intelligentem Kopfe. Eine reizende Erscheinung in der Blüthe der Jugend ist die Marchesa di Gattinara, ein niedliches Knöspchen mit recht vielen Perlen und Brillanten geschmückt. Sie war der Bienepunkt der Hoflogen."

Besonders interessant ist ein Besuch des Königs in San Marcos Dome. „Der König schritt durch die stolzen Hallen San Marcos, nur begleitet von den Prinzen Humbert und Carignan, Baron Ricasoli, dem Conservator des Dogenpalastes und dem Patriarchen. Beim Austritt fesselte das Auge des Königs in der schönen, buntsteinig gewürfelten Vorhalle ein großer rother Marmorstein, der so ganz eigenthümlich die Mosaik des Fußbodens plötzlich unterbricht. Er bleibt vor der Marmorfläche stehen und fragt: ‚Was ist's mit diesem Stein? Was knüpft sich für eine Erinnerung Venedigs an ihn?' Der Conservator stutzt einen Augenblick, wie zurückhaltend; der König merkt, daß der Conservator was zu erzählen habe und es nicht will. Er fragt nochmals: ‚Was ist's mit der Geschichte dieses Steins lieber Doctor Fabbris?' Der Conservator beginnt zögernd: ‚Auf diesem Steine huldigte dem Papst Alexander III. der mächtige Kaiser Barbarossa im Jahre 1177.' Aber kaum waren diese Worte heraus, da nahm der Patriarch höchst geschäftig das Wort und erzählte die Geschichte dieses Steines. ‚Majestät,' so endigte der Patriarch seine ausführliche Erzählung, deren letzten Theil er mit einem gewissen Grad von Leidenschaftlichkeit vorgetragen, ‚hier auf diesem rothen Marmor ward des größten deutschen Kaisers anti-päpstlicher Trotz vom Papste selbst gebrochen, und der Mann, vor dem alle Welt zitterte, und der Mailand in den Staub gelegt, mußte hier endlich doch sein Knie vor dem Statthalter Christi beugen.' Victor Emanuel hörte dem Vortrag des Patriarchen, der ihn so bis ins Einzelne in die Geschichte dieses rothen Marmors von San Marco, deren Erzählung ihm so großes Behagen zu bereiten schien, einweihte, sinnend zu, dann erhob er sein Haupt und sagte, sich zu dem Minister-Präsidenten umdrehend: ‚Tempi passati! Nicht wahr, lieber Baron? Tempi passati!' Rasch wieder zu dem Patriarchen gewendet, sagte der König wie mit dankender Miene dann nur noch: ‚Ich danke Ihnen für die Erzählung; der Stein ist merkwürdig, aber die Geschichte hat keine Pointe für mich.' Und hierauf ging er mit den Seinen von dannen."

Der König hätte besser gethan, sich eine Lehre daraus zu nehmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 63. 7. August 1867.


## Seelenkunde.

Witterungen der Seele von Alban Stolz. Honorar zum Bau der Kirche in Pforzheim. Freiburg im Breisgau, Herder, 1867.

Ein starker Band von 563 Seiten, lauter Mittheilungen aus älteren Tagebüchern des berühmten Verfassers und zwar bestehend in klaren Abspiegelungen von Stimmungen und Erregungen seiner Seele. Psychologisch von hohem Interesse und zugleich belebrend und oft tief rührend und ergreifend; denn wenn sich hier eine Feinheit der Empfindung und ein Wahrheitssinn kundgeben, wie bei Jean Paul oder wie in den Blicken in die Kindheit von Bogumil Golz, und wenn die Selbstbespiegelung und das Selbstbekenntniß hier nicht selten die volle Aufrichtigkeit Jean Jaques Rousseaus erreicht, so erhalten sie doch eine viel höhere Weihe durch den religiösen Grundton.

Der Verfasser setzt sich auf eine höchst erfreuliche und gewiß auch seltene Weise über die gewöhnliche Autoreneitelkeit hinweg, indem er eingesteht, wie leicht sie die Seele beschleiche, wenn man seine eigene Gabe kenne und einigen Ruhm in der Welt genieße. Aber diese Eitelkeit sey nichts werth und werde verdientermaßen gedemüthigt. Denn wie oft erscheinen minder begabte Geister doch viel reiner, als so mancher geistreiche Mann. Und was ist es am Ende mit diesem Geiste? eine Disposition zur Nervenaufregung, eine lebhaftere Einbildungskraft, als sie andere Leute haben, etwas Angeborenes, gleich dem höheren Instinkt und den Talenten der Thiere. Das wiegt nicht schwer auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit. Das Talent wiegt dort federleicht, nur der sittliche Werth ist goldschwer. Wir lesen hier S. 274: „Es war heute H bei mir, derselbe weinte bitterliche Thränen, hatte in den Geberden etwas Theatralisches, selbst Frauenzimmerartiges; er sprach von seinem unbeschreiblichen Schmerz, und fing alsbald aus Mitleid mit sich selbst aufs Neue an zu weinen. Er zeigte mir ein religiöses Gedicht, welches mit genügendem Geist und Gewandtheit geschrieben ist — und dennoch ist dieser Mensch so entsetzlich tief in der Sünde, so unmenschlich tief. Es scheint, daß nervöse Aufregung genial machen könne und zugleich in furchtbare Sünden stürzen. In anderer Weise, nämlich im Saufen, scheint mir R. verkommen, der zugleich innige Liebe zur Kirche und ihrer Förderung zeigt. — Das ist eine tiefe heilsame Demüthigung für mich; auch ich bin nervös, und in Folge hievon meintwegen auch geistreich und innig in meinen Darstellungen; aber eben deshalb, weil sie Produkt nervöser Aufregung sind, so sind sie keine Blüthe und kein Beweis von wahrer Frömmigkeit, und es mag wohl seyn, daß ich vor Gott nichts, vielleicht schlecht bin — sage das nur, meine Seele, nicht als Anstandsformel vor Gott, sondern als kernhafte steinerne Wahrheit."

Das Buch enthält eine Ueberfülle von geistvollen und wahren Bemerkungen über Welt und Menschen mit steter Erinnerung an das Hinfällige alles irdischen Treibens und Hinweisung auf die Ewigkeit. Hier einiges aus einem Morgenspaziergang: „Ich ging eine leichte Berghöhe hinauf. Es war mir fröhlich zu Muth, als ich über das Morgenthal dahin schaute. — Das fiel mir ein: die Natur ist nun so herrlich und wonnevoll vor meinem Auge ausgebreitet — aber die wenigsten Menschen haben Sinn dafür. Namentlich schaute ich in der Natur an, wie diese dem Menschen entfrembet ist, ja wie selbst Häuser, Dörfer und Städte weiter nichts sind, als Wehr gegen die Natur von oben, unten und der Seite. Zur Straße herabgekommen, war es nun gar zu schön, wie über grünende Felder, blühende

Bäume, schöne Orte die Sonne und der blaue Himmel sich ergoß. Aber ich sah auch, wie die Leute sich abmühten auf dem Feld, und es fiel mir ein: daß durch die Sünde die Natur dem Menschen ungehorsam geworden und mit ihm zerfallen sey, und daß der Mensch nun mit gewaltsamer Arbeit sie zu seinem Dienste nöthigen müsse: ebenso stehe aber auch der Geist dem eigenen Leib gegenüber, welcher nur mühsam zum Dienst seines Geistes gezwungen werden und unaufhörlich gebändigt werden müsse, um nicht sein eigenes, dem Geiste verderbliches Leben zu führen, wie dem Menschen gegenüber die Natur." S. 179.

Eine vortreffliche Bemerkung aus der Kinderwelt: „Diesen Morgen blieb ich zu Haus; die Kinder kamen öfters zu mir. Wie das Böse schon als Gedanke in den Kindern emporrankt, zeigte eine Aeußerung des vierjährigen Knaben, die er ohne Veranlassung that, indem er sagte: ‚Wenn ich sterbe, so biege ich den bleiernen Soldaten, welche ich bekomme, vorher die Köpfe ab, damit die Lotte nicht damit spielen kann.' Offenbar war dieses nicht ausgesprochener Wille, sondern war nur ein vorüberfliegender Gedanke, jedoch offenbar schon sehr böser Art. Wo ist nun der Krater, aus dem solcher Dunst aufsteigt? — Eine höchst merkwürdige Persönlichkeit scheint mir ein Onkel des H. zu seyn. Dieser Mann glaubt nicht einmal an eine Unsterblichkeit der Seele; dennoch ist er voll Gutmüthigkeit, Rechtlichkeit, Thätigkeit im Beruf und für wohlthätige Zwecke, und voll Toleranz; er sagt, das mache ihm Vergnügen, und hält auch ungemein auf Anstand, ohne besonders ehrgeizig zu seyn. Es scheint mir hier, wie in andern ähnlichen Charakteren, daß die Seele auch ein moralisches Gangliensystem habe, welches bewußtlos und kräftig den Menschen noch zu wohlthätigem Thun treibt, während der moralische Verstand, Grundsätze, Glaube u. dgl. untergegangen sind. Diese guten Anlagen bei ungläubigen Menschen sind für sie selbst ohne Bedeutung für die Ewigkeit; für ihre Umgebung aber eine äußerst nützliche Vorkehrung, wie die Kindesliebe auch ganz schlechter Eltern." S. 229.

Tiefe Gedanken sind in Folgendem ausgesprochen. „Die Juden und Türken haben das Gebot Gott zu lieben, aber sie können nicht, und Gott kann ihrem Herzen nicht das höchste Gut werden. Im Christenthum ist aber Gott nicht nur ein Gott des Willens, sondern er senkt sich auch innig, wie der Sonnenstrahl in den See, ins Gemüth, und wird ihm freundlich und wonnig, und gefriert das Kalte auf.

Es gibt Sclaven der Menschen — aber der arme Bauer ist ein Sclave des Bodens, und wird davon härter gepeinigt als der Menschensclave — Gott hat ihn an diese Erde angekettet nicht nur leiblich, sondern auch mit Geist und Gemüth niedergetreten in die Erde. — Doch ist es nicht Gott, sondern die Sünde — und sey es auch Gott, so ist vielleicht der Bauer eine Pflanze, welche nur um so herrlicher in der andern Welt emporsprießt, je fester sie in ihrem Anfang in die Erde gestampft war. — Uebrigens macht Jesus frei von der Sclaverei der Erde; nur in dem Maaße, als das Christenthum tief in den Menschen eindringt, lebt der Bauer nicht mehr mit ganzer Seele in der Erde. Das Christenthum gibt dem Menschen aufrechte Stellung, Augen und Flügel.

Die Menschenseele ist wie die Erdkugel — nur die dünnste Oberfläche ist es, was wir an ihr kennen und fühlen, und zwar bleibt uns so lange nur die Oberfläche bekannt, als wir auf Erden leben. Der Leib ist gleichsam ein schwerer Nebel, der über der Seele liegt, und die Einsicht und Aussicht über sie verhindert." S. 321.

Aus einer Reise nach München über die schöne gothische Kirche in der Auvorstadt. „War ich seit gestern innerlich verwelkt und vertrocknet, so war es mir jetzt, wie wenn die Lichtbilder von den Fenstern herab alle auf meine Seele mit stiller stetiger Gewalt eindrängen und magisch durch ihr frommes Licht sie erweckten und aufrührten in ihren Grundfesten. Es kam mich ein innerliches inniges Weinen an und ich mußte gewaltsam die Gemüthsbewegung zurückhalten. Ja schon die Rose über dem Portal machte auf mich einen Eindruck so süß und so durchdringend lieblich, wie die allersüßeste Musik. Mit Verwunderung wurde ich da inne, wie die Farben alle ohne Darstellung eines bestimmten Wesens durch ihre Zusammensetzung wie die Töne auf das Gemüth wirken können. So können denn auch jetzt noch die Menschen zur großen Andacht weckende Gotteshäuser hervorbringen. Hernach gingen wir in eine andere Glyptothek, als wir den Morgen gesehen hatten, auf den Kirchhof. Ich sah daselbst schöne Bilder mannigfachster Art. Ein Herr und eine Dame waren beschäftigt, das Kreuz über einem Grabstein zu bekränzen — eine andere Dame reinigte einen Grabstein mit einer Dallenblume. Auf dem Grabstein Frauenhofers stehen die schönen Worte: sidera approximavit. — Sonderbar berührte es mich, daß z. B. ein reicher Bierwirth ein fürstliches Monument auf dem Leichnam sitzen hat. — Allmälig kam innere tiefere Einwirkung von außen. Unter den Hallen steht eine Himmelskönigin, groß und edel, die Hände betend vor der Brust aufwärts gerichtet und im Gesicht ein unsäglicher Ernst und heilige Schön-

heit. Da blieb ich nun stehen und ließ die Andern gehen. Dieses Bild predigte mir mit großer ergreifender Gewalt. Ja es faßte meine Seele an, daß sie mit ungewöhnlichem Ernst fragte: was muß ich thun um selig zu werden? und daß es ihr wehe und bang wurde, als könne sie auf dem jetzigen Weg nicht dazu kommen; die so beten, wie diese Königin, stehen und gehen auf einem andern Weg; und es müsse wohl etwas Strenges und Schweres seyn um ein gottseliges Leben, daß die heil. Jungfrau ein so gar so ernstes Gesicht habe; und es wollte die Entschließung in mir gähren, um jeden Preis und um Alles mich nun an Gott hinzugeben. Ungerne nur trennte ich mich von diesem himmlischen Bild." S. 130.

In München lobt der Verfasser den Bahnhof wegen seiner Einfachheit und bemerkt dazu: „Beim Einsteigen im Bahnhof war mir die ungewöhnliche Freundlichkeit und Höflichkeit des Conducteurs auffallend, da ich an manchen Leuten dieses Ranges ein herrisches, hochfahrendes Benehmen sonst gewöhnt bin. Ebenso gefiel mir die Einfachheit, mit welcher alle dazu gehörigen Gebäulichkeiten aufgeführt sind, im Gegensatz der sündhaften Verschwendung bei uns. Ueberhaupt sehe ich immer klarer, wie groß der Unterschied in den verschiedenen Gauen des großen Vaterlandes bezüglich der Deutschheit und Christlichkeit ist. Kann man doch Gebiete finden, wo ‚Angestellte' zu der Niederträchtigkeit herabgesunken sind, daß sie einem fürstlichen Geburtstag zu Ehren in die Kirche gehen, aber an den höchsten Feiertagen so wenig an eine Kirche denken, als der Hund hinter dem Ofen. Dafür ist aber in solchen Orten desto üppiger und alles überschwemmend Hochmuth, Sinnenlust und Habgier eingebrochen — und es wäre wahrhaftig ein großes herrliches Streben, dieser Verwesung der Menschenseelen mit Muth und Kraft und Geschick entgegen zu treten." S. 128.

Die gegenwärtige Mode, sich hinaufzuschrauben und etwas Vornehmeres vorstellen zu wollen, als man ist, wird hier zum öfteren scharf gegeißelt. „Es wird mir aus vielfältigen Anschauungen ein Gesetz klar, welches über Sinnenwelt und geistiges Gebiet seinen Scepter ausstreckt, und da wie dort mit gleicher Regelmäßigkeit Gewalt ausübt. Wenn man nämlich ein Gesicht sieht, welches schön scheint und scheinen will, da es durchaus nicht schön ist, z. B. eine verwelkte ehemalig hübsche Person, oder hochrothe Wangen, spitziger Mund bei ganz unschönen Zügen, oder wenn ein recht gemeines Gesicht einen vornehmen Frauenzimmerhut, namentlich einen weißen auf hat: so macht dieses einen ungemein widerwärtigen, häßlichen und haßerregenden Eindruck. Es ist die Zusammensetzung, was so sehr abstoßt. Noch materieller herab ist es wieder so; manche Speisen, die durch Süßigkeit Confect bilden sollen und dabei zugleich durch Mischung einen Charakter haben, welcher nicht zum Süßen paßt, z. B. Fleisch und Zucker darauf gestreut, sind ungemein widerlich. So gibt es nun auch moralische Zusammensetzungen, die bei dem Betrachter heftigen moralischen Abscheu erregen, das ist der Pharisäismus. Wenn nämlich ein Mann so eifrig in der Religion ist, daß er sich und Andere ihn für ausgezeichnet fromm ansehen, und derselbe zeigt in irgend einer Sache einen unsittlichen Charakter; so erweckt ein solcher Mensch selbst vor Gott einen größeren Abscheu, als entschiedene, sich und Andern bewußte Unsittlichkeit. Ein altes Weib ist an und für sich nichts Häßliches, aber ein altes Weib, welches in Kleidung und Geberden das junge Mädchen spielen will, ist ein ästhetischer Greuel." S. 397.

Eine Menge Genrebilder aus der Heimath, wie auch aus Reiseerinnerungen beleben das Werk fast wie ein Bilderbuch. Hier eine Probe. „Auf dem Schiffe redete mich nach einiger Zeit der kleinere Liguorianer an. Er ist in Belgien placirt, aus Würtemberg gebürtig, hat bei den Jesuiten in der Schweiz studirt und stand einige Jahre in Oesterreich. Er sagte, die Deutschen seyen ein viel besseres Volk als die Franzosen und Belgier. Das Fabrikwesen in Belgien verderbe die Leute entsetzlich. Uebrigens seyen die Flamänder besser als die französischen Belgier. In flämischen Dörfern machen etwa 10 Personen ihre Ostern nicht, in französischen etwa 100. In Lüttich seyen 70,000 Einwohner, davon machten etwa 20 oder 30,000 noch ihre Ostern, die übrigen nur bei der ersten Communion, und wenn ihnen Gott die Gnade schenke, bei ihrem Sterben. Besonders schlecht gehe es in den Kohlengruben zu, wo die Leute nur an Sonntagen aus denselben kommen. Er behauptete übrigens, in constitutionellen Staaten befinde sich die Kirche besser als in monarchischen. In Oesterreich z. B., wo die Regierung vorgäbe die Kirche zu schützen, habe sie sich alle Gewalt über dieselbe angemaßt. Die Kirche brauche den Schutz des Staates gar nicht, sie könne sich selbst schützen. Er beklagte sich besonders auch darüber, daß in Oesterreich und in Deutschland überhaupt so viel in Form und System die Theologie aufgehen müsse, statt das zu lehren, was man im Beichtstuhl brauche. Später wurde ich mit einem westphälischen Kaplan bekannt; er ist bei Münster angestellt und kam mit seinem Pastor von Trier. Auf mein Befragen erzählte er mir, daß fast alle Leute auf den Dörfern 8 bis 10mal jährlich

communiciren; es wäre auch ganz leicht, wenn man wollte, sie zur monatlichen Communion anzuhalten. Säufer gebe es wenige, etwa zwei oder drei in einer Gemeinde. Uneheliche Geburten kommen in Landgemeinden jahrelang nicht vor und sind äußerst selten. Die Leute sind nicht arm und essen täglich Fleisch. Geistliche haben sie genug; diese müssen hier, abweichend von den Rheinprovinzen, die Standesbücher führen. Sie bekommen das ganze Jahr Meßstipendien, sonst hat ein Kaplan noch wenigstens 50 Thaler Gehalt. Die Pfarreien seyen von 400 bis zu 1200 Thaler. Die Sprache bei den Westphalen ist viel tiefer als bei den Rheinpreußen, lang und volltönende Bruststimme mit schöner dem rhythmischen Gesang ähnlicher Modulation. Uebrigens so angenehm es zu hören ist, so verstand er mich und ich ihn nicht immer. Hier fiel mir nun ein und heute Morgen erwachte ich wieder mit diesem Anliegen: 'Sieh', dein Vaterland ist so entsetzlich arm und zerrissen in Tugend und Religion gegen diese tiefe edle Christlichkeit und Deutschheit von Westphalen.'" S. 202.

Wir theilen noch folgende sinnige Gedanken mit. „In dem Journal d'un voyage en Orient lese ich, daß an der Memnons-Säule sehr viele Inschriften in lateinischer und griechischer Sprache angeschrieben sind, welche von den Zeiten des Nero an die Besucher derselben, besonders Römer, eingehauen haben. Viele Inschriften hätten diese Formel: 'Ich N. habe Memnon gehört (das Datum), und habe mich dabei erinnert (m'étant souvenu) des N.' Hier wurde nun ein besonders lieber abwesender Freund gedacht und bezeichnet. Als ich im letzten Spätjahr allein am Meeresufer stand, und ich gedachte, wie ich jetzt Hunderte von Stunden von der Heimath entfernt sey, und meine Seele hoch und tief bewegt war: da kam es mich an, ich solle jetzt kleine Muscheln aufheben und bei einer jeden den Namen eines lieben Freundes und Freundin nennen; jedem dann eine Muschel bringen und ihnen sagen, daß ich ihrer gedacht habe. — Da ich von einem Aehnlichen nichts wußte, und so von selbst in der Fremde bei starker Gemüthsbewegung meine Geliebten im Andenken um mich sammelte: so scheint mir nun dieses, da Aehnliches bei den Römern geschah, in einem Naturgesetz der Seele seinen Grund zu haben, daß der Mensch bei großer innerer Bewegung in der Ferne seiner Freunde gedenkt, selbst wenn das Ereigniß oder der Ort in gar keiner Ideenassociation mit den Freunden steht. Es ist, wie wenn die Geliebten gleichsam substanziell im Gemüth eingesenkt wären, und bei jedem stärkeren Wellenschlag in der Seele zu Tag liegen, wie Gemäuer und Felsen, die bei ruhiger See unter dem Wasser bleiben, bei Sturm aber oft zwischen den Höhlungen der Fluthen hervorschauen. Daher mag auch kommen, daß beim Sterben die Seele des Sterbenden so oft den Liebsten sich erzeigt." S. 277.

Eine hübsche Notiz zum heil. Rock in Trier, dessen großer Feier der Verfasser mitanwohnte. „Hier erfuhr ich nun über die Angelegenheit des heil. Rockes, daß auch viele Juden hingehen und Ringe und andere Kleinodien daran berühren lassen; kürzlich habe ein jüdischer Pferdehändler 6 Karolin zum Opfer dahin geschickt. Die Juden hätten eine Tradition, daß denen, welche hingerichtet wurden, der Rock über dem linken Aermel zerrissen wurde. Nun fragten sie darüber nach, ob an diesem Rock ein solcher Riß sey, um darnach seine Aechtheit zu beurtheilen; wirklich fand sich nun dieser Riß. Nun gilt ihnen dieser Rock als ein unendlich anziehender Rest aus der Zeit der jüdischen Herrlichkeit, gleichsam als eine abgeschnittene Haarlocke des gestorbenen Vaterlandes und Vaterzeit. Es muß so der Anblick dieses Rockes eine tiefe Rührung auch dem Juden verursachen." S. 198.

Das Buch ist von inniger Frömmigkeit durchdrungen. Gegen die Geistlichkeit, die ihrem Stande keine Ehre macht, zieht es oft gar scharf zu Felde. Auf dogmatische Streitfragen sich einzulassen, liebt es nicht. Nur eine Aeußerung auf S. 426 ist desfalls interessant. „Man sagt, die Mutter Gottes anzurufen wage man eher als Gott; allein das ist unverständig, indem in der Mutter Gottes keine größere Barmherzigkeit seyn kann als in Gott, sonst wäre das Geschöpf besser als der Schöpfer. Aber es gibt Dinge, um welche Gott selber zu bitten nicht wohl sich schickt, wenn man von der Majestät Gottes im Glauben erfüllt ist; und doch ist auch wieder dem Menschenherzen in seiner Erdhaftigkeit Manches so tief eingewurzelt, daß ihm unendlich daran liegt, es zu erreichen. Hier mag es nun natürlich und auch vor Gott recht seyn, zu Der zu flehen, welche nur Mensch und doch ganz heilig war. — Ganz auffallend ist aber allenthalben die Erfahrung, daß äußerst häufig und sichtlich die Gebete zur Mutter Gottes erhört werden."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **Nº 64.** 10. August 1867.


## Länder- und Völkerkunde.

Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Erste Folge, zwei Bände. Zweite Auflage. Köln, Bachem, 1867.

Die erste Auflage erschien vor vier Jahren und wir haben ihrer in unsern Blättern gedacht, ergreifen aber gern die Gelegenheit, noch einmal auf das lesenswerthe Buch aufmerksam zu machen. In einem leichten, aber angenehmen Touristenstyl geschrieben, faßt es die bedeutendsten aus der Tiefe des Pariser Lebens zuletzt auf die Oberfläche herausgetretenen oder Mode gewordenen und für den Fremden am meisten interessanten Erscheinungen auf, malt sie mit feiner Charakteristik in ihren Einzelheiten aus und grenzt die verschiedenen und reichhaltigen Tableaux in passender Weise von einander ab. Von der Weltausstellung konnte natürlich hier noch nicht die Rede seyn.

Das Werk beginnt mit einer Schilderung und Geschichte des bekanntlich den Napoleoniden eigenthümlichen Veilchencultus. Dann werden uns die Etrennes geschildert, jene lästigen Neujahrsbetteleien, die im Winter in Paris so unangenehm werden, wie im Sommer die Trinkgelder in unsern Bädern. Unsere Weihnachtsfeier kennen die Franzosen nicht. In der Fastnachtszeit freuen sich alle Stände in Paris an Maskerei und Tanz. Am prächtigsten geht es bei Hofe zu. „Die Toiletten, die sich alsdann auf der Estrade befinden, sind wirklich das non plus ultra der Eleganz und des Reichthums. Wer weiß, für wie viele Millionen Diamanten und sonstige Edelsteine auf jenem kleinen Raum zusammenkommen! Die Toilette der Kaiserin selbst ist dabei, wenn auch nicht immer die reichste (Frau von Rothschild z. B. trägt manchmal einen ganz mit Brillanten gestickten Spencer), so doch die geschmackvollste. Die directen Kosten eines großen Hofballes, wie deren jährlich vier gegeben werden, sollen sich für die kaiserliche Civilliste auf 130- bis 140,000 Franken belaufen; die indirecten Kosten der geladenen Gäste, vorzüglich der Damen für ihre Toiletten, mögen leicht das Zehnfache und noch mehr betragen. Allen Modehändlern, Putzmacherinnen, Bijoutiers ꝛc. sind daher die kaiserlichen Hofbälle äußerst willkommen." Es wäre interessant, die Summen zu berechnen, die für Modeartikel in Paris selbst und für die exportirten vom Auslande bezahlt werden.

Nicht minder interessant wäre eine Statistik des beständigen Modewechsels in Paris, nicht nur in den Trachten, die sich von da aus über die ganze gebildete Welt verbreiten, sondern auch in den Sitten, Gebräuchen, Liebhabereien und flüchtigen Begeisterungen. Das sind Gegenstände nicht blos für die Neugier, sondern es liegt darin ein weithistorisches Moment. Paris gibt nun einmal für ganz Europa den Ton an und es ist keineswegs zufällig oder gleichgültig, daß es grade die ewige Abwechslung zu seyn scheint, die von dort aus die übrige Welt elektrisirt, wenn sie in irgend einer conservativen Befriedigung einschlafen will. Wenn in diesem ewigen charakterlosen Wechsel das höchste Ideal menschlicher Würde, Reife und Ausbildung schwerlich seinen Ausdruck findet, so trifft doch die Franzosen kein Vorwurf, denn sie sind eben sie selbst und können nicht anders seyn. Nur uns biederen und schwerfälligeren Deutschen steht es nicht wohl an, den gewandten Franzosen alles nachzutölpeln, was ihre Laune erfinnt, um sie auf irgend eine neue Art zu amüsiren.

Indem der Verfasser einige Narrheiten durchmustert, die alles in Paris eine kurze Zeitlang mitmachte, um sie bald wieder ganz zu vergessen, erwähnt er auch

einiger Moden, von denen sich wenigstens der Name erhalten hat, und meldet uns z. B. über den Ursprung der sogenannten „Promenade de Longchamps“ Folgendes. Ludwig des Heiligen Schwester, Isabella, gründete gegen Ende des 13. Jahrhunderts in dem damaligen Walde von Boulogne ein Nonnenkloster. Man hat nach der großen Veränderung des Boulogner Parks 1856 ein paar Thürmchen zum Andenken stehen lassen; sie geben keine Idee mehr von der großen königlichen Abtei, die gastfrei wie keine war. Im Laufe der Jahrhunderte, namentlich seit Heinrich IV., büßte Longchamps den Ruf seiner ausgezeichneten Frömmigkeit ein. Noch später wurden die geistlichen Damen so übermüthig und stolz, daß sie vielfach in Conflicte mit verschiedenen Autoritäten geriethen, und daß der heil. Vincenz von Paul ihnen vergeblich Demuth und Buße predigte. Im Jahre 1727 nahm die Opernsängerin Le Maure den Schleier in der Abtei von Longchamps, und ihre wunderschöne Stimme zog, namentlich am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der heiligen Woche, wo in der Abtei-Kirche Oratorien stattfanden, die Pariser nach Longchamps. Die Abtissin sorgte seitdem für schöne Stimmen, und das Publikum nahm die Gewohnheit an, an den drei genannten Tagen der Osterwoche nach Longchamps zu fahren, um die Nonnen singen zu hören. Diese Gewohnheit blieb auch, als der strenge Erzbischof von Paris, Christoph v. Beaumont, die Kirche geschlossen hatte. Seitdem fuhr die schöne Welt an den drei Tagen durch die Champs-Elysées und das Bois de Boulogne nach der Abtei und wieder zurück, um ihre Frühlings-Toiletten und namentlich ihre neuen Equipagen zu zeigen. Damals war der Longchamps weltberühmt und aus allen Ländern kamen reiche Fremde, lediglich um dem Longchamps beizuwohnen. Die Revolution machte diesen Longchamps-Promenaden ein Ende. Zwar wurden dieselben 1797 wieder aufgenommen — am 26. Germinal des Jahres 5 der Republik fand die erste wieder Statt; aber es war nicht die alte Longchamps-Promenade mehr. Vergeblich gab man sich auch unter der Restauration Mühe, den alten Brauch wieder aufzufrischen; unter Louis Philippe fiel der Longchamps in die Hände der Wagenfabrikanten, Modewaarenhändler und Pferdeverkäufer, welche die Promenade als bequeme Gelegenheit zur Ausstellung ihrer Handelsartikel benutzten.

Unter den Merkwürdigkeiten von Paris zeichnen sich auch große Parvenus des Handwerks aus. „Der große Duval, der König aller Pariser Schlächter, gab diesmal an jenem Tage seinen „employés“, Gesellen und Arbeitern, gegen dreihundert an der Zahl, ein glänzendes Diner in Neuilly und zwar in dem sogenannten kleinen Pavillon, einem Gartensaal, der zu dem ehemaligen königlichen Schloß von Neuilly — bekanntlich ein Landsitz Louis Philippe's — gehörte und der jetzt längst, da Schloß und Park verkauft, rasirt und verschwunden sind, in einen Restaurant umgewandelt ist, wo man „à la carte“ dinirt und soupirt. Seltsames Spiel des Schicksals, aber hier in Paris so ganz gewöhnlich und alltäglich, daß man kaum Notiz davon nimmt. In der mittlern Rotunde, dem Hauptsaal, ist noch ein Deckengemälde von Horace Vernet, farbenfrisch und wohlerhalten. Die Medaillons an den Wänden sind ebenfalls nach Angabe des Meisters von kunstgeübter Hand ausgeführt. Die königliche Familie hat hier in den dreißiger Jahren einige Sommer lang fast täglich gefrühstückt. Madame Duval — um nicht ganz von unserm eigentlichen Thema abzukommen — machte an dem erwähnten Tage die liebenswürdige Wirthin „avec une grâce parfaite“ und mit einer Liberalität „tout-à-fait digne de son rang“. Wie das Alles klingt, so vornehm und wohlanständig, wie wenn von einer Herzogin die Rede wäre! Doch manche Herzogin hat auch nicht so schöne Brillanten wie Madame Duval, und mancher Herzog in seinem Palais nicht so viel Vergoldung und Marmor als Herr Duval in seinem Laden in der Rue Tronchet. Dieser Laden ist in allem Ernst das non plus ultra aller Schlachterläden der Welt, groß wie eine kleine Kirche und reicher und prächtiger decorirt als ein königlicher Ballsaal im Schloß zu Versailles. Um jedoch nicht ungerecht zu seyn, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Herr Duval an allen hohen Festen, also drei, viermal im Jahre, bedeutende Fleisch- und Suppenvertheilungen an die Armen macht.“

Fontainebleau ist noch in seinem ganzen alten Glanze und wird hier mit seinem schönen Hochwald reizend geschildert.

Zu dem Interessantesten im vorliegenden Buche gehören die Charakterbilder von Persönlichkeiten, welche eine Zeitlang die Neugier von Paris beschäftigten. So die des nordamerikanischen Zauberers Home und des mystischen schwarzen Doctors. Die Pariser müssen immer von Zeit zu Zeit den Schauer des Dämonismus in ihre materiellen Vergnügungen hereindringen sehen, zur Abwechslung und damit er denselben zur Folie diene. So wechselten auch schon im alten Rom die üppigste Schwelgerei und haarsträubende Hexerei. Auch an Seltsamkeiten der Natur darf es Paris nicht fehlen. Wie einst die achtzigjährige Buhlerin Ninon, so bewunderte Paris in der neuern Zeit die achtzigjährige Seiltänzerin Saqui. Der Schauplatz war eröffnet.

Zwei greise Pilger erschienen und sprachen von der längst vergangenen Zeit und von der schönen und einst so berühmten Saqui. Da plötzlich erschien sie selbst und rief: me voilà! ebenso greisenhaft wie die Pilger. Und doch wollte sie diesen zu Liebe noch einmal das Seil besteigen. „In der Arena angekommen, machte sich die alte Tänzerin wo möglich noch älter, ließ sich fast an das Gerüst hin tragen und endlich auf einer Leiter hinauf heben. Auch die beiden Alten stellten sich sehr unglücklich an, und als sie schließlich alle Drei oben standen, machten sie auf ihren Seilen ein paar Schritte vorwärts und rückwärts, aber so schülerhaft und unbeholfen, als versuchten sie das Tanzen zum erstenmale in ihrem Leben. Die langen Pilgerröcke hinderten sie an jeder freien Bewegung und die arme Saqui spielte in ihrer unschönen Toilette eine klägliche Rolle. Aber nur auf wenige Minuten . . . der Riese hatte ja wieder die Mutter Erde berührt . . . ein neuer schmetternder Tusch des Orchesters und fort flogen die Hüte und Mäntel der Pilger und zwei schlanke Tänzer standen da, geschmackvoll kostümirt, mit flatternden Bändern und buntfarbigen Schärpen. Ein zweiter noch lauterer, wilderer Tusch, und die Saqui riß Hut, Shawl und Kleid ab, warf laut jubelnd das Bündel weit hinein in die Arena und erschien . . . nun ja, erschien als eine Art Engel, wenn auch als ein vier und achtzigjähriger und ohne Flügel, aber doch im Rosatricot, einen Rosenkranz im ‚schwarzen Lockenhaar' leichter denn leicht geschürzt in einem silbergestickten, schimmernden Kleidchen, kürzer denn kurz, und auf der rechten Schulter ein wehendes Mäntelchen von Goldbrokat, — eine getreue Copie des Seiltänzerkostüms aus dem vorigen Jahrhundert, wie sie es selbst in ihrer Jugend getragen. Man denke sich den Lärm und das Beifallklatschen und Rufen der sechszehntausend Zuschauer. Unterdeß tanzte die Saqui ununterbrochen fort, machte die kühnsten Entrechats und Sprünge (ihre Begleiter konnten ihr oft kaum folgen, und jeden Augenblick entwand sie sich ihren Händen) schnellte sich hoch vom Seil in die Höhe und wirbelte mit den Füßchen in der Luft, stellte sich alsdann auf eine Fußspitze, grüßte mit weit vorgebeugtem Körper das Publikum und flog endlich mit einem gewaltigen Satz, Dank der Schnellkraft des Seiles, weit über das Gerüst hinaus in die Arena hinein, stand dort wieder graziös auf einem Fuße und grüßte von Neuem."

Wir können uns nicht enthalten, folgende kleine Anekdote mitzutheilen. Ein junger armer Künstler in Paris fiel einem argen Wucherer in die Hände ohne seine Schuld. Um ihn zu retten, ersann ein anderer junger Künstler, sein Freund, folgende List. Er miethete sich nämlich bei dem Wucherer ein, beschäftigte sich mit Lithographie und ließ sich einmal, indem er scheinbar falsche Banknoten verfertigte, von dem Wucherer überraschen. Dieser wollte ihn anzeigen, der Künstler aber sich erschießen. Indem aber der Wucherer den falschen Bankzettel von 100 Franken betrachtete, fand er, daß derselbe bis zur Unkenntlichkeit einem echten ähnlich sehe und nun machte ihm der junge Künstler, wie wenn es in der Herzensangst geschähe, den Vorschlag, sich bei dem Geschäft zu betheiligen. Er selbst wolle die Zettel liefern, der Wucherer solle sie ausgeben und der Gewinn zwischen beiden getheilt werden. Der Wucherer ging darauf ein und brachte den Hundertfrankenzettel auch bei einer vorsichtigen Bank ohne Schwierigkeit an, weil derselbe — echt war. Entzückt kam er heim, der junge Künstler aber meinte, wenn man Tausendfrankenzettel machte, würde der Gewinn noch rascher erzielt werden, aber er habe keinen, um ihn copiren zu können. Der Wucherer war sogleich bereit, ihm einen zu leihen, damit er ihn copire. Aber die Copie war noch nicht fertig, als der junge Künstler mit dem echten Tausendfrankenbillet für immer aus dem Hause verschwand und seinem jungen Freunde das Geld brachte, um dem Wucherer seine Schuld bezahlen zu können.

Im zweiten Bande wird zuerst der Uebermuth der demi-monde geschildert. „Jene elegante, moderne, aber leichtfertige und sittenlose Welt, die einen wesentlichen Theil der Pariser Bevölkerung bildet, hat nach und nach im öffentlichen gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt einen der ersten Plätze eingenommen und fast überall den Vortritt erlangt. So unglaublich dies klingt, so wahr ist es: wir haben mit eigenen Augen in der italienischen Oper dicht neben der Loge der Kaiserin eine der berühmtesten Courtisanen (wir umgehen Anstands halber das eigentliche Wort) gesehen und obenein in einer Toilette, welche diejenige der Monarchin noch um einige tausend Franken an Werth übertraf. Hinter ihr saß ein Schwarm Verehrer, und die Operngläser des Parterre richteten sich abwechselnd auf beide Frauen. Wer weiß, zu wessen Gunsten der angestellte Vergleich bei Manchem ausgefallen ist?"

Nur ein Ort ist dem geputzten Laster verschlossen. „Die leichte weibliche Waare, in rother und weißer Schminke, gepudertem Haar und theatralischem Kostüm, die unter dem Namen Loretten in allen öffentlichen Localen der Hauptstadt, vorzüglich in den eleganten und theuern, den ersten Platz einnimmt und sich so breit macht, daß anständige Frauen dadurch ganz verdrängt

werden — jene Waare, für die Paris ein besonderes Monopol zu haben scheint, ist im Concert-Musard so gut wie gar nicht anzutreffen. Nur höchst selten und in vereinzelten Exemplaren trifft man im Garten eine jener schimmernden und doch so kläglichen Erscheinungen — ein verflogener Vogel, dem man es sofort ansieht, daß er nicht in seiner Heimath ist und dem man deshalb höflich die Thür weist. Musard hat das Verdienst, die anständige, ehrbare Frau (la femme honnête) im öffentlichen Vergnügungsleben der Pariser Welt wieder zu Recht und zu Ehren gebracht zu haben; denn alle andern Etablissements, Bälle, Concerte, Cafés chantants, Casinos und sonstige Lustbarkeiten waren und sind seit langem dergestalt von der erwähnten, zweideutigen Damenwelt eingenommen worden, daß die anständige, ehrbare Frau wirklich nicht wußte, wohin, und lieber zu Hause blieb, um dem Scandal (das ist leider das rechte Wort) auszuweichen. Anfangs hatte Musard manchen harten Kampf zu bestehen; seine ganze Existenz und die von etwa zwanzig Familienvätern und fünfzig, sechszig sonstigen Mitgliedern und Angestellten standen auf dem Spiel, und doch wurden an den verschiedenen Eingangspforten des Gartens allabendlich Hunderte von „Damen" zurückgewiesen, was natürlich Hunderte von „Herren" veranlaßte, ebenfalls nicht hineinzugehen. Der Besucher waren nur wenige und die Kosten des Etablissements beliefen sich, Alles in Allem, auf fast zweitausend Franken täglich. Das erfährt man endlich (so erzählte man wenigstens) in den Tuilerien. Man spricht davon bei Hofe und lobt das Unternehmen Musards."

Sehr merkwürdig sind in Paris und Versailles die historischen Bilder, die in Galerien, Panoramas rc. dem französischen Volke seinen Ruhm, besonders den Schlachtenruhm, vor Augen stellen. „Sie sind einmal eine eitle Nation, die Franzosen, der Einzelne wie die Gesammtheit; der kleinste Junge lernt schon in der Schule die Phrasen und Stichwörter auswendig, die sich sämmtlich auf die Größe und den Ruhm Frankreichs beziehen, und 'la gloire de la grande nation' ist die eigentliche Basis der intelligenten und moralischen Erziehung des Volkes. Vom ethischen Gesichtspunkt aus, wie von jedem höhern, mag dies verwerflich erscheinen; vom praktischen indessen ist es damit etwas Anderes, und man kann große Dinge durch solche Prinzipien erreichen und Gewaltiges durchsetzen." Die Sache scheint uns weniger zu belachen, als zu loben, und wir Deutschen müssen uns schämen, so wenig für unsern eigenen Ruhm zu thun. Es ist eine sträfliche Vernachlässigung, daß unserem Volk eher alles andere eingelernt wird, als Kunde des Vaterlandes und seiner großen Geschichte. Das haben wir nur der Kleinstaaterei zu danken.

---

## Vermischte Schriften.

**Historische Rückblicke. Sechs Vorträge zu milden Zwecken gehalten von R. Holzapfel. Magdeburg, Heinrichshofen, 1867.**

Hier wird gleich in den ersten beiden Vorträgen der Verfall der päpstlichen Macht voraus verkündet, als ob nicht schon mancher Papst in Rom bedrängt, belagert, gefangen und umgebracht, oder aus Rom vertrieben worden wäre, ohne daß der abendländischen Kirche jemals ihr Oberhaupt verloren worden wäre. In den zwei folgenden Vorträgen wird von Dante, dem großen Ghibellinen gehandelt, der das Kaiserthum über das Papstthum gestellt habe, woraus der Redner die Berechtigung Victor Emanuels, den Papst auf die Seite zu schaffen, herleiten zu können glaubt. Diese Auffassung ist ganz irrig. Dante war der treueste Anhänger der Kirche und ihres Oberhauptes, wenn er auch schlechte Päpste, unwürdige Hirten der Kirche verdammte. Den Kaiser aber setzte er ausdrücklich über die italienischen Tyrannen und wenn er noch lebte, würde ihm Victor Emanuel ein Greuel seyn.

Im fünften Vortrage, dem besten von allen, vergleicht der Verfasser die Unfähigkeit der alten Hellenen, ein politisches Ganze zu bilden, mit der gleichen Unfähigkeit der Deutschen. Beide welthistorischen Nationen vereinten mit der höchsten Begabung, Tapferkeit und Bildung den dummen Eigensinn des Partikularismus, die Hellenen sind daran zu Grunde gegangen und wir — werden daran zu Grunde gehen, wenn nicht ein heiliges Donnerwetter noch zur rechten Zeit die Narren zwingt, gescheidt zu werden.

Der siebente Vortrag spricht Preußen allein den Willen und die Kraft zu, die deutsche Frage befriedigend zu lösen. Sehr richtig. Nur sollte der Redner hinter der nationalen Frage die confessionelle nicht durchblicken lassen. Denn Confessionalismus ist Zwietracht, das Hinderniß der nationalen Einheit, sobald man ihn zur Hauptsache macht.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 65.** 14. August 1867.


## Alterthumskunde.

Die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie auf den Grabdenkmälern des Alterthums nach Anleitung einer Vase aus Canosa, im Besitz des Herrn Prosper Biardot in Paris, dargestellt von Dr. J. J. Bachofen. Mit einer Tafel in Farbendruck. Basel, Felix Schneider, 1867. Quer-Folio.

Ein außerordentlich gedankenreiches Werk, woraus man mehr lernen kann, als aus manchem unserer vielen archäologischen Compendien. Der Verfasser, dessen frühere tiefsinnige und ergebnißreiche Forschungen wir in unsern Blättern anzuzeigen nicht verfehlt haben, hat vollkommen Recht, wenn er auf S. 48 den Pedantismus vieler und nicht unberühmter Archäologen mit ein wenig Ironie behandelt. Da wird irgend eine beliebige Vase hervorgeholt und in einer akademischen Schrift mit einem unendlichen Apparat classischer Belesenheit und mit einer Affectation exactester Wissenschaftlichkeit erläutert, die sich in baare Lächerlichkeit auflöst, wenn man findet, daß der gelehrte Herr von der Symbolik, aus der er die Bilder erklären soll, auch nicht das Allergeringste versteht. Referent hat eine Sammlung solcher akademischen Stümpereien zusammengebracht und ist bereit, den Beweis zu führen, daß in den archäologischen Schriften aller in- und ausländischen Akademien in den Erklärungen der berühmtesten Gelehrten z. B. über Sinn und Bedeutung des Pegasus, des Kentauren, des Silen, des Labyrinthes, der Hesperiden, des räthselhaften Nysa, des Hirschsymbols rc. rc. die gröbsten und lächerlichsten Widersprüche vorkommen, so daß es jedermann einleuchten muß, die Herrn haben im Blinden herumgetappt und aus irgend einem unwesentlichen Merkmal eine Erklärung zu schöpfen gesucht, ohne eine Uebersicht über das Vorkommen desselben Symbols in zahlreichen alten Denkmälern sich verschafft zu haben.

Herr Bachofen sagt: Für diese Herrn ist „der Gedankenkreis der classischen Götter- und Heroenlehre der entscheidende. Wir wollen, sagen sie, keine Theologie, am wenigsten das mystisch symbolische Halbdunkel einer psychischen Unsterblichkeitslehre. Wozu bei den Grabdenkmälern nach dem Grundgedanken, nach dem idealen Inhalt der Bilder und ihrem Zusammenhange mit der Glaubenslehre fragen? Erörtern wir lieber eine Frage der Technik, eine paläographische Wunderlichkeit, einen Künstlernamen, seltene Attribute, Attituden, Bekleidungen, Bewaffnung rc." Nur nichts vom Sinn und von der Bestimmung der Denkmäler, nur nichts vom tiefen und heiligen Ernste der heidnischen Unsterblichkeitslehre, nach welcher die Hinterbliebenen dem geliebten Todten jene auf den Grabvasen und Sarkophagen unzähligemal wiederholten Sinnbilder der Wiedergeburt und Auferstehung, der Hoffnung eines künftigen Lebens mitgaben! Nur keine wahre Wissenschaft, nur kein Eindringen in die richtige Erkenntniß der Hauptsache, nur eine kleinliche und pedantische Polypragmosyne, Beschäftigung blos mit Nebendingen unter möglichster Wichtigthuerei!

Zur beiläufigen Ergötzung unserer geehrten Leser wollen wir nur ein kleines Schlaglicht in die Confusion dieser archäologischen Forschungen werfen. Wie hat man das Sinnbild der Sphinx erklärt? Schon mehrere altgriechische Schriftsteller selbst waren, wie unsere modernen Rationalisten, durch Ueberschätzung ihres abderitischen Verstandes so vernagelt, daß sie den tiefen Sinn eines der am häufigsten vorkommenden religiösen Sinnbilder des Heidenthums nicht mehr begriffen oder — was uns wahrscheinlicher ist — sie wollten ihn

nicht mehr begreifen, sie verleugneten ihn in demselben Hochmuth, in welchem unsere liberalen Philister die Mysterien unserer Religion verleugnen. Sogar Pausanias IX. 26. 2. nahm keinen Anstand andern nachzuerzählen, die Sphinx habe, als eine Art von Seeräuberkönigin in der Gegend von Theben geraubt, bis Oedipus sie mit Heeresmacht bezwungen habe. Palāphatus 7 adoptirt diese läppische Erklärung. Der Grammatiker Sokrates in den Scholien zu Euripides, Phön. 45. hält die Sphinx für eine Wahrsagerin, welche für die Thebaner verderblich wurde, weil sie deren Weissagungen nicht verstanden. Nach solchen Vorgängern scheint C. F. Hermann, quaest. Oedip. p. 112. sich für autorisirt gehalten zu haben, die Sphinx gleichfalls auf ein geschichtliches Factum zurückzuführen. Indem man erzähle, sie habe Menschen in den Abgrund gestürzt, seyen darunter nur Menschenopfer eines blutigen Cultus gemeint gewesen, den der menschenfreundliche Oedipus abgeschafft habe.

Johannes Diakonos bei Mützel, de emend. Theog. Hesiod. p. 295. verließ die geschichtliche Erklärungsweise, nahm eine physikalische an und fand in der Sphinx ein Sinnbild der Kälte im Winter, welche die Menschen zusammenzupressen strebe. Dieser geistreichen Erklärung hat unter den Neuern hauptsächlich Forchhammer in seiner Schrift über die Sphinx beigestimmt und in der Sphinx den böotischen Nebel und Sumpf, aber nicht blos in seiner erkältenden Eigenschaft im Winter, sondern auch in seiner pestartigen Ausdünstung erkannt. Das letztere nimmt auch Jaep in seiner Abhandlung über die griechische Sphinx, Göttingen 1854 als selbstverständlich an. Oedipus, meint er, habe jenen Sumpf ausgetrocknet. Weil die Sphinx in einer Höhle wohnt, zuweilen auch den Modius (das Getreidemaaß), auf dem Kopfe trägt, viele Brüste hat wie die ephesische Diana, und einen Löwenleib, der an die Löwen der Kybele erinnert, glaubte Panofka, Terracotten Taf. 6. Fig. 1. sie für ein Sinnbild der Erde halten zu müssen, weil sie aber auch Jünglinge (die jungen Thebaner) raubt, entschied sich derselbe Gelehrte in demselben Werke S. 22, sie für die Morgenröthe zu halten. Braun in den Annales de l'institut X. 266 erkannte in der Sphinx den Mond, weil sie auf einer Vase mit einem Strahlendiskus gegenüber der Sonne vorkommt. Dagegen hielt sie Welcker, Vasen S. 76 für die Sonne, Gerhard, Lichtgottheiten S. 4 für die Sonnenhöhe im Thierkreis, sofern er im Hinterleib des Löwen und Vorderleib der Jungfrau die gleichnamigen Himmelszeichen sah. Preller, Griech. Myth. II. 240. glaubte, die Sphinx bedeute die Sonne, aber nur in deren tödtlicher Eigenschaft. Welcker, Vasen S. 87 gedenkt noch eines gelehrten Freundes, der die Sphinx für den Hundstern Sirius hält. Winckelmann, Werke IX. 298. dachte sich unter der Sphinx den Nil, weil sie auf einer Glaspaste zwei Mäuse im Munde hat, Mäuse aber nach der jährlichen Nilüberschwemmung in Menge sichtbar werden. Auf einer Gemme bei Tassie Nro. 51 hält ein Affe die Sphinx beim Schwanze und beugt sich über sie, als wolle er ihr etwas sagen oder etwas von ihr hören. In dem Affen will nun Tassie einen Priester sehen, der sich die Nilüberschwemmung voraussagen läßt. Böttiger, Vasen III. 98. hielt die Sphinx für einen liegenden Kentaur.

Clemens von Alexandrien, Strom. V. 8. 47. war der erste Erklärer, der etwas Allgemeineres, wenn auch nur im Raum, im Begriff der Sphinx durchfühlte. Er sah in ihr das Bindende, Allumfassende. Unter den Neuern faßte Creuzer, Symbolik II. 220. zuerst die mannigfaltigen Attribute der Sphinx ins Auge und glaubte daher, ein Pantheon in ihr erkennen zu müssen, eine Vereinigung „der verschiedensten Eigenschaften der Gottheit, die der Stärke und Weisheit, die des verborgenen Waltens, die Idee der Ewigkeit und die des wohlthätigen Genius. Die Einheit aber, wodurch dieses Verschiedene zu einer Vorstellung zusammenschmelze, dürfte ohne bestimmte Data wohl nicht gefunden werden.“ Grund, Malerei der Griechen I. 57. ließ alle Naturbeziehungen fallen und wollte in der Sphinx nur ein Sinnbild des auf sich selbst ruhenden göttlichen Verstandes sehen. Schöll in seinen Mittheilungen aus Griechenland I. 111. meinte gar, die Sphinx sey ein Sinnbild der dramatischen Poesie.

Welche Widersprüche! welcher Unsinn! und das sollte die Ausbeute des archäologischen Studiums seyn? Wahrlich eine Wissenschaft ist noch nicht weit gekommen, die noch so hin- und herrathen und faseln kann.

Bei alledem war die Symbolik der Sphinx nur das Ei des Columbus. Die Sphinx ist nämlich — ihr Räthsel selbst, das ewige Räthsel vom Leben und Sterben des Menschen, vom Entstehen und Vergehen in der Natur und Geschichte, das Räthsel des Weltschicksals. Daher steht die Sphinx vor den Tempeln, vor den Thronen der höchsten Götter und vor den Gräbern. Daher kommen ihr auch die Attribute aller großen Wechsel in Raum und Zeit zu.

Das Werk des Herrn Bachofen beginnt mit einer Schilderung der höchst interessanten Gräber von Canosa und geht dann zur Erklärung der wichtigsten Grabsymbole über. Diese aber lassen sich alle auf die Un-

sterblichkeitslehre der Griechen zurückführen, die bei den Pythagoräern, Orphikern und Neuplatonikern, in den Demeter- und Dionysosmysterien immer die nämliche bleibt, so daß nur hier mehr der sittliche Ernst und das Sehnen nach Veredlung, dort mehr die Erwartung der höchsten sinnlichen Lust und Wonne vorherrscht, wie sich denn auch gewisse Phasen und Moden in der Mysterienlehre verschiedener Zeiten nicht verkennen lassen.

Die Werke der Alten, die hauptsächlich zur Erklärung der Grabdenkmäler behülflich sind und aus denen man die Unsterblichkeitslehre am besten kennen lernt, sind Plutarchs Abhandlung über das Gesicht in der Mondscheibe, das Somnium Scipionis des Macrobius und des Porphyrius Buch über die Grotte der Nymphen. Herr Bachofen begnügt sich mit diesen Werken des classischen Alterthums, um nicht über den griechischen Ideenkreis hinauszugehen. Wir können jedoch nicht umhin, die Bemerkung hinzuzufügen, daß sich dieselbe Unsterblichkeitslehre auch bei den mittel- und nordeuropäischen Völkern nachweisen läßt, namentlich die Lehre vom Seelenschiffe, welches die Seelen in das irdische Leben ein- und auch wieder hinausführt, identisch mit dem Mondschiffe, zweitens die Lehre von der Milchstraße, als dem Wege, auf welchem die Seelen zur Erde hinab und auch wieder hinaufsteigen. Ferner die Lehre von den seligen Inseln im Westen, die Lehre von den himmlischen Freuden rc. Es ist sogar die Frage, ob nordische Religionslehren nicht noch mehr Antheil an dem s. g. pythagoräischen Systeme gehabt haben, als eine original-griechische Weisheit.

Unter den Grabsymbolen, die hier von größter Wichtigkeit sind, steht der fischgeschwänzte Pegasus oder geflügelte Hippokamp auf der im Abbild beigegebenen Grabvase oben an. Er verbindet nämlich den Delphin mit dem Pegasus in jener vollendeten Mysterienlehre, welche die Vorstellung einer Ueberfahrt der Todten über Meer zu den seligen Inseln mit der Vorstellung eines Ausflugs der Seelen durch die Milchstraße empor zum höchsten Aether, zum Centrum des Himmels im Nordpol, vereinigt. Die erstgenannte Vorstellung gehörte mehr den Küstenvölkern, die zweite mehr den Völkern des Binnenlandes an. Die seligen Inseln gehören dem Chronos, der Himmel im höchsten Aether dem Dionysos, aber die Mysterien beider wurden verschmolzen. Die saturninische Zeit, das goldene Zeitalter des Chronos ist nichts anderes, als das Reich Nysa, von welchem Dionysos den Namen trägt, das selige Reich der Nysäer oder Hyperboreer jenseits des Nordwindes, wovon uns Diodor die ausführlichsten Nachrichten gibt (III. 67. IV. 2.). Dionysos ist die Gottheit, die sich nach der Mysterienlehre in den Tod gibt und zur Menschheit herabläßt, um die Menschheit zu erlösen. Naxos ist das irdische Gegenbild des himmlischen Nysa. Zu Naxos als Mensch geboren, erlöst er auch wieder zu Naxos die Menschheit in der Gestalt Ariadnens und führt sie zum Himmel empor.

Dieses Aufsteigen zum Himmel erscheint erhabener, als die Ueberfahrt der Seelen auf dem Rücken des Delphin über das Meer zu den seligen Inseln. Die Vorstellung ist auch wohl älter, denn schon den Indern und Persern waren die Himmelshöhen bekannt. Der Glasberg in unzähligen nordeuropäischen Märchen, zu dem beglückte Helden reiten oder fliegen, bedeutet nichts anderes. Auf den griechischen Grabdenkmälern wird aber das südliche Sinnbild des Delphin mit dem nordischen des Flügelpferdes verbunden, um die Himmelfahrt der Seelen zu bezeichnen.

So faßt nun auch Herr Bachofen S. 20 den Pegasus auf, ohne sich übrigens näher über seine reiche Symbolik auszulassen. Wir wollen ihn daher ein wenig ergänzen.

Pegasus, das berühmte Flügelpferd, hat den Erklärern immer viele Mühe gemacht, da es so oft in den verschiedensten Verbindungen mit Licht- und Wassergöttern, mit Bergen und Musen, mit der Göttin Athene und mit dem Donnergott vorkommt. Als ein Sohn des Poseidon ist er vor den Wagen seines Vaters gespannt. Gerhard, Vasen I. 10. Aber auch vor den der Sonne. R. Rochette 73. oder der Eos, Gerhard, Trinkschalen S. 15, Panofka, Terracotten S. 24; oder vor dem Donnerwagen des Zeus, Asklepiades, Schol. zur Ilias VI. 155. Oft springt das Flügelpferd am schönen Helm der Athene hervor, Lippert I. 112. Eros reitet auf ihm, Gerhard, Etrusk. Spiegel tab. 118. Er trinkt aus einer Quelle, R. Rochette Nro. 10. Nymphen bedienen ihn, bei Bartoli, Pitture de Nasoni 20. Victoria führt ihn am Zügel, Tölken III. 1234. Im Thierkreis kommt er vor bei Tassie Nro. 9067. Mit einem Vogelschwanz das. Nro. 9081. Mit einem Fischschwanz auf Münzen von Syrakus und Tarent, Combe, tab. 54. 55.

Genug der Bildwerke, um zu zeigen, in wie vielerlei Beziehungen Pegasus kommt. Am allgemeinsten ist er bekannt als das Musenpferd, auf welchem die Dichter ihre kühnen Flüge machen. Wie er zu dieser Ehre kam, erzählt eine reizende Mythe bei Ovid Met. V. 256 f. Ant. Liberalis 9. Die Musen sangen einmal so wunderschön, daß der Himmel mit allen seinen Sternen stille stand, auch das Meer unbeweglich zuhörte und die Flüsse ihren Lauf hemmten. Da wuchs

auch der Berg Helikon aus Entzücken, und um die himmlische Musik mehr aus der Nähe zu hören, höher und immer höher, bis Poseidon den Pegasus absandte, um ihn niederzuhalten. Pegasus schlug mit dem Hufe auf des Berges Spitze und augenblicklich stand er still. Unter dem Hufschlag aber entsprang die Musenquelle Hippokrene genannt, die zum Gesang begeistert, wenn man daraus trinkt. Dieselbe Begeisterung soll den Dichter anwandeln, wenn er das Flügelroß besteigt.

Diese Bedeutung des Rosses paßt aber nicht zu den verschiedenartigen Bildwerken, die wir oben erwähnt haben. Man hat also nach andern Bedeutungen gesucht. Das Pferd kommt aus dem Wasser und fliegt, also wird es wohl, dachte man, der Wasserdunst, der Dampf, die Wolke seyn sollen. Als eine solche würde er auch vor dem Wagen der Morgenröthe, der Sonne und des Donnerers passen. Aber was für Sinnbilder hat man nicht schon zu Wolken gemacht! Mit der Wolke läßt sich bei weitem nicht alles erklären, was den Pegasus betrifft. Völker glaubte in ihm ein Sinnbild der Schifffahrt zu finden; das Pferd sollte das schnelle Schiff und seine Flügel sollten die Segel bedeuten. Damit würde jedoch die Tendenz zum Hohen, die dem Pegasus eigen ist, nicht stimmen. Völker, Myth. des Japet. Geschlechts S. 150.

Um die Bedeutung des Pegasus richtiger zu würdigen, muß man auf seine Geburt zurückgehen. Nach Hesiod, Theogonie 274. war er der Sohn des Poseidon und der Medusa, die ihn aber erst nach ihrem Tode gebar. Als nämlich Perseus der Medusa das Haupt abgeschlagen hatte, wuchsen aus ihrem blutenden Halse Pegasus, das geflügelte Roß, und Chrysaor, das Goldschwert, hervor. Den Letztern haben die Gelehrten in der Regel richtig für das goldene Saatkorn genommen, oder für Dschemschids goldnen Dolch (den Pflug, der die Erde aufritzt und insofern ebenfalls die Saat fördert). Dagegen bedeutet Pegasus ungleich mehr als eine Wolke, wofür man ihn am häufigsten zu halten pflegt. Man muß sich an den tiefen Sinn des Gorgonenmythus erinnern. In Gorgo Medusa liegt der Begriff des absoluten Todes, der Negation alles Geschaffenen. Es ist aber ein bloßer Begriff, denn in der Wirklichkeit gibt es keinen absoluten Tod, sondern aus dem Tode geht immer wieder neues Leben hervor und zwar auf zweierlei Art, gleichsam in einem doppelten Rhythmus. Einmal stirbt die Natur jährlich im Winter ab, lebt aber im Frühling wieder auf. Das ist Chrysaor. Zweitens wird einmal die ganze Welt ein Ende nehmen, aber auch wieder nur, um in einer bessern verjüngt zu werden. Und in ihr sollen auch die Menschenseelen, nachdem sie der irdischen Versuchung, Sünde und Qual entronnen sind, wieder erwachen, eine Hoffnung, ein Glaube der alten Mysterienlehre. Wenn Chrysaor das Sinnbild der Wiedergeburt nach jedem Wintertode war, so schwang sich dagegen der Glauben an die Unsterblichkeit oder an die Rückkehr der Seelen zur himmlischen Heimath mit den Flügeln des Pegasus auf. Er bedeutete keine Wolke, sondern die Wiedergeburt der Seelen, wie sein Bruder Chrysaor die Wiedergeburt der Leiber.

Nun erklärt sich auch leicht, warum er als Heros der Wiedergeburt den Wagen der Eos, des Helios und des die Erde im Frühlingsgewitter befruchtenden Zeus führt und warum er hoch oben im Aether triumphirend aus dem Helme der Göttin Athene hervorspringt.

Jetzt erst erhält auch der schöne Mythus vom Helikon seine Erklärung. Der Berg, der Sohn der Erde, noch befangen in dieser Zeitlichkeit, wagt es, zum Himmel hinauf wachsen zu wollen, ohne das Ende der Zeiten abzuwarten, eigenmächtig, ohne der Götter Geheiß und dem ewigen Schicksal zuwider. Deshalb wird er mit Gewalt zurückgehalten in der niedern Sphäre, weil es aber kein böser Wille, kein dummer Hochmuth war, der ihn antrieb, sondern nur eine süße Bezauberung durch himmlische Töne, so ward ihm vergönnt, daß seine Sehnsucht zum Himmel die Urquelle aller Begeisterung irdischer Dichter in der Musenquelle werden sollte.

Was der Berg Helikon in reiner Unschuld wagte, dasselbe zu thun fiel dem Bellerophon im sträflichen Uebermuth ein. Dieser griechische Heros wollte auf dem Pegasus zum Himmel empor fliegen, aber Zeus schickte eine Bremse ab, die das Flügelpferd plagen und stechen mußte, bis es den Heros abwarf, der nun auf die Erde herunterstürzte. Pindar, Isthm. Od. VII. 44. Olymp. XIII. 122. Tarsos, wo er hinfiel und die Beine brach, hat davon den Namen. Stephan, Byz. s. v. ταρσός. Wer sollte nicht in diesem Bellerophon das Gegenbild zu Phaeton erkennen. Phaeton verläßt den Himmel aus Uebermuth, Bellerophon will hinauf zum Himmel aus Uebermuth. Im erstern haben wir die Verlockung zum Irdischen erkannt, der letztere strebt umgekehrt, aber eben so vorwitzig zum Himmel auf.

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 66. 17. August 1867.


## Alterthumskunde.

Die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie auf den Grabdenkmälern des Alterthums nach Anleitung einer Vase aus Canosa, im Besitz des Herrn Prosper Biardot in Paris, dargestellt von Dr. J. J. Bachofen. Mit einer Tafel in Farbendruck. Basel, Felix Schneider, 1867. Quer-Folio.

(Schluß.)

Das vergebliche Himmelanstreben, vor der Zeit und ohne Verdienst, steht in Verbindung mit allem andern vergeblichen Streben auf Erden, daher der Mythus, der Bellerophon zu einem Enkelsohn des Sisyphus macht, Herodot I. 147. Dieser Sisyphus ist bekanntlich verdammt, beständig einen Stein bergan zu wälzen, der ihm immer wieder herunter fällt.

In der Ilias VI. 155. ist vom Herabstürzen vom Pegasus nicht die Rede, sondern es heißt nur, Bellerophon sey nach dem Tode zweier Kinder den Göttern verhaßt umhergeirrt. Euripides, der die Liebe der Königin Sthenoböa zu Bellerophon dramatisch behandelt hat, läßt dieselbe mit ihrem Geliebten zugleich den Pegasus besteigen, da aber sie nur ihn und nicht er sie liebt, wirft er sie unbarmherzig herunter. Diese willkürliche Erfindung des Dichters hat wohl schwerlich eine tiefere Bedeutung. Keine dieser Notizen aus dem Alterthum kann uns von der Erklärung abbringen, die wir gegeben haben. Preller in seinem sonst schätzbaren mythologischen Werke II. 54. 61. macht aus Bellerophon einen Sonnenheros, weil die Sonne aus dem Meer aufsteigt, und vergleicht seinen Fall mit scheinbaren Störungen der Sonnenbahn. Das genügt so wenig zur Erklärung des Heros, als die Vergleichung seines Rosses mit der Wolke.

Ein zweiter Mythus von Bellerophon drückt denselben Grundgedanken aus. Er zieht einmal in Lykien das Meer hinter sich her, tief ins Land hinein, und würde alles überschwemmt haben, wenn ihn nicht die Weiber des Landes zurückgehalten hätten, indem sie ihm mit aufgehobenen Gewanden, entgegen kamen, davor schämte er sich und wich zurück. Plutarch, von den Tugenden der Weiber im Abschnitt von den Lykierinnen. Daß er das Meer nach sich ziehen will, hat denselben Sinn, wie das Emporwachsen des Helikon. Was die Weiber betrifft, so scheint es, sie haben ihn daran erinnern wollen, daß es noch nicht Zeit sey, den Strom des Lebens zum Ziele zu führen, sondern daß es noch viel neuer irdischer Geburten bedürfe. Durch dieselbe Pantomime erinnerte bekanntlich Baubo die trauernde Ceres, sie solle der Fruchtbarkeit der Erde wieder vorstehen.

Als den Schauplatz der himmlischen Freuden hätte Herr Bachofen Nysa mehr hervorheben dürfen. Wenn der euhemeristische Diodor den Dionysos zum König der Nysäer macht, der sein Volk zum Kriege führt, so sind diese Nysäer nichts anderes, als die lang lebenden, weisen und seligen Hyperboreer, und auch wieder nichts anderes, als das streitbare Gefolge des Gottes, wie es die Dionysiaka des Nonnos ausführlich schildern, genau das nämliche Volk, wie wir es auf allen Grabvasen wiederfinden, das Volk der Silene, Satyrn, Pane, Bachanten und Bachantinnen, Nymphen rc. In ihnen spiegeln sich alle Stufen der Seligkeit ab, von den schönen dionysischen Kindern, Jünglingen und Greisen, den sinnigen Silenen, dem edlen, wenn auch kentaurischen Chiron, dem sokratischen Satyr, den grazienreichen Nymphen und neckenden Eroten bis zu den in der üppigsten Sinnenlust halb thierisch, ja ganz thierisch, oft überthierisch schwelgenden Panen, Panesken, Papposilenen, Hermaphrodyten rc.

Um über Nysa keinen Zweifel zu lassen, citiren wir

hier noch die wichtigsten Quellen, aus denen unzweideutig erhellt, daß nur der Nordpol am Himmel damit gemeint war, als das Centrum der Natur, um das sich alle Sterne drehen, die Geburtsstätte der Götter und der ganzen Natur, das Loch (arabisch elfas), aus dem alles gekommen ist, der Kelch, aus dem sich alles entfaltet hat, aus dem die Welt wie eine Blume hervorgeblühet ist. Vergl. Sikler, Homer, Hymnus auf Demeter S. 93. Schon das altindische Gesetzbuch Menus I. 97. VI. 31. versetzt die Wohnung der Götter in den Nordpol und Wischnu ladet alle frommen Inder in seinen Himmel am Nordpol ein. Asiat. Originalschriften I. 76. Auch die alten Etrusker glaubten an das Himmelreich im äußersten Norden. Otfried Müller, Etrusker II. 129. Die Finnen verlegten den Himmel ins Bärengestirn, Mone, Heidenthum I. 62. Ebenso die alten Britten, deren berühmter König Arthur, im Paradiese Avalon schlafend, auch schon dem Namen nach identisch ist mit Arktur, dem Bärengestirn, welches dem Nordpol am nächsten steht. Auch die Chinesen lassen in diesem Sternbild den Urgeist Tai-hie mit seinen Mandarinen thronen. Die sieben Sterne des großen Bären wurden von den Griechen auch als die siebensaitige Lyra gedacht und deren Töne als die Harmonie der Sphären. In der griechischen Anthologie VIII. 11. heißt es, Apollo half Nisaia bauen und legte seine Lyra auf die Steine, die davon tönten. Nach dem bekannten Mythus von Amphion fügten sich die Steine zum Bau, nach dem Klange der Lyra. Dieselbe Wunderkraft wird im finnischen Epos Kalewala der Harfe des höchsten Gottes Wäinämöinen beigelegt. Der Sinn ist hier überall der Weltbau aus dem Centrum des Nordpols.

Das Wort Nysa oder Nisaia bedeutet im Hebräischen, wie oben schon bemerkt ist, die Blume oder Knospe, ähnlich der nux, Nuß. Creuzer, Symbolik IV. 23 leitet das Wort von νύσσειν, pungere, her und sieht darin den Punkt schlechthin, d. h. den Mittelpunkt der ganzen Welt. Man könnte auch an νύξ, nox, Nacht denken, nämlich an die Urnacht, Mutternacht, aus der alles hervorgegangen ist, oder an νοῦς, Verstand, Geist, d. h. den Urgeist. Was die nysäischen Pferde betrifft, die am schnellsten laufen, so hat man dieselben zwar auf der asiatischen Erde gesucht, aber ihr Urbild bleiben immer die um den Nordpol kreisenden Gestirne. Stephanus hat nicht weniger als neun verschiedene Nysas verzeichnet, die aber, wie die Insel Naxos, nur irdische Abbilder des himmlischen Nysa sind, als bevorzugte Cultusstätten des Gottes Dionysos, d. h. des Gottes von Nysa.

Das himmlische Nysa, die ursprüngliche Geburts- und Wohnstätte des Gottes, wird von Diodor III. 67. eine gesegnete und reizende Insel genannt, voll Quellen und Gärten, voll fruchtbarer Bäume und wildwachsendem Wein. Den Mittelpunkt bildet eine runde Höhle voll Wohlklang und Wohlgeruch und in allen Farben schimmernd. Hier wurde der junge Dionysos gepflegt. Diodor erwähnt auch daneben einer volkreichen Stadt und läßt (III. 70.) den Gott Dionysos, als er erwachsen ist, mit dem Volk der Nysäer ausziehen, um die Libyer zu überwältigen. Von diesem interessanten Kriege nun haben unsere großen Akademiker trotz ihrer weltberühmten Gelehrsamkeit niemals das geringste Verständniß gehabt, ja kaum davon Notiz genommen. Es handelt sich aber grade hier von einem hellen Licht, das in die Grundlehren des classischen Heidenthums fällt. Denn Diodor bringt in der geheimnißvollen Höhle zu Nysa den jungen Gott Dionysos in die engste Verbindung mit der jungfräulichen Pallas Athene (III. 69.), die seine Jugend pflegt und beschützt. Sie ist das ewig jungfräuliche Licht, die reinste und heiligste Auffassung des göttlichen Geistes der hellenischen Gedankenwelt. Sie muß den jungen Dionysos leiten und beschützen, weil er berufen ist, durch Selbstaufopferung dereinst die Menschheit zu erlösen. In demselben Sinne steht bekanntlich Pallas Athene auch dem Herakles und allen Heroen der Humanität bei. Bevor aber Dionysos seine Mission in der Menschheit beginnen kann, müssen erst die bösen Naturgewalten überwunden seyn, muß die Erde erst zur Wohnstätte der Menschen bereitet seyn. Dem sittlichen Kampfe muß ein Kampf mit den rohen Elementen vorangehen. Das ist nun nach Diodor a. a. O. der Kampf der Nysaier gegen die Libyer, dasselbe was der Titanen- und Gigantenkrieg. Libyer aber werden die feindlichen Mächte genannt, weil Libyen für das südlichste Land galt, alles Böse aber vom Südpol her kommen sollte, wie alles Gute vom Nordpol. Nach der pythagoräischen, orphischen und neuplatonischen Lehre brachte der Nordwind Leben, der Südwind Tod, wohnten hinter dem Nordwind die Seligen und die Götter als Schöpfer und Erhalter der Welt, hinter dem Südwind aber die Verdammten und alle bösen, zerstörenden Urmächte. Deshalb läßt Diodor den Dionysos und die Nysäer mit Zeus und Pallas Athene zugleich wider die Libyer ausziehen und bei diesem Anlaß tödtet Pallas Athene das Ungeheuer des Südens, die schreckliche Aegis, und trägt seitdem deren Schuppenfell als Brustharnisch. Damit ist der Urgegensatz des Guten gegen das Böse ausgedrückt. Leider hat Diodor den großen Götterkrieg eu-

hemeristisch als einen gewöhnlichen Krieg irdischer Könige und Völker aufgefaßt, doch läßt er uns im Volke der Nysäer aufs deutlichste das ganze gewöhnliche Gefolge des Bachus wiedererkennen. So nennt er III. 71. die edelsten Nysäer ausdrücklich Silene und berichtet, Dionysos habe den Silen zum ersten Beherrscher von Nysa ernannt.

Die Symbolik der Gräber enthält die Verheißung künftiger Seligkeit im Elysium, im saturninischen Reiche, auf den Inseln des Chronos, auf der Insel der Phäaken, die dasselbe bedeutet, oder im Lande der Nysäer und Hyperboreer. Die himmlische Lust ist überall die gleiche, wie sie auf Sarkophagen und Grabvasen in unzähligen Variationen wiederkehrt. Den reichsten Aufschluß darüber gab bisher die griechische Götterlehre von Emil Braun, doch hat Herr Bachofen noch feinere Unterschiede gemacht zwischen dem höhern Adel dionysischer Physiognomien und der gemeinen Satyrlust. Es ist nicht zu leugnen, daß die Vorstellungen des künftigen Lebens in den fast unübersehbar reichen Grabbildern der Griechen von vorherrschend sinnlicher Natur waren, und ohne Zweifel trug die Corruption späterer Zeiten viel dazu bei, jenen Grabbildern häufig auch den letzten Schein von Ernst und Heiligkeit zu nehmen. Indessen muß man unterscheiden, was dabei eine derb sinnliche, doch unschuldige Symbolik, und was ein wollüstiges, großstädtisches Raffinement und sogar Bizarrerie der Mode ist. Trotz dieser Entartungen geht durch die Gräbersymbolik der Alten ein ernster, wehmüthiger, durchaus schöner und edler Zug hindurch, eine Ahnung des Heiligen. Wir können diese Seite der antiken Grabbildnerei nicht besser kennzeichnen, als mit den Worten Führichs in seinem ersten Heft „Von der Kunst“ auf S. 6. Hier heißt es: „Die Plastik allgemein geglaubter gottmenschlicher Verhältnisse schuf selbst im Heidenthume und da wieder besonders bei den Griechen, den Trägern heidnischen Idealismus, trotz jener furchtbaren Verzerrung, die ihren Grund in der damaligen Lage unseres Geschlechts hatten, jene Sculpturwerke, welche, obgleich im Götzendienste dämonisch ausgenützt, dennoch Zeugniß von zwei allgemeinen Wahrheiten geben; daß nämlich, zurückgreifend in die Urzeit unseres Geschlechts — nach heidnischen Begriffen ins goldene Weltalter — der Mensch ein Bild Gottes, ein göttlicher Mensch war. Und vorahnend weisen die herrlichen Darstellungen des Menschenleibes vor allem ihrer Göttersöhne, auf den menschlichen Gott — in die Sprache der Wahrheit übersetzt — auf den menschgewordenen Sohn Gottes.“ In diesem Streben nach dem sittlichen Schönheitsideal begegnet in der That die dionysische Erlösungslehre auf dem Kunstgebiete einer christlichen Anschauungsweise, mag man sich nun im griechischen Alterthum mehr ein Emporsteigen aus dem körperlichen, ursprünglich nur pflanzlichen und thierischen Organismus zum höchsten psychischen Adel und zum Ausdruck des Göttlichen gedacht haben, während die christliche Kunst die Herabkunft des Göttlichen ins Menschliche kennzeichnet.

Der Kriegszug des Dionysos nach Indien, den der späte Dichter Nonnus am ausführlichsten beschrieben hat, spiegelt uns wahrscheinlich jenen ältesten Krieg der Nysäer wieder ab, zwar überaus zierlich ausgeschmückt, jedoch ohne den ursprünglichen Sinn wieder erkennen zu lassen. In dem Volk des Dionysos, wie es in Indien auftritt, herrscht das Bewußtseyn himmlischer Lust und Seligkeit im Sinnengenusse vor, wie auch in den meisten griechischen Grabbildern. Dennoch müssen wir auch alle diese trunkenen Silene, muthwilligen Satyrn und üppigen Pane auf das heilige Nysa am Nordpol zurückführen.

Der Schlüssel zum Verständniß der Mysterienlehre und des Dionysoscultus liegt in den allbekannten römischen Saturnalien.

Dem Centrum im Raum entspricht nämlich ein Centrum in der Zeit, dem Nordpol am Himmel die Nacht der Wintersonnenwende oder die Weihnacht. Deshalb fallen die Saturnalien grade in diese Zeit, und sie werden auch jetzt noch als Weihnachten gefeiert. In den Saturnalien der Römer wurde das goldene Zeitalter des Saturnus oder Chronos, mit andern Worten der Himmel mit allen seinen Seligkeiten abgespiegelt und wenigstens auf einen Tag erneuert. Daher an diesem Tage keine Arbeit, kein Dienst, nur Genuß und Freude; jede Herrschaft hörte auf, Kinder waren den Alten, Frauen den Männern, Sclaven den Herren gleich, wurden beschenkt und bedient. Das gemeine Menschenleben wurde wenigstens auf einen Tag mit dem Leben im Himmel vertauscht. Dies beruhte auf der Vorstellung, in der Sonnenwende ruhe die Sonne von ihrem Laufe aus und stehe die Zeit still, so daß an ihre Stelle wieder, wenn auch nur vorübergehend, die Ewigkeit trete. Wie man nun in den Nordpol, als den einzig stillstehenden Punkt im Raume, das Thor zum Himmel verlegte, so auch in das Solstitium, als den einzig ruhenden Punkt in der Zeit.

Die merkwürdige Wahlverwandtschaft der Dionysien und Saturnalien mit den Maskenzügen und dem Theater läßt sich auch jetzt noch in den Maskeraden, Spielen und Tänzen der Weihnachts- und Neujahrszeit wiedererkennen. Man begreift sie nur einseitig,

wenn man sie immer blos aus der Weinlese und deren Lust erklären will. Diese Beziehung darf nicht ausgeschlossen werden, wegen der sakramentalen Bedeutung des Weines in den Dionysosmysterien, aber sie darf auch nicht allein gelten. Die Hauptsache bleibt immer die Vergegenwärtigung des himmlischen Lebens mitten im irdischen. Daher die durchgreifende Uebereinstimmung der altgriechischen Grabbilder mit dem altgriechischen Theater. Die Gelehrten haben sich gewundert, warum die Maler der Grabvasen ihre Satyrkostüme, wie ganz unverkennbar ist, so häufig aus den Satyrspielen der griechischen Bühne entlehnten. Aber nichts war natürlicher, da die Bühne ihre Stoffe ursprünglich nur aus der Mysterienlehre schöpfte, die den Dionysos- und Demeterfesten zu Grunde lag. Insofern mußte das Theater mit dem Grabcultus übereinstimmen. Daher auch der Grundbegriff der Maske bei den Alten die Leiblichkeit, oder die irdische Hülle war, von welcher die Seele frei werden und mit welcher sie wechseln kann. Daher das reizende Spiel der Eroten mit der tragischen Maske, der lächelnde Liebesgott, der sich neckisch hinter der gräßlichen Maske verbirgt. Diese Symbolik fand noch eine weitere Ergänzung in den Miniaturbildern der Grazie, welche die Alten, wie bekannt, im hohlen Innern halbthierischer Satyrn versteckten. Nur so wurde die Bestialität der Panmaske und der ganze grobsinnliche Cultus auf den dionysischen Grabbildern, wie im dionysischen Himmelreich überhaupt, erklärlich und entschuldbar.

Herr Bachofen hat sich das Verdienst erworben, mit besonderer Genauigkeit und Feinheit das Sittlichschöne im antiken Gräbercultus zu unterscheiden und hervorzuheben. Während in den Basreliefs der Sarkophagen und in den noch viel zahlreicher gemalten Bildern der Grabvasen allerdings oft der erotische Orgiasmus vorherrscht und andere aus dem Reichthum der Götter- und Heroenmythen Anspielungen auf die bestimmte Persönlichkeit und Situation des Hingeschiedenen enthalten, Anspielungen auf sein Geschlecht, Alter und Stand, Anspielungen auf den Tod eines Vaters, Gatten, Sohnes, Geliebten, eines Kriegers, Künstlers x. oder einer Mutter, Gattin, Braut, eines Kindes x., geht doch durch den ganzen Gräbercultus auch ein allgemeiner Zug zum Höhern und Idealen hindurch. Von überaus zarter Seelenschönheit sind zunächst die Hinweisungen auf das Wiedersehen nach dem Tode, wobei immer der lichten Lust und Wonne der Schatten tiefer Trauer und schmerzlicher Thränen gesellt bleibt. Maßgebend ist hier besonders der Mythus vom Raube der Persephone und ihrer klagenden Mutter Demeter. Persephone-Kore geht aber in die Ariadne über, welche Dionysos zum Himmel emporführt, nachdem sie von Theseus verlassen war. Hier gipfelt die sittliche Tendenz des alten Gräbercultus in der Geheimlehre von einem Sakramente der Ehe, welches die Eingeweihten als himmlische Bräute unterscheiden sollte von den gemeinen Hetären des wilden Aphroditecultus. Ergänzend tritt hier der Mythus von der Psyche ein, welche nur durch schwere und demüthige Buße dahin gelangt, den Geliebten wiederzufinden und mit ihm in den Himmel einzugehen. Das letzte Räthsel jener Mysterienlehre aber wird gelöst in dem Cyclus von Vasenbildern, welche die Apotheose der Menschheit nicht mehr in der Erhebung der demüthigen Ariadne zur Braut des Dionysos, sondern in der Erhebung des Herakles zum allein würdigen Gatten der Pallas Athene darstellen. Die Hochzeit, die Herakles nach seinem irdischen Tode mit der jungfräulichsten Göttin im Himmel feiert, ist der Schlußstein der ganzen Mysterienlehre, die übrigens den Griechen nicht allein angehört, sondern sich auch in den nordeuropäischen Traditionen von der Erhebung irdischer Helden zu himmlischen Valkyrien und Feen wiederholt.

Nur beiläufig machen wir noch darauf aufmerksam, daß es noch an erschöpfenden Untersuchungen über das auf griechischen Grabvasen, wie auf ägyptischen Mumiensärgen vorkommende Blumensymbol fehlt. Ohne uns des Nähern darüber hier auslassen zu wollen, begnügen wir uns mit der Hinweisung auf eine einzige, aber sehr alte und merkwürdige Quelle für das Verständniß jener Blumensymbole. In dem ältesten Märchen der Welt nämlich, welches in Hieroglyphenschrift auf einer Papyrusrolle in einem ägyptischen Mumiensarge gefunden wurde, von einer englischen Dame im Jahre 1852 gekauft und zuerst von Rougé in Paris ins Französische, vor drei Jahren aber aufs neue von Brugsch aus dem Original ins Deutsche übertragen wurde, heißt es von einem gewissen Batan, der von seinem Bruder erschlagen wurde, seine Seele sey in die Blüthe eines Cedernbaumes verschlossen worden und habe darin fortgelebt. Die Ceder gehört zu den immergrünen Coniferen, deren Grün den Winter überdauert, die daher im Süden wie im Norden Sinnbilder des Todes und der dennoch den Tod überdauernden Lebenskraft waren. Die Blüthe der Ceder ist mithin ein höchst passendes Sinnbild für die Seele nach dem Tode des Leibes oder vor der Wiedergeburt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 67. 21. August 1867.


## Kriegsgeschichte.

Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Emil Knorr, Premierlieutenant. Mit Karten und Beilagen. 1. Lieferung. Hamburg, Otto Meißner, 1867.

Ein gut geschriebenes und sehr empfehlenswerthes Buch, welches nicht nur genaue militärische Details enthält, sondern auch den Krieg aus dem allein richtigen Standpunkt betrachtet.

Der Verfasser muß ein wenig weit zurückgreifen, um die Sachlage aufzuklären. Als sich im Jahr 1813 das preußische Volk in feuriger Begeisterung erhob, größere Opfer als alle andern Alliirten brachte und in unsterblichen Schlachten mehr als alle andern zum Sturze der Fremdherrschaft beitrug, war es jedem deutschen Patrioten klar, vor allem auch dem eifrig katholischen Rheinländer Görres, daß nur Preußen die Einigung der Deutschen ernstlich wolle. Aber Oesterreich verschwor sich damals mit den deutschen Mittelstaaten und mit allen bisherigen Feinden Deutschlands, die deutsche Nation nicht zur ersehnten Einheit gelangen zu lassen, die patriotische Begeisterung, welche von Preußen ausgegangen war, mit allen Mitteln niederzuhalten. „Inmitten des nationalen Aufschwunges traten Bayern und Hannover dem geheimen Bündniß bei, welches Oesterreich, England und Frankreich am 3. Januar 1815 abgeschlossen hatten, um zu verhindern, daß Preußen für die an eben jene Staaten abgetretenen Gebiete (so wie für abgetretene polnische Besitzungen) Sachsen erhalte, welches von ihm besetzt war. Dieses Land sollte sofort wieder erobert werden. Dem Bayern Wrede war der Oberbefehl der vereinten Armee zugesichert. Schon berieth er mit zwei österreichischen Generalen und dem französischen General Ricard den Feldzugsplan. Der Krieg sollte geführt werden, um Preußen niederzuhalten, Frankreich in seiner Stellung zu heben und wie Talleyrand und Dalberg beabsichtigten, um den Rheinbund der Sache, wenn auch nicht der Form nach, wiederherzustellen. Mit ebendenselben deutschen Staaten, die eigentlich seine ärgsten Feinde waren, verhandelte Preußen gleichzeitig über die Stiftung des deutschen Bundes. Schritt für Schritt sah es im Interesse der Partikularsouveränetät derselben die verschiedenen Bundesverfassungsentwürfe abschwächen bis zu jenem Vertragsfragment, welches in der Bundesakte zu Stande kam. Mit dieser erlitt aber des Staates edelstes Gut, seine Vertragsfreiheit, zu Gunsten einer sogenannten nationalen Gemeinschaft, welcher der nationale Geist fehlte, eine ähnliche Schädigung, wie durch die verstümmelte territoriale Wiederherstellung. Zu beiden Schwächungen nahm Preußen noch eine dritte in den Kauf. Die Aufgabe der Vertheidigung von Nord- und Mitteldeutschland ohne gesicherte strategische Basis und ohne wirkliche Garantie zuverlässiger militärischer Kräfte."

Der Wiener Congreß hatte keinen andern Zweck, als Preußen möglichst unheilbar zu schwächen. Man nahm zwar die Miene an, als habe man sich die Aufgabe gestellt, Europa und zunächst Deutschland gegen neue Angriffe und Ueberwältigungen von Frankreich her sicher zu stellen. Allein das geschah alles nur zum Schein. In der Wirklichkeit war die ganze Politik des Congresses unter dem fast diabolischen Einflusse Metternichs und Talleyrands gegen Preußen gerichtet. „Als der Bund zum Schutze des deutschen Staatencomplexes in Mitteleuropa gegründet war, erhielt Preußens Stellung am Rhein, offensiv wie defensiv, die entschei-

bende militärische Bedeutung gegen Frankreich. Aus dem Bundeszwecke entsprang daher als wichtigste Pflicht: erstens, Preußen in seiner Basirung am Rhein zu stärken, und zweitens, die militärischen Kräfte der Bundesstaaten in Nord- und Mitteldeutschland so zu organisiren, daß sie, im Anschluß an die preußische Armee, zur gemeinsamen Vertheidigung wirksam auftreten konnten. Fragen wir nun, in welcher Weise Oesterreich und die Mittelstaaten diesen Pflichten gegen Deutschland nachkamen, so finden wir die Antwort in der Entwicklung des Bundesfestungswesens und der auch den bescheidensten Ansprüchen nicht entsprechenden Bundeskriegsverfassung. Das Bundesfestungswesen war Jahrzehnte hindurch die Ursache beständiger Erörterungen zwischen den Bundesgliedern. Die zum Schutze Deutschlands gegen Frankreich so unentbehrlichen Festungen wurden nicht gebaut, anstatt dessen stritt man hin und her, bis endlich Preußen, den Hauptantheil der Kosten übernehmend, die Frage durch sein Vorgehen erledigte — und selbst baute. Der Lohn für die Uebernahme neuer Lasten war die Nichterfüllung, nicht nur an und für sich berechtigter, sondern im Interesse Deutschlands durchaus erforderlicher Ansprüche bei der Besetzung der Festungen. Oder war die Mitbesetzung von Mainz seitens Oesterreich und der Mittelstaaten als eine Stärkung der deutschen Wehrkraft zu betrachten? Involvirte sie nicht vielmehr eine Zersplitterung derselben? Sie war, so lange der Bund bestand, der Grund schleppenden Geschäftsganges, unliebsamer Auseinandersetzungen und störender Meinungsverschiedenheiten. Sie bildete augenscheinlich eine Handhabe Oesterreichs, Preußens Bedeutung an diesem Punkte Deutschlands abzuschwächen? Preußens Alleinbesitz von Mainz war eben so rationell, wie derjenige der Festungen am oberen Rhein und der oberen Donau Oesterreichs."

Wenn man Deutschland hätte stärken und vor neuen Uebergriffen Frankreichs schützen wollen, hätte man Metz und Straßburg zu deutschen Bundesfestungen machen und die vormals österreichischen Niederlande, wie auch das Bisthum Lüttich in den deutschen Bund aufnehmen sollen. Statt dessen schuf man im nordwestlichen Deutschland nur drei Bollwerke gegen Preußen. Nur um Preußen zu schwächen wurde dem Oranier, der es lediglich nicht verdiente, in den Niederlanden ein großes Königreich geschaffen. Nur um Preußen nicht an die Nordsee zu lassen, wurde Hannover mit Ostfriesland vergrößert. Nur um Preußen zu schwächen, blieb Dänemarks perfide Politik gegen Deutschland ungestraft. Auch nahm man Luxemburg und Limburg, Holstein und Lauenburg nur deshalb in den deutschen Bund auf, damit am Bundestage zwei Stimmen mehr gegen Preußen zählten, die niederländische und die dänische.

Der Schutz Deutschlands war immer nur das Aushängeschild. Oesterreich und der von ihm abhängige deutsche Bund dachte nie im Ernst an einen Schutz Deutschlands gegen Frankreich; ihr alleiniges Trachten ging dahin, Preußen niederzuhalten und niemals wieder eine nationale Begeisterung in Deutschland aufkommen zu lassen. Jede Bundesreform, welche größere Sicherheit gegen Frankreich gewährt hätte, wurde abgelehnt. Daher auch alle „sachgemäßen Reformvorschläge, wie sie 1832, 38, 41, 48, 59 und 60 von Preußen ausgingen, kaum nennenswerthe Erfolge hatten. Kurz wollen wir constatiren, daß diese Vorschläge, sey es an dem Indifferentismus Oesterreichs, sey es an der Ueberzeugung der Mittelstaaten, Preußen werde und müsse im Falle der Noth helfen, scheiterten. Diese letztere Voraussetzung war freilich vollkommen richtig. Preußen brachte Hülfe, wo Noth am Mann war. Es trug die Lasten, welche daraus erwuchsen, allein, ohne jemals Dank zu ernten. Wir erinnern nur an die Stürme der Jahre 1848 und 1849. Wer war es, der in Sachsen, Baden und der Pfalz Ordnung und Gesetzlichkeit wieder herstellte? Wer war es, der, ohne zu fragen, den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe eilte? Preußen! — Was war sein Lohn? Die Reconstituirung des Bundestages, um es nicht so mächtig werden zu lassen, daß es die Zwitterverhältnisse in Deutschland mit starker Hand umzugestalten die Kraft hatte. — Das Bestehen des Bundes während der fünf und zwanzig Jahre von 1815 bis 1840 ist eine vollkommene Stagnation der deutschnationalen Entwicklung."

Nachdem gezeigt worden ist, daß die großen deutschen Nationalinteressen durch das Metternich'sche System und seine Anhänger, so lange der deutsche Bund bestand, verrathen und verkauft waren, erübrigt nur noch, die ungeheure Verblendung der öffentlichen Meinung und der Presse in Deutschland zu charakterisiren. In diesen Gebieten nämlich kam der Liberalismus zur Herrschaft, der nach Freiheitsidealen und Verfassungstheorien jagend von der nationalen Frage soviel wie gar nichts verstand, ja im Widerspruch mit dem deutschen Nationalinteresse und der Nationalehre jederzeit bereit war, sich mit Franzosen, Italienern, Ungarn, Czechen und Polen gegen Deutschland zu alliiren und noch nach dem dänischen Kriege 1864 die Parole: „Lieber dänisch, als preußisch!" und noch nach dem böhmischen Kriege von 1866: „Lieber französisch als preußisch!" auswarf. Unter diesen Umständen hatten die Liberalen, obgleich

sie sich vorzugsweise für die Vertreter des deutschen Volks ausgaben, nicht den geringsten Begriff von dem, was die deutsche Nation seit fünfzig Jahren durch den Verrath ihrer Fürsten unter Metternichs Leitung eingebüßt hatte, und nicht den geringsten Begriff von dem einzigen Mittel, durch welches hier geholfen werden konnte und kann, nämlich durch den ehrlichen Anschluß an Preußen.

Das Unerhörte geschah, daß die Dummheit des Liberalismus mit der Bosheit des alten Metternich'schen Systems ein enges und inniges Bündniß einging. „Oesterreich unterstützte die Agitation in den Herzogthümern nach allen Richtungen. Es bemühte sich, sein Auftreten in den Herzogthümern als ein uneigennütziges hinzustellen und sich einen Nimbus von Liberalität zu geben, Preußen dagegen in Verdacht zu bringen, als verlange es in unersättlicher Habgier Unmögliches, als regiere es despotisch. In diesem Sinne Erfolge zu erreichen, war nicht schwer. Herr von Halbhuber kannte das System des Regirens und seine Consequenzen. Dieses wandte er an. Seine Mission war leicht. Sie bestand darin, die Preußen feindlichen Elemente zu unterstützen, der öffentlichen Meinung durch gewisse Concessionen direct und durch Proteste gegen seinen preußischen Collegen indirect zu schmeicheln. Die Nebenregierung in Kiel wurde seinerseits nicht nur ignorirt, sondern sogar protegirt. Seitens des österreichischen Civilcommissärs wurde die Thätigkeit des preußischen gradezu lahm gelegt, jeder Einfluß auf eine gedeihliche Entwicklung unmöglich gemacht. Die Agitation nahm angesichts dieser Verhältnisse immer größeren Umfang an. Die Bearbeitung des Volkes geschah vollkommen systematisch. Wühlerische Agenten aus ganz Deutschland durchzogen das Land und trieben ungestört ihr Wesen. Die augustenburgische Presse wurde in ihren Aeußerungen über Preußen und dessen Verwaltung immer schamloser. Wäre die Agitation von Anfang an wirklich und allein aus dem natürlichen Drange, das für unbedingt rechtgehaltene vertheidigen zu müssen, hervorgegangen, von hier ab mindestens hätte sie ihre sittliche und nationale Berechtigung vollständig eingebüßt. Es herrschte in den Herzogthümern vollkommenste Anarchie. Das ursprünglich durch und durch conservative Volk war in die Bahnen des Radikalismus geleitet worden. Seine künstlich gegen Preußen erzeugte Erbitterung — denn die bei Anfang des Krieges vorhandene Voreingenommenheit war mit Beendigung desselben verschwunden — überstieg alle Grenzen. In dem urdeutschen, das dänische Element von Natur hassenden, holsteinischen Volke wären sonst Ausbrüche des Hasses, Aussprüche, wie: ‚Lieber dänisch als preußisch seyn zu wollen' unmöglich gewesen. So weit hatte es ein Demagogenthum gebracht, welches rastlos und ohne Wahl der Mittel um jeden Preis sein Ziel zu erreichen, gesonnen war. — Der preußische Commissär mußte dem allen vorläufig ruhig zusehen, wollte er seiner Sache nicht schaden, denn sein Einschreiten begegnete andern Tags öffentlich bekannt gemachten Protesten seines Collegen. — Endlich wurden preußischerseits andere Maßregeln ergriffen. Die Agitation war bis zum Hochverrath gegen Preußen vorgeschritten. Preußische Unterthanen durften in Schleswig-Holstein ohne Scheu die Autorität der preußischen Regierung angreifen, ihre Maßnahmen schmähen. Herr von Zedlitz schritt gegen diese Agitation ein, indem er einen der Agitatoren verhaften, den andern ausweisen ließ. Herr von Halbhuber protestirte natürlich umgehends gegen dieses Verfahren, schützte die ‚Rechte preußischer Unterthanen gegen Uebergriffe der preußischen Regierung' und wurde immer populärer. Der Conflict hatte seinen höchsten Grad erreicht. Die Situation der beiden Großmächte war eine derartige geworden, daß ein gewaltsamer Bruch unvermeidlich schien."

Noch wurde der Bruch durch den Vertrag von Gastein aufgehalten und die liberale Dummheit kam immer noch nicht zur Besinnung, während das Volk selbst schon merkte, welches Spiel man mit ihm treibe. „Huldigungen und Ovationen, Loyalitätsadressen und Deputationsschwindel waren erschöpft; Hetzereien und Verdächtigungen der preußischen Verwaltung, und der preußischen Besatzung in Schleswig genügend zur Anwendung gebracht. Die gediegenste Bierbankpolitik vermochte kaum noch Spott zu erregen; gelehrte Rechtsdeductionen aus den Gutachten der Facultäten anziehen, hieß Perlen vor die Säue werfen. Es bedurfte des Massenerfolges, um nicht in den Verdacht zu kommen, ‚Volksmeinung' zu vertreten ohne Volk. Abgestandene Redensarten und landläufige Phrasen genügten nicht mehr. Die bis zum Ueberdruß gehörten Localvolksbeglücker vermochten die Geister nicht mehr zu entflammen. Es mußten Propheten aus anderen Landen kommen, da solche im eigenen gewöhnlich nicht viel gelten. Es kamen denn auch ‚freie Männer' aus allen deutschen Gauen, um weise Reden zu halten, den ‚verlassenen Bruderstamm' zu beklagen und — Bier zu trinken. Diese Kämpen für ‚deutsche Freiheit und des Vaterlandes Einigkeit', dienten bei ihren Gastrollen inconsequenterweise Partikularinteressen; ‚diese Träger deutscher Sitte' schimpften und warfen mit Koth; ‚diese Wahrer deutschen Nationalgefühls' riethen, Frankreich

gegen das übermüthige Preußen zu Hülfe zu holen; ‚diese Förderer deutscher Größe‘ wünschten, Preußen zerstückelt zu sehen. Dies geschah täglich und überall, durch Wort und Schrift. Niemand hinderte es, Oesterreich hatte eben nur noch die Absicht, Preußens Bestrebungen im Norden zu durchkreuzen. Das Gehenlassen der zügellosesten Agitation, ein gewisses Liebäugeln mit dem Erbprinzen und eine wenig verhohlene liberale Effecthascherei, konnten natürlich, da sie der diametrale Gegensatz der preußischen Maximen waren, ihren Zweck nicht verfehlen, Oesterreich mit einem gewissen Nimbus von Liberalität zu umgeben.“

Es ist schade, daß der Verfasser mit allen diesen Erbärmlichkeiten in den Elbherzogthümern nicht auch die in der Bundesstadt Frankfurt am Main vergleicht. Doch wird es vielleicht in der zweiten Lieferung geschehen. Die vorliegende gibt außer der geschichtlichen Einleitung nur die Erzählung der ersten Kriegsereignisse in Kurhessen und Hannover.

In der vorliegenden Darstellung verdient insbesondere hervorgehoben zu werden, was der ursprüngliche Plan des Generals Vogel von Falckenstein gewesen ist, und mit wie wenig Mitteln, obgleich er in der Durchführung jenes Planes aufgehalten wurde, er dennoch den vollständigsten Sieg erfocht. „Bei der Armee des Generals von Falckenstein war, wie der geniale Feldherr selbst sagt, alles zufällig, er nicht ausgenommen. Sie mußte, aus Nord, Süd und West ihre Divisionen zusammenziehend, erst Länder erobern und eine feindliche Armee schlagen, ehe sie sich selbst zum Ganzen formiren konnte. Diese Eventualitäten ließen sich nicht vorher sehen. Sie traten hindernd in den Weg und durchkreuzten nicht nur die ursprüngliche Operationsidee, welche wie wir sehen werden, die Zersprengung der in ihrer Formation begriffenen Bundes-Armee im Auge hatte, sondern gewährten dieser grade umgekehrt durch die eintretenden Verzögerungen die noch erforderliche Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen.“

Das Verhalten des Königs von Hannover trug am meisten zur Entscheidung bei. „Bei dem Vorsprung, welchen die hannover'sche Armee vor der Division Göben hatte, war ein directes Einholen derselben durch letztere nicht möglich, sobald jene ohne Verzug in der eingeschlagenen Richtung weiter marschirte. Der Division Beyer konnte sie durch ein geringes Ausbiegen nach links aus dem Wege gehen; die ihr etwa gegenübergestellten schwachen Abtheilungen aber, ohne wesentlich selbst aufgehalten zu werden, über den Haufen werfen. Endlich war es überhaupt höchst zweifelhaft, ob man ihr an dem Punkte, an welchem sie durchzubrechen beabsichtigte, rechtzeitig eine genügende Anzahl Truppen mittelst der Eisenbahn oder seitens der Division Beyer mittelst Fußmarsches werde vorlegen können, um sie gewaltsam an ihrem Vorhaben zu hindern. Diese Zweifel basirten auf den Nachrichten über Stärke und Stellung der beiderseitigen Truppen. Sie waren so begründeter Natur, daß das Unternehmen, die Hannoveraner aufzuheben, als verfehlt, ein jeder Zeitverlust als ein unberechenbarer Nachtheil für die von vornherein beabsichtigten Operationen gegen Süden angesehen werden mußte. Unter Zugrundelegung dieser Anschauung befahl General v. Falckenstein für den 24. Juni, den Vormarsch der unter seinem Commando vereinigten beiden Divisionen, nach Kassel, behufs Fortsetzung der Operationen gegen das 8. Armee-Corps. General v. Beyer hingegen sollte die Hannoveraner vorläufig im Auge behalten. Daß die hannover'sche Führung, nachdem sie bereits bei Göttingen die für die Rettung der Armee so kostbare Zeit von einem Tage, wenn nicht von zwei Tagen, verloren hatte, nun, wo nur Schnelligkeit und energisches Handeln Rettung bringen konnte, allen und jeden Versuch, sich an irgend einer Stelle, sey es bei Witzenhausen, Allendorf, Gotha, Eisenach, oder, wo es nach Lage der Dinge möglich erschien, nöthigenfalls durchzuschlagen, aufgeben werde, konnte General v. Falckenstein nicht annehmen. Im Gegentheil, da er wußte, daß die Mittel des Generals v. Beyer nicht ausreichten, den Abmarsch mit Erfolg zu verhindern, mußte er voraussetzen, die Hannoveraner seyen in Erkenntniß dieses Umstandes in Sicherheit gekommen. Es war unglaublich, daß eine Armee von circa 20,000 Mann hin- und herziehen, Kräfte vergeuden und, ohne mit eigenen Mitteln das Mögliche versucht zu haben, sich auf fremde Hülfe verlassen werde. Dies geschah thatsächlich und gereicht der hannover'schen Heeresführung zum allergrößten Tadel. Was den Commandeur der Armee, Generallieutenant v. Arentsschildt anbetrifft, so müssen wir annehmen, er sey durch die Macht entgegenwirkender, nicht zu beseitigender Verhältnisse in hohem Grade bei seinen Maßnahmen behindert worden.“

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 68. 24. August 1867.


## Geschichte.

Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart. Nebst Noten und Urkunden. Von Ernst Weyden. Köln, Du Mont-Schauberg, 1867.

Man macht sich gewöhnlich falsche Vorstellungen vom Treiben und Leiden der Juden im christlich germanischen Mittelalter. Der moderne Liberalismus hat allem Christlichgermanischen abgeschworen und daher wie allem Heidnischen, so auch allem Jüdischen seine Vorliebe zugewendet. In diesem Sinne ist ziemlich allgemein das Vorurtheil verbreitet worden, die braven, armen, unschuldigen Kinder Israels seyen im Mittelalter von den germanischen Barbaren und christlichen Fanatikern auf das ungerechteste und unbarmherzigste mißhandelt worden. Alle Tugend und alles Recht sey auf Seite der Juden, alle Bosheit und alles Unrecht auf Seite der Christen und Germanen gewesen.

Das ist nun alles eine parteiische Vorspiegelung, eine Lüge. Die Juden waren weder so unterdrückt, noch so schuldlos, wie ihre sentimentalen Advokaten vorgeben.

Wir entnehmen dem vorliegenden Geschichtswerke eine kleine Schilderung der Judenwirthschaft im fränkischen Reiche unter dem unmittelbaren Nachfolger Karls des Großen. „Die Zeit Ludwigs des Frommen war die goldene der Juden im Kaiserreiche. Ludwigs zweite Gemahlin, Judith, aus welfischem Stamme, mit der er sich 819 nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Ermingarde vermählte, und welche den entschiedensten Einfluß auf den Kaiser hatte, wie dies aus dem Verlaufe seiner unglücklichen Regierung hervorgeht, war eine Gönnerin der Juden, die von ihr in jeglicher Weise begünstigt wurden, und daher auch vom Kaiser. Mit der Kaiserin stimmte ihr Günstling, der Herzog Bernard von Septimanien, vom Kaiser zum Erzkämmerer erhoben, in Bezug auf die Juden überein. Sie hatten eine einflußreiche Partei am Hofe, besonders unter den vornehmen Frauen, die für das Judenthum schwärmten und sogar jüdische Frauen mit kostbaren Gewändern beschenkten. Der Einfluß der Frauen machte sich bald geltend. Es waren Christen von dem Judenthume dergestalt eingenommen, daß sie den Sabbath heiligten und am Sonntage arbeiteten. Frei durften die Juden über Religions-Angelegenheiten disputiren, und ihre Predigten wurden in einzelnen Städten fleißiger besucht, als die der christlichen Priester. An Apostasieen fehlte es auch nicht. Unter den Apostaten sey nur der Diakon Bodo, ein Liebling des Kaisers, aus edlem alemannischen Geschlechte angeführt, der, zum Judenthum übergetreten, nach Spanien ging und sich hier unter dem Namen Eleazar im Kriegsdienste eines maurischen Fürsten als entschiedenen Feind des Christenthums bewies, so daß sich die Bischöfe des Frankenreiches an den Kaiser wandten, um ihn zu bewegen, sich den gefährlichen Apostaten ausliefern zu lassen. Ludwig that zu dem Zwecke keine weiteren Schritte, bewahrte den Juden seine Gunst, nahm sie unter seinen besonderen Schutz."

Der Verfasser erwähnt dabei des gelehrten Bischof Agobard von Lyon, der in einer Schrift De insolentia Judaeorum bittere Beschwerde führt über den Uebermuth der damaligen Juden im fränkischen Reich. Aber der Verfasser berichtet kein Wort über die Hauptsache in den Beschwerden des Bischofs. Die Juden nämlich, welche sich wie Ungeziefer ins Haupt des fränkischen Reichs eingenistet hatten, dem lüderlichen Hofe Geld

und Genußmittel verschafften und dafür das Privilegium erhielten, auf Kosten des christlichen Volks Profit zu machen, wo und wie sie wollten, gingen in ihrer Frechheit so weit, in engster Verbindung mit den Muhamedanern in Spanien und an andern Küsten des Mittelmeeres denselben auf der Rhone aus dem Innern des fränkischen Reiches Sclaven und Sclavinnen von den edlen germanischen Racen massenhaft zuzuführen. Als Bischof Agobard diesen schändlichen Handel, der vor seinen Augen getrieben wurde, nicht länger dulden wollte, wußten sich die Juden kaiserliche Befehle zu verschaffen, die jenen Sclavenhandel für berechtigt erklärten. Jene Sclaven und Sclavinnen seyen ja keine Christen, wagten die Seelenverkäufer zu behaupten; aber Bischof Agobard bewies ihnen, daß sie unter dem Vorwand, es seyen nur Heiden, eine Menge gefangene Christen, auf den Rhoneschiffen versteckt, forttransportirten.

Auch später noch schwammen die Juden immer oben auf, wußten sich immer an die Mächtigen anzuhängen, ihnen gegen Geld Privilegien abzulocken, durch die sie sich auf Kosten der christlichen Bevölkerung immer und immer mehr Geld verschafften. Wo ein lüderlicher Fürst Geld brauchte, umschwärmten ihn gleich die Juden, um seinen Lastern Vorschub zu leisten. Auch die großen Handelsstädte behafteten sich mit den Juden, da man hier oft in den Fall kam, schnell und um jeden Preis baares Geld haben zu müssen. „In Köln bestanden die Hauptgeldgeschäfte der Juden in Darlehen auf Pfänder, Waaren, Kleinodien, auf Häuser und sonstige Liegenschaften. Wurde das Darlehen in der bestimmten Frist nicht zurückerstattet, so verfiel das Pfand dem Darleiher als Eigenthum, oder man berechnete an jährlichen Verzugszinsen 25 vom Hundert, d. h. einen Ferto für die Mark. Gewöhnlich wurden bei Anleihen auf Zins ‚pro usura' Wochenzins berechnet. Im Jahre 1258 bestimmte der Rath, daß die Juden in einzelnen Fällen wöchentlich drei Denare von der Mark nehmen konnten, mithin jährlich 108⅓ vom Hundert. Der Zinsfuß wurde im 14. Jahrhundert als Wochenzins auf einen Pfennig für die Mark, oder 48⅓ vom Hundert, als das Maximum vom Rathe festgestellt."

Die Juden bekamen eine gefährliche Concurrenz an den Lombarden, die seit dem 12. und 13. Jahrhundert, vom Papst begünstigt, in allen größern Städten sich niederließen und Bankgeschäfte machten. Trotzdem ließen sich die Juden nicht unterdrücken, sondern hielten die Concurrenz aus und hatten immer Geld vollauf. Es kam ihnen zu statten, daß sie nicht vom Papst begünstigt, überhaupt keine Christen waren, auch der ehrenhaften germanischen und romanischen Race nicht angehörten. Man wußte, daß sie sich zu allem hergeben, um Profit zu machen; man vertraute sich ihnen daher bei den unsittlichsten und eben deshalb oft einträglichsten Geschäften an. Man fühlte sich ihnen überlegen, auch wenn man ihr Schuldner war. Man verachtete sie wegen ihrer schmutzigen Habgier, auch wenn man schon nackt von ihnen ausgeplündert war, und man hielt es keineswegs für unerlaubt, was sie durch jahrelangen Betrug gewonnen hatten, ihnen mit einem Gewaltstreich wieder wegzunehmen. Nicht einmal so grausam, wie die Paschas im Orient, die den Schwamm sich vollsaugen lassen und dann auspressen, sondern mehr mit Humor. Man nahm den Juden nichts, man gab ihnen nur nichts wieder. „Am 16. September 1390 erließ Kaiser Wenzel ein Dekret, demgemäß ‚alle Schulden, die Fürsten, Grafen, Herren, Dienstleute, Klöster, Pfaffen, Ritter, Knechte, Bürger der Städte und Bauern bis zum Tage des Erlasses bei den im Lande Franken ansässigen oder ansässig gewesenen Juden gemacht hätten, sammt den rückständigen Zinsen aufgehoben wären, und daß jeder Widerspruch dagegen unwirksam, alle dawider streitenden Privilegien oder Gerichts-Verfügungen aufgehoben seyn sollten.' Diese kategorische Tilgung der Judenschulden durch König Wenzel steht nicht vereinzelt. Könige und Fürsten machten sich aus solchen Gewaltstreichen kein Gewissen. Ludwig der Bayer sprach 1341 die Aufhebung der Judenschulden für das Kloster Waldsassen aus, 1343 für die Burggrafen von Nürnberg, wie Karl IV. 1347 für letztere, und 1349 für den Markgrafen von Baden, 1354 für die Herren von Scharfenstein, 1360 für zwei böhmische Edelleute; wie Herzog Heinrich von Bayern 1338 für die Bürger von Straubing, und König Ruprecht für die Bürger von Nürnberg." Der Verfasser bemerkt dazu. „Nicht zu leugnen ist es, daß der Druck der Zinsen, welche die Juden von den von ihnen vorgeschossenen Geldern heischten, außerordentlich hart war, den Wohlstand besonders der höheren Stände längst untergraben hatte, denn es mochten nur wenige Fürsten und Herren geben, welche den Juden nicht schuldeten. Wie kann man hierin aber einen Vorwurf gegen die Juden finden? Natürlich ist es, daß die Juden mit unerbittlicher Strenge die ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mittel, ihr Kapital zu sichern, ihre Zinsen einzutreiben, in Anwendung brachten, da sie jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt waren, durch irgend eine Gewaltthätigkeit, einen Gewaltstreich, wie eben Wenzels Dekret, Alles zu verlieren. Besitz und Gewinn war der Lebens-Endzweck der meisten Juden, daher läßt sich auch mit Gewißheit

annehmen, daß sie oft genug Schliche und Wege fanden, ihre Verpflichtungen gegen König und Reich, gegen Fürsten und Städte, denen sie zu Lehen gegeben waren, zu umgehen. Schon Rabbi Meir von Rothenburg († 1298) erklärte alle Ausnahms-Privilegien, welche sich einzelne Juden in Betreff der Abgaben des auf ihrer Person lastenden Zolles zu verschaffen wußten, für ungültig. Daß die Juden alle nur erdenklichen Mittel suchten und fanden, sich der auf ihnen lastenden Erpressungen zu entziehen, die Abgaben zu umgehen, ist leicht denkbar, und da war aller Orten bei Groß und Klein das wirksamste — die Bestechung."

Im Ganzen war es ein unnatürliches Verhältniß. Sowohl Juden als Christen hatten Ursache sich über einander zu beklagen und einander das als Sünde vorzuwerfen, was sie gegenseitig an einander verschuldeten. Sie paßten eben nicht zusammen, sie konnten einander nur feindlich behandeln, der Christ mit Uebermuth, der Jude mit Arglist und Bosheit. Und doch war diese unnatürliche Nachbarschaft so durchaus verschiedener Racen und Religionen ein welthistorisches Verhängniß, bedingt durch den Fluch, der auf den Juden lastete, seitdem sie den Heiland gekreuzigt.

Shakespeare hat mit unübertrefflicher Wahrheit im Shylock die tief innerste Erboßung des Judenthums im Mittelalter charakterisirt. Neben ihm hat nur unser unvergeßlicher Görres in seiner christlichen Mystik in der zweiten Abtheilung des vierten Bandes S. 56 f. f. die entsetzlichsten Vorgänge, die der gegenseitige Haß zwischen Christen und Juden im Mittelalter herbeiführte, am richtigsten gewürdigt. Der moderne Liberalismus pflegt ein scheinheiliges Entsetzen vor der Grausamkeit der Christen allein zu affectiren, wenn von den Judenverfolgungen im Mittelalter die Rede ist, und setzt mit der einfältigsten Miene von der Welt voraus, die Juden seyen dabei ganz unschuldig gewesen, man habe die armen Teufel blos immer verleumdet und unschuldig angeklagt. Dagegen sagt Görres a. a. O. „Den Unterdrückten zur Entschädigung waren die Reichthümer der Christenheit ihnen zugetheilt, selbst die Kirchenschätze waren nicht ausgenommen; der Tag sollte kommen, wo das geweihte Gold von seinen Hütern eigenhändig ihnen überliefert wurde. Die Ausführung der Verheißung war an den magnetischen Zug, der zwischen dem Metalle und dem echten Geiz besteht, und an die nüchterne Verschlagenheit und Emsigkeit dieses Menschenschlags geknüpft. So gelang es ihnen jederzeit, sich des größten Theiles der umlaufenden Geldmasse zu bemeistern, und sie wucherten mit ihr zu zeit- und landesüblichen ungeheuern Prozenten fort. Die Freude am stets zunehmenden Besitz erleichterte das Schicksal der Gedrückten. Die Mächtigen zwar, für deren Rechnung sie zum Theil mitwucherten und erwarben, schützten sie; das Volk aber, das zwiefach von den Herren und den Knechten sich ausgesogen fühlte, entbrannte mehr und mehr im Grimme gegen die Wucherkünste; überdem auch in Neid und Mißgunst gegen den steigenden Wohlstand der sich stets mehrenden Fremdlinge, die wie Schmarozerpflanzen den einheimischen Stamm umrankten und aussogen. Durch Menschenalter zog das Unwetter langsam sich zusammen, einzelne Ausbrüche kündigten von Zeit zu Zeit die nahende Katastrophe an; endlich als die Kreuzzüge das Volk in die tiefste innere Aufregung setzten, da brach die Windsbraut mit Furie los. Wie Blitz fuhr die Verfolgung plötzlich auf das dem Verderben geweihte Volk hernieder; in Frankreich, Spanien, England, Italien, den Rhein hinauf, die Donau hinunter, in Böhmen und Ungarn standen, wie in gemeinsamer Verabredung, die Massen auf gegen die Unglücklichen; und Raub, Brand und Mord wütheten gegen sie allüberall. Im brittischen York ermordeten etwas später ihrer 500, die sich aufs Schloß geflüchtet, ihre Weiber und Kinder, und verbrannten sich mit der Burg; der niedere Adel umher, der ihnen schuldete, ließ in der Kathedrale alle Verschreibungen, ein Brandopfer dem Herrn, in Rauch aufgehen. Sie wurden überal verjagt, aber Mitleiden und ihr Gold öffnete ihnen bald wieder die Thore; Ludwig VII. in Frankreich duldete sie aufs Neue, und Petrus venerabilis, der von 1122 bis 57 Abt in Clugny gewesen, ein bedeutender Mann in seiner Zeit, der den Talmud gar wohl kannte, und den Koran in Spanien hatte übersetzen lassen, konnte diesen König wieder auffordern, ihre Reichthümer gegen die Macht der Saraeenen einzusetzen. Was ich zu dir, o König, von den Juden rede, sagt der Abt, ist Allen wohl kund. Nicht vom emsigen Bau des Bodens, nicht von gesetzlichem Dienst im Kriege, nicht von irgend einer ehrbaren und nützlichen Beschäftigung füllen sich ihre Scheunen mit Früchten, ihre Keller mit Wein, ihre Säcke mit Geld, ihre Kisten mit Gold und Silber; sondern allein von dem, was sie den Christen mit Trug abgewinnen, was sie den Dieben um schlechten Preis abkaufen. Wenn der Räuber irgendwo eine christliche Kirche erbricht, wenn er frech Leuchter, Krüge, Rauchfässer, selbst das heilige Kreuz oder die geweihten Kelche davon trägt; dann vermeidet er die Christen, sucht aber die Juden auf, und bei ihnen verdammlicher Sicherheit genießend, hat er nicht blos seine Raubhöhle in ihrer Mitte, sondern verkauft das der heiligen Kirche Gestohlene der

Synagoge des Satanas. Aber noch nicht genug! Damit solch schändlicher Raub und der jüdische Hehler gesichert seyn möge, ist ein altes, wahrhaft dämonisches Gesetz von christlichen Fürsten ausgegangen: daß wenn ein kirchliches Geräthe, und was noch schlimmer, ein heiliges Gefäß bei einem Juden gefunden wird, er weder gehalten seyn solle, den Kirchenraub zurückzugeben, noch den nichtswürdigen Räuber zu verrathen. Das waren brennende Worte, Worte des Schimpfes für die Mächtigen der Zeit, die, wie Wilhelm II. von England, von jüdischen Vätern Gold hinnahmen, um ihre Söhne, die Christen werden wollten, mit Drohungen und Ueberredungen abzuschrecken."

Weiter führt Görres aus, welcher furchtbare Aberglaube und Zauberglaube unter den Juden des Mittelalters geherrscht, wovon auch der Talmud voll ist, und welche große Rolle vornämlich der Blutzauber gespielt habe, als dämonisches Gegenbild der Transsubstanziation. Daraus erklärt Görres mit vollem Recht und nach den zuverlässigsten Acten nur zu zahlreicher Prozesse das Gelüsten der Juden nach Christenblut, die Entweihung der Hostie, das Hauen und Stechen ins Crucifix und den Mord unschuldiger Christenkinder, um mit ihrem Blute Magie zu treiben. Dieses jüdische Gelüsten nach Christenblut hat bekanntlich auch Shakespeare sehr wohl gekannt und in seiner ganzen dämonischen Lust gekennzeichnet. Wo so tiefer Haß glühte und so dicker Aberglauben vorherrschte, verstanden sich die christlichen Kinderopfer der fanatischen Juden besonders an ihren hohen Festtagen, von selbst und niemand darf an diesen Thatsachen zweifeln, die zugleich durch die ausführlichsten actenmäßigen Berichte bestätigt sind. Zudem ist die rabbinische Literatur des Mittelalters überreich an Beweisen des tiefsten, verbissensten und grausamsten Hasses gegen alles christliche Wesen. Das berüchtigte Buch Toledod Jeschu ist voll der haarsträubendsten Infamien gegen den Heiland der Christen und schleift ihn an jedem jüdischen Festtag durch alle jüdischen Kloaken hindurch. Die ohnmächtige Wuth, die zu solchen Phantasien trieb, erklärt hinlänglich die Wonne, mit welcher die Shylocks des Mittelalters unschuldige Christenkinder zerfleischt haben.

Natürlicherweise wurde durch solche Schandthaten das christliche Volk gegen die Juden aufgeregt und rächte sich in wiederholten grausamen Judenverfolgungen. Hören wir Görres weiter. „In allen diesen gegenseitig sich herausfordernden Wüthereien, den wolfsmäßigen der Christen gegen die Juden, und den hyänenartigen Rückwirkungen dieser gegen jene geübt, war die Tatze des reißenden Thieres, das in der Brust des Menschen schläft, nur sichtbar geworden; die Hölle hatte durch seinen Athem nur Greuel ausgedampft, und das Dämonische war sichtbar in die Welt getreten. Die Einbildungskraft der Völker, durch die oft erträumte, oft aber handgreifliche Nähe des Frevels in steter Aufregung erhalten, gewöhnte sich, vor dem Ungeheuersten nicht zurückzutreten; und brütete nun, dadurch in ihrem innersten Grund vergiftet, fort über den Abominationen, mit denen sie vertraut geworden. Auf diesem Wege sind die Blasphemien, an allem Heiligen geübt, die greuelvollen Mißhandlungen, gegen das geraubte Heiligste gerichtet, die Mordthaten an Kindern, unter den empörendsten Umständen ausgeführt, in den Sabbath eingedrungen."

In Folge solcher Judenfrevel und einer großartigen Judenverfolgung wurden die Juden im Jahr 1424 aus der Stadt Köln verbannt.

Nicht uninteressant ist, was Herr Weyden in seinem Buch S. 265 über das Wohlwollen sagt, welches im Beginn der Reformation die Reformatoren, namentlich aber die Humanisten den Juden widmeten. Natürlich, denn sie sahen in den Juden Bundesgenossen gegen die alte Kirche. Die Humanisten waren bereits ausgesprochene Heiden, durften sich also wohl mit den Juden gegen das Christenthum verbinden. Die Reformatoren aber begingen einen Fehler, sich mit den Juden zu verbinden, wenn sie doch noch Christen bleiben wollten. Herr Weyden ist deßfalls nicht unserer Ansicht, sondern lobt die Reformatoren und Humanisten wegen ihrer Judenliebe außerordentlich, wie er denn überhaupt ohne alle historische Kritik in dem blinden Vorurtheil des modernen Liberalismus zu Gunsten der Juden befangen ist.

Es ist unstatthaft und durchaus unkritisch, wenn der moderne Liberalismus bereitwillig und begierig dem christlichen Pfaffenthum im Mittelalter den ungeheuerlichsten Aberglauben und die grausamste Blutgier zuschreibt und dagegen die Juden rein waschen will, als seyen sie alle weise Nathane und Muster der Humanität gewesen. Die Nacht des Aberglaubens war nirgends schwärzer als in den Judengassen des Mittelalters.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 69. 28. August 1867.


## Ueber die Pariser Ausstellung.

Die Wunder der Pariser Welt-Ausstellung 1867. Von A. Ebeling, Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris.“ Mit einem Plan des Ausstellungsgebäudes. Köln, Bachem, 1867.

Auf wenigen hundert Blättern eine vollständige Beschreibung dieser Welt-Ausstellung zu geben, bemerkt das Vorwort, wäre ein erfolgloses Wagniß. Das ist sehr richtig und wir entschuldigen desfalls den Verfasser, daß er nur Uebersichten gibt und vieles nur flüchtig skizzirt. Aber mit Recht glauben wir ihm vorwerfen zu dürfen, daß er sein reiches Material nicht klarer eingetheilt, nicht die Leistungen jeder Nation ein für allemal charakterisirt hat, anstatt den ethnographischen Standpunkt bald einzuhalten, bald wieder zu verlassen und dem Assortiment der ausgestellten Preiswaaren nachzugehen. Der Blick wird dadurch verwirrt.

Noch weniger hat uns gefallen, daß der Verfasser in diesem Buche die bescheidene und unbefangene Manier verlassen hat, in welcher er früher seine „Lebenden Bilder“ ausmalte, die wir so lobenswürdig gefunden haben, weil wir darin nur den interessanten Gegenstand vor uns sahen, den er malte, und sein Subject sich nicht dem Object vordrängte. Das letztere ist nun im vorliegenden Buch vorherrschend geworden und macht einen um so unangenehmeren Eindruck, als weder Geist dabei ist, noch ein richtiges Gefühl und nationaler Takt. Als Deutscher durfte der Verfasser nicht mißkennen, daß der einzige starke Rückhalt, den die deutsche Nation gegen die reelle Macht Frankreichs, wie gegen dessen herausfordernde Anmaßungen noch besitzt, nur in Preußen zu suchen ist. Er hätte also, was ihn auch etwa privatim an Preußen ärgern mag, doch grade in diesem Werke, worin das nationale Ehrgefühl nicht vermißt werden durfte, nicht so gehässig jede Gelegenheit herbeizerren sollen, um an Preußen zu mäkeln und zu nergeln. Um dies recht con amore zu können, fingirt er einen Berliner Doctor, dem er überall in der Ausstellung begegnet und den er grade so an allem Französischen nergeln läßt, wie er selbst es an allem Preußischen thut, nur daß er die Nergelei jenes Doctors allein lächerlich macht und die Lächerlichkeit seiner eigenen nicht zu ahnen scheint. Dabei ist das Plaudern der beiden Antagonisten durchaus witzlos und unterbricht alle Augenblicke die Betrachtung der interessanten Objecte, welche die Ausstellung darbietet, so störend, wie die bekannten Dialoge der Kinder in Campes Robinson die hübschen Abenteuer dieses insularischen Einsiedlers.

Hier eine kleine Probe. Napoleon III. hatte befohlen, bis zum 1. April müsse alles fertig seyn. Es wurde auch fertig, wenn auch etwas übereilt. Nun lesen wir: „Eh bien, Docteur, sind Sie zufrieden? ‚Nur zur Hälfte, und auch das kaum,‘ war die Antwort; ‚ich bin einmal wie der Tellheim'sche Just und lasse mich nicht bestechen.‘ Damit wies er lachend auf die leere Flasche. ‚Sie sind wie hundert und tausend Andere,‘ rief ich ärgerlich; ‚Sie haben Ihre vorgefaßte Meinung und geben nicht davon ab; aber lassen Sie mich nur nach Berlin kommen, da werde ich auch wohl Verschiedentliches finden, was ‚nicht fertig‘ ist, und brauche vielleicht nicht einmal lange zu suchen! Der Doctor erhob sich und murmelte allerlei von ‚Anzüglichkeiten‘, was ich überhörte, als wäre er nicht selbst noch viel anzüglicher gewesen; dann schickte er sich an, die Rundreise um die Welt zu machen, wie er sagte. ‚Also au revoir auf diesen Abend!‘“ So ganz unnützes Geschwätz unterbricht beständig die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten. Dazu Notizen wie folgende über die Restaurationen. „Preußen eröffnet auch hier

den Reigen, aber ganz gegen seine Gewohnheit, sehr still und bescheiden. Der preußische Restaurant ‚zieht' nämlich nicht. Wie das zugeht, mag ein Anderer wissen; ich constatire hier nur die freilich sauber gedeckten aber leider leeren Tische. ‚An die Sterne heften unsere Klagen manches tiefe, seufzende Warum'..... Der Wirth, Herr Becker, scheint ein freundlicher, höflicher Mann zu seyn; ich will auch hier sein Etablissement dem bereits, wie man sagt, geeinigten Nord- und dem noch nicht geeinigten Süddeutschland gern empfehlen, kann jedoch nicht helfen: es zieht nicht. Vielleicht steht in den eben citirten Sternen geschrieben, daß Preußen nicht überall den ersten Platz einnehmen soll. Und doch habe ich einst im vorigen Sommer so vortrefflich in Köln gespeist! Auch die gastronomischen Geschicke der Völker hängen vielleicht von höheren Einflüssen ab." Ueber die preußischen Gäste. „Den König von Preußen (ja, ja, du hast richtig gelesen, cher lecteur), den König von Preußen wird man in den Tuilerien logiren, nicht weit von den Gemächern des Kaisers, so daß die beiden Herren schon zum Morgenkaffee zusammen kommen können, wenn sie anders Lust verspüren. Graf Bismarck, auf den die Pariser sich am meisten freuen, wird im Palais-Royal beim Prinzen Napoleon absteigen. So hörte ich wenigstens gestern. Und weshalb auch nicht? Die Beiden sind ja gute Freunde. ‚Es ist nicht alles Gold, was glänzt,' ruft Doctor B. dazwischen, und zwar mit einer mürrischen Miene; er weiß nicht recht, was er aus all diesen bunten Geschichten machen, und wie er sie mit den ‚politischen Constellationen' in Einklang bringen soll." Wir waren in der That erstaunt, hier solche Trivialitäten zu lesen und zweifelten, ob sie wirklich vom Verfasser der Lebenden Bilder herrühren könnten.

Man hat in mehreren größern deutschen Zeitungen fortlaufende Berichte über die Welt-Ausstellung gelesen, die ungemein viel reichhaltigeres Material umfaßten und auch geistreicher geschrieben waren.

Um aber nicht ungerecht zu seyn, gestehen wir gern, daß uns in dem vorliegenden Werke doch auch viele Schilderungen begegnet sind, in denen wir den Maler der Lebenden Bilder mit Vergnügen wiedererkannt haben. Sehr ergötzlich ist z. B. die Beschreibung einer ausschließlich deutschen Gesellschaft in einer der Restaurationen der Ausstellung, beim bayrischen Bier. „Ueber dem Spiegel des Buffets stand auf einer Console bereits die Büste des jungen Königs Ludwig. Aber die beiden Hirschgeweihe rechts und links von der Büste, so schön auch die Exemplare an sich waren, wurden so stark glossirt, daß der Wirth sie noch an demselben Tage weiter fortrückte und über zwei Seitenspiegeln anbrachte. In München, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, seyen Hirschgeweihe in den Gastzimmern und auch sonst in den Wohnstuben etwas ganz Gewöhnliches. Andere Länder, andere Sitten! Wir waren aber, aufrichtig gestanden, die vielen Titel, mit denen sich die Gäste gegenseitig anredeten, noch auffallender als die Hirschgeweihe: nichts als Hofräthe, Regierungsräthe, Commercienräthe, Bauräthe, Schulräthe, Ministerialräthe, Communalräthe; — dies kam indeß einfach daher, daß die meisten jener Herren den verschiedenen deutschen Commissionen und Agenturen angehörten, wodurch sie freies Entrée hatten. Kurz, ganz Germanien war hier vertreten, Groß- und Kleindeutschland, die Nord- und die Südstaaten."

Auch die Seltsamkeiten werden zuweilen gut besprochen. Bei den Produkten der deutschen Südstaaten heißt es: „Baden zeigt uns Spiegel aus Mannheim, die mit den Aachener Spiegeln und sogar mit den französischen wetteifern können; dann seine schwarzwälder Uhren, deren Kukuksvögel so unaufhörlich schreien, daß ein Abergläubischer, der sie zu Rathe zieht, sich leicht hundert Jahre zusammen zählen kann. Heidelberg, der Tausend! mein unvergeßliches Heidelberg präsentirt uns gar den blauseidenen Krankensessel Garibaldis, noch dazu mit einem Zettel in den vier Hauptsprachen Europas, damit auch Jeder ihn lesen könne. Armer Held von Aspromonte, der mir seitdem immer vorkommt, wie der Bramarbas in Preciosa — wie heißt er doch gleich? — ‚seit der großen Retirade!'" Wie kommt die deutsche Kleinstaaterei zu einer so unpatriotischen Ostentation?

Die Engländer zeigten nicht überall den besten Geschmack. Von ihrer Abtheilung heißt es hier: „Die Wände sind auch hier wieder stark mit Teppichen decorirt, die wir unerwähnt lassen würden, wenn nicht einer darunter, und zwar der größte, besonders hervorträte, ein gewebtes Bild von großer politischer Bedeutung. ‚Der Kaiser Napoleon,' so lautet die Inschrift ‚überreicht der Königin Victoria den französisch-englischen Handelsvertrag.' Außer den schönen Farben, die möglicherweise ein Resultat jenes Vertrages seyn können, hat der Teppich nichts Schönes; wir wollen auch nur die darin ausgesprochene freundnachbarliche Gesinnung ‚a further proof of our friendship' (vom Fabrikanten hoffentlich auf das Volk zu schließen) mit Anerkennung constatiren. Dem Teppich gegenüber steht die Büste Napoleons I., etwas weiterhin diejenige Lord Wellingtons, die erstere aus Stearin, die zweite gar aus Seife. Wie mancher Engländer mag hier lachend

vorüber gehen und das Seinige dabei denken." Aber beinahe noch geschmackloser zeigten sich die Franzosen in ihrer Abtheilung durch Ausstellung des s. g. Automatenberges. „Ein künstlicher Felsen mit allerlei noch künstlichern Figuren: ein die Violine spielender Affe, ein trommelnder Hase, ein flötenblasender Neger, meckernde Ziegen, schnäbelnde Tauben, krähende Hähne und ähnliche Raritäten. Wenn das Uhrwerk aufgezogen wird, beginnt die complicirteste aller Katzenmusiken. Wir lachen über die einfältigen Leute, die sich hinzudrängen und sich gegenseitig auf die Füße treten, um besser zu sehen, und machen es doch eben so wie sie. Aber wahrlich nur eine halbe Minute lang. Dergleichen Sachen (in einem Nebensaal ist ein ganzer Spielzeugladen ausgekramt), gehören gar nicht in diese Galerie; da sie aber eigentlich nirgends hin gehören, so hat man sie hierher placirt. Für die Pariser Industrie sind sie freilich sehr bedeutend; manche Leserin erinnert sich vielleicht eines gewissen Polichinells zu fünfhundert Franken."

Unter den größten Kostbarkeiten der Ausstellung zeichnete sich der französische Krondiamant, der berühmte Regent aus, der aber an Größe und Kostbarkeit noch weit übertroffen wird vom Kohinur in London. Die stolzen Engländer haben dieses herrlichste Juwel der Welt nicht zur Ausstellung geschickt.

Der Verfasser glaubt im Vorwort, die Welt-Ausstellung habe nicht blos den materiellen Interessen schmeicheln wollen, sondern auch den geistigen Interessen gedient. Wir möchten das nicht unterschreiben, trotz der Ausstellung mannigfacher Lehrmittel für Sehende und Blinde, Schwätzer und Taubstumme, trotz der photographischen Apparate und Stereoskope, trotz der anatomischen Präparate und medicinischen Instrumente und trotz der Kunstausstellung, die hier als kleiner Trabant der großen Industrie-Ausstellung nebenher gelaufen ist und über die der Verfasser wegen unzureichender Kunstkennerschaft nicht einmal hat Bericht erstatten wollen.

Charakteristisch ist die Musterkirche, die bei der Ausstellung hat paradiren müssen. „Sie ist im Grunde nichts weiter als ein Gebäude, in welchem verschiedene Gegenstände ausgestellt sind, die sich auf Religion und Gottesverehrung beziehen, und zwar auf den katholischen Cultus, — ‚les arts religieux', wie über dem Eingangsthor geschrieben steht. Diesen rein geschäftlichen Gesichtspunkt der Ausstellung dürfen wir beim Besuch der Kirche nicht aus den Augen verlieren, damit wir durch ihre profane Seite nicht verletzt werden. Sie bietet in diesem Sinne manches Sehenswerthe: Altäre in gothischem und romanischem Geschmack, aus Stein, Holz, Terracotta und sonstigen modernen Compositionen. Der große Hauptaltar aus Eichenholz in der Mitte, gothisch und in reicher Malerei mit Vergoldung, ist sehr schön; er trägt freilich, wie das ihn umgebende Gitter, die Firma seines Hauses; sogar der Teppich auf den Altarstufen zeigt den Namen des Fabrikanten in langen Buchstaben. Aber alles das stört uns jetzt nicht mehr, da wir wissen, woran wir uns in dieser Beziehung zu halten haben. Links sehen wir in einer Seitenkapelle eine Grablegung, in großartigem Styl entworfen, jedoch schwach in der Ausführung. Die Figuren (ob aus Holz, Stein oder Gyps, konnten wir nicht erfahren) sind zu hart, und der Leichnam Christi ist zu todt, zu menschlich. Vor langen Jahren sah ich einmal in einer Kirche zu Lübeck die berühmte Grablegung Overbecks, welche mir unvergeßlich geblieben ist; an sie darf man freilich bei der in Rede stehenden nicht denken. In der rechten Seitenkapelle erblickt man als Gegenstück eine Anbetung der Hirten und Könige, welche sich fast wie eine Weihnachts-Ausstellung anläßt. So flitterbunt und überladen findet man die Bilder kaum noch in den Dorfkirchen der Bretagne, obwohl sie dort ganz an ihrem Platze sind, weil sie dem einfältig frommen Sinn der Bevölkerung durchaus entsprechen. In derselben Kapelle steht ein großer, aus Eichenholz geschnitzter Paramentenschrank, entschieden einer der schönsten Gegenstände dieser ganzen Ausstellung. Im Uebrigen ist die Kirche angefüllt, richtiger überfüllt mit Statuen und Heiligenbildern, mit Kreuzwegen, Orgeln, Kanzeln, Sakristeimöbeln, Sesseln, Thronen, Baldachinen, Taufsteinen, Beichtstühlen, Crucifixen, Kandelabern, Kronleuchtern u. s. w., unter den letztern in sehr gelungener Nachbildung ein mittelalterlicher, aus der Carolingischen Zeit, wie man sie im Original wohl kaum anderswo als in Aachen sieht. Die Malerei des Gewölbes und der ausgelegte Fußboden bilden in ihrer Art eine ganze Musterkarte, desgleichen die Glasgemälde der Fenster, unter denen einige besondere Beachtung verdienen. Von Altargefäßen, Meßgewändern und sonstigen Paramenten ist nur wenig zu sehen, weil für diese eine eigene große Abtheilung in der dritten Galerie des Ausstellungs-Gebäudes besteht, wohin wir bald kommen werden. Zwei Martyrer, ein Bischof und eine Jungfrau, Wachsfiguren unter Glas und so schön ausgeführt, daß sie jedem Wachsfiguren-Cabinet Ehre machen würden, finden ebenfalls viel Bewunderer, zu denen wir freilich nicht gehören. Wir ziehen einen prächtigen mittelalterlichen Reliquienschrein von Rudolphi, der auch in dieser kostbaren Arbeit seinen alten Ruf bewährt, vor und wollen mit ihm gern diesen eigenthümlichen Kirchenbesuch schließen.

Die Orgeln, von denen immer eine, und oft mehr als eine als Reclame für den Orgelbauer gespielt wird, tragen auch nicht dazu bei, uns länger zu fesseln. Beim Fortgehen lassen wir uns gern verschiedene Adreßkarten in die Hand stecken, mit dem Versprechen, wieder zu kommen, d. h. wenn wir etwas kaufen wollen, — sonst wohl kaum."

Wir lassen uns gefallen, daß die Industrie der Kirche dient, aber nicht, daß die Kirche der Industrie dient.

## Deutsche Alterthümer.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausg. von Moriz Haupt. Neue Folge. Ersten Bandes drittes Heft. Berlin, Weidmann, 1867.

In diesem neuesten Hefte der verdienstvollen Zeitschrift finden sich außer mehreren lateinischen und altdeutschen Sprachdenkmalen des Mittelalters (Opusculum Herimanni, Oswalt) ein Verzeichniß der altdeutschen Handschriften zu Königsberg und einige kritische Ercurse. Unter den letztern eine Chronologie der Sprüche Reimars von Zweter, worin sich W. Willmanns gegen mehrere Ansichten Karl Meyers erklärt, der im vorigen Jahre ein Werk über Zweter herausgegeben hat. Sodann eine scharfe Kritik des berüchtigten Zappert'schen Schlummerliedes, von Jaffé. Dieses angebliche Schlummerlied aus dem zehnten Jahrhundert ist eine Fälschung, wie Hankas Königinhofer Handschrift. Jaffé weist die Fälschung in den Buchstaben nach und schließt: „Zappert meint, ein bekehrter jude habe jenes buch zur unterweisung eines deutschen christlichen priesters im hebräischen gebraucht. die bekehrung zugegeben, wird die sache zwar nicht minder abgeschmackt, nur zugleich noch possenhaft. man denke sich einen augenblick im zehnten jahrhundert christliche theologen, die an heidnischen kinderliedern hebräisch lernen."

„Wir lesen (Wiener sitzungsberichte a. a. o. s. 302), Zappert habe den pergamentstreifen im jahre 1852 an der, später erst in seinen besitz gelangten, jetzt in der kaiserlichen hofbibliothek befindlichen mit cod. suppl. nr 1688 bezeichneten handschrift als ‚rückenheftpflaster' gefunden und ihn im august 1858 abgelöst. Wir lesen ferner (Pfeiffer, forschung und kritik auf dem gebiete des deutschen alterthums II 49), daß nach Zapperts tode eine gute anzahl gruppenweis übereinander geleimter pergamentstreifen vom rücken derselben handschrift abgenommen worden sind. ich habe diese letzteren in der k. hofbibliothek gesehen und auf ihren beschriebenen flächen jene verletzungen vorgefunden, welche mit leim oder kleister befestigte und später wieder losgemachte pergamentstreifen darzubieten pflegen. nur der schlummerliedstreifen enthält — mit ausnahme einer rasur — seine schriftzüge in vollster integrität. daher ist leim oder kleister niemals über dies schlummerlied gestrichen worden.

Und wie? Zappert löst im august 1858 den schlummerliedstreifen ab, ediert und commentiert am 8n october desselben jahres den kostbaren fund, stirbt erst mehr als ein jahr später, am 22n november 1859, und hat all die lange zeit die übrigen pergamentstreifen auf demselben rücken derselben handschrift enthaltsam oder ahnungslos sitzen lassen? nur dieser frage bedarf es, um es für immer auszumachen daß am Wiener cod. suppl. no 1668 der schlummerliedstreifen nie gefunden worden ist.

Aber einer der nach Zapperts tode abgelösten streifen, der oberste einer zusammengeleimten gruppe, der zufälliger weise unbeschrieben ist, zeigt einige tintenspuren, die aufs allergenaueste den fetten hebräischen buchstaben des schlummerliedstreifens entsprechen. es ist unzweifelhaft daß sich hier jene buchstaben abgedrückt haben. weil jedoch, wie wir gesehen haben, der schlummerliedstreifen weder jemals mit leim oder kleister bestrichen war noch überhaupt an diesem coder seine heimat hatte, so sind jene tintenspuren künstlich und absichtsvoll zum zweck der teuschung erzeugt worden. der fälscher hat hiermit sein schlummerlied als betrügerisches machwerk gewissermaßen besiegelt.

Nur besiegelt? nein, wer weiß ob aus verwegenheit oder gimpelei, auch unterschrieben. man wird es nicht ohne aufheiterung vernehmen, daß Olshausen, den ich wegen der hebräischen bestandtheile des streifens angieng, während die fragen erwogen wurden, mich plötzlich auf die höchst überraschende glosse zum worte zanfana aufmerksam machte. denn da steht im facsimile, das Zappert seiner edition beigab, genau dies unvocalisierte wort זפרט. zu deutsch aber heißt dies buchstäblich ZPERT, und vocalisiert ZAPERT."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, **N° 70.** 31. August 1867.


## Politische Schriften.

Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche insbesondere die württembergische Freiheit. Von R. Römer, Professor an der Universität Tübingen. Tübingen, H. Laupp, 1867.

Herr Römer glaubt, die nationale Strömung sey zu stark, als daß ihr der süddeutsche Partikularismus lange werde widerstehen können. Aber es liege alles daran, daß die Süddeutschen sich freiwillig und zur rechten Zeit an die Norddeutschen anschließen und nicht zu ihrem eigenen Schaden den wichtigen Moment versäumen. Sie würden sich selbst widersprechen, wenn sie es nicht thäten, denn wer hat eifriger und zäher das Metternich'sche System und die alte deutsche Bundeswirthschaft bekämpft, als grade die Süddeutschen. „Die deutsche Geschichte seit 1815 ist ein fortgesetzter Protest gegen den sog. Föderalismus, der nichts anderes ist, als der Bundestag, das unausgesetzte Streben der Nation war Beseitigung der Einzelsouveränetäten und Herstellung eines deutschen Staats, dafür hauptsächlich duldeten die sog. Demagogen in den zwanziger und dreißiger Jahren, dafür hauptsächlich erhob sich das deutsche Volk 1848, und ein ewiges vernichtendes Zeugniß gegen den sog. Föderalismus ist die Verfassung des deutschen Reichs, welche das deutsche Volk 1849 sich gegeben hat." Die Regierungen selbst wurden thatsächlich auf dieser Bahn fortgerissen, der vorige König von Württemberg von seinem Volke gezwungen, die Reichsverfassung mit der preußischen Spitze anzunehmen. Alle Versuche, die Süddeutschen vom Zollverein loszureißen, sind mißglückt. Die Macht der Thatsachen schuf vor einem Jahr das Schutz- und Trutzbündniß der vier süddeutschen Mittelstaaten mit Preußen und nicht lange darauf das Zollparlament. Die bayrische, hessische und badische Kammer haben sich dem erfreulichen Fortschritt zur deutschen Nationaleinheit geneigt gezeigt. Der Südbund konnte nicht zu Stande kommen.

Der norddeutsche Bund verspricht alles in Erfüllung zu bringen, was die deutsche Nation jemals als ihr gutes Recht reclamirt hat. Dieses gute Recht läßt sich mit den zwei Worten Einheit und Freiheit bezeichnen. „Für den Patrioten entscheidet hier die einfache Thatsache, daß im norddeutschen Bunde weitaus die Mehrheit der Deutschen vereinigt und die Verfassung dieses norddeutschen Bundes durch eine auf Grundlage des allgemeinen directen Stimmrechts gewählte Vertretung des Volkes mit großer Mehrheit angenommen und auch noch von den Landtagen der Einzelstaaten gebilligt ist. Die Theile einer Nation sind der Gesammtheit gegenüber durchaus nicht selbständig, sie müssen sich der Mehrheit unterwerfen, und die Mehrheit hat vom höheren nationalen Standpunkt aus selbst das Recht, diese Unterwerfung nöthigen Falls zu erzwingen. Darum handelt es sich aber jetzt nicht, das norddeutsche Parlament hat blos in wahrhaft brüderlicher Weise den Wunsch vollständiger Vereinigung ausgedrückt, und ganz in demselben Sinne hat sich der König von Preußen bei Eröffnung und Schließung des norddeutschen Reichstags in erhebender Weise ausgesprochen, die süddeutschen Staaten werden in keiner Weise gedrängt, sie werden nur aufgenommen, wenn Regierungen und Bevölkerungen entschieden und mit großer Mehrheit den Wunsch, aufgenommen zu werden, aussprechen. Das wird sicher geschehen, es wird aber um so früher geschehen, wenn sich die süddeutschen Staaten überzeugen, daß die Bedenken gegen den Eintritt in den norddeutschen Bund nicht begründet sind, und je eher der Eintritt erfolgt, desto besser ist es für Deutschland, namentlich aber für die süddeutschen Staaten selbst."

Im Jahr 1849 wurde die in Frankfurt zu Stande

gekommene deutsche Reichsverfassung von Württemberg anerkannt. In jener Reichsverfassung wurden dem Partikularismus viel schwerere Opfer auferlegt, als in der neuen Verfassung des norddeutschen Bundes. Wie kommen nun einige Blätter dazu, im Anschluß an den norddeutschen Bund eine Unterdrückung sehen zu wollen? „Man vergleiche nur §. 4 der Verfassung des norddeutschen Bundes mit Abschnitt II (§. 6—67) der deutschen Reichsverfassung. Wohl zu beachten ist auch §. 63 der deutschen Reichsverfassung: ‚die Reichsgewalt ist befugt, wenn sie im Gesammtinteresse Deutschlands gemeinsame Einrichtungen und Maßregeln nothwendig findet, die zur Begründung derselben erforderlichen Gesetze in den für die Veränderung der Verfassung vorgeschriebenen Formen zu erlassen,' damit ist die in §. 5 garantirte Selbständigkeit der Einzelstaaten gradezu illusorisch gemacht. Die Verfassung des norddeutschen Bundes enthält durchaus keine solche Bestimmung, sondern beschränkt die Bundesgewalt auf einzelne genau festgestellte Befugnisse. In Württemberg hatte man gegen die in der deutschen Reichsverfassung beliebte viel weiter gehende Beschränkung der Selbständigkeit der Einzelstaaten nichts einzuwenden, es darf also wohl angenommen werden, daß auch gegen den Inhalt der norddeutschen Bundesverfassung in dieser Beziehung im Allgemeinen kein Widerspruch erhoben wird, und in der That läßt sich nicht bestreiten, daß die Regelung des Umfangs der Bundesgewalt in der norddeutschen Verfassung nur den dringendsten Bedürfnissen der Nation entspricht. Blos in einem Punkte ist meines Wissens Widerspruch laut geworden — hinsichtlich des Oberbefehls über das Landheer des Bundes. Dieser steht in sehr weitem Umfang nicht nur im Krieg, sondern auch im Frieden dem Bundesfeldherrn zu. Allerdings hat das Heer nebenher noch die innere Sicherheit und Ordnung aufrecht zu erhalten, allein dieser Bestimmung ist vollständig Rechnung getragen durch die Einräumung, daß jeder Bundesfürst seine Truppen zu polizeilichen Zwecken verwenden darf. Zudem ernennen die Regenten der Einzelstaaten noch immer weitaus die meisten Offiziere, ein sehr wichtiges Recht, das ihnen streng genommen von dem oben aufgestellten Prinzip aus nicht eingeräumt seyn sollte. Auch die dringendsten praktischen Gründe sprechen für die Leitung des deutschen Heeres durch die Centralgewalt nicht nur im Krieg, sondern auch im Frieden. Nur dann kann das deutsche Heer und können die Contingente der einzelnen Staaten den Grad von Tüchtigkeit erreichen, den wir um des Vaterlands willen fordern müssen. Das gilt in ganz besonderem Grade für Süddeutschland. Hier fehlt der Geist strammer Disciplin, die Unterordnung des individuellen Willens unter den allgemeinen, die Anerkennung der Autorität, welche im Heerwesen die allerersten Bedingungen des Erfolgs sind, es fehlt ferner der Ernst, mit welchem die militärische Aufgabe erfaßt werden muß, die Neigung, sich den geistigen und körperlichen Anstrengungen m. E. W. der Arbeit zu unterziehen, welche allein das deutsche Heer den fremden Heeren ebenbürtig zu machen vermögen. Ueberläßt man im Frieden den Befehl über die süddeutschen Contingente ihren Souveränen, so verfallen diese Contingente wieder jenem süßen laisser aller und sind, wenn sie vor den Feind kommen, wieder tapfer und — unfähig."

Herr Römer weist auf die gegenwärtige Haltung Frankreichs hin, auf die großen Rüstungen daselbst. Ohne Zweifel ist die letzte Entscheidung zwischen Frankreich und Deutschland nur noch eine Frage der Zeit; je gewisser es aber ist, daß Frankreich, indem es seine eigene nationale Einigung als ein selbstverständliches und unantastbares Recht anspricht, uns das nämliche Recht abspricht und störend in unser Einigungswerk eingreifen will, um so mehr sollte es sich auch von selbst verstehen, daß jeder Deutsche bereit seyn müßte, dem andern beizustehen, um gemeinsam deutsches Recht und deutsche Ehre zu wahren. Es sollte unmöglich seyn, daß einer der edelsten und ältesten deutschen Volksstämme die Verlockungen derer anhörte, die ihm ein Bündniß mit Frankreich zwar noch nicht offen anrathen, überall aber den Vaterlandsverrath im voraus zu beschönigen trachten. Es sind die nämlichen Organe der Presse, die im vorigen Jahre nicht müde werden konnten, mit der Miene der edelsten patriotischen Entrüstung den Grafen Bismarck anzuklagen, er wolle das linke Rheinufer an Frankreich verkaufen, das deutsche Nationalinteresse und die deutsche Nationalehre verrathen, und die jetzt selber alles thun, um eine kriegerische Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten zu entschuldigen und herbeizuführen.

Herr Römer verfehlt nicht, gegenüber dem wahrhaft lächerlichen Dünkel der radikalen Schreier daran zu erinnern, daß die vielgepriesene Freiheit in Württemberg gar nicht so bewundernswürdig sey, als man ausposaune. Früher haben dieselben Radikalen auch gar nichts an ihr zu bewundern gefunden und in letzter Instanz müssen sie sich sagen, daß wenn sie vorgeben, der norddeutsche Bund bedrohe ihre württembergische Freiheit, und sie andererseits von Begierde zittern, so bald und zahlreich als möglich die Franzosen am Neckar lagern zu sehen, sie sich doch gar zu einfältig widersprechen, denn welche Freiheit würde ihnen wohl der Imperator an der Seine bieten? Ueberhaupt hängt die Freiheit in den Kleinstaaten allemal

nur von der Gnade der Großstaaten ab. Nur der Reichstag eines starken und einigen Deutschlands kann uns die Freiheit garantiren.

Schließlich führt der Verfasser aus, daß nach Artikel 4 des Prager Friedensvertrages dem Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund ein rechtliches Hinderniß lediglich nicht im Wege liege. „Wie der Wortlaut des Art. 4 klar ergibt, hat nämlich dieser Artikel, was das Verhältniß der süddeutschen Staaten zum norddeutschen Bund betrifft, einzig und allein den Fall der Bildung eines Vereins der süddeutschen Staaten im Auge, nur von dessen nationaler Verbindung mit dem norddeutschen Bunde, nur von dessen internationaler unabhängiger Existenz spricht er. Der Fall, daß der Verein der süddeutschen Staaten nicht zu Stande kommt, ist in dem Friedensvertrag gar nicht vorgesehen, für diesen Fall enthält derselbe gar keine Bestimmung, in diesem Fall fehlt es gänzlich an einer Norm, eben deshalb hat Oesterreich in diesem Fall auch ganz unzweifelhaft kein Recht der Einsprache gegen irgend welche politische Einigung von Nord- und Süddeutschland, haben diese beiden Theile vollkommen freie Hand.“ Der Anschluß der südlichen Staaten an den Nordbund würde Deutschland so stark und mächtig machen, daß es Frankreich gar nicht wagen würde, uns dann noch anzugreifen, wenn er vollzogen wäre. Der europäische Friede könnte auf gar keine sicherere Weise verbürgt werden. Diese Wahrheit geltend zu machen, ist die Hauptaufgabe aller patriotisch gesinnten Blätter.

Herr Römer sagt: „Ich schreibe dieses Vorwort am Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance. In dieser Schlacht ist Deutschland durch Preußen errettet und die Oberherrschaft der Franzosen auf lange Jahre niedergeworfen worden. Die Früchte dieses Sieges sind dem deutschen Volke großentheils entgangen, weil statt des deutschen Staats der deutsche Bund gegründet wurde. Preußen, welches durch seine großartige Erhebung und die Befreiung Deutschlands damals sich die Führerschaft in Deutschland erkämpft hat, fehlte damals ein Regent und ein Minister, welche den preußischen Feldherrn ebenbürtig gewesen wären. Die Fehler jener Zeit sind im vorigen Jahre wieder gut gemacht worden durch die unerhörten Erfolge der preußischen Waffen und des preußischen Cabinets. Durch die Schlacht von Königgrätz ist Deutschland erst befreit worden von der Fremdherrschaft, und es handelt sich jetzt um die Ausbeutung dieses Sieges. Dieses Mal werden uns die Früchte desselben nicht entgehen, denn jetzt herrscht über Preußen ein tapferer und energischer König, und an der Spitze der preußischen Regierung steht ein Staatsmann, wie ihn Deutschland seit dem Tode Friedrichs des Großen nicht mehr gehabt hat. Es ist auch bereits der feste Grund des deutschen Staats gelegt, es gilt ihn auszubauen und die unerträgliche Anmaßung der Franzosen für immer in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Die Früchte jenes Sieges werden um so herrlicher und um so schneller reifen, je rascher das gesammte deutsche Volk erkennt, welche Errungenschaften es im Laufe des letzten Jahres gemacht hat, und je energischer es sich erhebt, um sie zu sichern für alle Zeit.“

Es sey uns erlaubt, bei diesem Anlaß ein wenig unser Erstaunen darüber auszudrücken, wie gröblich die kriegslustigen Leute sowohl in Deutschland als Frankreich sich selbst belügen. In Deutschland geben sie vor, sie kämpften entweder für den durch Preußen gewaltthätig zerstörten Rechtszustand im alten Bunde, oder für die Freiheit, die Preußen bedrohe. Nun suchen sie Hülfe bei Frankreich, welches sich jedenfalls, wenn es siegte, mit dem linken Rheinufer bezahlt machen und den Bestand des alten Bundes keineswegs achten würde. Um nicht von Oesterreich annectirt zu werden, würden Bayern und Württemberg Schutz bei Frankreich suchen und finden und der neue Rheinbund wäre fertig. Vom alten Bunde würde keine Rede mehr seyn, aber noch viel weniger von der Freiheit. — Was die Leute in Frankreich betrifft, die den Krieg wollen, so ist bei ihnen die Lüge fast noch gröber. Sie geben vor, die Einigkeit Deutschlands sey eine Bedrohung für Frankreich; das französische Interesse, die französische Ehre dulde nicht, daß Preußen mächtiger werde, und sie machen es Napoleon III. zum schweren Vorwurf, daß er Preußen nicht sofort angreife. Aber ihr Chauvinismus ist erheuchelt, durch und durch erlogen. Sie sind Orleanisten, Anhänger der im Jahr 1848 gestürzten Regierung der Bourgeoisie und der bestochenen Kammern. Ihr einziger Wunsch ist, durch eine Constitution und durch den Parlamentarismus unter einem Orleaniden wieder zur Gewalt zu gelangen und sie hetzen den jetzigen Kaiser nur deshalb in einen unvernünftigen Krieg mit Deutschland hinein, damit er darin umkomme, damit er besiegt werde und dann leicht entthront werden könne.

Also jenseits wie diesseits des Rheins wurzelt die Kriegsbegierde gegen Preußen in der Lüge. Die perfideste Lüge aber ist, ein bereits abgeschlossenes Bündniß zwischen Rußland und Preußen bezwecke die Zerstückelung Oesterreichs und die Durchführung der russischen Plane im Orient; deshalb müsse das ganze westliche und mittlere Europa sich zur Rettung Oesterreichs herbeidrängen. Davon ist nun aber kein Wort wahr, Oesterreich ist gar nicht bedroht, ein russisch-preußisches Bündniß erl-

ſtirt gar nicht. Die ganze Lüge iſt nur erſonnen, um einen Angriff auf Preußen zu entſchuldigen und Bundesgenoſſen dafür zu werben. Daſſelbe dumme Manöver, wie im vorigen Jahre, wo man Preußen angriff und die Lüge verbreitete, Preußen greife an. Das Manöver war dumm, wie der Erfolg gezeigt hat.

Man male doch den Teufel nicht an die Wand. Preußen übt eine großartig deutſch-nationale Politik im Innern und nach außen und ſteht für die germaniſche Race gegen die ſlaviſche ſo feſt ein wie gegen die romaniſche. Ein Bund mit Rußland liegt nicht in ſeinem Intereſſe, und es könnte nur zu einem ſolchen gezwungen werden, wenn eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz auch Preußen nöthigte, ſich nach einer Allianz umzuſehen.

Als der Kaiſer der Franzoſen die Reiſe nach Salzburg unternahm, verbreiteten franzöſiſche Blätter das Gerücht, es ſey im Plane, Deutſchland durch die Mainlinie zu trennen und die ſüdweſtlichen Staaten Deutſchlands in einem Südbunde zu vereinigen, wie die nordweſtlichen Staaten im Nordbund mit Preußen vereinigt waren. Es war nicht ernſt gemeint; es kam Napoleon III. nur darauf an, ſeine Franzoſen zu beſchäftigen und ſich abermals die Wichtigkeit eines europäiſchen Schiedsrichters beizulegen. Wenn er Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt Oeſterreich zur Verfügung ſtellte, ſo ſah das allerdings wie ein ſchönes Geſchenk aus und wie ein gutes Mittel, um Banquos Geiſt von den kaiſerlichen Feſtmahlen in Salzburg zu verbannen. Allein Napoleon III. riskirte nichts dabei, wenn er Oeſterreich noch einmal, wie es ihm ſchon öfter gelungen war, zu übervortheilen ſuchte, denn der Plan war nur zum Nutzen Frankreichs ausgedacht. Napoleon III. wußte wohl, wie ſehr die Bayern von Alters her Oeſterreich abgeneigt waren und wie in den übrigen ſüdweſtlichen Staaten Deutſchlands theils der Proteſtantismus, theils das Zollvereinsintereſſe die Bevölkerungen ebenſo abgeneigt machten, ſich Oeſterreich zu unterwerfen. Wollte Oeſterreich alſo auf den Plan eingehen, ſo konnte Napoleon III. ſicher ſeyn, daß die gedachten Südſtaaten ein Bündniß mit Frankreich, einen neuen Rheinbund, der öſterreichiſchen Hegemonie weit vorziehen würden.

In Oeſterreich ſelbſt erkannte man wohl, daß es wieder nur darauf abgeſehen war, das Wiener Cabinet zu dupiren. Die „Neue Freie Preſſe“ bemerkte zum 17. Auguſt: „Es waltet ein düſteres Verhängniß über jeder Verbindung Oeſterreichs mit Frankreich.“ Dann wird auf Marie Antoinette hingewieſen, die ſchöne Tochter Maria Thereſias, die in Paris öffentlich enthauptet, auf Marie Louiſe, die mit ihrem Sohn aus Paris verbannt wurde, auf Maximilian, der, von den Franzoſen verführt, nach Meriko ging, um dort erſchoſſen zu werden, indeß ſeine unglückliche Gemahlin aus Kummer dem Wahnſinn anheim fiel. Gründlicher noch würde das Wiener Blatt die Sache aufgefaßt haben, wenn es nicht das Schickſal einzelner Glieder des Kaiſerhauſes, ſondern die großen Verhängniſſe des Reichs erwogen hätte, die aus jeder Verbindung mit Frankreich hervorgegangen ſind. Als ſich Oeſterreich im vorigen Jahrhundert bethören ließ, mit den franzöſiſchen, ſpaniſchen und neapolitaniſchen Bourbons den unheilvollen Bund gegen Rom einzugehen und zum Vortheil des weltlichen Staats den Papſt und die Autorität der Kirche erniedrigte, die tiefſte Corruption im Klerus und die frechſte Religionsſpötterei in der Literatur begünſtigte, hat es dadurch nur die große franzöſiſche Revolution und den neuen heidniſchen Imperialismus der Napoleoniden herbeiführen und einen Brand entzünden helfen, der ſein eigenes Haus ergriff. Eine ganz eben ſo verhängnißvolle Thorheit Oeſterreichs war es, nach dem Sturz Napoleons I. und bei der Wiederherſtellung unabhängiger Staaten in Europa, ſchon wieder ein unheilvolles Bündniß mit Frankreich und zwar diesmal gegen Preußen einzugehen. Metternich und Talleyrand leiteten den Wiener Congreß in keinem andern Sinne, als um die große Bewegung der Deutſchen zur Einheit zu ſiſtiren und Preußen, von dem die Bewegung ausgegangen war, zu ſchwächen. Der Erfolg war, daß die deutſche Bewegung dennoch vorangeſchritten und daß Preußen groß und mächtig geworden iſt, während Oeſterreich nur Niederlagen erlebte und von Frankreich bei jeder Gelegenheit betrogen wurde. Oeſterreich half den Franzoſen aus ihrer Verlegenheit in der Krim und wurde zum Dank dafür von denſelben Franzoſen in Italien angegriffen und der Lombardei beraubt. Trotzdem ließ ſich Oeſterreich im Frieden von Villafranca noch einmal von Frankreich betrügen und bot ihm, auch nachher noch nicht klug geworden, nach ſeiner Niederlage in Böhmen Venetien an, verlor Venetien und erlangte von Frankreich doch weder Hülfe noch Erſatz.

Solche grelle Mißſtände, ſo große Unbeſonnenheit auf der einen, ſo große Argliſt auf der andern Seite laſſen ſich nicht mit einer ſentimentalen Komödie ausgleichen und die Neue Freie Preſſe bemerkt ſehr richtig, es ſey kein gutes Omen für die Kaiſerzuſammenkunft in Salzburg, daß man die Leiche Marimilians, die aus Meriko kommen ſoll, gegen die des Herzogs von Reichſtadt auswechſeln wolle, den man von Wien in die Napoleonidengruft in Paris zu verſetzen beabſichtige.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, | N° 71. | 4. September 1867.

## Philosophie.

Studien. Philosophische Schriften von Johannes Huber. München, Lentner, 1867.

Das Buch enthält drei Abtheilungen. Die erste, die mehr als zwei Drittel des Ganzen beträgt, handelt von der Aufklärung im vorigen Jahrhundert, die zweite ist „zur Christologie“ geschrieben. Die dritte behandelt die Statistik der Verbrechen und die Freiheit des Willens.

Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts wird hier, so weit sie in literarischen Erscheinungen hervortrat, zu einer recht guten und reichlichen Uebersicht gebracht. Man wird keine ihrer verführerischen Hauptlehren vermissen. Die verneinenden Geister sind durchgängig gut charakterisirt. Als das Programm der Aufklärung darf man die hier S. 63 citirten Worte Voltaires betrachten. „Es ist bejammernswerth und erniedrigend für das menschliche Geschlecht, daß eine Wissenschaft, welche sich nur für Possenreißer schickt, mehr Verheerungen angerichtet hat, als die Völkerwanderung und, daß in unserem Europa eine Schaar von Fanatikern existirte, die dazu bestimmt war, die übrigen Menschen zu verführen, zu berauben und zu ermorden. Diese Hölle auf Erden hat volle fünfzehn Jahrhunderte gedauert, und ehrliche Leute, die von ihrem Irrthume zurückgekommen waren, konnten ihr zuletzt nur durch Verachtung und Indifferentismus Einhalt thun. Diese Verachtung der ehrlichen Leute, die Stimme der Vernunft, die man von einem Ende Europas bis zum andern vernimmt, siegt heut zu Tage blos durch die Macht der Wahrheit über den Fanatismus. Aufgeklärte und weise Leute haben unwissende und thörichte überzeugt. Allmälig erstaunen alle Nationen darüber, wie sie so lange Zeit an solch schreckliche Absurditäten glauben konnten, von denen die Vernunft und Menschheit schaudern sollte. Der Koloß, der so viele Jahrhunderte lang über uns hingesehen hat, steht noch; und da er aus dem Golde der Nationen geschmiedet ist, so kann ihn die Vernunft allein nicht umstürzen; aber er ist nichts weiter mehr als ein Phantom und wird einstens doch zusammenbrechen, wenn die Nationen aufhören die Müssiggänger von Geistlichen zu ernähren.“ Man kann nicht leugnen, daß diese Ansicht in der gebildeten Welt des vorigen Jahrhunderts die herrschende geworden ist.

Wenn man die Reihen namentlich der französischen und englischen Gottesleugner des vorigen Jahrhunderts durchmustert, erkennt man mit einer gewissen Genugthuung, daß sich die Welt ein wenig gebessert hat, denn die gottlosesten Bücher der Neuzeit erreichen doch nicht wieder die Infamie und den sittlichen Schmutz jener älteren Schriften.

Die Heroen der Aufklärung im damaligen Deutschland werden hier etwas zu ausführlich und auch etwas zu glimpflich behandelt. Diese s. g. classischen Geister des philosophischen Jahrhunderts flößen dem Verfasser bei ihrer großen Berühmtheit noch zu viel Respect ein. Doch sieht man wohl, wie die Macht der Wahrheit sich hin und wieder bei ihm durchringt, so daß er es unter anderem wagt, dem Lessingcultus ein wenig entgegenzutreten. „In Bezug auf den Werth von Lessings theologischen Thaten konnte ich mich dem fast stereotyp gewordenen Urtheil nicht anschließen, dieselben wägen mir geringer, als anderen.“ Auch über den eiteln, abgeschmackten Mendelssohn äußert sich Herr Huber sehr vernünftig. „Mendelssohns Theologie beschäftigt sich nicht mit einer Erforschung des göttlichen Wesens, sondern eilt nur sein Daseyn festzustellen und von hier aus Folgerungen zu entnehmen, die im Interesse des Subjects liegen, wie z. B. die einer individuellen Vorsehung. Namentlich um die Unsterblichkeit der Seele

ist es ihm zu thun, weil sie wünschenswerth und nützlich ist. Die Natur wird nur als Magd für die menschliche Glückseligkeit betrachtet. Alles, Gott wie Natur ist zuletzt nur um des Menschen willen da, der sich immer wichtiger geworden ist und seinen Werth nicht hoch genug taxiren kann. Eine objective, über die eigene Einzelnheit und Beschränkung hinausgehende Erfassung des Ganzen wird unmöglich." Im Allgemeinen aber läßt Herr Huber doch an den Classikern des vorigen Jahrhunderts mehr gelten, als es uns gerecht scheint. Einerseits erfordert allerdings die Billigkeit, daß man die Sprecher der Perücken- und Zopfzeit mit der Zeit entschuldigt, in der sie aufwuchsen. Das kann aber nicht hindern, sie alle sammt ihrem Zeitgeist zu wägen und nach ihrem wahren Werth, der viel geringer ist, als ihr Ruhm, abzuschätzen. Es wäre überhaupt nöthiger, die Lesewelt unseres Jahrhunderts mit den Werken gläubiger und geistestiefer Männer zu beschäftigen und ihr nicht immer und immer wieder nur jene beperückten und bezopften Porträts aus dem vorigen Jahrhundert vorzuführen und die Zeit mit dem allergründlichsten Studium dieser classischen Affenwelt zu verschwenden, denn sie waren ja meistentheils doch nur Affen der Franzosen und Engländer und der heidnischen Classiker.

Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts war überhaupt keine Erscheinung für sich. Die Reaction des Heidenthums gegen das Christenthum begann schon viel früher und energischer in den romanischen Ländern. Was man schon im fünfzehnten Jahrhundert für Aufklärung ausgab, nämlich die Wiederbelebung classischer Studien, das feierliche Wiederausgraben der heidnischen Marmorgötter und ihre Wiederanbetung, die vermeintliche Ueberwindung germanischer und christlicher Barbarei durch Zurückführung zum altrömischen und altgriechischen Denken und Empfinden, war weiter nichts als ein entsetzlicher Rückschritt in die heidnische Corruption, aus der einzig die christliche Kirche und die Biederkeit und Ritterlichkeit der Germanen die Menschheit gerettet hat. Mit aller Schönfärberei vermögen unsere Philologen den Koth nicht zu vergolden, in den Griechen und Römer versunken waren und nothwendig haben versinken müssen, weil sie das Fleisch vergötterten und ihre Religion zuletzt nur den niedrigsten Leidenschaften und Gelüsten schmeichelte. Der größte Fortschritt, den die Menschheit in der Weltgeschichte jemals gemacht hat, war die Ausrottung jenes Heidenthums durch den heiligen Geist der christlichen Kirche und durch die gesunde Heldenkraft der Germanen. Von da wieder umzukehren in die Versumpfung des alten Heidenthums, wäre der größte Rückschritt, den die Menschheit machen könnte. Man hat ihn aber schon vor 400 Jahren zu machen angefangen. Indem die Italiener und bald auch die Franzosen sich in die alten Heidengötter verliebten, fielen sie vom christlich-germanischen Programm des Mittelalters ab. Nun hätten es wenigstens die Deutschen festhalten sollen, aber das deutsche Volk mochte so gut seyn, wie es wollte, es hatte das Unglück, unter viele Fürsten vertheilt zu seyn, die alle ohne Ausnahme aus politischem Interesse die italienischen Fürsten und die französischen Könige im Eifer für die Renaissance und den classischen Geschmack nachahmten. Sie wollten sich nämlich zu Selbstherrschern machen, sich der christlichen Zucht und Sitte, der Censur der Kirche, aber auch den Pflichten gegen das deutsche Reich und Volk nicht mehr fügen, und darum war ihnen eine neue Mode und Geistesrichtung erwünscht, durch die man der Kirche ihre Macht, der Nation ihr Recht entwenden konnte. So ist denn die ganze heidnische Reaction nur von den Höfen ausgegangen und hat sich auch nur durch die Fürstenschulen in den s. g. gebildeten Classen ausgebreitet, während es diesem modernen Heidenthum doch noch niemals möglich gewesen ist, auch überall das gemeine Volk zu ergreifen. Nur einmal, in der französischen Revolution, gelang es den Propheten des neuen Heidenthums, das Christenthum ganz abzuschaffen und den Gottesdienst bei Todesstrafe zu verbieten. Allein der Wahnsinn dauerte nicht lange, die große Mehrheit des gemeinen Volks blieb der Kirche treu, die sich seitdem in Frankreich immer mehr wieder befestigt und mit Geist erfüllt hat.

Wären die deutschen Gelehrten auf den fürstlichen Schulen und Universitäten nicht künstlich und systematisch blind gemacht worden für alles das, worin einst die Größe und Majestät der deutschen Nation bestand, so würden sie sich mit Abscheu von jenen Dämonen abgewendet haben, die aus der Fäulniß der classischen Gräber emporstiegen, wie Aretino, Voltaire und die ganze Schaar, die von Italien und Frankreich aus das Kreuz und mit ihm zugleich die edle germanische Keuschheit und Sitte zu verhöhnen und anzuspeien begonnen haben. Aber dazu war bei den deutschen Gelehrten schon kein Verstand und keine sittliche Kraft mehr vorhanden. Auch sie verfielen dem Heidenthum, ja sie dienten demselben mit fast noch mehr Enthusiasmus als die Romanen. Der Teufel spielte ihnen so arg mit, daß selbst ihre nationale Gemüthlichkeit eine Waffe für das moderne Heidenthum gegen das Christenthum werden mußte. Diese Gemüthlichkeit macht die Leute nämlich auf eine wahrhaft verrückte Weise servil, daß sie,

indem sie ein classisches Ideal vor sich zu haben wähnen, in Wirklichkeit dem Bock auf dem Blocksberge den Schwanz aufheben, ohne es zu merken. So haben unsere Philologen für Perikles und Aspasia geschwärmt und lassen die Metamorphosen des Ovid, die nur Programme der Orgien im Kaiserpalast enthielten, ganz wohlgemuth von deutschen Knaben exponiren. Dieselbe Sentimentalität, mit der sie den modernen Classikern den Pferdefuß küssen, treibt sie auch zur Andacht vor dem Hellenenthum und die Verblendung geht so weit, daß der selige Thiersch keineswegs der einzige war, der in den Klephten, in den Pädrasten der Maina, in dem ganzen Gesindel des modernen Hellas noch immer homerische Heldenideale sehen wollen. Wenn man die allerdings kaum zu übersehende Masse von Büchern zusammenfaßt, die in Deutschland in einer durchaus beschönigenden, jede Niedertracht verschweigenden oder bemäntelnden, jeden Vorzug übertreibenden, alles idealisirenden, überall den Koth überzuckernden Manier über das classische Zeitalter der Griechen und Römer geschrieben worden sind, so darf man sagen, daß sie beinahe noch gefährlicher gewirkt haben, als die antichristlichen Schriften, die uns die romanische Welt zugesendet hat. Denn wer, was schön ist wie das Christenthum, häßlich zeichnet, wer, was edel ist, verächtlich macht, versündigt sich kaum so viel, als wer den Teufel so lange frisirt, bis er wie ein Engel aussieht.

Man bildet sich ein, durch den Rückfall in das classische Heidenthum wenigstens an Geist und Geschmack gewonnen zu haben. Das ist in gewisser Beziehung wahr, aber ein wirklicher Gewinn erwächst daraus nur dann, wenn man die schöne und geistreiche Lüge, welche uns die Außenseite jenes Heidenthums darbietet, mit dem scharfen Auge der christlichen Wahrheit durchdringt und die sittliche Fäulniß dahinter erkennt. Wer wahrhaft den Fortschritt liebt und den Weg weiß, wird auch selbst dem großen Fortschritt der Weltgeschichte folgen, d. h. durch das Heidenthum hindurch zum Christenthum fortschreiten und von diesem höheren Standpunkt auf den niederen nur herabblicken.

Die Motive, welche zuerst die modernen Höfe und dann die auf Schulen und durch Literatur gebildeten Classen vom Christenthum ab und in's Heidenthum zurückgeführt haben, sind die niedrigsten und verächtlichsten von der Welt. Nämlich erstens das sündige Gelüsten, sich den christlichen Pflichten zu entziehen, um es bequemer zu haben, um sich mehr erlauben zu dürfen. Zwar spielt zweitens die Sinnlichkeit, der Epikuräismus, das Thier im Menschen eine große Rolle dabei, wie auch drittens die Eitelkeit und Renommage; allein das Hauptmotiv der modernen Gottlosigkeit ist doch immer die Feigheit, die der göttlichen Strafe gern entgehen möchte und ihr entgehen zu können wähnt, indem sie die Möglichkeit derselben leugnet. Diese Feigheit ist so sehr Charakterzug der gebildeten Classen in unserer Zeit, daß sie sich auch in die bürgerliche Gesetzgebung eindrängt und gegen die Todesstrafe wie gegen alle körperlichen Strafen eifert. Damit aber, daß man den Leib des Menschen, das sündige Fleisch für heilig und unverletzlich erklärt, macht man die Sünde nicht verschwinden und hebt auch die Strafe nicht auf, denn sie wird kommen, wann nicht hier, dann dort. Das gemeine Volk fühlt und urtheilt in allen diesen Beziehungen viel gesünder als die Gebildeten.

Deshalb ist es auch niemals möglich gewesen, die großen s. g. deutschen Classiker des vorigen und des laufenden Jahrhunderts volksthümlich zu machen. Göthe wird dem eigentlichen deutschen Volk immer fremd bleiben, welche unsägliche Mühe sich auch die s. g. Gebildeten geben, seine Dichtungen wie Evangelien zu verbreiten. Jene „Gebildeten“ sind eben nur Verbildete, entchristlichte und entnationalisirte Individuen, gleich den Stoikern und Epicuräern der spätern Römerzeit, die ihrem Volk eben so fern standen. Gäben sich unsere Gebildeten dem Volke hin und nähmen sie die alten Tugenden des Volks wieder auf, so würden sie erröthen, jemals so unreinen Geistern, so weichlichen Naturen, so eitlen Virtuosen, Histrionen und Affen jeder fremden Mode, wie es mit wenigen Ausnahmen unsere deutschen Classiker, Dichter und Denker im vorigen Jahrhundert gewesen sind, so großen Respect erwiesen zu haben.

Ein wahrer Jammer ist, daß die deutsche Jugend, die so unschuldig dazu kommt, immer noch zu diesem Cultus der unchristlichen, unsittlichen, undeutschen Poeten und Philosophen abgerichtet wird, daß man ihr immer noch statt der gesunden Geistesnahrung und Herzensstärkung, die sie haben könnte, jene feinen Gifte und jenen süßen Brei einschüttet, vor denen reine und starke Seelen nur grauen und eckeln. Am dringendsten wäre nöthig, die Jugend zu belehren, daß die schöne Form niemals den unwürdigen Inhalt entschuldigt, überhaupt überall nur Nebensache ist und daß die schönste Phrase oft nur dem Sodomsapfel gleicht, von außen lockend, innen Fäulniß und Asche.

In der zweiten Abtheilung des vorliegenden Buchs, „zur Christologie“ überschrieben, macht Herr Huber auf einige wichtige Punkte aufmerksam, die in unserer Zeit wohl beherzigt werden dürften. Es gibt viele, die sich für gute Christen halten und doch nur gewöhnliche

Moralisten sind. Mit der blos „ethischen Auffassung Christi erheben wir uns nicht über den Anthropologismus. Wenn auch Christus vollkommen und einzig die Verwirklichung des sittlichen Ideals ist, so verhält sich die Menschheit in ihm doch nur zu sich selbst, zu ihren Idealen. Die Kirche aber betont Christus und sein Werk vor Allem als eine objective Thatsache des Heils, sie denkt, um mich so auszudrücken, dieselbe mehr physisch als ethisch, wie ein neues Lebenselement, wie eine neue von Gott verliehene Kraft, wie einen äußerlichen Schatz." Die Kirche hat Recht, die Moralphilosophie Unrecht.

In der dritten Abtheilung wägt Herr Huber den Werth der s. g. Moralstatistik ab, jener neuen Wissenschaft, die es darauf anlegt, die christliche Religion mit Erfahrungsbeweisen aus den Angeln zu heben. „Der belgische Mathematiker und Astronome Quetelet war es zuerst, der menschliche Handlungen gleicher Art, wie z. B. die Verehelichung, den Selbstmord und die Verbrechen gegen andere nach ihren verschiedenen Kategorieen, in ähnlicher Weise, wie etwa die jährliche Bewegung der Bevölkerung eines Landes nach Geburt und Tod, innerhalb desselben Volkes und innerhalb bestimmter Zeiträume der Berechnung unterwarf und nun in der scheinbaren Willkür derselben eine Regelmäßigkeit der Wiederkehr zu entdecken glaubte, der gegenüber der Einfluß der persönlichen Freiheit verschwinde." Nach Quetelets Vorgange hat man in vielen Städten und Ländern Berechnungen vorgenommen, aus denen hervorgeht, daß in der That gewisse Prozente der Bevölkerung in constanter Weise gewissen Verbrechen oder dem Selbstmord, wie auch dem Wahnsinn anheimfallen, woraus man denn hat schließen wollen, daß bei jenen Verbrechen und Selbstmorden kein freier Wille stattgefunden hat, sondern daß alles nur Verhängniß oder die Consequenz eines allgemeinen Naturgesetzes war. Sentimentale Juristen haben daraus die neue Lehre abstrahirt, daß die Verbrecher für ihr Thun nicht verantwortlich seyen, daß sie eben thun müßten, was das Naturgesetz verlange. Man könne sie nur bedauern, wie Kranke. Herr Huber vertheidigt gegen diese neuen Lehren die Willensfreiheit des Menschen und seine Zurechnungsfähigkeit und hat Recht, wenn er im freien Willen das Fundament der Menschheit sieht, von dem sie sich nicht losreißen kann, ohne ihre ganze Würde aufzugeben.

Die Menschheit würde in der That, wenn jene Lehre Wahrheit enthielte, zu einem indifferenten Ackerland herabsinken, auf dem, ohne sein eigenes Verschulden, durch die bloße Willkür des unbekannten Säemanns eine Flora von allen möglichen Lastern und Verbrechen aufblühte. Der unschuldige Acker müßte sich das gefallen lassen, weil er keine Wahl hat. Der Mensch aber hat eine Wahl, sein freier Wille, seine Vernunft kann den Samen des Bösen zurückstoßen. Zudem hat er die göttliche Offenbarung. Es ist sehr löblich von Herrn Huber, daß er die Glaubensautorität betont, grade indem er die Freiheit des Willens vertheidigt. Er sagt: „Ich gehöre selbst zu denen, welche die Gedankenfreiheit vertreten, aber ich gestehe offen, daß ich es für manche Classen der Gesellschaft für besser hielte, sie befestigten ihr Bewußtseyn auf den Grundlagen historischer Autoritäten, die einst in den Gedanken großer Geister und in den Gefühlen tiefer Seelen gewohnt haben, als daß sie mit ihren kläglichen Mitteln sich selbst eine geistige Lebensgrundlage zu schaffen unternehmen; denn an jenen besäßen sie gewiß etwas Substanzielleres, als an dem nichtigen Werk ihres weder hinlänglich gebildeten, noch hinlänglich mit Inhalt erfüllten Denkens. Man muß überhaupt nicht glauben, daß jeder frei zu seyn verdiene. Nur der, der frei seyn kann, nicht aber jener, dem die Freiheit nur den letzten Zaum seiner Begierden abgenommen hätte. Die Freiheit setzt sich ihr eigenes Maaß und ist dadurch Freiheit, daß sie Begrenzung von Innen, nicht Beschränkung von Außen ist."

Was sollte aus der Menschheit werden, wenn es den modernen Materialisten gelänge, mit ihren Lehren durchzudringen? Neben jener Moralstatistik, die alle Verantwortlichkeit des Individuums leugnet, macht sich noch die Lehre von Stoff und Kraft breit, die Lehre Moleschots, wonach das Denken nur ein Secret des Gehirns, wie der Urin das der Blase ist, die Lehre Vogts, daß der Mensch direct von Affen abstamme rc. Indessen beleidigen diese Lehren glücklicherweise nicht blos das Gefühl höherer Menschenwürde, sondern auch die Eitelkeit gemeiner Menschennaturen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß so freche Selbsterniedrigungen des Menschen allgemeinen Beifall finden sollten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 72.** 7. September 1867.


## Kirchliche Kunst.

Ueber Kircheneinrichtung und Kirchenschmuck, Kirchengeräthe und Paramente. Ein Conferenz-Vortrag von Adolf Pompe, Pastor in Labes. Berlin, Wilhelm Schultze, 1867.

Diese kleine Schrift, Separat-Abdruck aus der „Monatsschrift für die ev.-luth. Kirche Preußens," ist nicht wenig interessant, denn sie zeigt, wie man in der protestantischen Kirche der lange verlassenen Schönheit wieder zustrebt, deshalb manches gute Alte wieder hervorsucht und in diesen ästhetischen Beziehungen sich der katholischen Kirche wieder zu nähern eine so lächerliche Aengstlichkeit nicht mehr an den Tag legt wie bisher. Der Verfasser macht übrigens der katholischen Lehre und Hierarchie nicht die geringste Concession, ja er nimmt in vieler Beziehung zu wenig von der ältern Kirche an, namentlich in Bezug auf die Kirchenbaukunst. Er hätte, da er die protestantischen Kirchen nicht mehr wie Schafställe, Theater oder griechische Tempel gebaut wissen will, ohne Anstand die ganze Gothik des Mittelalters adoptiren dürfen.

Bekanntlich behielt Luther und die nach ihm benannte deutsche, so wie die scandinavische und englische Kirche noch vieles von der Feierlichkeit und Schönheit des katholischen Gottesdienstes bei, während Zwingli und Calvin und die von ihnen gegründeten reformirten Kirchen mit einem barbarischen Rigorismus Kirchenbilder, Orgel, Priesterkleidung, ja sogar den Altar verwarfen. Behielten sie auch noch das Abendmahl bei, so doch nur als Gedächtnißfeier ohne Transsubstanziation, daher man gewöhnliches Brod und Wein in gemeinen Gläsern an einem gewöhnlichen Tische sich nur von den Gemeindeältesten in bürgerlicher Kleidung und von keinem Priester reichen ließ. Bullinger, Zwinglis Nachfolger, erzählt in seiner Chronik, nachdem man einmal einen besondern Priesterstand nicht mehr anerkannt habe, seyen die Prädikanten absichtlich, um nur für keine Priester gehalten zu werden, in gemeinen Hauskleidern, im Handwerksanzug, im Jagdhabit oder im Pelz, mit Schwert und Dolch an der Seite, mit einem Federhut, oder auch einer schlechten Mütze auf dem Kopf auf der Kanzel gestanden. Das Wort Gottes und die Predigt hatten allein ihre Geltung behalten, dagegen war die Heiligung des Gotteshauses, des Altars, die bildliche Darstellung des Heiligen als Götzendienst verdammt, sogar auch die Kirchenmusik zur Ehre Gottes, der mißtönende Gemeindegesang ausgenommen. Die Kirche sollte nicht mehr ein Haus Gottes heißen oder bedeuten, sondern nur noch ein Versammlungsort für die Gemeinde seyn, um die Predigt anzuhören. Dazu bedurfte es keines prachtvollen und kunstreich stylisirten Tempels, jede Scheune, jeder große Stall konnte genügen. Da man schon Kirchen hatte, behielt man sie zwar als Versammlungsorte bei, zerstörte aber absichtlich alles darin, was noch an die frühere Heiligkeit des Raums erinnerte, den Altar, die Bilder, die bunten Glasfenster &c. Das war nun vom calvinischen Standpunkt aus ganz folgerichtig und eben so der Tempelbau neuer, aus dem Calvinismus hervorgegangener Secten, welche bei ihren Neubauten absichtlich jede Aehnlichkeit mit den alten Kirchen vermieden, nur Hörsäle bauten, oder wie die Methodisten unter freiem Himmel predigten.

Die Lutheraner mußten natürlicherweise in eine gewisse Halbheit gerathen, sofern sie zwischen Katholiken und Calvinisten mitten inne standen. Von dem, was Luther noch aus der katholischen Kirche behalten hatte, wurde in späterer Zeit vielfach abgewichen. In den Staatskirchen, welche an das calvinische Gebiet grenzten, vornämlich im südwestlichen Deutschland, nahm man zwar die lutherische Lehre an, blieb aber im Ritus der

schweizerischen Ungebundenheit ähnlich. Heute noch wundern sich Schwaben, wenn sie nach Norddeutschland kommen und in den lutherischen Kirchen daselbst noch von Luthers Zeiten her die Sitte der Altarlichter, der Antiphonien, des bei Begräbnissen voran getragenen Kreuzes rc. finden, wovon man in ihrer Heimath nichts weiß.

In den aufgeklärten Zeiten verlor die protestantische Welt, wie die katholische, die gothische Erinnerung und huldigte der Renaissance. Die schönen alten gothischen Kirchen wurden ihres spezifisch gothischen Schmucks entkleidet und im antik heidnischen, d. h. Zopfstyl restaurirt, d. h. auf das geschmackloseste entstellt und zwar in den katholischen Ländern noch vielmehr, als in den protestantischen. Wenn man aber neue Kirchen baute, so geschah es ebenfalls in jenem geschmacklosen Renaissancestyl, der nur an die altrömischen Paläste und nicht mehr an irgend etwas Christliches und Heiliges erinnerte. Mit dem ungeheuersten Kostenaufwand wurden in diesem unheiligen weltlichen Style von den Katholiken in Rom die große Peterskirche, von den Protestanten in London die große Paulskirche gebaut. Als der Renaissancestyl vollends in den Roccoco- und Mansardenstyl ausartete und man die ersten Versuche machte, im reinen antiken Styl zu bauen, wurden nicht nur Theater, Museen, sondern auch Kirchen in diesen Stylen gebaut. Man bekam christliche Kirchen zu sehen, die ganz heidnischen Tempeln glichen mit dorischen und andern Säulen, Rotunden rc., oder auch in einem ganz neuen viereckigen Style mit antiker Ornamentik, Kirchen gleich Porzellanöfen.

Tiefer konnte die christliche Baukunst nicht herabsinken. Das ist nun auch dem Verfasser der vorliegenden Rede klar geworden und er empfiehlt Formen, welche der heiligen Bestimmung einer Kirche würdiger seyen, ohne sich übrigens von seinem protestantischen Standpunkt aus zu dem der ältern Gothik hinüberziehen zu lassen. Hier einige seiner Bemerkungen. „Das Hauptportal soll an der Westseite, in der Regel wird es die Thurmseite seyn, sich befinden. Ein von außen nach innen sich verjüngendes Portal mit stylgemäßer Architektonik wird der Baumeister vorgesehen haben. Aehnlich würdevoll, wenn auch in kleinerem Maßstabe, zeigen sich die Eingänge an den Langseiten. Innerhalb des Altarraumes sind keine Thüren zum Gebrauche der Gemeinde zu dulden, und die etwa erforderlichen Eingänge zu Sakristei und andern Nebenräumen haben sich in bescheidenem Maaße zurückzuhalten, damit dem Altarraume seine Abgeschlossenheit gewahrt bleibe. Es ist eigenthümlich, daß die eigentlichen Thüren bei den alten Kirchen in Verhältniß zu der Größe des umfassenden Portals klein sind. Es ist als ob weithin die Einladung ergeht, zu kommen, aber die Pforte doch eng dargestellt werden soll, und die Kirchen nicht dem Außenleben weit offen stehen, wie ein heidnischer Porticus, sondern in sich selbst in heiliger Stille abgeschlossen. Das Verhältniß wird also zu bewahren seyn."

„Es wird häufig von kirchlichen Gebäuden als ein besonderer Preis gehört, sie seyen recht heiter, hell und freundlich. Wenn auch wir noch in dieses Lob mit einstimmen, so ist das doch wohl nur ein Nachsprechen einer Rede, die aus einer uns sonst nicht grade befreundeten kirchlichen Anschauung entsprungen ist. Hell würde ein Ruhm für einen Festsaal, freundlich für einen Besuchsalon seyn, aber ohne Beschränkung und bedeutende Zugabe von Salz dürften beide Prädikate so wenig auf Kirchen passen, wie ihre contraria: finster und trübselig oder mürrisch und hart. Heitere und freundliche Kirchen passen zu einer Religion, der das Salz fehlt, damit alles gesalzen werden muß, und das Geheimniß des Glaubens. Daher der Vernunftglaube zur Aufklärung des Geistes nicht blos, sondern auch der Kirchengebäude das seine gethan, wie man das in Mitteldeutschland bewundern kann, mit welcher Kunst aus alten gothischen Kirchen voll geheimnißvollen Schauers die heitersten, lustigen, hellen Concertsäle und Declamatorien gemacht sind. Wer im Dogma sich zu dem mysterium tremendum bekennt und den Ernst des Christenthums, das mit Furcht und Zittern vor dem heiligen Gott seine Seligkeit schafft, kennt, der wird auch für seine Anbetung und Erbauung ein Gebäude mit dem Gepräge heiliges Ernstes und geheimnißvoller Tiefe wünschen, das Licht aber, das hineinstrahlt, soll mehr als heitere Freude, es soll himmlische Seligkeit ausdrücken. Darum keine Ueberhellung und Verheiterung durch viele weite Fenster, die das Gebäude einem Gartensalon ähnlich machen; darum die Fenster mehr in der Höhe angebracht, damit das Licht sowohl von oben komme, als auch in der Höhe zu suchen sey. Das Wichtigste ist wieder der Altarraum. In vielen unserer Dorfkirchen ist freilich architektonisch ein solcher gar nicht ausgesondert."

„Wir sind übereingekommen, daß dem Altar mit seinen Functionen ein genügend weiter, von der Gemeinde gesonderter, als heilig hervortretender, erhöhter Platz auch da gewährt werden müsse, wo die bauliche Construction ihn nicht besonders ausgeworfen hat. Ferner ist uns selbstverständlich, daß der Altar mit seinem Platz nach der Orientirung gelegt ist und den Gesichtspunkt der ganzen Gemeinde bildet. Das Eisenacher Reglement hält dafür, daß er nie unmittelbar (ohne Zwischendurchgang) an die Rückwand des Gebäudes angebaut seyn

soll; daß er eine Stufe über dem Chorboden erhöht, mit Schranken und Vorrichtung zum Knieen versehen seyn soll. Das ist Alles richtig und sollte nur allgemein beachtet werden. Bei größeren Kirchen würde es angemessen seyn, der von Schranken umgebenen Stufe noch eine, ja mehrere höhere unmittelbar vor dem Altar hinzuzufügen, doch so, daß die untere breit genug für den Umgang des Geistlichen bei der Communion bleibt. Ueber die Construction des Altars selbst ist man bei uns nicht sicher. Zwar daß er fest von Stein sey — nicht ein tragbarer Tisch — ist angenommen. Doch schwankt man über Höhe und Breite, und ist durch die Mode des Altarbehanges fast ganz davon abgekommen, den Steinbau des Altars selbst für einen Gegenstand zu halten, der würdig hergestellt und ornamentirt seyn sollte und könnte. Nehmen Sie unsern Altären die Hülle des Behanges, so erschrecken Sie über das Abscheuliche des enthüllten Kerns. Das ist nichts: ein schlecht gekalkter und getünchter Steinhaufe, schmutzig und halb zerfallen, vielleicht oben mit halbmorschen Brettern bedeckt, der nur durch das Tuch des Behanges, oft nur nothdürftig, seine Schlechtigkeit verbirgt. Nein, der Steinbau des Altars selbst soll würdig und fest und schön seyn und nicht des umhüllenden Zeuges bedürfen."

Die Vernachlässigung des Altares und das starke Hervortreten der Kanzel charakterisirt die rationalistische Periode im Protestantismus, die Zeit der vorwaltenden Subjectivität. Der Verfasser sagt: „Sonderbar ist es, eine hohe Stellage zu bauen, wo der Prediger über den Köpfen steht und über die Köpfe hinweg predigt, zum Theil so, daß die Leute ihn nur mit hochgehobenen Hälsen oder gar nicht, oder von der Seite sehen können, oder ihren Platz, sich umdrehend, wechseln müssen. Man denke sich in den meisten Kirchen diese Art von hergebrachten Kanzeln hinweg, und es ist nichts einfacher, als daß der Prediger, vom Altar aus der Gemeinde etwas näher tretend eben sagt, was er zu sagen hat. Dazu genügt vollkommen die Erhöhung um wenige Stufen im Angesicht der Gemeinde, und die Herrichtung eines soliden Pultes, allenfalls mit angemessener, nicht zu hoher Brüstung. Kurz, ohne Noth sollte man Kanzeln, wie wir sie gewohnt sind, überhaupt nicht anbringen, sondern zur Predigt das an den Schranken, oder am Anfang des Altarraums angebrachte Pult benutzen, möge man sich mit einem in der Mitte stehenden begnügen oder außer diesem ein mehr kanzelähnliches, aber niedriges an der Nordseite anbringen, dem dann etwa das Lesepult an der Südseite entsprechen könnte. Die alten Vorbilder geben das so an die Hand. Vielleicht würde diese Aenderung der Kanzel auch auf eine Aenderung des Kanzeltons Einfluß haben, was im Ganzen nicht übel wäre."

Sehr richtig ist, was über die oft unglaubliche Geschmacklosigkeit im Innern unserer Kirchen gesagt ist. „Es kommen aus Restaurationen vom Ende voriges Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts Altartafeln im Freimaurer-Logenstyl vor, antike Säulen, natürlich nur als Blendwerk, Portikusanlagen mit Giebelfeldern und den modernen Symbolen, Kelch, brennend Herz, Sonne, Lyra, Kranz u. s. w., natürlich meist mit obligater Vergoldung. Wo nicht die Kanzel drin steht, pflegt ein meist sehr ungenügendes Bild, oft nur ein Spruch die Mitte einzunehmen. Alle diese Altaraufsätze sind fast ohne Ausnahme geschmacklos. Insbesondere sollten wir nach dem Vorbild der ältesten Kirche die technischen Gestalten des Alten Testaments mehr hervorholen, auch das Leben der Heiligen mehr zur christlichen Erbauung verwenden. Ist's doch fast, als kennten wir keine heiligen Gestalten des Reiches Gottes außer Luther und allenfalls Melanchthon. Unsere lutherische Vorzeit liebte es, die Bildnisse der Prediger, lebensgroß wo möglich, zum Kirchenschmuck zu machen. Möge das Andenken der Verkündiger des Wortes Gottes immerhin in der Gemeinde geehrt und auf die Zukunft gebracht werden, diese Bilder sollten in bescheidene Plätze sich zurückziehen und nicht diejenigen Stellen einnehmen, welche von erbauenden zweifellos heiligen Gemälden würdiger eingenommen würden. Das 17. und 18. Jahrhundert haben unsern städtischen, zum Theil auch ländlichen Kirchen einen Reichthum an Gedenktafeln für Personen und an Epitaphien gebracht. Sie standen und hingen Anfangs an den Wänden und in den Seitenschiffen; zumal bei größeren Kirchen wurden die alten Neben- und Kranzkapellen, die Pfeilernischen, selbst ganze Seitenbaue damit ausgefüllt. Aber spätere Restaurationen haben sie beliebig um die Mittelpfeiler, an und hinter den Altar gehängt und damit die Kirche überfüllt und verunstaltet. Die meisten von ihnen sind künstlerisch werthlos, ja zumal ihrer Ornamentirung zopfig häßlich. Man verfahre damit schonend, aber bringe sowohl die alten als auch neuere Denkmäler der Art in die Seitenräume, wohin sie gehören. Auch Gedenktafeln für besondere kirchliche und vaterländische Ereignisse, Gedächtnißtafeln der gefallenen Krieger, Wappenzeichen hervorragender Familien, Innungszeichen u. dergl. sollten nicht hervortretende Plätze einnehmen, am wenigsten an den heiligen Orten und Geräthen, Altar, Kanzel, angebracht seyn."

Der Verfasser geht so weit, dem weiß und schwarz zu widersagen und mehr Farbe zu verlangen. „Die kirchlichen Farben, welche die Decken, pallium, bursa, auch wo möglich die Pultdecken tragen, sind nach den kirchlichen Tagen und Zeiten verschieden. Wir dürfen der Anordnung der alten Kirche im Allgemeinen folgen, indem sie in der Farbensymbolik das Richtige getroffen hat. Die fünf kirchlichen Farben sind: weiß, roth, violett, schwarz, grün; statt violett und grün mag ein doppeltes Blau eintreten können. Die Vertheilung ist:

Weiß sollen die Paramente seyn von der Weihnachtsvigilie bis zur Octave des Epiphanienfestes, am Gründonnerstage, vom großen Sabbath bis zur Pfingstvigilie, am Trinitatisfeste, an den Marienfesten und Engelfesten, am Johannistage, an Bekehrung Pauli und Allerheiligen, sowie an Gedächtnißtagen von Nichtmärtyrern, und an Kirchweihfesten.

Roth: von der Pfingstvigilie bis zum Sonnabend vor Trinitatis, an den Festen des heiligen Kreuzes, an allen Aposteltagen und an Märtyrertagen.

Grün: von der Epiphaniasoctave bis Septuagesimä und von der Pfingstoctave bis zur Adventsvigilie.

Violett: vom ersten Advent bis zur Weihnachtvigilie und von Septuagesimä bis zum großen Sabbath, an allen Buß- und Bettagen, an Festtagen, in der Bittwoche.

Schwarz: am Charfreitage und bei allen Todtenfeiern.

Unsere Aermlichkeit und Nichtbeachtung der Farbensymbolik, oder auch nur des Farbeneindrucks im Verhältniß zu dem Charakter des Tages ist verwerflich; ebenso die rationalistische Beliebtheit der schwarzen Farbe als der für die ernste Würde der Kirche sich am meisten eignenden. Man sollte an Herstellung der Mannigfaltigkeit und des zum Tage harmonisch Passenden denken. Den Gemeinden kommt mit dem Gebrauche bald der Geschmack und das Verständniß. Der geringste Anspruch ist dreifache Ausstattung: freudige Festdecke, Trauerdecke, gewöhnliche."

Damit hängt zusammen, was von der Tracht der Geistlichen und der Kirchendiener gesagt ist. „Den schwarzen Mann würden wir in bloßen Predigtgottesdiensten, bei Trauerfeiern 2c. sehen, das weiße Kleid paßt für Liturgie und Sonntagsfeiern, und das Prachtkleid eben nur für die Sakramentsfeier. Fehlt das Letztere, so dürfte es sich empfehlen, an der geistlichen Kleidung die kirchliche Tagesfarbe durch ein einfaches Schulterband, (Stola) das vorn und hinten herabhängt, nach Art anderer Kirchengemeinschaften, auch u. a. der anglikanischen, sichtbar werden zu lassen. Alba und Prachtkleid bieten für weibliche Kunstarbeit gute Gegenstände, und an geeigneten Mustern dafür fehlt es nicht. Stücke, die aus bürgerlichen Trachten nur entnommen sind, sollten überhaupt sich nicht mit priesterlicher Amtskleidung vermischen, wie z. B. die Halskrause, das mit breiten Zipfeln herabhängende Halstuch oder unsere Päffchen. Auch die aufwartenden Personen sollen kirchliche Kleidung haben. Bei den Küstern hat man neuerdings wieder auf das Tragen des Restes vom Mäntelchen gedrungen, das ihnen von früher her geblieben ist. Das ist ganz schön, aber man sollte den Rest wieder vervollständigen, und die bürgerliche Tracht bei dem kirchlichen Dienste wieder mit voller für das Heiligthum sich schickender Weise bedecken."

Wir sind sehr einverstanden mit der Tendenz dieser kleinen Schrift, welche der Schönheit im Dienste des Heiligen wieder die Ehre gibt und das absolut Häßliche und Geschmacklose aus dem Gotteshause verbannt wissen will.

Der Verfasser hätte bei diesem Anlaß auch auf den Unfug der Kirchhöfe hinweisen dürfen. Hier feiert die moderne Denkmälerwuth und die menschliche Eitelkeit ihre Triumphe, an einer Stätte, die den Menschen am meisten an Demuth mahnen sollte. Der Styl der Grabdenkmäler ist häufig gradezu heidnisch. Man sieht antike Rotunden, cannellirte Säulen, Altäre mit Ochsenköpfen und Eiern, Urnen für die angebliche Asche der Todten, Genien mit gesenkter Fackel, Schmetterlinge, welche die Psyche bedeuten sollen, den Chronos mit der Sense 2c. Daneben sieht man wieder neugothische Thürmchen und widerwärtig verschnörkelte, gleichsam frisirte Kreuze im neugothischen Style, die gar nicht zu jenen antiken Ornamenten passen, so daß man meint, es liegen hier ganz verschiedene Völker aus verschiedenen Zeiten begraben. Dazwischen die hölzernen Kreuze der geringern Leute, welche gleichwohl die Eitelkeit schwarz angestrichen hat, um Namen darauf zu schreiben, die der Regen nach ein paar Jahren weggewaschen hat. Die Kirchhöfe bedürfen sehr einer Reform im Namen der Schönheit, wie des christlichen Ernstes. Es ist abgeschmackt, auf den Gräbern die langen Titulaturen der Leute zu lesen, vor denen sich die Himmelsthür breiter aufthun soll, als vor dem gemeinen Mann. Oder Citate aus Schiller und Matthisson, welche die christliche Jungfrau ins heidnische Elysium hinüber schwindeln sollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 73. 11. September 1867.

## Sprachunterricht.

Zur Frage über Schulwesen im Großherzogthum Luxemburg von Joseph Speck, Lehrer an der mittlern und Gewerbeschule in Echternach. Buchdruckerei von Burg in Echternach. 1866.

Bittere Klage über die Vernachlässigung des deutschen Sprachunterrichts im Luxemburgischen. Luxemburg ist ein uralt deutsches Land, ausschließlich von Deutschen bewohnt, die Wiege eines unserer größten Kaisergeschlechter. Indem es im Jahr 1815 mit dem Königreich der Niederlande vereinigt wurde, sollte es ein starkes Bollwerk für Deutschland gegen Frankreich bilden helfen. Der Erbprinz von Oranien, der nicht einmal in Holland unumschränkt gebot, wurde doch zu einem Könige gemacht und wurde ihm nicht nur sein längst verlorenes Holland wiedergegeben, sondern schenkte man ihm auch ganz Belgien, Lüttich, Limburg und Luxemburg dazu, einzig zu dem Zwecke, daß sich hier nicht mehr, wie früher, schwache kleine Staaten befinden sollten, sondern ein größerer Staat, der ein abermaliges Vordringen der Franzosen gegen die Maas und Schelde im Interesse sowohl Englands als Deutschlands sollte verhindern können. Man war damals mit diesem Arrangement zufrieden, denn das ganze Königreich der Niederlande war, eine kleine Minderheit von Wallonen in Flandern abgerechnet, ganz von Deutschen bewohnt. Ein preußisches Armeecorps, vom unsterblichen Sieger von Dennewitz angeführt, hatte im Jahr 1814 die Franzosen aus den Niederlanden hinausgejagt und diese vom drückendsten Fremdenjoche befreit. Deutschland durfte also auf die Dankbarkeit des Oraniers rechnen und von ihm hoffen, er werde die deutschen Interessen fördern. Doch gab es niemals eine infamere Undankbarkeit, als jener Oranier sie übte, indem er durch trugvolle Auslegung eines Paragraphen dem deutschen Handel nur bis ans Meer, nicht bis ins Meer zu kommen gestattete. Wie viel deutsches Blut hatte fließen müssen, bis Napoleon besiegt, das System seiner Continentalsperre gebrochen und das Meer wieder frei war! Und jetzt ersrechte sich der Holländer, dasselbe Meer, das wir ihm geöffnet, uns abzusperren.

Doch nicht genug. Ein deutscher Fürst aus dem Hause Nassau duldete er, daß im Großherzogthum Luxemburg, wie in Belgien, die deutsche Sprache und Nationalität vernachlässigt, zurückgesetzt, das Französische die Amtssprache wurde. Nichts widersprach so sehr der ursprünglichen Bestimmung des Königreichs der Niederlande, nach welcher es ein Bollwerk gegen Frankreich seyn sollte. Und es widersprach eben so sehr dem speciellen Interesse Hollands, das immer nur von Frankreich her bedroht und schon einmal von Frankreich verschlungen war.

Das vorliegende kleine Buch handelt nur vom Nothstande der deutschen Sprache in Luxemburg. „Wie schon in Folge unseres sprachlichen Zwitterwesens die Unterrichtspraxis in unsern Elementarschulen und Gymnasialanstalten eine schwankende, ja eine abnormale werden mußte und bisher leider noch geblieben ist, so sollten in noch höherem Maßstabe die mangelhaften Erfolge unseres Realschulwesens den offenen Beleg abgeben, daß ohne leitendes Grundprinzip jeder Unterricht zu einem kostspieligen und nicht leicht zu rechtfertigenden Versuche sich gestalten muß. Das Deutsche ist unsere Muttersprache, und die Gleichberechtigung einer zweiten neuern Sprache, wie dies bisher bei uns der Fall gewesen, streitet gegen alle Gesetze eines gesunden Unterrichtswesens. Da aber nun das Endziel des Gymnasiums, nämlich ideale, edel menschliche, höhere Bildung nur leerer Begriff, und jeder Verwirklichung entrückt werden kann, so lange die Muttersprache nicht in ihre

vollen Rechte eingeführt ist, so muß die durchgreifende Pflege des Deutschen oberste Forderung an unsere Anstalten bleiben und sowohl in den Formal- als Realfächern die dem Ziele entsprechende Berücksichtigung finden. Mögen daher Alle, denen an der höhern Volksbildung gelegen ist, ihre Stimme für eine gesunde, an Prinzipien sich anlehnende Reform laut werden lassen, mögen alle sich einen in dem erhabenen Bestreben der verkannten Muttersprache mit dem strengsten Ernste, in Wort und in Schrift, ihre berechtigte Stellung zu verschaffen und unsere Unterrichtsfragen in einer unseres Volkes würdigen und unseren fühlbaren Bedürfnissen entsprechenden Weise zu lösen. Haben wir einmal unumwunden den deutschen Luxemburgern erklärt und gezeigt, daß ihre jetzigen sprachlichen Zustände ein antiliberales und kastenmäßiges Gepräge tragen, daß nur Viele die französische Sprache gebrauchen (radbrechen), um damit vor dem Volke ihre mangelhafte Bildung zu verkleistern, ja daß viele schon deshalb das Französische zu wissen wähnen, eben weil sie kein Deutsch wissen, haben wir, sage ich, unsern Mitbürgern erklärt, daß es nicht die Schuld des Volkes ist, wenn es bisher seine wichtigsten Interessen in einer ihm fremden Sprache verhandeln ließ, daß wir aber von unsern Nachbarn mit Fug und Recht als politisch unreif erklärt werden dürfen, wenn wir solche abnormale Zustände noch fürderhin obwalten lassen, haben wir dem Volke erklärt und gezeigt, daß seine geistigen Errungenschaften ohne Muttersprache nichts sind, dann werden bald alle davon überzeugt werden, daß die preußische Realschule im Großherzogthum Luxemburg, ich möchte sagen, wie in keinem andern Lande, erfolgreich wirken kann."

Ein anderer Luxemburger schreibt uns: „Schon im Alter von sechs Jahren müssen die Kinder ein französisches und deutsches Abcbuch mit in die Schule bringen und nachdem sechs Jahre hindurch Herz und Geist verunstaltet wurden, weiß man kaum den Namen zu schreiben. Dasselbe System wird in den höhern Unterrichtsanstalten befolgt. Das gute Volk wird durch die wallonische Beamtensprache am Narrenseile herumgeführt. Im Grunde scheint das ganze Unterrichtssystem nur darum eingeführt worden zu seyn, um das Volk zu verdummen und zu hintergehen. Der Angeklagte z. B. muß den Advokaten, den Notar u. s. w. sehr theuer bezahlen und versteht kein Wort von dem was gesprochen oder geschrieben. Daß unter solchen Umständen die constitutionellen- und Gemeindefreiheiten nur leerer Schein sind, liegt am Tage. Was die Herren in der Kammer sagen, das muß dem Volke von dem Zeitungsschreiber verdeutscht werden; was die Regierung an die Gemeinderäthe zu schreiben beliebt, das muß der Sekretär verdolmetschen ꝛc. Aus diesen wenigen Daten erhellt, daß die sog. Gleichberechtigung beider Sprachen eine Lüge ist. Das Schlimmste ist noch, daß man sich in diese Zustände so hineingelebt hat, als seyen sie ganz normal. In den letzten Jahren haben endlich einige Notare angefangen, ihre Urkunden deutsch zu verfassen, und das Volk freute sich, doch einmal etwas in der Hand zu haben, was man lesen kann. So wird ein kerndeutsches Volk um seine Nationalität betrogen, weil einige Beamte zu stolz und zu träge sind, um sich die Sprache des Volkes anzueignen. Man hat nicht einmal eine autorisirte Uebersetzung des code Napoléon."

Es sollte sich von selbst verstehen, daß eine deutsche Regierung einem deutschen Volke keine fremde Sprache aufdringen darf. Wenn auch oft leider deutsche Fürsten es ihrem dynastischen Interesse für gemäß erachteten, durch Verrath an Deutschland im Bunde mit Frankreich dem deutschen Nationalinteresse den schwersten Abbruch zu thun, so ist doch in dem hier gegebenen Falle gar kein Grund vorhanden, warum der Oranier das französische Wesen in deutsches Land hereinlassen soll.

Am meisten Vorwürfe verdient die deutsche Nation selbst, die sich um ihre verlassenen und verrathenen Brüder so wenig kümmert und unter ihren Augen geschehen läßt, daß auf deutschem Grund und Boden es für vornehmer gehalten wird, französisch zu reden als deutsch. Die deutsche Sprache und Literatur übertrifft an innerem Werth und Reichthum der Leistungen die französische bei weitem und wenn dem auch nicht so wäre, würde es doch eine Schande seyn, die eigene Nationalität dahinzugeben, sich selbst verachtend, feig und ohnmächtig.

Während solche Klagen aus dem Westen Deutschlands ertönen, hallt das Echo gleiche Klagen im Osten wieder. Erst noch im vorigen Jahre machte die österreichische Regierung in den deutsch-böhmischen Schulen, was bisher unerhört war, die czechische Sprache grade so obligatorisch, wie es in Luxemburg die französische ist.

Es wird noch viel geschehen müssen, ehe die deutsche Nation stark und besonnen genug seyn wird, sich solchen systematischen Mißhandlungen zu entziehen. Wir können dabei nicht unerwähnt lassen, daß auch in Südtirol die deutsche Sprachgrenze rückgängig geworden ist, weil die österreichische Regierung den deutschen Gemeinden italienische Pfarrer und Lehrer aufdrang. Auch hier wurde das stärkste Bollwerk Deutschlands gegen Welschland durch eine deutsche Regierung selbst dem Erbfeind preisgegeben. Das ist noch immer die magna insania Germanorum.

Das echtdeutsche Kernvolk in den Niederlanden hätte übrigens auch seinerseits etwas thun sollen, um die Verbindung mit den deutschen Sprachgenossen zu erhalten und sich der allgemeinen deutschen Schriftsprache zu bedienen. Die Schweizer haben es gethan, ihre alemannische Mundart für sich behalten und doch an der deutschen Literatur den regsten Antheil genommen. Warum thaten das der Vlaming und Holländer nicht auch? Sie haben es zu unserem Nachtheil unterlassen, aber gewiß auch zum eigenen. Die deutsche Literatur ist die reichste in Europa und dem Vlaming und Holländer sollte sie ebenso angehören, wie dem Schweizer. Er sollte seinen Geist ebenso damit befruchten, wie der Schweizer. Sogar die uns stammverwandten, wenn auch feindlich gesinnten Dänen, Schweden und Norweger studiren unsere Literatur und bilden die ihrige derselben nach. Es ist eine kaum verzeihliche Trägheit, daß die Niederländer nicht unsere Schriftsprache lernen und ihre Literatur der unsrigen anschließen.

Als Belgien, unter hauptsächlicher Vermittlung Englands, ein deutsches Regentenhaus erhielt, ausdrücklich zu dem Zweck, daß es von Frankreich getrennt bleibe, nicht Frankreich annectirt werde, durfte man hoffen, auch das deutsche Volkselement und die deutsche Sprache werde in Belgien von der neuen Regierung gepflegt werden. Es ist nicht geschehen. Die Regierung hat bis auf den heutigen Tag die französische Sprache allein als Amtssprache gelten lassen und eine literarische Colonie aus Paris in Brüssel geduldet, während Willems und seine Bemühungen um die deutsche Sprache immer in den Schatten gestellt blieben.

---

## Friedenswünsche.

Die Friedenswünsche, ihre sittliche und wirthschaftliche Berechtigung. Von Karl Arnd. Frankfurt a. M. Christian Winter, 1867.

Die frommen Wünsche, daß die Menschen Frieden untereinander halten sollten, um gegenseitig ihr Bestes zu befördern, anstatt einander zu berauben und zu morden, sind so wohlmeinend und vernünftig, daß ihre Berechtigung sich von selbst versteht. Da nun aber ein ewiger Frieden nur im Paradiese herrscht und wir das Paradies längst verloren haben, so müssen wir uns wohl in den ewigen Krieg finden. Zwar hat uns Christus die Bruderliebe und den Frieden anbefohlen, aber er hat damit nicht sagen wollen, daß hinfort Friede auf Erden herrschen werde. Er hat uns nur geheißen, was wir thun sollen, aber er hat nirgends behauptet, daß wir es auch wirklich thun werden. Er hat die Menschen, die er zu erlösen kam, gut genug gekannt, um zu wissen, wie viele gar nicht erlöst seyn wollen. Er hat daher neben der Liebe auch die Gerechtigkeit für unentbehrlich erachtet und darum von sich selber gesagt, er bringe das Schwert.

Die Friedensmänner, welche für möglich halten, daß die ganze Menschheit noch bei ihren Lebzeiten auf diesem Planeten entsündigt werden und durch Selbsterlösung, durch eigene Vernunft den ewigen Frieden des Paradieses herstellen könnten, vergessen die Erbsünde und reihen sich jenen demokratischen, volkswirthschaftlichen und pädagogischen Optimisten an, deren Träume sich niemals verwirklichen können.

Was der Verfasser der vorliegenden Schrift sagt, enthält sehr viel Wahres. Der Nationalstolz, der zur Ungerechtigkeit gegen andere Nationen antreibt, ist freilich inhuman. Daß sich die Völker dazu hergeben, sich für irgend einen Tyrannen oder eine ehrgeizige Dynastie gegenseitig abzuschlachten, einander gegenseitig die mühsam gepflanzten Saaten niederzustampfen, einander in Elend und Jammer zu stürzen, ist freilich dumm. Wenn aber die Tyrannen und die Dynastien keine Kriege anfangen, so fangen die Völker selber damit an, wie noch in jüngster Zeit die Nordamerikaner bewiesen haben. Das Recht des Stärkeren wird von den Starken stets jedem andern Recht vorgezogen werden. Kain erschlug den Abel, seitdem schlägt man fort und fort einander todt und wenn erst der Antichrist kommt, wird es noch toller hergehen.

Der Verfasser ist so gutmüthig, vorzuschlagen, man sollte eben das Recht des Stärkeren unmöglich machen. S. 21 verlangt er, die Centralisation im Staatsorganismus solle aufhören, um die Tyrannei von oben unmöglich zu machen. S. 49 verlangt er, die herrschenden Nationen sollten die Völker, welche ihnen noch unterworfen sind, frei geben. Nun sage aber einmal jemand dem Kaiser von Rußland, er solle die Polen frei geben, oder dem Parlament in England, es solle die Iren frei geben, oder dem Kaiser der Franzosen, er solle nicht mehr centralisiren! Das hieße dem Löwen zumuthen, er solle sich gemüthlich die Zähne ausbrechen lassen. Dasselbe gilt von dem Antrage, alle Staaten sollen entwaffnen.

Die Flugschrift berechnet S. 31 die europäische Soldatesca zu 3 Millionen, welche jährlich 1500 Mil-

lionen Franken kosten solle. Diese enormen Kosten müssen von dem steuerpflichtigen, arbeitenden Volk aufgebracht werden, dem zugleich die Arbeitskräfte jener 3 Millionen „Müssiggänger“ entzogen werden. „Daher die Staatsschulden zu den Budgets der Kriegsministerien genau in dem Verhältniß stehen, wie die Wirkung zur Ursache. Die europäischen Staatsschulden sind lediglich als Militärausgaben in Krieg und Frieden erwachsen; das heißt: die Staatsschulden sind aus den unproduktivsten aller Ausgaben entstanden; die Schulden, welche etwa zu produktiven Ausgaben gemacht worden sind, wie z. B. für Eisenbahnen, bilden nur einen verschwindenden Bruchtheil der europäischen Schuldenlast und verzinsen und amortisiren sich selbst. Immer wird die, mit der Schuldenvermehrung zu unproduktiven Zwecken gleichen Schritt haltende Abgabenvermehrung in nackter Wirklichkeit beweisen, daß die Staatsschulden mittelbar zugleich Schulden jedes einzelnen Einwohners eines Landes, Schulden jeder Familie sind; Schulden, welche jedes Grundstück, jedes Geschäft, jedes Vermögen belasten. Daß die Kriegsausgaben mehr als fünfzig Prozent der gesammten Nettoausgaben der Staaten betragen, ist doch ohne Frage ein ganz abnormer Zustand. Die Staatsverwaltung und Finanzwirthschaft von heutzutage entbehrt fast noch durchgehends der Prinzipien einer vernünftigen Oekonomie; ja es wird in vielen Fällen ganz unverantwortlich mit dem Staatseinkommen gewirthschaftet.“

Diese Berechnungen sind ziemlich richtig, obgleich der Verfasser vergessen hat zu bemerken, daß die Armeeverwaltung nicht als solche allein das Geld des Volkes wegfrißt, sondern daß wie bekannt, in Oesterreich, und eben so in Italien, Frankreich und Rußland ein sehr großer Theil der erhobenen Summen in die Taschen der Staatsbetrüger, der bestochenen Beamten, der Lieferanten und vorzugsweise der die Anleihen vermittelnden Börsenjuden abfließt.

Die sämmtlichen Soldaten aber unproduktive Müssiggänger zu nennen, ist unerlaubt. Kein Stand in der Welt war jemals produktiver als der Kriegerstand, der Stand der Helden und Eroberer, der Zerstörer alter verfaulter Staaten, der Begründer neuer lebensfrischer Reiche.

Der selige Lasaulx schrieb: „Der Krieg ist an sich selbst etwas Göttliches, da er ein Weltgesetz ist; denn er herrscht allgemein, im Pflanzenreich, im Thierreich, in der Menschenwelt, und es ist gewiß ein tiefer und wahrer Gedanke der Inder, wenn sie neben dem schaffenden und erhaltenden auch noch einen zerstörenden Gott annehmen. Es gibt keinen Augenblick, in welchem nicht alle drei zusammen thätig sind. Etwas von diesem innersten Gegensatz der Kräfte scheint die Gemüther der Menschen im Kriege zu ergreifen, und mit dem Enthusiasmus der Zerstörung zu erfüllen. Die Kriege sind in der moralischen Welt, was die Gewitter in der physischen, sie reinigen und erfrischen die Atmosphäre. Der Anblick des Blutes und der Wunden stärkt die Nerven der Seele. Die Schrecken des Krieges erschüttern die Gemüther, so daß sich statt der Entnervung, Falschheit und Feigheit die altheroischen Tugenden wieder herstellen, auf welche ursprünglich die Staaten gegründet sind und aus welchen alle bürgerliche Freiheit erwachsen ist: Gottesfurcht, Kriegsmuth, Gehorsam, Gradheit des Sinnes, Festigkeit, Treue und die schönsten Tugenden des Heldenlebens, mannhafte Tapferkeit und männliches Mitleid, und alles was groß und gut ist im Menschen.“

Was wäre denn die ganze Weltgeschichte werth, wenn ihr die tragische Poesie der Kriege fehlte? Was wäre die Menschheit werth, wenn sie nur Viehzucht und Stallfütterung mit sich selbst triebe, sich nie mehr zu einer heroischen That erhöbe, sondern Jahrhunderte hindurch nichts thäte, als auf dem Felde oder in der Fabrik, oder lieber am Schreibtisch zu arbeiten, zu essen und zu trinken und Kinder zu zeugen? Ein so gräßliches Philisterthum wäre gar nicht zu ertragen. Schwefelregen müßte vom Himmel herunterfallen, es zu vertilgen.

Damit wollen wir indessen die unvernünftigen Kriege nicht vertheidigen, die keinen Zweck haben, als die Völker einander abschlachten zu lassen nach der Laune eines nichtswürdigen Despoten oder einer alt und stumpfgewordenen Herrscherfamilie, die längst von der Weltbühne hätte abtreten sollen. Solche Kriege sind wirklich unproduktiv und insofern ist auch das Auftreten der Friedensmänner ganz an der Zeit. Es wäre sehr erklärlich, wenn einmal die Völker ihren Regierungen sagten: wir geben uns zu euren unvernünftigen Cabinetskriegen nicht mehr her, sondern jagen euch lieber einfach fort und halten Frieden mit unsern Nachbarn, die uns nichts zu Leide gethan haben.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 74. 14. September 1867.

## Glossen zur Zeitgeschichte.

Unsere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit. Bremen, J. G. Heyse, 1867.

Eine angenehme Plauderei, worin viele gute Wahrheiten gesagt werden, wenn auch ohne einen systematischen Zusammenhang. Der Grundgedanke ist: Weder unsere ausgezeichnete Bildung, noch auch die wegen ihrer Macht so viel gepriesene öffentliche Meinung sind fähig, uns die ersehnte Freiheit zu erringen. Trotz aller Ruhmredigkeit, Schullehrerseminare und Lehrerversammlungen liegt unsere Bildung immer noch sehr darnieder. Des gemeinen Volkes Unbehülflichkeit und Rohheit steht im grellsten Widerspruch mit den Prahlereien der welterlösenden Pädagogen. „Der Engländer, der Franzose, namentlich der Nordamerikaner aus dem Volke spricht mit Höherstehenden wie ihm der Schnabel gewachsen ist; der Deutsche der niedern Stände hat zunächst seine Noth mit dem Accusativ und dem Dativ, und der Redefluß kommt ins Stocken. Jetzt, da wir fast allenthalben Gerichte haben, vor denen es den Parteien freisteht, ihre eigene Sache selbst zu führen, kommt diese Freiheit nur wenigen zu Gute, etwa wenn es bei den niedern Gerichten um Bagatellsachen sich handelt. Viel hat freilich die Jurisprudenz gethan, um sich dem Volke verständlicher zu machen; manche lateinische Brocken sind bereits gegen deutsche Ausdrücke umgetauscht; aber das Rechte, die Hauptsache, bleibt noch übrig: verständliches Deutsch. Denn was hilft es, wenn die Entscheidungsgründe zum Urtheil oft nicht mal von der obsiegenden Partei verstanden werden. Viele Richter haben sich so sehr an die technischen lateinischen Ausdrücke gewöhnt, daß jene Befugniß der Parteien manchmal von keinem Werth ist. Aus Furcht, sich lächerlich zu machen, gibt man bisweilen etwas zu, was man gar nicht beabsichtigt. ‚Sie verlangen also collatio actorum?‘ Wer dreist und unbefangen vom Nimbus der Themis ist, wird fragen: was heißt das auf Deutsch? aber das ist nicht Jedermanns Sache, namentlich nicht dessen, der nach der früheren Methode erzogen worden ist, wo uns eingeprägt wurde, vor allen Honoratioren, wozu doch auch die Richter gehören, einen ganz unbändigen Respect zu hegen; womit wir die Maximen der Alten in dem auswendig gelernten Gedicht, welche das ‚Speere werfen und die Götter ehren,‘ betonten, bestens in Einklang brachten. — Erwägen wir aber ferner, daß die Jurisprudenz nicht einmal den Ausgang eines Prozesses vorher bestimmen kann, so darf wohl der Zweifel erlaubt seyn, ob sie denn dazu beitragen kann, die politische Freiheit zu erringen. Haben wir es doch in unserer Zeit klar vor Augen, wie hervorragende deutsche Männer, die meistens zu den Juristen gehören, mit politischer Blindheit geschlagen sind. Jetzt, wo die Einheit, die für uns doch nur ein Uebergang zur Freiheit seyn kann, und für welche in hohem Grade geschwärmt worden ist, fast handgreiflich vor uns liegt, nehmen viele jener Männer zu dem Staate, der allein die Einheit uns verschaffen kann, eine feindselige Stellung ein, und andere ziehen sich in den Schmollwinkel der partikularistischen Interessen zurück.“

Man erkennt aus dieser Probe, wie gern der Verfasser von einer Materie zur andern überspringt, denn er springt von der Bauerntölpelei zum Pedantismus der Juristen und zum Mangel an Nationalsinn bei den Partikularisten über.

Wenn er es mit dem Thema der Bildung noch genauer hätte nehmen wollen, hätte er vor allem hervorheben müssen, daß unsere Erziehung und Schule die verlorene nationale Grundlage immer noch nicht wiedergefunden haben, daß unsere Gymnasien und Univer-

sitäten von einer an der Nation verrätherisch handelnden Fürstenpolitik gegründet wurden, um die Fürsten von der kaiserlichen und kirchlichen Gewalt unabhängig zu machen, um die Autorität des deutschen Reichs und der christlichen Kirche zu schwächen, das deutsche Recht, welches dem Kaiser und der Nation heilsam war, durch das römische, nur dem fürstlichen Despotismus nützliche Recht zu ersetzen, die frühere Zeit unserer nationalen Größe als angebliche Barbarei und Finsterniß in Verachtung zu bringen, alles Deutsche gering zu schätzen und dafür das griechisch-römische Alterthum allein als Muster für die deutsche Jugend anzupreisen, endlich aber auch das Christenthum hintan zu setzen und das classische Heidenthum mit seinen sinnlichen Verlockungen und eine, die Evangelien leugnende Philosophie zur Herrschaft zu bringen. Alles nur, um geschmeidige Staatsdiener heranzubilden und um die große allgemeine Kirche zu zerstören und die Staatskirchlein nach dem Bedarf des dynastischen Interesses und der despotischen Willkür zu zimmern. Von diesem ursprünglichen Geist ihrer Bestimmung klebt nun unsern Gymnasien und Universitäten heute noch immer außerordentlich vieles an, und wenn sich bei ihnen in neuerer Zeit auch liberale, ja demokratische Tendenzen eingenistet haben, so dienten dieselben doch keineswegs weder einer Wiedergeburt der Nation, noch einer solchen der Kirche, vielmehr wetteiferten sie mit der bisherigen Fürstenpolitik die Nationalität zu verleugnen und die Religion zu verhöhnen. Ob das an einem Fürstenhofe im Namen der französischen Mode und der aristokratischen Licenz geschieht, oder in einer deutschen Kammer im Namen der Freiheit, ist einerlei. Ob sich die frühern Kurfürsten von Bayern reichsverrätherisch mit Frankreich verbanden, oder ob man in der Paulskirche den Polen, Ungarn und Italienern zujauchzte, als dieselben in deutschem Blute badeten, ist ganz das nämliche.

So viel von der berühmten deutschen Bildung. Nun von der öffentlichen Meinung.

Die öffentliche Meinung, auf die so viele Leute pochen, ist das verächtlichste Ding von der Welt. Der Verfasser charakterisirt sie sehr gut: „In welchen Kreisen bildet sich die öffentliche Meinung oder was dafür ausgegeben wird? Diese Frage wirft zuerst sich auf, und da findet sich denn, daß die Millionen, die hinter dem Pfluge und in der Werkstatt beschäftigt sind, entweder gar keine bestimmte Meinung über öffentliche, das Gemeinwesen betreffende Dinge haben, oder daß der verschwindend kleine Bruchtheil von selbständig Denkenden in solchen Lebensstellungen keine Gelegenheit findet, seine Meinung auszusprechen und geltend zu machen, oder daß er geflissentlich damit zurückhält und lieber hört, was andere, von denen er in mancher Beziehung abhängig ist, als ihre Ansicht äußern. Es bleibt mithin derjenige Theil der Bevölkerung übrig, den man gemeiniglich unter der Bezeichnung ‚Gesellschaft' besonders hervorhebt. In den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft sind jedoch die verschiedensten Ansichten anzutreffen. Wir sind freilich alle Deutsche, stehen aber als Conservative oder Liberale, als Reactionäre oder Radikale, als weltlich oder als kirchlich Gesinnte mitunter auf ziemlich schroffe Weise einander gegenüber. Wie aus allen diesen Elementen eine übereinstimmende, einflußreiche Meinung sich sollte entwickeln können, ist nicht leicht zu begreifen, eben so wenig wie die Lehre, daß alle Farben ursprünglich im weißen Licht enthalten sind. Es wird in der That schließlich auch immer auf eine Meinung der jeweiligen Majorität hinauslaufen, oder die Dinge, um welche es sich handelt, müßten denn schon so klar vor aller Augen liegen, daß alle die grundverschiedenen Parteien nicht umhin können, ein und dasselbe Urtheil zu fällen; dann handelt es sich aber nur um das Gewahrwerden, und nicht mehr um eine Meinung. Wenn die Sonne am Himmel scheint, so hört alle Meinungsverschiedenheit darüber, ob es nun hell sey, auf. Wenn sie aber hinter schwarzen Wolken sich verbirgt, dann pflegen die Meinungen darüber, wann es wieder freundliches Wetter werde, gewöhnlich weit auseinander zu gehen; und sehr oft kommt es dann vor, daß die Majorität sich geirrt hat."

Schließlich empfiehlt der Verfasser die Tapferkeit als die einzige Eigenschaft, durch die wir es noch zu etwas zu bringen vermöchten, und bemerkt dabei, bisher habe uns der Staat eigentlich systematisch zur Feigheit erzogen. Das kann man nun doch von unserem Militärorganismus nicht sagen, ist aber im übrigen wahr. Indem der Verfasser hauptsächlich die moralische Feigheit im Auge hat, täuscht er sich in der That nicht, denn diese wird sehr stark befördert durch Genußsucht und Mammonsdienst und durch das Aengstigungssystem, welches man in gar vielen Staaten den besoldeten Staatsdienern gegenüber einzuhalten beliebt, wenn auch die Zeiten vorüber sind, in denen noch die Polizei auch den sich selbst ernährenden Bürger ängstigen durfte.

Der Verfasser bemerkt: „Denken wir uns die Tapferkeit in allen Schichten der Bevölkerung möglichst ausgebildet, so dürften Erscheinungen, wie wir sie in den letzten vierzig Jahren erlebt haben, zu den unmöglichen Dingen gehören. Die freiheitsfeindlichen und zum Schaden des Landes gereichenden Einrichtungen haben

den Unwillen des Volkes in hohem Grade erregt, wenn aber Verachtung und Haß vornehmlich gegen den Bundestag und die Fürsten sich gerichtet haben, so ist das ein Zeichen von einer sehr naiven Anschauung der Dinge, die dem Quacksalber wohl anstehen würde, wenn er an den Symptomen herumcurirt, anstatt die Ursachen der Krankheit anzugreifen. Denn hätten die Fürsten keine willfährigen Diener gefunden, wie wären sie wohl im Stande gewesen, so viel Unheil anzurichten. Ohne Beihülfe ihrer Minister konnten sie ja nichts zum Schaden des Landes in Ausführung bringen, wenn ihr Sinn auch noch so sehr darauf gerichtet seyn mochte. Freilich sind ausnahmsweise ein Paar solcher fürstlichen Diener mit dem Fluch der Nation beladen in die Grube gefahren, die große Mehrzahl derselben und ihrer Helfershelfer ist aber trotz ihrer gemeinschädlichen Thätigkeit in einer äußerlich wenigstens hochansehnlichen Stellung geblieben.“ Wir brechen hier ab. Der Verfasser geht uns zu weit.

---

## Zur Sittenkunde.

Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier. Ein Vortrag von Prof. Dr. F. Unger. Wien, Wilhelm Braumüller, 1867.

In dieser kleinen Schrift finden wir die aus der Pflanzenwelt entlehnten Symbole des Todten- und Gräbercultus aus älterer und neuerer Zeit und insbesondere des Orients zusammengestellt. Der als Botaniker berühmte Verfasser ist nicht nur sehr belesen, sondern hat auch selbst den Orient bereist.

Der vornehmste Todtenbaum im muhamedanischen Orient ist immer noch die Cypresse, die es auch schon bei Griechen und Römern war. Die muhamedanischen Kirchhöfe bilden ganze Cypressenhaine und contrastiren deshalb angenehm mit kahlen Umgebungen. Die Cypresse ist ein immer grüner Baum, dessen Blätter im Winter nicht abfallen, also ein Sinnbild des den Tod überdauernden Lebens. Wo der Baum nicht mehr wächst, wird er durch andere immer grüne Bäume ersetzt. „Im kalten Klima, wo er nicht mehr im Freien gedeiht, wird er von der Eibe (Taxus baccata) und seit der merkantilischen Verbindung Europas mit Amerika von der Thuja, dem Lebensbaume ersetzt. Eine ganz analoge Substitution findet die Cypresse in China und Japan an dem chinesischen Wachholder dem Poing tsu (Juniperus chinensis Linn.) und der japanischen Cryptomeria Mae tsu (Cryptomeria japonica Don), und, wo der Podocarpus und das Dacrydium gedeiht, auch an diesen düstern Nadelhölzern. In Neuholland vertritt sie endlich ein ähnlicher Trauerbaum, die Casuarina. Sturt sagt (I. p. 14, 51, II. 74) von einem Begräbnißplatz Neuhollands, daß Cypressen um die Grabeshügel stehen, und die Stämme derselben entrindet mit eingeschnittenen Figuren versehen waren, ja auf einem derselben die Figur eines Herzens tief eingerissen war.“

Unter den Blumen der Gräber zeichnet sich eine Schwertlilie aus. „Von der Grabes-Schwertlilie (Iris sepulchrorum Kot.) erzählte mir Herr Kotschy, daß sie in Tarsus eine gewöhnliche Zierde der Gräber sey und durch ganz Cilicien angetroffen werde. Er hält dafür, daß es dieselbe Art sey, von der die Römer das berühmte Parfüm, Irium, bereiteten. Ich traf diese Pflanze als Grabesschmuck auch in Syrien und Cypern auf türkischen Friedhöfen.“ Der Verfasser gedenkt ferner des Opium, Wermuth, Rosmarin, hätte jedoch von den beiden letztern, wie auch von der Trauerweide vielmehr zu berichten gehabt, wenn er seine Aufmerksamkeit mehr dem Abendlande zugewendet hätte.

Wir heben noch eine Stelle über Buchsbaum, Sinngrün und Epheu hervor. „Wenn der Buchs, bei uns nur ein niedriges Sträuchlein, durch sein unveränderliches Grün ein Siegeszeichen über Tod und Verwesung geworden und sich so als Sprengwedel im Weihwassernäpfchen nächst der Bahre, so wie als Grabesschmuck Eingang verschaffte, so ist das Sinngrün oder die Todtenviole (Vinca minor Linn.) über den Grabeshügel wie ein unzerstörbarer, schützender Teppich zu betrachten, der den Schlummernden auf das Sanfteste einhüllt. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts durfte kein Jüngling, keine Jungfrau in Deutschland begraben werden, deren Leiche nicht mit einem Kranze aus diesem Kraute geschmückt war. Der Botaniker Tragus berichtet (p. 395), daß im Jahre 1535 ein schon vor langem begrabener Leichnam aus der Erde genommen worden sey, an dem man noch einen frischen Kranz von Sinngrün wahrnahm. Mit dem Rosmarin theilt auch diese Pflanze den Vorzug, in Leid und Freud gleich willkommen zu seyn. Von ähnlichem Charakter wie das Sinngrün, ist auch der Epheu (Hedera helix Linn.) nicht selten über Grabesmonumente ausgebreitet. Wenn er einst den fröhlich zechenden Griechen und Römern nach bachantischer Art um die Stirne geflochten wurde, um mit Rosen und Veilchen die unangenehmen geistigen Wirkungen des Weines zu vertreiben, so ist

er ihnen nicht weniger auch ein Symbol geistiger Fortdauer geblieben. Eine Stele, gegenwärtig im Theseustempel zu Athen aufbewahrt, drückt dies bildlich auf die überzeugendste Weise aus. Unter der mit Arabesken und Rosetten verzierten obern Hälfte stellt unterhalb das Relief den Abschied der verstorbenen Gattin von ihrem Gatten dar. Zwischen beiden, die sich zärtlich einander die Hände reichen, steht ihr kleiner Sprößling, mit der linken Hand ein Epheublättchen der scheidenden Mutter als Zeichen einstigen Wiedersehens darbietend. Die darunter befindlichen Worte: ‚Mike, du des Dositheus Tochter aus Thasia, treuherzige, zärtlich liebende, lebe wohl!' drücken alle Inbrunst der Liebe für die Dahingeschiedene aus."

Der Epheu der Alten spielt die Hauptrolle in den dionysischen Mysterien, in denen er nicht blos die Unsterblichkeit oder das den Tod überwindende Leben, sondern auch die bachische Lust, die himmlischen Freuden bedeutete und verhieß.

Unangenehm fällt in dem kleinen Vortrage die ausdrückliche Verleugnung des christlichen Glaubens an Unsterblichkeit auf. Wir lesen im Eingang: „Wer denkt nicht zuweilen am Abende seines Lebens daran, wie nahe ihm die Wanderschaft bevorsteht, die er gleich einem Weltumsegler in noch unerforschte Räume zu unternehmen hat. Müde von des Lebens prüfungsvollen Tagen sehnt er sich nach Ruhe, aber kaum ist er in diesen irdischen Hafen eingelaufen, so muß er sich zu noch bei weitem ernsteren Fahrten, zu solchen, die noch kein schwankendes Schiff je vollendet hat, bereit halten. Gibt es für den Menschen keinen Stillstand? Wer sagt es uns, ob wir in der That mit unserer ganzen leiblichen und geistigen Natur an dieses Sisyphusrad der Nothwendigkeit angeschmiedet sind, oder ob wir, wie die ewig wandernde und sich wandelnde Materie nur in die Nacht der alles verschlingenden Fluth hineinzuspringen brauchen, um nie wieder aufzutauchen?" Am Schluß S. 25 wird auch noch in Frage gestellt, ob der Mensch allein, ob nicht auch Thiere unsterblich seyen? „Ob nur der Mensch bevorzugt ist, einen Theil seines Selbst über das Grab hinaus, in die Ewigkeit mitzunehmen. Wer weiß es? Welcher Weise hat je eine genügende Antwort auf diese Frage gegeben?"

---

## Sprüche.

Land und Leute im Volksmunde. Beinamen, Sprüche und Spruchverse gesammelt von George Hesekiel. Berlin, Otto Janke, 1868.

Alte Sprüche, meist schon aus frühern Sammlungen bekannt, z. B.:

Von den Sorgen heißt es: der Deutsche vertrinkt sie,
der Franzose versingt sie,
der Spanier verweint sie,
der Engländer verlacht sie,
der Italiäner verschläft sie.

Die Franzosen sind wie die Flöhe, hüpfen bald hier bald dorthin.

Die Spanier sind wie die F . . . läuse, die kriegt man so leicht nicht weg, wo sie einmal sind.

Die Italiäner sind wie die Wanzen, die haben überall einen schändlichen Gestank von Sodomiterei, Mord und Verrath bei sich.

Die Deutschen sind wie Läuse, denn sie lassen sich am Tisch todtschlagen. Dies gilt vornämlich vom Kriegsvolk.

Die Völker nennen ihre lustigen Personen nach ihrer Lieblingsspeise;
bei den Italienern heißt sie: Maccaroni,
bei den Niederländern: Häringspeck,
bei den Franzosen: Jean Potage,
bei den Engländern: Jack Pudding,
bei den Deutschen: Hanswurst.

Wie Kaiser Maximilian sagt:
Der König in Frankreich Rex asinorum, ein König der Esel, weil seine Unterthanen thun müßten, wie er wolle.
Der König in Spanien Rex hominum, ein König der Menschen, denn die Spanier thäten willig, was er von ihnen begehret.
Der König in England, Rex diabolorum, ein König der Teufel, denn die Engländer thäten das Gegentheil von dem, was ihr König geboten.
Der Kaiser aber sey ein Rex Regum, dieweil ihn die Stände Deutschlands als ihres Gleichen tractirten.

Derselbe Kaiser sagt: Ein unüberwindlich Kriegsheer müß haben: ein italiänisch Haupt,
ein deutsches Herz, und
spanische Schultern.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 75. 18. September 1867.


## Reisen.

Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Erster Band. Cassel und Göttingen. Georg H. Wigand, 1867.

Es gibt zwar schon viele Beschreibungen der schönen Insel Sicilien, doch ist die vorliegende nicht überflüssig, weil sie viel Interessantes enthält. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte die sehr umfangreichen Geschichtstableaux, die Adelsfehde der Luna und Perollo und die Revolution von Messina in einem besondern rein historischen Werke drucken lassen und von der Reisebeschreibung und Schilderung der gegenwärtigen Zustände Siciliens getrennt.

Den Anfang machen zwei Ausflüge auf den Aetna. Der Anblick dieses Berges an einem hellen Tage ist ergreifend. „Nordwärts gewendet lag der Aetna in voller Klarheit bis zum Gipfel. Ich erschrack ordentlich über seine Greifbarkeit. Nicht zwar fürchtete ich die starke Dampfsäule, die sich senkrecht aus dem höchsten Krater erhob und dann sich wie ein langer weißer fliegender Schleier in dem tiefblauen Aether verlor. Nein, wenn hier die Atmosphäre gar zu durchsichtig ist, wenn meilenweit entfernte Gegenstände nur minutenweit, möchte man sagen, entfernt zu seyn scheinen, dann droht Sciroccoluft, die alle Aussicht hemmt und mit ihrem Bleigrau nicht nur alle scharfen Linien bricht, sondern auch wie mit einem Bleigewicht die rasche Kraft und Lust des Lebens bei Menschen und Thieren niederdrückt. Der Aetna in diesem Lichtglanz ist ganz einzig in seiner Art. Sein Fuß ist in fettes Grün gehüllt, dann folgen die dunkeln, blauschwarz angehauchten Lavamassen, darüber der blendend weiße Schneeberg mit seiner im duftigsten Azur verfließenden Dampfkrone. Es gibt keinen Berg, der dem menschlichen Auge so den Eindruck majestätischer Schönheit, und — man kann nicht anders sagen, trotz Erdbeben und Eruptionen und Dampfsäulen — fester Sicherheit macht als der Aetna." Auch den Krater und seine Dämpfe und einen Sonnenaufgang beschreibt der Verfasser. Diesen Anblick hat schon vor hundert Jahren der Engländer Brytone unübertrefflich geschildert. Sicilien und die Küste von Calabrien liegen wie eine Landkarte da. „Da schauten wir rückwärts. Wie eine riesige, dunkle Pyramide ragte der Schatten des Aetna in die Insel hinein. Blendendes Licht war schon ausgegossen rings über die Insel. Das Meer glänzte zu beiden Seiten. Mitten in diesen Schein war aber ein dunkles Dreieck gezeichnet, in dem noch alles in lichter Morgendämmerung webte."

In Catania sah der Verfasser das Fest der heil. Agatha. „An diesem Fest ziehen die Frauen den Manto aber ganz vor das Gesicht und stecken ihn so zu, daß nur ein Auge durch die Oeffnung hindurchschaut. Die so Vermummten — sicilianisch 'ntupadetto genannt — begeben sich dann an einem Tage auf die Straßen der Stadt und erfreuen sich der vollsten Maskenfreiheit. Es gilt als sehr unhöflich, wenn ein Herr eine so unkenntlich gemachte Dame, die ihm ihren Arm anbietet, nicht in ein Café oder eine Conditorei begleitet und ihr dort reichen läßt, was sie wünscht, oder gar unwillig wird, wenn seine Führerin ihn mitten auf der Straße zum Gelächter für Alle stehen läßt und sich einem anderen anschließt, den sie lieber mag. Daß diese Mummerei bei den Schwierigkeiten, die sich sonst dem harmlosesten Verkehr der jungen Leute in Sicilien entgegenstellen, vor allem zur Einfädelung oder Ausführung von allerlei Liebesintriguen benutzt wird, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Nie aber wird man

die Decenz verletzt sehen und es ist sicher ein gutes Zeichen, daß sich bei diesem wahren Volksfeste alle Stände, von der reichsten Prinzessinn bis zum niedrigsten Bürgersmädchen herunter, betheiligen. Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob der Ursprung des Festes sich bis in vorchristliche Zeiten hinauf verfolgen läßt, und, wie man behauptet hat, mit dem Cultus der Ceres in Zusammenhang zu bringen ist. Niemanden will ich es wenigstens rathen, einer Cataneserin gegenüber solche Vermuthungen auszusprechen. Die Gunst derselben wäre verwirkt. Vielmehr läßt sie sich zu erzählen gefallen, daß die sonderbaren Trachten ursprünglich nur ein Négligéanzug gewesen seyen. Als nämlich die Gebeine der heil. Agatha zur Nachtzeit auf einem Schiffe von Constantinopel in Catania ankamen und die Einwohnerschaft dieses wunderbar schnell vernahm, wollte Jedermann ihnen seine Verehrung so schnell als möglich darbringen. Da war keine Zeit Toilette zu machen. Die Frauen warfen ihren Manto über und die Männer gürteten die Hemden. Ueber die Wahrheit dieser Erzählung will ich gleichfalls mit Niemanden streiten."

Ueber dieses wunderliche Fest hätte der Verfasser noch mehr sagen können. Auf die christliche Agatha sind nämlich hier Traditionen und Symbole der heidnischen „guten Göttin," d. h. der Mutter Demeter angewendet worden, deren Cultus im kornreichen Sicilien im höchsten Ansehen stand. An den alten Demeterfesten wurde eine riesenhafte Brust in Prozession herumgetragen als Symbol des mütterlichen Segens, den die Göttin spendete; desgleichen zwei riesenhafte Kerzen zur Erinnerung an die Fackeln, mit denen einst Demeter bei Nacht ihre Tochter Persephone suchte. Beide Symbole nun werden in gleich riesenhafter Größe heute noch in der Prozession der heil. Agatha herumgetragen, weil nach der Legende dieser heil. Märtyrerin die Brüste abgeschnitten wurden und sie daher als Patronin der Brüste angerufen wird. Wir gehören nicht zu denen, die in der Symbolik des mittelalterlichen Cultus überall älteres Heidenthum aufspüren möchten, in diesem Falle aber, wie in noch manchem andern, haben unstreitig Uebertragungen aus einer beim Volk beliebten ältern Vorstellungsweise in den spätern christlichen Cultus stattgefunden.

Sehr anziehend ist im vorliegenden Buche die Schilderung einer Stadt Siciliens, in der sich noch die ganze mittelalterliche Bauart unvermischt erhalten hat. „Randazzo ist für das Mittelalter, was Pompeji für das Alterthum. Trotzdem, daß es die Stadt ist, welche dem Gipfel des Aetna am nächsten liegt, ist sie von Eruptionen und Erdbeben weniger beschädigt worden, als irgend eine andere Stadt Siciliens. Bronte, erst seit Karl V. entstanden, hat schon wiederholt Lavaströme an sich vorüber in die Tiefe strömen sehen. Der Lavastrom von 1843 ist kaum eine halbe Stunde von der volkreichen Stadt — gegen 15,000 Einwohner — entfernt. In der Nähe Randazzos dagegen stößt man auf keine neue Lavaschichten. So ist es gekommen, daß Randazzos aus festen Lavaquadern gebaute Kirchen und Paläste am besten erhalten sind, daß selbst kleinere mit dem Giebel nach der Straße gekehrte Häuser noch ganz so stehen, wie sie im vierzehnten Jahrhundert gebaut wurden. Ueber der Thür des Hauses sind im ersten Stock die zwei Fenster durch die zierlichsten Säulchen getheilt. Noch ist, wie im Mittelalter, kein Glas eingesetzt. Läden schließen für die Nacht die Oeffnungen. Die rundbogigen Fenster treten am schönsten an dem Thurm der St. Martinskirche hervor. Schichtenweise ist der Thurm aus Lava und weißem Marmor erbaut. Die mosaikartigen Ornamente, welche sonst um manche Gebäude der normannischen Periode herumlaufen und aus weißen und schwarzen Steinen zusammengesetzt sind, sind hier mit in die Construction des Ganzen aufgenommen."

Eine merkwürdige Notiz erhalten wir über ein großes Kloster, welches der Verfasser leer fand. „Dieses Gebäude nämlich, in dem ein halbes Regiment Soldaten hätte aufgenommen werden können, wurde gegenwärtig nur von einem Padre und drei Professen bewohnt. Zwei der Mönche hatten sich wegen der Winterkälte nach Sciacca an die Südküste der Insel begeben; der Prior war ganz willkürlich aus dem Kloster ausgetreten, nachdem er alle seine Habe verthan und nur noch die kahlen Wände übrig gelassen hatte. Man meinte, er werde die Mönchskutte ganz niederlegen." Das charakterisirt die Zustände Siciliens unter der neuen Regierung.

Lehrreich ist die längere Abhandlung über die Wechselbeziehungen zwischen der politischen Geschichte Siciliens und seiner Bodencultur. Bekanntlich galt Sicilien im Alterthum als eines der fruchtbarsten Länder der Welt, so lange es unabhängig und von Griechen bewohnt war. Erst durch seine Knechtschaft unter den Römern kam es in Verfall. Wer weiß nicht, wie es von Verres ausgeplündert wurde! Wie überall im römischen Reich, so hörte auch hier die bürgerliche Freiheit und der kleine eigene Güterbesitz auf. Aller Grund und Boden kam in den Alleinbesitz üppiger und verschwenderischer Großen und wurde nur noch von faulen Sclaven kümmerlich bebaut. Das übrige zur

Verwüstung des Landes thaten Kriege und Empörungen, fremde Eroberer und das fahrlässige Niederschlagen der Wälder. Uebrigens muß man sich hüten, in den ältern griechischen Culturzustand der Insel paradiesische Vorstellungen zu übertragen, welche nicht dahin passen. „Wenn es in einer bekannten Geschichte des Alterthums heißt, daß, als Theokles an der Mündung des Akesines Naxos gegründet habe, ‚sich dort zwischen Caktus und Aloe die Granaten-, Orangen- und Citronenbäume, abwechselnd mit Mandel-, Feigen- und Maulbeergruppen erhoben hätten', so mag wohl diese Schilderung dem Anblicke entsprechen, den man jetzt in dieser Gegend genießt. Aber Theokles sah von alle dem Nichts. Denn in den Zeiten des hellenischen Siciliens wuchsen alle diese Herrlichkeiten bis auf die Feigen- und Maulbeerbäume nicht dort. Die Griechen waren mit dem Ertrage zufrieden, den die Waizenfelder abwarfen und der heilige Baum der Athene und die dem Bakchos geweihte Rebe. Sonst fanden sie keine von den Früchten, die jetzt vorzüglich als sicilianische bekannt sind. Dagegen hatten sie einen reichen Schatz an den großen Heerden von Ziegen, Schafen und Rindern. Auch der Honig des hyblaeischen Megara war berühmt. Wie jetzt noch der beste Wein Siciliens bei Syrakus wächst, so auch schon im Alterthum."

Erst als die Muhamedaner Herrn in Sicilien wurden, verbreiteten sie über das verwüstete Land auch hier eine neue Blüthe der Cultur und namentlich der Agricultur, wie in Spanien, und der Segen dieser Cultur behauptete sich noch eine Zeitlang unter den intelligenten Normannenkönigen, bis der Feudalismus der Barone das Volk in die alte Sclaverei zurückführte und die große Güterwirthschaft mit der kleinen auch den Fleiß verdrängte. Dazu die unvernünftigste Handelspolitik, welche die Getreideausfuhr verbot, um der einheimischen Theuerung zu steuern. Als Sicilien unter die Herrschaft der spanischen Könige fiel, hörte dieses Unwesen nicht auf, sondern hat bis auf unser Jahrhundert fortgedauert. „Es gab im Innern der Insel Ortschaften genug, die nichts ausführen konnten, weil die Maulthiere, ehe sie mit ihrer Last an die Küste kamen, dieselbe aufgezehrt hatten. Jetzt sind seit der englischen Verwaltung der Insel und der Regierung Ferdinands II. viele Straßen gebaut. Vorher gab es aber keine einzige nur einigermaßen fahrbare Straße als von Palermo nach dem benachbarten Monreale, die ein Geistlicher auf seine Kosten hatte anlegen lassen, und der Weg nach dem gleichfalls von Palermo nicht weit entfernten Termini. Das früher für den Straßenbau eingezogene Geld verwendete man größtentheils zur Verschönerung Palermos, das die Regierung, um den Adel hierher zu locken und zu corrumpiren, in demselben Maaße zärtlich und vorsorglich pflegte als sie die ganze übrige Insel stiefmütterlich behandelte. Fehlte in Palermo es an frischem Fleisch, so wurde es den Insulanern verboten, ihre Schlachtvieh selbst zu schlachten und zu verzehren; man mußte es nach Palermo führen. Hier concentrirte man alle Verwaltungs- und Justizbehörden, so daß noch die jetzige Regierung die Folgen hiervon zu verspüren hat. Denn man berechnet, daß gegenwärtig (1861) noch in Palermo die Advocaten, Patrocinatori, Winkelconsulenten u. s. w., die jetzt weniger als früher zu thun haben und deshalb unzufrieden sind, mit Weibern und Kindern eine Armee von 15,000 Mann, also 6 Prozent der Bevölkerung bilden. Dem Adel in Palermo sicherte man seine ihn auszeichnende Kleidung, sowohl was den Stoff als den Schnitt derselben betraf, von andern Vorrechten ganz abgesehen. Wie der Erstgeborene der adeligen Familie auf Kosten aller Nachgeborenen begünstigt war, so wurde auch die Hauptstadt zum Nachtheil aller Städte des ganzen Landes bevorzugt. Die Wirkungen, die diese Zustände auf die Bodenbewirthschaftung der Insel ausgeübt haben, dauern jetzt noch im Wesentlichen fort. Denn in diesem Jahre ist erst ein halbes Jahrhundert verstrichen, daß denselben die Axt an die Wurzel gelegt ist."

„Was in Deutschland die Folge des dreißigjährigen Krieges war, daß die Dörfer verheert und verwüstet und deren Fluren in Wildnisse umgewandelt wurden, das ist hier das Produkt sich durch Jahrhunderte hinziehender Nothstände. Dort erholte sich das flache Land wieder und die Dörfer wurden wieder aufgebaut. Hier konnte das nicht geschehen. Auch die Bauern wohnen hier in größeren Massen zusammengedrängt. Es gibt Landstädte von 20 bis 30,000 Einwohnern, deren Aecker meilenweit von den Ortschaften liegen. Dazu kommt, daß hier der Grund und Boden im Besitz des Adels und der Klöster blieb, und die Bauern, wie in Irland, nicht Eigenthümer, sondern nur Pächter und Afterpächter der Ländereien wurden."

Wie entsetzlich der Ackerbau vernachlässigt ist, wird man diesseits der Alpen kaum für möglich halten. „Die Egge ist fast ganz ungebräuchlich, der Pflug noch so urthümlich, daß jener nicht viel einfacher gewesen seyn kann, mit dem der verschlagene Odysseus handthierte, als die Gesandten der Argiver den Telemachos ihm in die Furche legten. An einem Pflugbalken sitzt ein spitzig zulaufendes, etwas gebogenes Holz, das in einem

spitzen Winkel zum Balken steht. Es ist am Ende mit Eisen beschlagen und bildet die Pflugschaar. Ueber ihm, auf dem Pflugbalken, stehen zwei auseinandergehende Hölzer, an denen das Instrument regiert wird. An das entgegengesetzte Ende des Balkens bindet man dann ein Querholz fest, das den Thieren als Joch auf den Nacken gelegt und nicht an den Hörnern, sondern mit einem Strick um den Hals befestigt wird. Es bildet sich allmälig eine harte Schwiele auf dem Nacken der Thiere, mit der sie den Querbalken vorwärts schieben. Man sieht, das Instrument ist einfach und leicht, genau so wie es schon auf griechischen Münzen abgebildet ist. Ein Maulthier trägt zwei solcher Pflüge, den Pflüger selbst und noch ein Bund Futter obendrein. Eben so uranfänglich sind auch noch die durchgehends zweirädrigen massiven Karren, auf denen man aber doch große Lasten z. B. Baumstämme fortzuschaffen weiß. In Calabrien sah ich sie noch mit Rädern versehen, die aus einer Holzscheibe bestanden, welche man von einem Baumstamm geschnitten und im Centrum durchbohrt hatte. Zum Antreiben des Viehes dient wie im Alterthum ein starkes mehr oder weniger langes Holz, bald mit bald ohne Stachel (κέντρον). Auch besorgen noch die Ochsen das Dreschen des Getreides auf der Tenne im Felde. Manches Korn geht dadurch verloren und das Stroh wird nach unsern Begriffen unbrauchbar zu Blätterstroh zertreten. Daß bei einem solchen Bewirthschaftungssysteme der Ackerbau in Sicilien sich nicht heben kann, liegt auf der flachen Hand. Denn einmal haben die armen Pächter keine Veranlassung, den Boden, welchen sie in der Regel nur für drei Jahre gepachtet haben, zu melioriren, und wenn sie es wollten, so könnten sie es wegen ihrer Armuth nicht. Sie müssen ziemlich hohes Pachtgeld bezahlen; häufig haben sie keine Samenfrucht. Dann streckt ihnen diese der Massaro, von denen die meisten Wucherer sind, unter der Bedingung vor, daß ihm dieselbe bei der Ernte in natura zurückgegeben werde. Fällt diese dann schlecht aus, so hat der arme Pächter das Jahr über umsonst gearbeitet."

„Die Wohnungen der Bauern in den Landstädten gleichen einander völlig. Ein kleiner viereckiger Raum voll Ungeziefer dient Menschen und Vieh zum Aufenthalt. Auf dem schwarzen Erdboden rutscht das fette schwarze Schwein, steht der Esel und sucht das Hühnervolk nach Nahrung. Ein Bett, bei schon besseren Verhältnissen auf einer Art Söller angebracht, dient der gesammten Familie zur Ruhe. Wie im Mittelalter bei uns, so legt sich jetzt noch hier Alles nackt zu Bette. Der sehr elementare Kochherd, wenige Kochgeräthschaften, vielleicht ein altes Weinfaß, ein Paar wackelige Stühle und ein uralter schwerer Tisch bilden das einzige Mobiliar. Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen sind Luxusartikel. Der Hausvater erfreut sich höchstens des Besitzes eines Taschenmessers. Die Finger ersetzen hier noch manches Instrument, die flache Hand den Löffel."

Obgleich der Lehensverband endlich aufgehoben ist, seit 1838, die Güter also theilbar geworden sind, konnten sich die alten Zustände doch nur sehr allmälig bessern und der Ertrag der Südfrüchte und des Weines sich vermehren. Es wird noch geraume Zeit dauern, bis die Insel wieder so ergiebig gemacht werden kann, als sie es einst gewesen ist. Ganz so wird sie es wohl nie wieder werden, weil durch die Ausrottung der Wälder ganze Flüsse ausgetrocknet und die durchschnittliche Jahrestemperatur zu viel größerer Hitze erhöht worden ist.

Unter den beiden schon erwähnten, großen historischen Artikeln ist der letztere am interessantesten, weil er uns die Sicilianer eben so engherzig zeigt, wie es leider auch die Deutschen fast immer gewesen sind. Die Stadt Messina, anstatt mit dem ganzen übrigen Sicilien gegen die spanische Usurpation und Tyrannei wie ein Mann zusammenzustehen, isolirte sich, kokettirte mit dem gemeinsamen Feinde und sah sich wirklich eine Zeitlang durch besondere Privilegien desselben geschützt, bis am Ende des 17. Jahrhunderts der spanische Despotismus seine Krallen herauskehrte. Nun suchte Messina Hülfe bei Frankreich, erhielt sie auch, aber nur auf kurze Zeit, wurde von Frankreich verrathen und im Stich gelassen und fiel der ganzen Rache der Spanier anheim.

Welchem neuen Glück und neuen Ruhm könnte Sicilien, könnten Candia und Cypern, die so wohlgelegenen und von der Natur so reich gesegneten großen Inseln des Mittelmeeres entgegenblühen, wenn der alte Fluch der Mißregierung endlich von ihnen genommen würde, wenn ihre reichen Saaten wieder grünten, ihre schönen Häfen sich wieder mit Schiffen füllten. Hoffen wir, daß die Civilisation doch am Ende wieder alle Ufer des Mittelmeeres erobern wird!

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 76. 21. September 1867.


## Geschichte.

Fünf Jahre Württembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich. 1515—1519. Von Heinrich Ulmann. Leipzig, S. Hirzel, 1867.

Ein sehr empfehlenswerthes Buch, worin der Wahrheit vollständig die Ehre gegeben wird. Wenn Herzog Ulrich auch kein lobenswerther Fürst war, so doch ein ausgeprägter Charakter, eine geschichtliche Gestalt voll seltener Originalität, der Auffassung eines Shakespeares würdig. Nun ist es ihm aber widerfahren, daß Leute, die seinen Nachkommen auf dem Throne schmeicheln wollten, geschichtliche und romanhafte Bilder von ihm entworfen haben, in denen die scharfen Umrisse seines Charakters gestutzt, verwischt, verschwommen sind, in denen er sentimental aufgefaßt, aus einem harten und jähzornigen Tyrannen zu einem milden und bürgerfreundlichen Herrn gemacht wird. Einer hat alle Unthaten, welche die Geschichte von ihm berichtet, seinem Kanzler aufgebürdet und ihn selbst überall entschuldigt. Ein anderer hat sein unpatriotisches Gebahren, sein Hülfesuchen bei Frankreich als Nothwehr gegen habsburgische Intriguen zu rechtfertigen versucht. Alles mißlungene Versuche. Wenn später bessere Fürsten auf einen Thron gelangen, soll man sie ehren und loben, mit ihren Tugenden aber das bekannte Laster eines längst verstorbenen Vorfahren vergolden zu wollen, ist immer unnütz, zweideutig, geschmacklos. Herr Ulmann verdient daher volle Anerkennung, daß er die Wahrheit gesagt hat.

Die fünf Jahre der Geschichte, von denen das Buch handelt, gehören zu den merkwürdigsten der deutschen Geschichte überhaupt. Es waren die letzten Regierungsjahre Kaiser Maximilians I. Bekanntlich hat sich dieser Herr bemüht, im zerrütteten deutschen Reiche durch die Kreiseintheilung, das Reichskammergericht, einheitliches Postwesen &c. eine bessere Ordnung herzustellen. Der Partikularismus, das dynastische Interesse der größeren und kleineren Territorialherrn herrschten bereits vor und waren durch keine Einheitsbestrebungen mehr zu überwinden. Der gute alte Kaiser quälte sich umsonst ab. Um seinem Enkel Karl die Wahl zum deutschen Kaiser zu sichern, mußte er die Kurfürsten schonen. Daneben lauerte Frankreich, welches den deutschen Einfluß nicht nur aus Italien verdrängen, sondern dessen König selber auch bei der deutschen Kaiserwahl concurriren wollte, und die widerspenstigen nur ihr partikularistisches und dynastisches Interesse verfolgenden deutschen Reichsfürsten konnten jeden Augenblick auf französische Hülfe rechnen. Unter diesen Umständen war der deutsche Reichsverband schon aufgelockert und wer sich innerhalb desselben schützen wollte, konnte es nur durch Sonderbündnisse thun. Der stärkste Verein dieser Art war damals der schwäbische Bund.

Herzog Ulrich von Württemberg war der Sohn eines wahnsinnigen Vaters, schon in der Jugend dickleibig und äußerst eigensinnig und jähzornig. Das angeborene Temperament erklärt und entschuldigt vieles, was uns in seiner Handlungsweise mit Grauen erfüllt. Er heirathete die Prinzessin Sabine von Bayern, konnte sie aber nicht leiden und mißhandelte sie. „Mancherlei ist hierüber gefabelt worden; sicher ist, wie weiter unten bewiesen werden soll, daß er die schärfsten Drohungen ausstieß, ja einigemal seine Gemahlin heftig schlug. Sabinens Charakter sagte ihm nicht zu, auch ihre Persönlichkeit war nicht nach seinem Geschmack. Die bayrische Prinzessin mag keine Schönheit gewesen seyn, doch wird ihre hohe Gestalt gerühmt; sonst ist über ihr Aeußeres nichts bekannt. Obwohl sie ihren Gemahl mit zwei Kindern beschenkte, erlosch mehr und mehr in seinem Herzen jede Spur von Zuneigung gegen die nie

geliebte Frau. Mit aller seinem stürmischen Temperament eigenen, glühenden Leidenschaft, empfand er dagegen für die schöne Ursula von Thumm, seines Erbmarschalls Conrad von Thumm einzige Tochter. Diese Neigung bestand fort, als die junge Dame etwa drei Jahre nach seiner Vermählung sich mit seinem vertrauten Genossen und Stallmeister Hans von Hutten, dem Lieblingssohn des fränkischen Ritters Ludwig von Hutten, verheirathete. Das junge Paar lebte am Hof, kein Wunder, daß Ulrich nicht nachließ mit Versuchen die reizende Frau zu gewinnen. Der junge Hutten, dem Gerüchte über des Herzogs Besuche zu Ohren gekommen, stellte denselben zur Rede. Da vergaß Ulrich, in diesem Augenblick ganz Leidenschaft, was er seiner ehelichen Stellung, was er seiner sonst so sorgfältig bewahrten fürstlichen Würde schuldete. Er fiel vor dem gekränkten Gatten auf die Knie und bat ihn mit ausgebreiteten Armen um Gotteswillen zu gestatten, daß er seine eheliche Hausfrau lieb habe. Dieser Moment ward verhängnißvoll für Beide. Die Ereignisse waren damit aus dem Bereich gerückt, in dem menschlicher Wille, menschliche Macht nach freiem Ermessen zu handeln oder Einhalt zu thun im Stande ist. Die Dinge nahmen ihren consequenten Verlauf und rissen die Personen mehr mit sich fort, als daß diese bestimmend eingewirkt hätten. Hans von Hutten in der peinlichen Lage, zwischen seiner Ehre und seiner Freundschaft, seiner Gattin und seinem bisher gütigen Herrn wählen zu müssen, war, wie leicht erklärlich, nicht im Stande die drückende Last des Geheimnisses allein zu ertragen; er machte seinem Vater, mit dem er schon früher über diese Angelegenheit Correspondenz gepflogen, er machte dem Herzog von Braunschweig, Ulrichs Schwager, sowie andern Verwandten und Bekannten Mittheilungen über alles Vorgefallene. Ob er damit ein seinem Herrn gegebenes Versprechen brach, ist nicht ersichtlich; meist nimmt man es an, um so eine Unterlage für die seitens des Herzogs ihm gemachte Beschuldigung des Bruches der gelobten Treue zu gewinnen. Das Folgende ist nicht ganz klar. Die Parteischriften stehen sich schroff und unvereinbar gegenüber. Ließ der Herzog seinen frühern Günstling nicht ziehen, um nicht mit ihm zugleich den Gegenstand seiner Leidenschaft für immer zu verlieren? Oder war es der eigene Uebermuth, der Hutten über die Größe der Gefahr verblendete und ihn an des Herzogs Hof festhielt? Ersteres ist wahrscheinlicher nach der Stellung, die Hans von Hutten in den mit seinem Vater gewechselten Briefen einnimmt. Am 8. Mai ritt Ulrich zur Jagd aus Stuttgart. Hans folgte ihm, nach dem Bericht seiner Verwandten kraft herzoglicher Einladung, wie Ulrich behauptet, mit trotziger Auflehnung gegen seinen Wunsch. Er war im gewöhnlichen Jagdgewand und Degen, ohne Harnisch. Der Herzog, wohl gerüstet, war entschlossen den seiner Ehre angethanen Schimpf zu rächen. Er entfernte unterwegs in einem Wald bei Böblingen alle Begleiter, warf unter vier Augen dem Verhaßten seinen vermeinten Verrath vor, griff ihn dann unversehens im Vortheil seiner bessern Bewaffnung und der Ueberraschung an, und brachte ihm sieben zum Theil tödtliche Wunden bei. Fünf derselben, hinterrücks beigebracht, sowie der etwas entfernt vom Kampfplatz aufgefundene Hut des Ermordeten zeigen deutlich, daß der Hergang wenig, fast gar nichts vom Zweikampf an sich hatte. Der Herzog selbst hat das auch nie behauptet. Sechzehn Monate nach der That ließ er sich herbei, die Angriffe seiner Gegner durch die rein aus der Luft gegriffene Behauptung zu pariren: er habe kraft seines Rechts als Freischöff des westphälischen Gerichts gehandelt. Denn daß er, nachdem sein Opfer verschieden, demselben einen Gürtel um den Hals schlang, mit dem er den Leichnam an ein in die Erde gestoßenes Schwert befestigte, beweist nur, daß seine Rachgier mit dem Tod seines frühern Freundes noch nicht ersättigt, demselben durch diesen symbolischen Act des Aufhängens unauslöschliche Schmach zu bereiten gedachte."

Nach dieser Bluthat verließen sogleich achtzehn Ritter den Dienst des Herzogs und die süddeutsche Ritterschaft überhaupt nahm sich der tiefgekränkten Familie Hutten an, welche bei Kaiser und Reich Klage erhob. Die Herzogin Sabine, ihres eigenen Lebens nicht mehr sicher, entfloh heimlich, von treuen Rittern geleitet, zu ihrem Bruder nach Bayern. Es gab einen ungeheuern Lärm im Reiche. Herzog Ulrich hatte überdieß viele Schulden gemacht und stand schlecht mit seinen Landständen. Der schwäbische Bund tagte zu Ulm. Unerwartet aber zögerte der alte Kaiser, ein Urtheil zu sprechen, denn er wollte innere Kämpfe in Süddeutschland vermeiden, um die deutschen Waffen und Geldmittel gegen Frankreich verwenden zu können. So wurde die Sache verschleppt und als endlich eine zweite Vorladung vor das kaiserliche Gericht erfolgte, verlor der Herzog noch nicht den Muth. „Es mußte wie ein Hohn auf diesen mühsam durchgesetzten Erfolg seiner Gegner, ja fast wie ein unwürdiger Scherz bei ernsten Dingen erscheinen, daß Ulrich, wegen des an Hans von Hutten verübten Todschlages vor den höchsten irdischen Richterstuhl geladen, fast in demselben Augenblick eine Vertheidigungsschrift ins Land gehen ließ, in welcher er oder der, welcher für ihn die Feder führte, mit vollem Ernst die Behauptung durchzuführen versuchte, daß kein Mord, kein

Todschlag, überhaupt kein irgendwie strafwürdiges Vergehen vorliege, sondern eine nach den rechtlichen Formen des westphälischen Gerichts durch einen Freischöffen desselben vollstreckte Todesstrafe. Ja er versteigert sich in dieser Auffassungsweise bis zu der Erklärung, er sey erbötig da, wohin dieser Handel nach seiner Natur und Eigenschaft gehöre, d. h. vor den heimlichen Gerichten, Recht zu nehmen, und wenn seinen Widerwärtigen dieses Erbieten nicht genugsam erscheine, so sollten der Kaiser sammt den Reichsständen darüber erkennen dürfen, ob er schuldig sey darüber einiges Recht anzunehmen. Diesem Ausspruch wolle er alsdann Folge leisten. Und alles dies, nachdem ihm wegen eben der von ihm beschönigten That vom Kaiser eine rechtliche Ladung unter scharfen Formen zugekommen war! Daß dies nur ein bewußtes Spiel mit den Worten ist, daß Ulrich über die Bräuche des heimlichen Stuhls nicht so unwissend seyn konnte, um im guten Glauben sich zu befinden, er habe wirklich nur gesetzlicherweise eine rechtmäßige Hinrichtung vollstreckt, darüber kann kein Zweifel seyn. Auch bleibt bei allen Verhandlungen dies von Ulrich vorgebrachte Argument fast völlig unberücksichtigt. An dem einfachen Rechtssinn glitt die Lüge wirkungslos ab."

Auch stellte sich der Herzog dem kaiserlichen Gericht in Augsburg nicht, und der Kaiser setzte endlich eine Regentschaft in Württemberg ein, welche statt des Herzogs das Land regieren sollte, während dem letzteren eine Summe ausgeworfen wurde. Allein Ulrich ließ sich nicht einschüchtern, sondern bearbeitete das gemeine Volk, hoffte dadurch die Sympathien der republikanischen Schweizer zu gewinnen und erwartete zuletzt Hülfe von Frankreich. Die s. g. Ehrbarkeit, d. h. der höhere Beamtenstand und die Landtagsherrn, die es mit Kaiser und Reich hielten, bildeten andererseits eine Aristokratie, die in vieler Beziehung einen Druck auf das gemeine Volk ausübte und daher nicht populär war. Kurz vorher hatten die armen Leute in Schwaben den s. g. Bund des armen Conrad geschlossen und es zeigten sich im Volk die ersten demokratischen Bewegungen, welche kaum zehn Jahre später den blutigen Bauernkrieg herbeiführten. Diese Stimmung des Landvolks benutzte nun Herzog Ulrich, um der Ehrbarkeit ein Gegengewicht zu geben, wobei ihn Volland, sein vertrautester Rath, unterstützte. „Der Herzog glaubte, die Partei der Ehrbarkeit habe in ihrem Ehrgeiz Württemberg dem Kaiserhaus verrathen. Daher schob er die Landschaft und mit ihr die seitherige Regierungsweise vollends bei Seite und schickte sich offenbar unter dem dominirenden Einfluß Vollands — denn eine ihrem innersten Wesen nach so demokratische Maßregel kann unmöglich im Kopf der der Ehrbarkeit angehörigen Räthe entsprungen seyn — an die gesammte Bevölkerung Württembergs zum Wahrspruch über seine Politik aufzurufen. Unterm 4. October ließ er an alle Amtleute im ganzen Lande den Befehl ausgehen, womöglich schon am morgenden Sonntag (5. October) Versammlungen aller volljährigen männlichen Amtseingesessenen zu veranstalten, die über die ihnen zu verlesenden kaiserlichen Propositionen sowie die ganze Sachlage ihre Meinung nach nur kurzer gegenseitiger Unterredung kund geben sollten. Ein jede Verständigung insbesondere mit dem Kaiser unendlich erschwerender Schritt, durch den man sich nicht etwa zu dem Glauben an Ulrichs Popularität verleiten lassen darf, sondern eben nur ein Schachzug, der, wie es Vollands System entsprach, die Ehrbarkeit auf alle Fälle matt setzte. Zugleich der seltsamste Beleg der politischen Zerfahrenheit des damaligen Deutschland, der sich denken läßt. Auf der einen Seite der durch Androhung der Acht verschärfte kaiserliche Befehl den Bedingungen sich zu unterwerfen, auf der andern äußerste Renitenz gestützt auf das zu bewirkende Votum der Bevölkerung eines nicht bedeutenden Fürstenthums. Von diesem Augenblick an datirt der gegen Ulrich erhobene Vorwurf, daß er mit Hülfe des ‚leichtfertigen Pöbels', besonders der ‚vordersten' im armen Conz, die er an sich gezogen habe, den ehrbaren und wohlhabenden Theil der Bevölkerung tyrannisire."

Der hartnäckige Widerstand Ulrichs nöthigte den Kaiser zuletzt, ihn formell in die Acht zu erklären, und doch ließ sich derselbe Kaiser gleich wieder zu einem milden Vergleiche herbei, wonach es zwar bei der aus sieben Mitgliedern bestehenden Regentschaft in Württemberg sein Verbleiben haben, dieselben aber dem Herzog Treue schwören sollten. Eine Halbheit, die nur dem Herzog zu Gute kam, der nun, des Kaisers spottend, allein fortregierte und vollends alle Rücksicht vergaß. Aus Haß gegen den Adel, der dem schwäbischen Bunde anhing, brach er den Landfrieden und ließ ein Helfensteinisches Schloß im Filsthal niederbrennen. Den grimmigsten Haß aber warf er auf Conrad Breuning, einen seiner angesehensten, aber reichstreuen Beamten. Ulrich setzte den alten Mann nicht nur ab, sondern nahm ihn auch gefangen. „Fast ein Jahr nach seiner Verhaftung schmachtete der Unglückliche erst in Hohenurach, dann in Neuffen im Kerker und unter stets sich erneuernden Folterqualen, bis ihn, der immer noch am Leben hing, der Spruch abhängiger Richter dem Tod von Henkershand preisgab, im Spätsommer 1517. Vergebens hatte er wiederholt seinen

erzürnten Fürsten um Mittheilung seines Fehls gebeten, vergebens hatte sich auch die Landschaft in diesem Sinne verwendet. Endlich brach man das Schweigen. Man warf ihm vor, daß er während des Herzogs Abwesenheit in Oesterreich mit etlichen Anderen berathschlagt und vorgehabt hätte die Landschaft zu dem Gesuch an den Kaiser zu bewegen, Ulrich mit Güte oder nöthigenfalls auf andere Weise vom Regiment zu entfernen und dasselbe anderen ‚Regierern', derer er auch einer habe werden wollen, zu übergeben. Wie man sieht, im Großen und Ganzen dieselbe Beschuldigung des Hochverraths, die gegen seinen Bruder laut geworden. Nach dem Brauch der Zeit, welchen für Württemberg seit geraumer Frist vergebens die Ehrbarkeit unter gesetzliche Normen zum Schutz der persönlichen Freiheit zu bringen bestrebt gewesen, versuchte man zunächst, und zwar in diesem Fall mit entsetzlicher Barbarei, durch die sogenannte peinliche Frage, d. h. die Folterung, ein Geständniß zu erpressen. Oftmals riß man dem alten Mann die Glieder von einander, und auf schriftlichen Befehl des Herzogs fortzufahren, ‚so lang bis ihm darunter die Seel ußgang', zwickte und zerriß man den auf Leitern festgebundenen Greis mit glühenden Zangen, röstete ihn über einem Kohlenfeuer, ja goß ihm endlich in der fürchterlichen Schwebe Branntwein auf Leib, Schenkel und Arme und ließ denselben auf ihm verbrennen. Dennoch behauptete unter allen Martern der Gepeinigte standhaft seine Unschuld. Kaum war er nach dreizehnwöchentlicher Kur einigermaßen hergestellt, so begann man aufs Neue den zum Krüppel gewordenen Mann zu foltern mit der ausgesprochenen Absicht ‚für und für zu gehen, bis sich Seel und Leib von einander scheiden'. Da sank dem Armen der Muth, er gestand alles, was man von ihm verlangte. Es half ihm nichts, daß er vor dem Landgericht diese Urgicht widerrief, nichts, daß er mit Freimuth prinzipiell auch jetzt noch die Ansicht vertrat, daß der Landschaft die Berechtigung zustehe, sich über Mißregierung beim Reichsoberhaupt zu beklagen, gleichzeitig jedoch das Faktische der gegen ihn erhobenen Anklage in Abrede stellte. In den Augen seiner Richter kam ihm auch der Nachweis nicht zu Statten, daß grade er während Ulrichs Abwesenheit den stürmisch sich anlassenden Landtag in ruhigere Bahnen geleitet, und in seiner Amtsstadt Tübingen und sonst bei Gelegenheit einer Erholungsreise damals in Herrnberg, Calw und Wildbad zum Besten geredet hatte. Daß der Herzog ausgesprochenermaßen seit dem armen Conz dem tüchtigen Beamten zu besonderem Dank verpflichtet war und später selbst die vom Beklagten einmal in des Marschalls Gegenwart hervorgehobene Idee eines mit Ulrichs Willen zu errichtenden Regiments adoptirt hatte, kam eben so wenig in Betracht. Das ‚Schuldig' des Gerichtshofes verurtheilte ihn zum Tod. Er ward, wie seiner Zeit zu erwähnen, im Sommer 1517 enthauptet."

Einem Herrn von Spät, der die Flucht seiner Gemahlin Sabine unterstützt hatte und auf Seite der Ritterschaft auch in der Hutten'schen Sache ihm gegenüber stand, ließ der Herzog vier Schlösser und die umliegenden Dörfer niederbrennen.

So toller Unfug wäre nicht geduldet worden, wenn der arme alte Kaiser nicht durch hunderterlei Rücksichten und Besorgnisse gebunden gewesen wäre. Die Reichsfürsten trachteten nur ihrem Vortheil nach und ließen den Kaiser im Stich. Herzog Ulrich vertraute aber diesem elenden Reichszustande zu viel und griff zu unverschämt in das Interesse der schwäbischen Bundesgenossen ein, als daß der Bund nicht am Ende an ihm hätte strafen sollen, was das Reichsgericht selbst nicht vermocht hatte. „Eines nur unterschied die Taktik Herzog Ulrichs von der seiner fürstlichen Genossen. Diese, während sie wachsam, ja zum Nachtheil der Gesammtheit mit kleinlicher Eifersucht, dem Kaiser gegenüber ihr Fürstenrecht zu wahren suchten, gaben durch friedliches Verhalten keine Veranlassung zur Einmischung, vor allem aber verstanden sie es in gutem Einvernehmen mit ihren Unterthanen, ja mit Berufung auf ihre Landstände den Anforderungen des Reichsoberhauptes aus dem Wege zu gehen. Als auf dem Reichstag zu Augsburg 1518 der Kaiser behufs des Türkenkrieges eine Geldbewilligung verlangte, wiesen die zahlreich versammelten Reichsstände das Ansinnen anfangs zurück, und als sie auf eifriges Drängen sich endlich bereit finden ließen, eine Hülfe — und zwar sonderbar genug durch eine Besteuerung der Abendmahlsempfänger — zuzugestehen, geschah das unter ausdrücklichem Vorbehalt der Zustimmung ihrer Unterthanen; zum größten Aerger des Kaisers, der gegen diese bisher unerhörte Klausel sich zu wehren suchte. Herzog Ulrich dagegen unternahm es im Bewußtseyn seiner persönlichen Eigenschaften, im Vertrauen auf seine Hülfsmittel und den Beistand seiner Bundesgenossen, den Doppelkampf seiner absolutistischen Herrschbegier gegen die Rechte des Reichs und die seines Landes zu gleicher Zeit zu führen."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 77. 25. September 1867.


## Wappenbuch.

Die Wappen aller regierenden Fürsten und Staaten von Ed. v. Schmidt. Frankfurt am Main, Boselli, 1867.

Das Buch ist zugleich beschreibender Theil zu der im gleichen Verlage erschienenen Wappentafel. Die 20 in den Text des Buchs gedruckten Abbildungen sind keine ausgeführten Wappen, sondern nur Umrisse. Der Text umfaßt nur die bestehenden Staaten und die wirklich regierenden Dynastien, zunächst in Europa. Doch sind ihnen als Anhang noch beigegeben die Wappen der jüngsthin erst in Italien und Deutschland verschwundenen Staaten. Zuletzt folgen noch die Wappen der außereuropäischen Länder.

Jedes Wappen ist ausführlich beschrieben mit geschichtlicher Nachweisung des allmäligen Zusammenwachsens vieler kleinen Landeswappen in ein großes Reichswappen.

Die Wappen sind alt und ehrwürdig, es hat sich aber auch an sie, wie an alles ehrwürdige Alte, ein dicker Zopf angehängt. Vor allem die Unwahrheit, das titularische Festhalten eines längst verlorenen Besitzstandes, die leere Prahlerei. Wir finden z. B. heute noch im spanischen Wappen das österreichische und im österreichischen das spanische. Das Haus Habsburg hat bekanntlich Spanien längst verloren und die in Spanien regierenden Bourbons hatten nie das mindeste Recht an Oesterreich. In beiden Wappen, denen von Oesterreich und Spanien, finden sich noch die Wappen von Burgund, von den Niederlanden, die längst in anderem Besitze sind. Es ist zwar ein altes Herkommen, die Wappen der Länder beizubehalten, die eine Dynastie einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit besessen hat, und sogar die Wappen solcher Länder, die einmal auf irgend eine Art den früheren Besitzern des betreffenden Landes gehört haben. Aber es ist eine Lüge, und jeder Anspruch, den man nicht mehr geltend machen kann, wird lächerlich. Als der Schattenkönig Joseph von seines Bruders Napoleons Gnaden die spanische Krone zuertheilt erhielt, ließ er Herolde durch die Straßen von Madrid reiten und sich nicht nur zum König von Spanien, sondern auch zum Beherrscher beider Indien, zum Beherrscher Oesterreichs und der Niederlande, zum Herzog von Brabant, Grafen von Flandern, gefürsteten Grafen von Tirol, ja sogar zum König von Jerusalem ausrufen. Eine Hanswurstiade für den Corso und keiner würdevollen Majestät angemessen.

Im großen Staatswappen Preußens finden wir noch das der Burggrafen von Nürnberg, aber noch nicht die Wappen der jüngst annexirten Länder eingetragen.

Der Herr Verfasser hätte vielleicht erwähnen dürfen, daß alle Dynastien des mittlern und westlichen Europa aus germanischem Adel hervorgewachsen sind. Die Fiction altrömischer, altgallischer etc. Dynastien ist unzulässig. In Deutschland herrschten immer nur deutsche Geschlechter. Seit dem 5. Jahrhundert war in Frankreich der gesammte Adel fränkisch, burgundisch, westgothisch und schwäbisch in Spanien, ostgothisch und longobardisch in Italien. Die Namen aller edeln Geschlechter Italiens waren bis zum Beginn der Renaissance noch deutsch, der größte Papst hieß Hildebrand, die berühmtesten weltlichen Herren hießen Berengar, Adelbert, Garibald, Pandulf, Bernhard, Guido, Arnold, Lambert, Bohemund, Tancred, Ratbold, ihre Weiber: Mathilde, Bertha, Adelheid etc. Also ist auch die welfische Dynastie, wenn man sie auch aus Italien herleiten will, eine germanische, die Dynastien von Este konnten nur dem deutschen Adel angehören, wie das alte Haus von Savoyen.

Zweitens hätte der Verfasser die deutschen Wappen

auf die Heerschilde zurückführen sollen, welche die Volksstämme unterschieden. Die Schilde wurden schon vor der Bekehrung zum Christenthum durch Farben unterschieden. Von diesen im heidnischen Alterthum wahrscheinlich sehr mannigfaltigen Farben blieben im christlichen Kaiserthum nur die Heerschilde der vier großen weltlichen Herzogthümer übrig, der fränkische Heerschild weiß und roth, der sächsische weiß und schwarz, der schwäbische gelb und schwarz, der bayrische weiß und blau. An diesen Grundfarben der Wappen erkennt man heute noch entweder aus welchem Stamm eine Dynastie hervorgegangen ist oder unter welchem Kaisergeschlecht sie ihre Würden und Privilegien erhielt. Dasselbe gilt von den Reichsstädten.

Interessant ist das neufranzösische Wappen. „Das kaiserlich französische Wappen ist das nämliche, welches Kaiser Napoleon I. im Jahre 1804 mit der kaiserlichen Würde zugleich annahm.

Dasselbe besteht aus einem blauen Schilde mit einem goldenen links sehenden Adler mit offenen, jedoch gesenkten Flügeln, in den Klauen goldene Donnerkeile, aus welchen goldene Blitze hervorgehen, haltend. Der Adler ist, abweichend von der gewöhnlichen heraldischen Form, in seiner natürlichen Gestalt gebildet. Den Schild umgibt die Kette des Ordens der Ehrenlegion aus goldenen, dem Wappenbilde ähnlichen Adlern bestehend, an welcher unten, unter einem Medaillon, welches ein goldenes N enthält, das Ordenskreuz hängt. Letzteres besteht aus einem Kreuze von fünf doppelten Spitzen, hinter welchen ein grüner Lorbeer- und Eichenzweig herumläuft. Das Kreuz ist weiß emaillirt und enthält im Mittelschilde das Bildniß des Stifters mit der Umschrift honneur et patrie. Ueber dem Kreuze ist eine goldene Kaiserkrone angebracht.

Hinter dem Wappen stehen kreuzweise zwei goldene Zepter, von denen das eine die Hand der Gerechtigkeit, mit den drei zum Schwure ausgestreckten Vorderfingern trägt, das andere das goldene Bild der Gallia, eine sitzende weibliche Gestalt mit Krone und Zepter.

Das Ganze umgibt ein purpurfarbener, mit breitem Goldsaume und Franzen besetzter und mit goldenen Bienen bestreuter, inwendig mit Hermelin gefütterter Wappenmantel, der an den Seiten aufgebauscht und mit goldenen Bändern, deren Enden abfliegen, gebunden ist.

Der Wappenmantel fällt aus der oberhalb angebrachten Kaiserkrone herab. Die kaiserliche Krone besteht aus einem goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Reife, über welchem acht goldene (fünf sichtbare) Adler mit erhobenen Flügeln und ebensoviel, aus arabeskenartigen, mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Verzierungen aufsteigende goldene Federn, einen Reichsapfel mit darauf gesetztem Kreuze tragen.

Das Wappen wird auch dargestellt mit einem goldenen offenen Helme, welcher die beschriebene Kaiserkrone trägt, von der der Wappenmantel ausgeht und das Wappen umgibt. Schildhalter sind nicht im Gebrauche.

Das Familienwappen der Familie Bonaparte, welches jedoch nur von den Nachkommen Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino, geführt wird, besteht aus einem rothen Schilde mit zwei silbernen Schrägbalken, in der linken Oberecke von einem fünfstrahligen silbernen Sterne begleitet.

Die goldenen Bienen, mit welchen der Mantel des kaiserlichen Wappens geschmückt ist, sollen das Wappenzeichen der alten Merovingischen Könige von Frankreich gewesen seyn, deren Dynastie mit Merovaeus im Jahre 445 beginnt und mit Childerich III. 752 endet. Es möchte indeß schwerer zu beweisen seyn, daß zu einer so frühen Zeit wirkliche Wappen bereits existirt haben. Die auf die Merovinger folgende Dynastie der Carolinger hat diese Bienen niemals in den Schilden geführt, sondern einen Adler. Von der Zeit an, in welcher zuerst Wappen allgemein geführt wurden, und dies war im 10. Jahrhunderte, erscheint die Lilie als Wappenzeichen der französischen Könige.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung dieses unter dem Namen ‚Lilien‘ vorkommenden Wappenbildes ist vielfach gestritten worden. Einige Erklärer haben es als Lanzenspitzen mit zwei Widerhaken bezeichnet, welche Waffe Francisca genannt wurde und bei den Franken allgemein im Gebrauche gewesen seyn soll. Thatsache ist es, daß eine der Wappen-Lilie ähnliche Streitaxt mit zwei Schneiden und einer Lanzenspitze sehr frühzeitig in Frankreich als Waffe gedient und sich daselbst im ganzen Mittelalter im Gebrauche erhalten hat. Nach anderen Erklärern ist die Lilie ein aus dem byzantinischen Reiche stammendes Ornament, das von da zur Zeit Karls des Großen nach dem fränkischen Reiche gelangt seyn und das beim Aufkommen von Wappen die fränkischen Könige als Schildeszeichen angenommen haben sollen. Soviel steht fest, daß die Lilien schon als Zierrath auf Kronen, Zepter u. s. w. auf Münzen erscheinen, lange bevor von Wappen noch die Rede war.“

Wie es uns scheint, sind die französischen Lilien vielmehr von der Wasserlilie oder Schwertlilie herzuleiten, dem altdeutschen Symbol der richterlichen Gewalt, welches theils am Stuhl des Richters, des Königs oder Grafen, wenn er zu Gericht saß, theils oben am Richterstabe oder Zepter angebracht war. Dieses

Sinnbild stammt nicht aus Byzanz, sondern aus den Niederlanden und hat ohne Zweifel als die aus dem Wasser aufsprossende Blume ursprünglich das Recht bedeutet, welches nach uralt gemanischer Sitte aus dem heiligen Wasser geschöpft wurde. Daher noch das Wort Schöppen.

Schließlich noch eine kleine Beschreibung der außereuropäischen Wappen. Das chinesische Wappen ist bekanntlich der goldene Drache mit 5 Klauen. „Ueber das Wappen-Symbol des Reiches Japan weichen die Angaben wesentlich von einander ab. Nach einigen ist dasselbe ein blauer Schild mit vier Sternen und einer ovalen Scheibe, die ebenfalls mit Sternen, sechs an der Zahl, besetzt ist; nach andern sind es drei grüne Blätter, oder zwei Schwerter u. s. w. Möglicherweise sind alle diese Angaben richtig und die angegebenen Abzeichen diejenigen von verschiedenen Feudalstaaten, aus denen das japanische Reich besteht. Das Symbol des persischen Reiches ist eine goldene Sonne, vor welcher ein silberner Löwe liegt. Das Symbol führen die Perser in ihren Fahnen u. s. w."

Bekanntlich ist es auch das Zeichen des großen Sonnen- und Löwenordens.

„Das Wappen des Kaiserthums Brasilien besteht aus einem blauen silbern eingesaßten und mit 18 silbernen Sternen belegten Reifen im grünen Felde. Der Raum innerhalb des Reifens ist durch das rothe silbern eingesaßte Kreuz des Christusordens in vier Theile getheilt und auf der Mitte desselben liegt ein goldener Quadrant. Auf dem Schilde ruht die Kaiserkrone und denselben umgibt ein Kaffeebaumzweig und eine Tabakspflanze, mit einem grünen und gelben Bande umschlungen.

Das Wappen des mexikanischen Kaiserreichs besteht aus einem blauen Felde, in dessen unterem Theile sich ein See befindet, aus dessen Mitte ein Felsen hervorragt. Aus diesem Felsen wächst eine cactusartige Pflanze (Noval) empor, auf welcher ein goldener Adler mit gesenkten jedoch offenen Flügeln mit dem linken Fuße steht und mit der rechten Klaue eine sich in die Höhe windende grüne Schlange gefaßt hält, die er im Begriffe ist mit dem Schnabel zu zerreißen. Den Schild umgibt eine goldene Einfassung und auf demselben ruht die Kaiserkrone, auf welcher ähnlich der französischen (jedoch nur vier) goldene Adler mit aufgeschwungenen Flügeln stehen. Aus der Krone hängen zwei grüne roth eingesaßte Bänder herab. Um den Schild hängt die Kette des Maximilian-Ordens mit dem Ordenszeichen — dem Adler mit der Schlange — und hinter demselben sind ein goldenes Zepter und ein blankes Schwert mit goldenem Griffe kreuzweise gestellt. Schildhalter sind die beiden, von Schwarz und Gold getheilten Greifen Oesterreichs, welche auf einer goldenen arabeskenartigen Verzierung stehen, um die sich ein grünes rothgeränbertes Band mit der Inschrift: EQUIDAD EN LA JUSTICIA schlingt. Das diesem Wappen vorausgegangene der mexikanischen Republik, war demselben, mit Hinweglassung der kaiserlichem Embleme und der Schildhalter, gleich, nur mit dem Unterschiede, daß der Adler (der auch im kaiserlichen Wappen nicht in der heraldischen Form, sondern in seiner natürlichen Gestalt gebildet ist) nicht golden, sondern von seiner natürlichen Farbe war. Auch fehlte dem Wappen der angegebene Wahlspruch.

Das Wappen der Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht aus einem zehnmal von Roth und Silber pfahlweise getheilten Schilde mit einem blauen Schildeshaupte, das so viel silberne Sterne enthält, als Staaten zum Bunde vereinigt sind. Dieser Schild ruht auf der Brust eines (natürlich gestalteten) Adlers mit erhobenen Flügeln, der in der rechten Klaue einen grünen Lorbeerzweig, in der linken drei silberne Pfeile und im Schnabel ein fliegendes rothes Band mit der Inschrift: ‚e pluribus unum' hält.

Das Wappen der Republik Peru besteht aus einem quer getheilten Schilde, dessen obere Hälfte gespalten ist und im vorderen blauen Feld ein Lama, im hinteren silbernen einen grünen Brodbaum enthält. Die untere rothe Hälfte enthält ein goldenes Füllhorn. Ueber dem Schilde befindet sich ein goldener Lorbeerkranz.

Das Wappen der Republik Bolivia. Ein dreifach getheilter Schild, der im ersten blauen Felde fünf goldene Sterne, im zweiten goldenen einen grünen Baum und im unteren Felde eine Abbildung von Potosi enthält. Ueber dem Schilde halten zwei Genien ein Diplom mit dem Namen des Staates.

Das Wappen der Republik Argentina. Zwei aus den beiden Seiten des Schildes hervorgehende Hände halten einen von einem Lorbeerkranze umschlungenen Stab mit der Freiheitsmütze. Darüber eine goldene Sonne.

Das Wappen der Vereinigten Staaten von Mittelamerika besteht aus einem gleichseitigen goldenen Dreieck im blauen Felde, auf dessen Basis fünf Vulkane stehen. Ueber das Dreieck zieht sich ein Regenbogen, in dessen Mitte von Strahlen umgeben eine Freiheitsmütze erscheint."

## Geschichte.

**Fünf Jahre Würtembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich. 1515—1519. Von Heinrich Ulmann. Leipzig, S. Hirzel, 1867.**

(Schluß.)

„Dieser Aufgabe gegenüber zeigte sich, wie sehr er seine Kraft überschätzt: um so rascher, um so schärfer war die Katastrophe, je mehr er durch verbrecherische und brutale Handlungen Bestandtheile aller Classen, von der kaiserlichen Krone bis zum Bürgerthum, tödtlich beleidigt hatte, je mehr er fortwährend durch neue Ausgeburten seines leidenschaftlichen Temperaments Hindernisse sich selbst aufthürmte und Gegner sich erweckte."

Eine neue Missethat Ulrichs führte die Katastrophe herbei. „Ein im Jahre 1515 an einem reutlinger Bürger durch württembergische Beamte begangener Todschlag ward durch Vermittlung etlicher Reichsstädte nach den Bestimmungen des Schirmvertrags ausgeglichen. Derselbe auch sonst als gewaltthätig bekannte Mann, der beim obigen Fall betheiligt war, Stephan Weiler, Vogt von Urach, erschlug im Jahre 1518 einen Reutlinger und verwundete zwei andere. Nur mit Mühe gelang es diesmal dem Rath seine Mitbürger von einem mit rächender Hand unternommenen Einfall nach Württemberg abzuhalten. Eine Bestrafung des Thäters oder ein sonstiger Austrag wird nirgends erwähnt. Die gegenseitigen Klagen, hauptsächlich der letzte unausgeglichene Todschlag, mögen zur Sprache gekommen seyn, als der württembergische Beamte in der Herberge zu Reutlingen mit dortigen Bürgern zusammentraf. Das Nähere ist unbekannt. Zwei Papiererknechte, wird berichtet, sollen ihn erschlagen haben. Die Nachricht von der Ermordung seines Dieners traf den Herzog bei der Todtenfeier des Kaisers. Er war den kecken Reichsstädtern in Uebereinstimmung mit der überlieferten Politik seiner gräflichen Vorfahren von jeher gram. Jetzt vom Jähzorn hingerissen, glaubte er ein Exempel statuiren zu müssen. Hätte er solchen Trog und Hochmuth gleich nach des Kaisers Tod geduldet, schreibt er etwas später an den Bund, hätte er, nach dem Sprichwort, sich den Zahn ausbrechen lassen, so würden die Reutlinger und Andere sich weiter unterstanden haben, ihm die übrigen auch auszubrechen und nach ihrem Gefallen (ihn) umzuziehen. So schrieb und dachte er auch wohl, doch hatte ihn der Zorn nicht so ganz übermannt, daß er nicht eines tiefer liegenden Grundes sich bewußt gewesen wäre. Bei der Unsicherheit der Verhältnisse in Deutschland, bei der Hoffnung, den befreundeten Franzosenkönig bald auf dem Kaiserthron zu sehen, wirkte die lockende Aussicht mächtig auf ihn ein, sein Gebiet zu vergrößern und sich für seine leere Kasse aus den Seckeln wohlhabender Reichsstädter eine ausgiebige Einnahmequelle zu eröffnen." Hierin liegt der Schlüssel zu Ulrichs Handlungsweise. Seine Verwegenheit erklärt sich nur aus seiner reichsverrätherischen Hoffnung auf Frankreich. Aber er leistete Frankreich einen schlechten Dienst, denn indem der französische König sich um die deutsche Kaiserkrone bewarb, konnte ihn ein guter Freund wie Herzog Ulrich nur compromittiren.

Genug, Ulrich belagerte und eroberte die freie Stadt Reutlingen, zog im Triumph ein und ließ sich von der erschreckten Bürgerschaft als Landesherr huldigen, was gegen alle Reichsgesetze stritt. Zudem warb er ein Söldnerheer in der Schweiz, ohne bei alledem seine Landstände zu Rathe zu ziehen. Nunmehr schritt der schwäbische Bund ein und die Schweizer Eidgenossenschaft fand es für räthlich, dem Söldnerheer gemessene Befehle zuzuschicken, es solle augenblicklich den Herzog verlassen und nach der Schweiz heimkehren; sie wollte nämlich jeden Conflict mit dem mächtigen schwäbischen Bunde vermeiden. Die Söldner gehorchten und Ulrich sah sich nun zu schwach, um das offene Feld zu halten, floh daher in die feste Stadt Tübingen, um bald auch von hier heimlich zu entfliehen. Zwar versuchte er noch einmal, mit geringen Freischaaren sein Herzogthum wiederzuerobern, allein vergebens. Er blieb verbannt, bis er erst im Jahr 1534 durch Landgraf Philipp von Hessen und die lutherische Streitmacht in sein Land zurückgeführt wurde. Diese späteren Begebenheiten gehen über die Zeitgrenze hinaus, die sich der Verfasser des vorliegenden Geschichtswerks gesetzt hat.

Wir machen nur noch darauf aufmerksam, in welchem interessanten Zusammenhange die kirchliche Reformation im Herzogthum Württemberg mit den politischen Wirren jener Periode unter Herzog Ulrich und mit der Beseitigung der österreichischen Zwischenregierung stand.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

**Wolfgang Menzels**

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^3/_4$ Thaler.

Sonnabend, **N° 78.** 28. September 1867.

## Reise.

William Gifford Palgrave's Reise in Arabien. Aus dem Englischen. Erster Band. Mit dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Arabien und drei Plänen. Leipzig, Dyk, 1867.

Der englische Reisende drang mit vieler Kühnheit aus dem nördlichen ins mittlere Arabien ein, mitten durch die bis jetzt unbesucht gebliebenen Oasen theils der unabhängig zwischen der türkischen Herrschaft und dem Gebiet der Wechabiten hausenden Araberstämme, theils der Wechabiten selbst, die an den persischen Golf grenzen. Das Reisewerk ist in vieler Beziehung lehrreich und enthüllt uns unbekannte Gegenden und Menschen. Doch hätte der Verfasser sich hin und wieder etwas kürzer ausdrücken können, und wir würden ihm dankbarer seyn, wenn er weniger ausführlich die endlosen und einander stets ähnlichen Fehden der Araberstämme geschildert und dagegen mehr Sittenzüge aus dem häuslichen Leben aufgezeichnet hätte.

Er nahm den Weg vom Mittelmeer über Maan, welches nahe am nordöstlichen Ausläufer des rothen Meeres liegt. Sein Costüm war muhamedanisch, wie er auch durch längeren Aufenthalt in Aegypten und Syrien der Landessprache mächtig war und sich für einen Arzt aus Damaskus ausgab. Hinter Maan begann alsbald die leidige Wüste, die er auf dem Kameel passiren mußte. Hier machte er gleich anfangs eine interessante Beobachtung. Seine jungen arabischen Begleiter nämlich beteten ganz ungenirt die aufgehende Sonne an, hatten also noch eine uralt heidnische Sitte bewahrt und übten sie aus trotz aller Verbote des Islam. Ueberhaupt fand er, daß die Araber am wenigsten eifrig dem Islam ergeben waren, wie sie denn schon zur Zeit des Propheten selbst demselben den zähesten Widerstand geleistet haben.

Ein Wüstenbild. „Zu beiden Seiten dehnte sich die schwarze leblose Fläche aus, nur von Luftspiegelungen unterbrochen, die das Auge durch helle täuschende Umrisse von Wasserflächen neckten, in denen hie und da ein dunkler Basaltfelsen, der sich ein wenig über den Boden erhob, durch die Strahlenbrechung der erhitzten Atmosphäre vergrößert, wie eine phantastisch gestaltete Klippe oder wie ein hoch emporragender Berg erschien. Trauriges Land des Todes, wo in solcher Einöde selbst das Antlitz des Feindes beinahe ein Trost ist. Aber volle fünf Tage lang waren die kleinen vertrockneten Eidechsen der Ebene, die aussehen, als hätten sie nicht einen Tropfen Feuchtigkeit in ihrem häßlichen Körper, und die Jerboa', oder arabische Feldratte, die einzigen lebendigen Geschöpfe, die uns zu Gesicht kamen."

Durch die Wüste gelangt man zu Oasen, in denen die zu entfernte türkische Regierung keinen Einfluß mehr hat. Die erste, zu welcher der Verfasser gelangte, hieß der Gauf. „Diese Provinz ist eine Art von Oase, eine große ovale Niederung, sechszig bis siebenzig englische Meilen lang und zehn bis zwölf Meilen breit, die zwischen der nördlichen Wüste, welche sie von Syrien und dem Euphrat trennt, und dem südlichen Nefud oder der Sandwüste liegt, die zwischen dem Gauf und den nächsten Gebirgen des centralarabischen Plateaus liegt, wo sich dieses zuerst in Gebel Schomer hebt. Jedoch nach seiner, im Verhältniß ziemlich nahen Lage zu letzterem, nicht weniger als dem Charakter seines Klimas und seiner Erzeugnisse, gehört das Gauf fast weniger zu dem nördlichen, als zu dem südlichen Arabien, zu dem es eine Art Vorhalle bildet. Wenn man ein gleichseitiges Dreieck zieht, mit der Grundlinie von Damaskus nach Bagdad, so würde die Spitze genau auf das Gauf treffen, welches so südöstlich und südwestlich bei-

nahe in gleicher Entfernung von jenen beiden Orten liegt, während, wenn man dieselben Linien, die sich hier kreuzen, fortsetzt, sie in der entgegengesetzten Richtung, ziemlich in gleicher Entfernung, auf der einen Seite Medinah, auf der andern Zolphah, den großen Handelsplatz des östlichen Negeb, treffen. Gebel Schomer liegt fast grade nach Süden und bedeutend näher, als einer der andern oben genannten Plätze. Zum Theil dieser centralen Lage, zum Theil ihrer eigenen ausgehöhlten Form verdankt diese Provinz ihren Namen ‚Gauf‘, d. i. ‚Bauch‘.“ Die Hauptstadt der Oase zeichnet sich durch viele runde Thürme aus, mit denen die einzelnen Familien ihre Häuser schützen, wie in den mittelitalienischen Städten und aus demselben Grunde, weil sie immer einander befehdeten. Der Gauf wurde von den Wechabiten grausam ausgeplündert, nachdem aber diese von den Aegyptern besiegt waren, kam im Gauf ein gewisser Teial zur Obergewalt und wußte sich, auf beiden Seiten durch die Wüste geschützt, bis jetzt unabhängig zu erhalten.

Der Verfasser wurde gastfrei aufgenommen und für alles, was er an mitgebrachten Waaren verkaufte, ehrlich bezahlt. Er bemerkt aber, die Wohlhabenden seyen nicht sehr fanatisch den Geboten des Propheten nachgekommen, sondern hätten sich sehr dem Wein ergeben. Zur Sittengeschichte ist hier eines Nahrungsmittels zu gedenken, was man in der übrigen Welt nicht zu kennen scheint. „Ein neues Gericht wird uns aufgetragen, das beinahe aussieht wie ein rother Teig, oder mit Ocher gemengte Kleien. Es ist Samh, eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Beduinen des nördlichen Arabien. In diesem Theile der Wüste wächst eine kleine krautartige büschelige Pflanze mit saftigen Stielen und einem kleinen gelblichen Blatte und hellgelber Blüthe mit vielen Staubfäden und Pistills. Wenn die Blüthe abfällt, bleibt an ihrer Stelle eine vierblätterige Kapsel, etwa von der Größe einer gewöhnlichen Erbse, die, wenn sie reif ist, sich öffnet und eine Masse kleiner röthlicher Samenkörner zeigt, die sich wie Kiele anfühlen und aussehen, aber von mehliger Substanz sind. Die Frucht reift im Juli, und dann zieht Alt und Jung, Männer und Frauen, hinaus, um zu sammeln. Die Samenkörner werden dann von den Hülsen getrennt und dienen für das nächste Jahr als Mehlvorrath. Jedesmal wird so viel man nöthig hat auf einer Handmühle grob gemahlen und dann mit Wasser gemischt und zu der Substanz gekocht, die wir jetzt vor uns hatten. Salim bezeichnete den Geschmack und die Substanz sehr treffend mit den Worten: ‚nicht so gut wie Weizen, doch viel besser als Gerstenmehl‘. Wir konnten nicht umhin, die Vorsehung zu bewundern, die so diesen Nomaden ein Nahrungsmittel gibt, ohne welches sie oft allen Schrecken einer vollständigen Hungersnoth ausgesetzt wären. Zu träge, den Boden zu bearbeiten, selbst wo hinlängliche Feuchtigkeit ihn zur Bebauung geeignet macht, würden sie ohne diese Pflanze ganz auf die Milch und das Fleisch ihrer Kameele angewiesen seyn, die ohne andere Lebensmittel nur sehr ungenügend wären. Das Samh aber, welches überall ohne Arbeit wächst, ersetzt den Mangel und bildet ihr Hauptnahrungsmittel, das eigentliche tägliche Brod.“

Auch über das Kameel gibt der Verfasser neue Aufschlüsse, die in den berühmten Monographien dieses Thieres von Hammer und Ritter nicht vorkommen. „Ich habe zu Hause viel von der Gelehrigkeit des Kameels gelesen und gehört. Wenn gelehrig so viel bedeutet, wie dumm, dann ist das Kameel allerdings das wirkliche Muster von Gelehrigkeit; wenn aber dieses Beiwort ein Thier bezeichnen soll, das an seinem Reiter Interesse nimmt — so weit dies überhaupt für ein Thier möglich ist, — das einigermaßen des Reiters Absichten erkennt oder in einer untergeordneten Weise dieselben theilt, das in einem Gefühle halber Unterthänigkeit und halber Kameradschaft seinem Herrn gehorcht, wie der Elephant und das Pferd, dann muß ich sagen, daß das Kameel nichts weniger als gelehrig ist, sondern weit mehr grade das Gegentheil; es hat keine Sorge um seinen Reiter und schenkt ihm keine Aufmerksamkeit. Wenn es sich verirrt, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß es seinen Weg nach Hause oder zu der gewohnten Weide nicht wieder findet, und der Erste, der es antrifft, kann es mitnehmen, ohne daß es besondere Furcht zeigt; Hans oder Kunz ist ihm ganz gleich, und der Verlust seines alten Herrn oder seiner früheren Weidegenossen verursacht ihm weder Bedauern, noch wird es versuchen, sie wieder zu finden. Es hat nur eine Leidenschaft, die Rachsucht.“ Der Verfasser erzählt, wie ein Kameel einen Knaben, von dem es einmal geschlagen worden sey, erst nach mehreren Tagen, als es zufällig einmal mit ihm allein war, überfallen und todtgebissen habe.

Aus dem Gauf reiste Palgrave weiter durch die Nefud. „Wir hatten von Beduinen und Anderen schon so viel von den Nefud gehört, daß wir auf Schreckliches gefaßt waren, die Wirklichkeit aber, namentlich in diesen Hundstagen, ließ alles, was uns erzählt worden und was wir uns vorgestellt hatten, weit hinter sich zurück. Wir sollten jetzt ein ungeheures Meer von lockerem, röthlichem Sande durchschneiden, der zu

ungeheuren, für das Auge unbegrenzten Bergreihen aufgehäuft ist, die einander parallel von Norden nach Süden laufen, ein wellenförmiger Hügel hinter dem andern, jeder im Durchschnitt zwei- bis dreihundert Fuß hoch, mit schiefen Seiten und abgerundeten Gipfeln und in allen Richtungen von den unstäten Windstößen der Wüste durchfurcht. In den Tiefen zwischen diesen Hügeln erscheint sich der Reisende wie in einer tiefen Sandgrube eingekerkert und von allen Seiten von brennenden Mauern umschlossen, während er wieder, wenn er den Abhang erklimmt, scheinbar ein weites Feuermeer überblickt, das unter einem starken Monsun anschwillt und durch Windstöße, die von der Seite kommen, in kleine rothglühende Wellen getheilt ist. Kein Schatten, keine Ruhe für das Auge oder die Glieder in den Strömen von Licht und Hitze, die sich von oben auf eine von unten blendend strahlende Fläche ergießen. Dazu den ganzen langen Sommertag ein mühsames Waten durch lockeren, brennenden Sand, auf verschmachtenden, halb betäubten Thieren, mit wenig, oft unterbrochenem Schlafe bei Nacht und bei Tage keine Ruhe, denn nirgends ist Schatten, — wenig zu essen und wenig zu trinken, — das lauwarme trübe gefärbte Wasser in den Schläuchen nimmt schnell ab, mehr noch durch Verdunstung als durch Verbrauch, die über dem Scheitel stehende Sonne versengt Kleider, Gepäck, Satteldecken, so daß alles wie verbrannt riecht und vor Hitze kaum anzurühren ist. ‚Wäre dieses ewig, so wäre hier die Hölle'."

Ein Landschaftsbild. „Hier hatten wir eine Gruppe schwarzer, rothgestreifter Granitfelsen vor uns, die nach ungefährer Schätzung gegen siebenhundert Fuß hoch seyn konnten; hinter diesen eine große kahle Ebene, zum Theil weiß und mit Salz überdeckt, an anderen Stellen grün, mit bebauten Stücken und Palmenhainen, zwischen denen wir in nicht allzugroßer Ferne das Dorf Gobbah sehen konnten, das im Ganzen ziemliche Aehnlichkeit mit dem Gauf hatte, nur kleiner und ohne Burg und Thurm. Jenseits des Thales schimmerte eine andere Reihe von Sandbergen, die aber weniger wild und öde aussah, als die, welche wir hinter uns hatten, und in weiter Ferne lag die Hauptkette von Gebel Schomer, eine lange purpurrothe Sierra, mit höchst malerischen Umrissen." Durch dieses Gebirge führt ein enger Paß nach der Oase hinab. „Wir waren hier dicht unter dem Rücken des Gebel Schomer, dessen röthliche Felsenzacken in den wunderlichsten Formen sich rechts und links erhoben, während eine enge Schlucht in die Ebene hinabführte, in welcher die Hauptstadt liegt. Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang wanden wir uns durch den engen Paß herab, bis wir endlich an dessen Ausgang gelangten. Hier fanden wir uns am Rande einer großen Ebene, die, viele Meilen lang und breit, von allen Seiten mit einer hohen Gebirgswand umgeben war, während grade vor uns und kaum eine Viertelstunde entfernt, die Stadt Hä'jel lag, mit Mauern von etwa zwanzig Fuß Höhe umgeben, mit Festungsthürmen, manche rund, andere viereckig, und großen Thoren mit zwei Flügeln in einzelnen Zwischenräumen; sie gewährte denselben Anblick von Frische und selbst einer Art unregelmäßiger Eleganz, die uns schon vorher in den Dörfern, welche wir berührt hatten, aufgefallen war. Hier aber war eine vollständige Stadt, deren Flächenraum, wären die Straßen und Häuser so dicht gedrängt wie in Paris oder Brüssel, leicht dreimalhunderttausend Einwohner fassen könnte, die Zahl derselben übertrifft jedoch nicht 20- bis 30,000, da sich viele große Gärten, offene Plätze und selbst Anpflanzungen innerhalb der Mauern finden und der Palast des Beherrschers allein, mit den dazu gehörigen Gärten u. dgl. ziemlich ein Zehntheil der ganzen Stadt einnimmt."

Hier hielt sich der Verfasser längere Zeit auf und war wieder gut aufgenommen. Er erfuhr zwar, daß auf der Straße, die er von hier aus weiter reisen wollte, blutiger Krieg unter den Arabern herrsche; bekam indessen einen guten Paß und gelangte unterwegs zu Ruinen, zu einem merkwürdigen Steinkreise aus den Zeiten des Sabäismus. „Kaum waren wir den schmalen Pfad hinabgestiegen, der sich von Rand zu Rand nach dem Fuße des Gebirges hinabwindet, so erblickten wir mehrere ungeheure Steine vor uns, große senkrecht aufgestellte Rollsteine, die auf einigen ähnlichen, quer übergelegten Massen ruhten. Sie waren in einer Curve geordnet, die, wie es schien, einen Theil eines großen Kreises gebildet hatte, und viele andere ähnliche Bruchstücke lagen in geringer Entfernung auf dem Boden; die Anzahl der noch aufrechtstehenden war, soviel ich mich erinnere, acht oder neun. Zwei, die etwa zehn bis zwölf Fuß von einander standen und großen Thürpfosten glichen, trugen noch ihre horizontale Oberschwelle, einen langen Block, der querüber gelegt war; einige wenige hatten keinen obern Querstein mehr, die übrigen trugen jeder sein Kopfstück, trotz der Zeit und der noch destructiveren Anstrengungen der Menschen. Einer dieser Querbalken schien so hübsch im Gleichgewichte zu liegen, daß ich, in der Hoffnung, er könnte sich als Wagstein erweisen, mein Kameel grade darunter lenkte und dann meinen Reitstock ausstreckte, so weit der Arm reichte, um ihn anzustoßen, er bewegte

sich aber nicht. Nach der Höhe des Kameels und der Länge des Stocks zu urtheilen, mußte der Stein in einer Höhe von vollen fünfzehn Fuß über dem Boden liegen. Diese Steinblöcke scheinen, ihrer Qualität nach, aus dem nahen Kalksteinabhange gebrochen und roh zugehauen zu seyn, tragen aber weiter keine Spur von Kunst, noch eine Fuge oder Höhlung, die auf Opfer deuten könnte, noch weniger etwas, das einer Figur oder Verzierung ähnlich wäre. Die Bewohner des Landes sagen, Darim habe die Steine mit eigener Hand aufgestellt, — er war ja ein Riese, — vielleicht auch durch irgend eine magische Ceremonie, da er auch ein Zauberer war. Auf Raß deutend, sagten unsere Gefährten, daß dort ein ähnlicher Steinzirkel, ebenfalls von gigantischen Dimensionen, existire, und erzählten auch noch von einem dritten, der sich in südlicher Richtung finde, d. i. nach Henâkijah, an der Grenze des Hegâz zu. Daß der Zweck dieser merkwürdigen Bauwerke in irgend einer Weise religiös war, scheint mir kaum zweifelhaft; und wenn die gelehrten Vermuthungen, welche in Stonehenge und Carnac die Symbole eines Planetendienstes entdecken wollten, irgend Grund haben, so kann dieses arabische Monument in einer Gegend, wo man weiß, daß die Himmelskörper von den Einwohnern verehrt wurden, einen gleichen Grund haben."

Unser Reisender begegnete auch einer Karavane persischer Pilger, die nach Mekka gingen und zwar auf dem näheren, wenn auch gefährlicheren Wege durch das Land der Wechabiten. Im Jahr 1856 wurde eine ähnliche große Pilgerkaravane aus Persien auf diesem Wege schändlich verrathen, beraubt und umgebracht. Die Wechabiten verlockten die guten Perser durch trügerische Versprechungen, und der Sohn ihres Fürsten Mohanna selbst übernahm es, ihnen das bewaffnete Geleit zu geben. In der Wüste der Nefud aber führte er sie irre und ließ sie plötzlich im Stich, so daß Alle bis auf Wenige verschmachteten. Dasselbe widerfuhr einer Anzahl reicher Juden, die von Syrien herkamen. Ihre arabischen Führer ritten mit den Kameelen davon, ließen sie in der Sandwüste sitzen, lauerten ein paar Tage in der Nähe, bis sie verschmachtet waren, und kehrten dann erst zurück, um sie rein auszuplündern.

Palgrave kam nach Berejdah, der Residenz des Mohanna. Hier wäre er bald als Europäer verrathen worden, kam aber noch gut weg. Mit der Verwaltung in diesem Lande ist er nicht zufrieden und stellt sie weit unter die türkische. Dann reiste er in dem jetzt nicht mehr wüsten, sondern schon angebauten Lande über mehrere Städte, Megmaa, Towim nach Riad. Hier ist der Hauptsitz der wechabitischen Fanatiker. Hier residirte der Fürst Feisal, der grade damals durch einen persischen Gesandten drangsalirt wurde. Persien ist nahe und die Wechabiten müssen sich vor ihm in Acht nehmen. Die Perser, die damals in Riad waren und zu denen sich auch noch andere Fremde gesellten, gereichten den orthodoxen Wechabiten zum ungeheuern Aerger, und da sie sich ihrer mit Gewalt nicht entledigen durften, rächten sie sich wenigstens durch den Mythus, durch das Tabakrauchen der Fremden sey die Cholera entstanden.

In einer ziemlich ausführlichen Auseinandersetzung spricht der Verfasser seine tiefe Verachtung des Islam aus. Er zeigt, wie außerordentlich verschieden der Allah des Muhamed von dem Gott der Christen sey. „Er aber, steril in seiner unnahbaren Höhe, ohne Liebe, ohne Gefallen, außer an sich selbst und seinem aus eigenen Maßnahmen hervorgegangenen Beschluß, ohne Sohn, Genossen oder Berather, ist nicht weniger leer für sich selbst als für seine Creaturen, und seine eigene Leere und einsamer Egoismus in sich selbst ist die Ursache und Regel seines indifferenten und rücksichtslosen Despotismus ringsum. — Wir haben hier die vollständige Idee der Prädestination oder richtiger der Vorausverdammung, wie sie die Schule der Koran beibehalten hat und lehrt. Paradies und Hölle sind eben so vollständig unabhängig von Liebe oder Haß seitens der Gottheit und von Verdiensten oder Nichtverdiensten, von guter oder schlechter Handlungsweise seitens des Geschöpfes; dies entspricht auch vollkommen der Theorie, da die Handlungen selbst, welche wir gut oder böse, recht oder unrecht nennen, ihrem Wesen nach ganz ein und dasselbe sind und demgemäß weder Lob noch Tadel, weder Strafe noch Belohnung verdienen, außer einfach nach dem willkürlichen Werthe, welchen der Alles ordnende Wille des großen Despoten ihnen zuzugestehen oder beizulegen belieben mag. Mit einem Worte, er brennt ein Individuum durch alle Ewigkeit mit glühenden Ketten und in Seen von flüssigem Feuer und setzt ein anderes in den vollen Genuß eines ewigen Bordells zwischen vierzig himmlische Concubinen, wie es ihm eben beliebt und weil er es will."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 79. 2. October 1867.

## Politische Schriften.

Preußens moderne Entwicklung. Drei Vorträge von Theodor Bernhardt. Berlin, Guttentag, 1867.

In diesen Vorträgen ist viel Wahres gesagt, doch die Grundansicht ist nicht die richtige. Der Redner basirt nämlich die Größe Preußens auf den Liberalismus, auf die freien Ideen, zu denen Preußen immer wieder zurückgekehrt sey, wenn auch sein Fortschritt durch reactionäre Perioden unterbrochen worden sey. Wir sind dieser Ansicht nicht, sondern glauben, die Geschichte beweise, daß die Größe Preußens ausschließlich auf der Tüchtigkeit seiner Könige, auf seiner strammen Regierungsweise, auf seiner strammen Armee, auf seinen wohlgeordneten Haushalt, mit einem Wort auf seine Zucht im Innern und auf den Verdiensten beruht, die es sich im Kriege und Frieden um die ganze deutsche Nation erworben hat. Das sind alles Leistungen, zu denen der Liberalismus ganz und gar nichts beigetragen, die er vielmehr so viel als möglich zu hemmen oder wenigstens zu lähmen noch in der neuesten Zeit versucht hat.

Die Kurfürsten von Brandenburg drängten sich zur Zeit der Reformation keineswegs vor, um ihre Hausmacht durch den Fortschritt der damaligen Zeit zu heben, wie es der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen thaten. Herr Bernhardt sieht dies ein, zieht aber eine Folge daraus, die uns unpassend scheint. „Nun blieb, sagte er, wie bekannt, Brandenburg der Reformation ziemlich lange verschlossen; als die Thätigkeit Luthers ihren Anfang nahm, war dort in Joachim I. ein entschiedener Anhänger der alten Kirche im Besitz der Gewalt: noch im Jahre 1527 ließ er durch seine Stände den Beschluß fassen, die römisch-katholischen Lehren und Gebräuche vollen Ernstes aufrecht zu erhalten, und verpflichtete auf seinem Sterbebette seine Söhne, dieselben gleichfalls unverändert zu bewahren. Wirklich hat auch Joachim II. noch einige Jahre daran gehalten, bis ihn die eigene Ueberzeugung und mehr noch die in seinem Volke immer offener hervortretende Neigung zu einer Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse drängten. Da ist er indeß so behutsam wie möglich verfahren, hat in seiner Kirchenordnung sehr vieles von den Formen des alten Glaubens beibehalten, namentlich aber, indem er von dem Bunde der Protestanten fern blieb, auf den politischen Vortheil seines Uebertrittes verzichtet und dadurch der Habsburg'schen Politik in Deutschland einen wesentlichen Dienst geleistet. So schien es denn eine Zeit lang, als werde nicht Brandenburg, sondern Sachsen, wenn es die von Kurfürst Moritz betretenen Wege verfolgte, die wichtige Führerschaft des deutschen Protestantismus zufallen. Allein die sächsischen Fürsten waren dieser Rolle nicht mächtig: sie wie ihr Volk tauchten tief hinab in den unergründlichen Schlund der lutherischen Lehrstreitigkeiten, und ihr Auge ward darüber für jedes andere Ziel blöde. Während dessen aber that Johann Sigismund von Brandenburg einen wichtigen Schritt, trat für sich und sein Haus zum reformirten Bekenntniß über. Wenn auch wenige seinem Beispiele folgten, die Wirkung mußte eine sehr bedeutende werden. Hatte schon bisher der politische Takt der Hohenzollern Brandenburg vor den unerquicklichen und unendlich viel Geisteskraft verzehrenden Streitigkeiten um das Dogma bewahrt, so war jetzt ein Boden gewonnen, welcher in kurzem die kur-brandenburgischen Länder als die vorzüglichste Stätte intellectueller Freiheit, als Zuflucht für Geister aller Art, als Hort des echten Protestantismus scheinen ließ. So schloß sich denn auch von dieser

Seite her die nationale und volksthümliche Stellung Brandenburgs in Deutschland ab." Es ist nicht nachgewiesen, daß Johann Sigismund daran gedacht habe, dem Liberalismus von heute in solcher Art entgegenzukommen. Seine Intentionen waren nicht die, welche hier vorausgesetzt werden. Auch die reformirte Kirche war zu jener Zeit nichts weniger als liberal, sondern grade so intolerant wie die katholische und lutherische. Man denke an die Dordrechter Synode, an die Hinrichtung Servets in Genf.

Wenn Friedrich der Große so tolerant als möglich in confessioneller Beziehung war, so doch nicht in politischer. Der moderne Liberalismus würde ihm wohl nicht zugesagt haben. Er würde nicht geduldet haben, daß der Jude Jacoby das preußische Volk besser als er, der König, regieren zu können sich hätte einbilden dürfen.

Ein Stein liegt dem preußenfreundlichen Verfasser im Wege, den er gerne wegräumen möchte, die Theilung Polens. Er hilft sich wie folgt: „Dabei vergißt oder verschweigt man, daß Friedrich den deutsch-nationalen Interessen damit einen mächtigen Gewinn gebracht hat; denn seit hundert Jahren hatte der Einfluß Rußlands thatsächlich ganz Polen beherrscht, und die Fortdauer dieses Verhältnisses ward in Petersburg als selbstverständlich betrachtet. Wenn es daher Friedrich gelang, die russische Macht auf einen Theil Polens zu beschränken, so war dies nicht nur für die Entwicklung Preußens, sondern auch für Deutschland, ja den ganzen Westen Europas von dauernder Bedeutung. Eben so wenig erinnert sich solcher Tadel daran, daß so wichtige Länder wie Westpreußen mit seinen hundertfältigen Erinnerungen an die Blüthe der Hansa- und Ordensherrschaft aus dem polnischen Erbe Preußen zufielen und somit Deutschland zurückerworben wurden. Das sage ich indeß nicht, um die Schuld hinwegzuwaschen, welche der Vernichtung der nationalen Existenz Polens anhaftet; allein auch in diesem Falle sind wie oft in der Geschichte der Menschheit die Geschicke eines Volkes Bahnen entgegengeführt worden, deren faktische Nothwendigkeit wir um so bereitwilliger anerkennen müssen, je mehr sich ihre sittliche Berechtigung unserem Urtheil zu entziehen scheint. Auch das Leben der Nationen kann der Henkersdienste nicht entrathen; wer möchte den beschimpfen, dessen Hand sie vollzogen hat!" Diese Auffassung ist nicht richtig. Durch die Wegräumung Polens kam uns Rußland furchtbar nahe. Das große deutsche Nationalinteresse verlangte, Polen wie Ungarn als selbständiges, aber Deutschland zugewandtes Reich zu erhalten. Die Fetzen, die uns Rußland von Polen übrig gelassen hat, während es das Ganze nahm, helfen uns wenig.

Wieder ein großer Stein liegt dem Verfasser im Wege, die Politik Preußens am Wiener Congreß. Der Verfasser vertuscht nichts von ihrer Schwäche, aber er faßt die ganze Sachlage auf jenem Congreß falsch auf. Wie er meint, soll der klumpfüßige Talleyrand an allem Schuld gewesen seyn: „Wie überraschend selbstbewußt, wie anspruchsvoll, aber auch wie unendlich klug trat der französische Bevollmächtigte in Wien auf! Für einen gewöhnlichen Menschen geradezu betäubend erschien die Keckheit, womit Talleyrand es selbst zu ignoriren und jedem anderen in Vergessenheit zu bringen bemüht war, daß er den Staat Europas vertrat, welcher soeben demüthigende Niederlagen erfahren, der es höchstens der Gnade seiner Besieger zu verdanken hatte, wenn er ungeschmälert fortbestehen durfte. Gleich im Anfang der Verhandlungen war Talleyrands Auftreten so gewandt, so zweideutig in der Form und doch so entschieden in der Sache, daß die Diplomaten der vier anderen großen Mächte in rathloser Verwirrung dastanden und Gentz in sein Tagebuch einzeichnete: ‚Die Dazwischenkunft Talleyrands und Labradors hat unsere Pläne entsetzlich in Verwirrung gebracht und auseinandergerissen. Gegen die von uns angenommene Form haben sie Einsprache erhoben; sie haben uns während zweier Stunden tüchtig heruntergemacht; diese Scene werde ich nie vergessen.' Nur ein Beispiel von der Art seines Auftretens: Als zufällig auf Murat, den König von Neapel, die Sprache kam, fragte er: ‚Von was für einem König von Neapel ist die Rede? Wir kennen den Menschen nicht.' Und dennoch hatte er als Minister die Thronerhebung Murats herbeiführen helfen; jenes stolze Decret, daß die Dynastie der Bourbonen aufgehört habe in Neapel zu regieren, entstammte grade seiner Kanzlei. Daran wagte keiner der Versammelten ihn zu erinnern, und als Humboldt entgegnete, daß die europäischen Mächte Murat anerkannt und ihm seine Staaten verbürgt hätten, da ließ Talleyrand in festem und kaltem Tone vernehmen: ‚Diejenigen, welche ihm seine Staaten verbürgt haben, durften es nicht thun, und folglich konnten sie es nicht thun' — Worte, die, wie er selbst bemerkte, einen tiefen Eindruck in der Versammlung hervorriefen. So erwarb Talleyrand in kurzer Zeit einen übermächtigen Einfluß, und es dachte in der That niemand mehr daran, in ihm den Abgesandten des besiegten Frankreich zu erkennen. Im Grunde genommen war es ja auch die Schöpfung der Revolution gewesen, gegen die Europa aufgestanden, die zum Theil in den Eisfeldern Rußlands begraben, zum Theil durch die Kämpfe in der Leipziger

Ebene niedergeworfen worden war. Talleyrand aber gab sich als den Vertreter des legitimistischen Bourbonenthums, er verstand es, das Schicksal Frankreichs zu einer Prinzipienfrage der Legitimität zu gestalten, und machte stets die Miene, überhaupt jedes legitime Recht in seinen Schutz zu nehmen, jedem in seiner historischen Stellung Bedrohten, namentlich den Mächten zweiten und dritten Ranges, ein allezeit bereiter Schirmer zu werden. Und dem Zauber des Legitimismus widerstanden nur sehr wenige der in Wien Versammelten; denn den meisten umschloß grade dies Wort das letzte Ziel ihrer Wünsche, die reifste Frucht ihrer Hoffnungen. So kam, indem Talleyrand rasch nicht nur ein vollberechtigtes, sondern entschieden dominirendes Mitglied des Congresses ward, der Widersinn zu Stande, daß der Besiegte zu Gerichte saß über die Zukunft des Siegers. Es läßt sich der unnatürliche und völlig unpopuläre Charakter der Wiener Diplomatenversammlung kaum bezeichnender zur Anschauung bringen, als es durch dieses Verhältniß geschieht."

Der Verfasser hat sehr recht, wenn er den Charakter des Wiener Congresses unnatürlich und unpopulär nennt, aber er faßt dessen Tendenz nicht richtig auf. Er stellt Talleyrand viel zu hoch, legt ihm eine viel zu große Wichtigkeit bei. Metternich war nicht Talleyrands, sondern Talleyrand war Metternichs Werkzeug. Das eitle und verlogene Geschwätz des elenden Gentz soll doch Niemand darüber täuschen. Das ganze Geheimniß der Wiener Congreßverhandlungen liegt darin, daß Metternich um jeden Preis die Bewegung zur Einheit in der deutschen Nation hemmen, daher Preußen, von wo sie ausgegangen war, demüthigen und schwächen wollte. „Die in der deutschen Nation schlummernde Kraft nicht zur Entwicklung kommen zu lassen, ist der einzige Zweck der beim Wiener Congreß versammelten Mächte," wurde damals im Congreß zu Washington laut ausgesprochen.

Oesterreich war zunächst dabei interessirt. Es konnte die deutsche Kaiserkrone nicht mehr für sich ansprechen, nun sollte aber auch Preußen die Hegemonie in Deutschland nicht erringen, das verstand sich für das Wiener Cabinet von selbst. Um aber Preußen zu lähmen, verband sich Oesterreich zuerst mit den deutschen Mittelstaaten. Diese zitterten, von Preußen und der nationalen Begeisterung verschlungen zu werden, sie zitterten vor dem berühmten Minister Stein, der die eroberten Rheinbundsländer verwalten sollte. Da tröstete sie Metternich, machte seine Allianz mit Preußen und Rußland von der Schonung dieser Länder abhängig und wurde ihr Protector, sie wurden Oesterreichs Schildknappen im Kampf gegen Preußen. Natürlicherweise that nun auch Frankreich alles, um diese Politik Oesterreichs zu unterstützen, weil sie Frankreich selbst zu Gute kam, weil Oesterreich auch die Schonung Frankreichs davon abhängig machte, daß das Cabinet der Tuilerien mit dem Wiener Cabinet Hand in Hand Preußen und die deutsche Nationalpartei bekämpfte. Rußland nahm zwar die Miene an, als ob es Preußens Freund sey, hinterging es aber in der sächsisch-polnischen Frage aufs arglistigste und stimmte ganz mit dem System überein, durch welches Metternich die nationale Bewegung in Deutschland niederhielt und Preußen übervortheilte. Wer begreift nicht, wie viel vortheilhafter es für Rußland war, wenn Oesterreich und Preußen gegen einander gespannt blieben, wenn die Mittelstaaten fortbestanden, wenn Deutschland ein lockeres Conglomerat blieb, als wenn Deutschland unter Preußen sich geeinigt hätte.

Sehr gut ist, was der Verfasser S. 53 über den Minister Stein sagt, den man nur zu oft im falschen Patriotismus anders beurtheilt hat, als er es verdient. Stein war hauptsächlich Schuld, daß Preußen sich im Frühjahr 1813 an Rußland blind hingab und sich keinerlei Bürgschaft von Rußland geben ließ. „Als Friedrich Wilhelm in jenen Tagen im Begriffe stand, förmlich mit Napoleon zu brechen, und über den Anschluß an Rußland unterhandelte, war es eigentlich selbstverständlich und eine Forderung bloßer Billigkeit, wenn von Preußen, namentlich in wichtigen Fragen wie hinsichtlich Polens und Sachsens, ausreichende Garantien für die Zukunft begehrt wurden. Der preußischerseits mit der Führung der Verhandlungen im russischen Hauptquartier betraute Oberst von dem Knesebeck, ein einsichtsvoller und patriotischer Mann, mahnte dringend, keinen übereilten Schritt zu thun, da Rußland, wenn das Berliner Cabinet fest bleibe, dessen berechtigte Forderungen zugestehen werde, ja mit Rücksicht auf die Lage seines Heeres sogar zugestehen müsse. Stein dagegen drängte, ganz erfüllt von der Idee, die Macht Napoleons niederzuwerfen, ohn' Ueberlegen auf den Anschluß Preußens an die Gegner des französischen Gewalthabers; neben der Wichtigkeit dieser Allianz däuchten ihm die Einzelheiten des Vertrages von verschwindender Bedeutung. Und seine Meinung trug in Berlin den Sieg davon: Knesebecks Rath fand dort kein Gehör, man war mit allgemein gehaltenen Zusicherungen zufrieden und erntete dafür auf dem Wiener Congreß die größten Demüthigungen und Widerwärtigkeiten."

Hätte Preußen mit derselben Vorsicht wie Oesterreich 1813 die russische Allianz angenommen, so würde es weiser gehandelt haben. Oesterreich marktete, schrieb Bedingungen vor, was Preußen ganz ebenso hätte thun

können. Rußland hätte alles bewilligen müssen, was Preußen forderte, wenn es nicht alle die Vortheile, die ihm der Winter von 1812 gewährt hatte, im nächsten Sommer wieder verlieren sollte.

Metternich handelte damals, wenn auch in einem dem deutschen Nationalinteresse feindlichen Sinne, doch mit großer Klugheit und Berechnung. Es ist deshalb unstatthaft, ihm Leichtsinn, Oberflächlichkeit, Unfähigkeit vorzuwerfen. Der Verfasser denkt viel zu gering von ihm. Nach ihm war er „der vorsichtige, lauernde Politiker, an dem kein warmer Pulsschlag zu fühlen, von dem nie ein Ton der Begeisterung zu vernehmen war, der sich immer zurückhaltend und vornehm, glatt und höhnisch zeigte — der vollendete Meister einer Cabinetspolitik, welche die Miene großer Gedanken annahm und stets in flachen Ideen sich bewegte, weite Ziele zu verfolgen schien und sich dennoch allezeit an den allernächsten genügen ließ, in der Ausführung aber vor jeder kräftigen Maßregel zurückscheute und mit kümmerlichem Flickwerk sich behalf. Allein grade diese Mittelmäßigkeit, welche ohne Erregung blieb und überall mit Klugheit zu Werke ging, hat Metternichs weitgreifenden Einfluß sicher gestellt. Denn die Mehrzahl der Menschen gibt sich nun einmal am ehesten zufrieden mit der behaglichen Ruhe, der Sorglosigkeit alltäglicher Zustände." Das ist eine irrthümliche Charakteristik. Hinter dem oft allerdings sich sehr leichtsinnig aufführenden Lebemann steckte doch ein ausgezeichneter Staatsmann und er allein, nicht Talleyrand hatte am Wiener Congreß sämmtliche Diplomaten im Zügel.

## Volkssagen.

Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. Gesammelt und herausgegeben von Anton Peter, Professor. 1.—4. Lieferung. Troppau, Otto Schüler, 1866. 1867.

Eine reichhaltige Sammlung von Sagen, Märchen, Volksgebräuchen. In den Sagen wiederholt sich, was wir auch in den andern zahlreichen deutschen Sagensammlungen finden, Sagen von Riesen, Zwergen, Elben, Nixen, Irrwischen, Alpdrücken, Schlangen, zauberischen Thieren, vom wilden Jäger, von Hexen und Gespenstern, von Schätzen, Hostien-Wundern rc. Auch in den Märchen finden wir überall Bekanntes wieder, Märchen aus der Gruppe von den dankbaren Thieren, vom gefangenen und gebannten Teufel, vom Pfefferkuchenhaus im Schlaraffenlande, von der ungenügsamen Fischersfrau, von der entzauberten Kröte, vom Gold- und Pechthor, vom tapfern Jüngling, der nicht wissen lassen will, daß er der Held und Sieger ist, bis er an seiner Wunde erkannt wird, von der Prinzessin mit der lange Nase rc.

Auch im Aberglauben und in den Volksgebräuchen wiederholt sich manches, was auch anderwärts vorkommt. Eigenthümlich erscheint Folgendes S. 214: „Am Vorabende des Johannistages (24. Juni) winden Mädchen einen Kranz aus Quendel (Quaanla, Quaamlich, Gerleib, Thymus). Hierauf gehen sie in den Garten zu irgend einem Baume und werfen den Kranz so lange in die Höhe, bis er oben hängen bleibt. So oft sie ihn vergeblich hinauf geworfen haben, so viele Jahre bleiben sie noch ledig.

Will man wissen, ob zwei junge Leute einander heirathen werden, so steckt man in zwei Nußschalen kleine, angezündete Kerzchen und stellt die Schalen neben einander. Berühren sich die Flämmchen, so gibt es Hochzeit.

Blumenorakel. Man nimmt Gänseblümchen (Bellis), pflückt die weißen Randblüthen, ab, zerdrückt die gelben Scheibenblüthen im Handteller, wirft diese in die Höhe und fängt sie mit der Rückseite der Hand auf. Wie viele Blüthen auf der Hand liegen bleiben, so viele Kinder wird man einst haben."

Sehr merkwürdig ist folgender Glaube (S. 212): „Stirbt ein Kind, so ißt die Mutter vor Johanni keine Erdbeeren, damit dasselbe im Himmel mit heil. Johannes in die Erdbeeren gehen könne." Der schöne Volksglauben vom Erdbeerpflücken der Kinder unter dem Schutz des heil. Johannes und noch öfter der Mutter Gottes scheint aus dem Heidenthum zu stammen und sich auf die Mutter Bertha zu beziehen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 80. 5. October 1867.

## Geisterwesen.

Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. Von G. Fr. Daumer, Prof. 2. Band. Dresden, W. Türk, 1867.

In diesem zweiten Bande fährt der Verfasser fort in einzelnen Abtheilungen die verschiedenen Seiten der modernen, wie der älteren Geisterseherei zu beleuchten. Er glaubt an die Geistererscheinungen und ist eifrig bemüht, diesen Glauben zu vertheidigen und die Gegner zu widerlegen. Im Allgemeinen hat er Recht, denn Schopenhauer hat die Wahrheit gesagt, wenn er bemerkt: „Wer heutzutage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.“ Indessen hat sich in die Berichterstattung über alle dergleichen Erscheinungen so viele Täuschung eingeschlichen, daß sie der Kritik bedürfen, und die Kritik des Verfassers ist nicht immer strenge genug.

In den Geistergeschichten kommen so viele Widersprüche vor, daß man, ehe man sie glaubt, doch vorsichtig seyn muß. Wenn Justinus Kerner von einer Geistin erzählt, die schon seit einigen Jahrhunderten mit ihrem ebenfalls gespenstischen kleinen Kinde im Arm herumirrt, und dann von einer noch lebenden Mutter, die ihren in der Geburt verstorbenen Knaben nach acht Jahren in der Geisterwelt zum achtjährigen Knaben herangewachsen wiedergesehen haben soll, so liegt darin doch ein grober Widerspruch. Wenn nach der berühmten, im vorliegenden Bande wieder ausführlich mitgetheilten Schreckgeschichte der Mlle. Clairon, deren unglücklicher Liebhaber vor Liebeskummer um sie stirbt und sie dann täglich in der Stunde seines Todes durch einen geisterhaften Schrei erschreckt, nach einiger Zeit aber eben so regelmäßig statt des bisherigen Schreies einen lauten Schuß durchs Fenster thut, so kann man in dieser Abwechslung der Schreckmethode auch keinen Sinn finden. In vielen Geistergeschichten handelt es sich darum, einen Geist zu erlösen. Das geschieht nun das einemal durch heidnische Mittel, indem der Geist eines Griechen so lange umgeht, bis sein vom Mörder verscharrtes Gebein ausgegraben und nach der Sitte auf dem Holzstoß verbrannt ist. Ein andermal kann der Geist nur durch katholische Mittel erlöst werden, durch Fürbitten, Messen, eine Wallfahrt, eine Stiftung ꝛc. Wieder in andern Fällen nur durch protestantische Mittel, z. B. durch Bibelsprüche oder Gesangbuchverse. Einmal kommt sogar ein Geist vor, der nur durch einen Vers soll erlöst werden können, den ein erst lange nach seiner Trennung vom Leibe gedrucktes Gesangbuch enthält, so daß der Geist erst in der Geisterwelt von der Existenz des Liedes hätte Kenntniß erhalten können. Auch zu mancherlei anderen Behauptungen muß man den Kopf schütteln. Herr Daumer hat die Fälle gesammelt, in denen von den Geistern, auch wenn sie weder Griechen waren, noch je in ihrem Leben griechisch gelernt haben konnten, sich dennoch des Griechischen als der allgemeinen Geistersprache bedient haben sollen. Ein Vorrecht, auf welches die griechische Sprache gewiß keinen Anspruch hat. Der Verfasser stimmt Friedreich bei, wenn dieser sagt: „Es liegen viele Erfahrungen vor, daß nach dem Genusse des Fleisches gehetzter Thiere gastrische Fieber und andere Leiden entstanden sind.“ Wenn das vom Fleisch aller gehetzten Thiere gelten sollte, so würde die Menschheit längst am gastrischen Fieber ausgestorben seyn, denn nicht nur fast alles Wildpret wird gehetzt oder stirbt auf angstvoller Flucht, sondern auch das Schlachtvieh zittert vor Todesangst. Warum sollte nun das Thier durch sein Fleisch eine so magische Wirkung auf den Menschen nur in einem seltenen Falle und nicht jedesmal üben? Warum sollten

durch das Thierfleisch nicht auch noch ganz andere thierische Empfindungen und Triebe in den Menschen übergehen, z. B. vom Auerhahn, der balzend stirbt? Noch eine Hauptsache kommt in Erwägung. Allen Geistergeschichten zufolge leben die Geister in einem bestimmten Raum und einer bestimmten Zeit wie auf der Erde und bestehen die bekannten Naturgesetze für sie fort, auch wenn sie auf eine magische Weise grade gegen dieselbe zu handeln oder dieselben zu überspringen vermögen. Wenn nun aber das Diesseits den Gesetzen von Raum und Zeit unterworfen, im Jenseits aber das Ewige prinzipiell ist, so kann es hier keine Schranke des Raums und der Zeit mehr geben.

Irrig ist die Auffassung des Verfassers zuweilen bei Uebertragungen des modernen Geisterwesens auf die alte heidnische Volkssage. Er sagt S. 209: „Wenn es in den alten Sagen heißt, der Teufel sey in Gestalt eines schönen Weibes erschienen und habe mit Rittern und Grafen eine Art von Roman gespielt, sey sogar von ihnen geheirathet worden, so ist darunter wohl das Eidolon eines liebenden Weibes zu verstehen, das in die magische Ekstase verfiel oder sich, um zu seinem Zwecke zu gelangen, willkürlich darein versetzte und sich auf diese Weise mit dem begehrten Manne berührte. Die Dichtung hat sich dann der Sache bemächtigt und Fabeln daraus gesponnen, deren gleichwohl ein Factum der in Rede stehenden Art zu Grunde liegen kann. Statt des Teufels kommt auch eine ‚Meerfei' vor." Das ist nicht richtig. Alle gebildeten älteren Völker haben die Natur vergöttert und einzelne Naturkräfte und Naturerscheinungen personificirt. Solche Personificationen waren die verschiedenartigen Nymphen bei den Alten, die Nymphen der Flüsse, der Berge, der Wälder; im nördlichen, keltischen, germanischen und slavischen Europa waren es die Nixen, Elben, Feen. Von allen diesen melden uns nun unzählbare Mythen und Sagen, daß sie zärtliche Neigungen zu sterblichen Jünglingen gehegt haben wie Luna zum schönen Endymion. Buhlerisch spielt die Welle um den schönen jungen Hylas. All dieser Poesie liegt einfaches Naturgefühl zu Grunde, und oft handelt es sich dabei um eine so reine und unschuldige Sinnlichkeit, daß dabei auch nicht entfernt an ein gespenstiges Heraustreten aus dem Körper gedacht werden kann. In der spätern christlichen Zeit bildete sich der Hexenglaube aus und adäquat den himmlischen Einflüssen auf die Menschen durch Vermittlung der Engel und der Heiligen, nahm man auch höllische Einwirkungen durch Teufel an. Gewiß hat niemand dabei an ein Eidolon des Herrn Daumer gedacht. Seine Erklärung ist viel zu künstlich.

Im übrigen ist die Lectüre des vorliegenden Buchs spannend und unterhaltend genug, und nicht jeder Leser wird schon so viel Umsicht in der Literatur des Geisterwesens haben, daß ihm nicht hier noch mancherlei Neues und Anziehendes begegnen sollte, da der Verfasser nicht verfehlt hat, Geistergeschichten in großer Menge mitzutheilen, welche bekanntlich jedermann lieber liest, als theoretische Erklärungen.

Wir heben hier einiges aus. „Napoleon I. war zweimal in Baireuth. Das erste Mal auf seinem Zuge nach Rußland am 14. Mai 1812. Er wohnte im neuen Residenzschlosse. Es war ein Courier vorausgesandt worden mit dem ausdrücklichen Befehl, daß der Kaiser nicht in die Zimmer einlogirt seyn wolle, wo die weiße Frau zu erscheinen pflege, sowie, daß vor dem Eintreffen desselben der Zutritt in die für ihn eingerichteten Zimmer niemandem gestattet seyn solle. Er muß also von dem Spuke bereits sehr wohl unterrichtet gewesen seyn. Wenige Stunden vor seiner Ankunft machte Graf Münster einen Umgang durch die Zimmer, um zu sehen, ob alles in Ordnung sey. Da wurde er in der Palmen-Gallerie sehr unangenehm durch die Erscheinung einer Dame überrascht. Er erinnerte den Haushofmeister an das Verbot, blickte dann nochmals nach der Dame und erkannte in ihr das Gespenst, das einen Augenblick später wieder verschwunden war. Wie der Kaiser ankam, fragte er sogleich den Grafen, ob seine Befehle befolgt worden seyen. Am nächsten Morgen bei der Abreise war er auffallend unruhig und verstimmt. Er warf mehrmals die Worte: ce maudit chateau! hin und äußerte, daß er hier nicht mehr absteigen werde. Er erkundigte sich genau nach dem Costüme, das die weiße Frau auf dem Gemälde habe; aber das Anerbieten, dasselbe herbeizuholen, lehnte er mit Heftigkeit ab. Seine Umgebung flüsterte sich zu, daß der Kaiser eine böse Nacht gehabt und wahrscheinlich durch jene Erscheinung erschreckt worden sey. Wiederum war Napoleon am 3. August 1813 in Baireuth. Ein Courier hatte die Weisung gebracht, daß derselbe nicht im neuen Schlosse absteigen werde. Es wurden Vorbereitungen im alten Schlosse getroffen; er erklärte jedoch bei seiner Ankunft, daß er es vorziehe, statt hier zu übernachten, noch bis Plauen zu fahren, was dann auch geschah."

„In einem Dorfe bei Großglogau spukte es koboldartig bei dem Pfarrer. König Friedrich II. ließ die Sache durch einen Hauptmann und einen Lieutenant von der Garde untersuchen; es erging ihnen, wie schon oben Bd. II. S. 98 f. erzählt. Wie der Hauptmann fluchte, bekam er eine derbe Maulschelle. ‚Das ist mir

zu toll,' rief er und zog sich zurück. Auf seinen Bericht hin wurde das Haus niedergerissen. Um das schon erwähnte, 1716—17 erbaute Griesheimer Jagdhaus bei Darmstadt erhoben sich heftige Stürme, die dann auf einmal aufhörten; oft sah man es erleuchtet, wiewohl es unbewohnt war. Der Rittmeister Fuchs vermaß sich mit 20 auserlesenen Dragonern, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Leute wurden aber durch Stürme und Feuer verjagt. Im J. 1770 ließ der Landgraf von Hessen das Haus des ewigen Spukens wegen niederreißen. Maglkon II. S. 348 ff. Im Schlosse zu Baireuth, wo ‚die weiße Frau' ihren Aufenthalt genommen, wurden zu Napoleons Zeiten mehrere französische Generale erschreckt und insultirt, insbesondere dem General d'Espagne arg mitgespielt, so daß er noch in der Nacht in der größten Aufregung die Residenz verließ. Auch Napoleon I. hatte daselbst, wie oben erzählt ist, eine böse Nacht und vermied deshalb in nachfolgender Zeit das Schloß und die Stadt. Im Kloster zu Maulbronn untersuchte eine Militärabtheilung und fürstliche Commission ohne Erfolg."

„Der sterbende Heim in Berlin sah grüne Wiesen und Wälder und alles bot den lieblichsten Anblick dar. Da brachen auf einmal schwarze, häßliche Männer herein und störten ihn in dem Genusse des schönen Schauspieles, an dem sich seine Seele ergötzte. Er gerieth darüber in eine ungeheure Wuth; man mußte ihm einen Stock geben und er schlug auf die schwarzen Ungethüme mit einer Kraft los, die man dem Sterbenden nicht zugetraut hatte. Wie deutlich ist diese Symbolik! Die scheidende Psyche war bereits in die elysischen Gefilde der Alten entrückt, vergnügte sich an den holden, erquicklichen Phantasieen, womit sie die selige Innenwelt schmückte, in die sie einzugehen im Begriffe war. Aber da empfand sie in sich auch ein störendes, hemmendes Element, und es ergriff sie ein Zorn, dessen Heftigkeit zu dem Wonnegefühl jenes Eingehens und der Lust, die ihr das süße Delirium bereitete, in dem entsprechenden Verhältnisse stand."

„In den Mythologien ist wohl Vieles, was sich auf jenseitige Zustände bezieht, aus den Aussagen Derer geschöpft, die dem Tode nahe gewesen und aus todähnlichen Zuständen wieder zu sich selbst gekommen waren. ‚Ein Brausen großer Gewässer, das Bewegen von Strömen, welche zu überschreiten sind, erschreckte die Seele jener scheintodten heidnischen Fürstentochter in Mexiko ebenso, wie es die europäischen Christen erschreckt.' Die Ströme der Unterwelt, der Acheron, Styx rc. der Griechen, sind also keine ganz leere Fabel; sie haben wenigstens eine psychologische und pathologische Wahrheit, indem der Sterbende das Gebrause solcher Gewässer zu vernehmen glaubt und der Meinung ist, daß über solche hin sein Weg gehe. Die alten Perser sprachen von der Brücke Tschinevad, wo die Handlungen der Seelen abgewogen werden und das Loos der letzteren bis zum Auferstehungstage entschieden wird. Auch diese Vorstellung zeigt sich in den Phantasien der Sterbenden begründet. Baron Knorr von Rosenroth, der bekannte Kabbalist, soll nach seinem Tode von seiner Tochter mehrmals gesehen worden seyn. Einmal, so lautet die Erzählung, erschien er in Gestalt eines kleinen Knäbleins; er hatte den Kopf verbunden; und als ihn die Tochter nach der Ursache fragte, sagte er ihr, er habe über eine tiefe Kluft und große Wasser auf einem schmalen, gefährlichen Wege hinübergehen müssen; er sey zwar in dieser Kindergestalt glücklich hinübergekommen, doch hätte ihn der Sturm am Kopfe beschädigt. Man kann hier zugleich die symbolische Andeutung finden, daß der vornehme, gelehrte, auf sein Wissen stolze Mann wieder habe gleichsam zum Kinde werden müssen, um in jene selige Innenwelt einzugehen. Wir wollen indessen nur auf das auch hier — und das wohl schwerlich in äußerlichem, historischem Zusammenhange mit altpoetischen Vorstellungen — vorkommende Bild der Brücke aufmerksam machen."

## Volkslieder.

Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier. Metrisch übertragen von Albert Weiß. Leipzig, Paul Rhode, 1867.

Hofrath Dr. Roger, Leibarzt des Herzogs von Ratibor, der 1865 starb, hat in Oberschlesien 546 polnische Volkslieder gesammelt und dieselben 1863 zu Breslau bei Schletter im Original mit 300 Melodien herausgegeben. Aus dieser Sammlung übersetzte Hoffmann von Fallersleben 25 Lieder und gab sie unter dem Titel Ruda 1865 in Cassel bei Freyschmidt heraus. Im vorliegenden kleinen Buche werden fünfzig Lieder in Uebersetzung aus derselben reichen Sammlung mitgetheilt.

Wir finden darin das zarte Gefühl, die gesunde Fröhlichkeit und die rührende Wehmuth wieder, die alle echtslavischen Volkslieder auszeichnet. Am besten werden sie folgende Proben charakterisiren. Das zweite Lied lautet:

Schwirrt empor die Lerche,
Kündet allen Landen,
Daß es hoch am Tage —
Liebchen, aufgestanden!

Hätt' ich nur den Schlüssel
Zu dem Frührothschimmer,
Ließ' vor Morgen frühe
Tagen ich es nimmer.

Hätt' ich nur den Schlüssel
Zu dem Tagessterne,
Noch ein ganzes Jährchen
Blieb' der Tag mir ferne.

Das dritte:

Fliegt ein Vöglein, flieget,
Setzet auch sich nieder, —
Wenn ich Dich nicht liebte,
Wär' ich hier nicht wieder.

Fliegt ein Vöglein, flieget,
Senket matt die Flügel —
Werde Dich noch lieben
Unter'm Grabeshügel.

Seufz' und seufze wieder,
Ruh'ger wär' ich blieben,
Hätt' ich kennen lernen
Nimmermehr das Lieben.

Das zehnte Lied:

Jasinek reitet wohl auf die Jagd,
Hat seiner Liebsten Ade gesagt —
Er sprenget auf die Haide hinaus,
Er treibt das Roß zu weiden aus,
Er selber leget sich zur Ruh!

Da hat er — o Wunder — im Traum geseh'n,
Sein Ringlein am Finger sich drehen und dreh'n.
Er reitet zur Hexe noch selbigen Tag,
Auf daß sie den Traum ihm deuten mag.

Den Traum hat die Hexe ihm ausgelegt,
Doch größeres Leid hat sein Herze bewegt,
Auf, auf, Jasinek, geschwind zu Pferd,
Dein Liebchen tragen sie just zur Erd'.

Jasinek, er sprenget wohl unter das Thor,
Sein Rößlein es stampft mit dem Hufe davor,
Zu ihm heraus die Mutter tritt.
Bist fremd uns geworden, Herr Schwiegersohn,
Hast nimmer Dein Liebchen auf Erden schon,
Jasinek tritt in's Zimmer traut,
Da liegt sein Lieb'! Da ruft er laut:

Was steh'st nicht auf, Du kleiner Fuß?
Hast, Händchen weiß, für mich keinen Gruß?
Ihr schwarzen Aeuglein, was blicket ihr nicht?
Was schweigest Du, liebliches Angesicht?

Das sieben und zwanzigste Lied:

Blumen blüh'n im Feld, im weiten,
Ein Ulan muß Posten reiten, — —
Kommt mit Rosen,
Hold, zum Kosen,
Eine Maid daher.

Halt', mein Seelchen, muß Dich bitten:
Woher kommst so flink geschritten?
Blumen pflückt' ich,
Und mich schmückt' ich,
Heim zur Hütt' ich kehr'. —

Halt', und keine Flausen mache,
Mußt mir folgen auf die Wache. —
Ach, ich Kleine,
Bin alleine,
Muß zur Mutter geh'n.

Das Gespräch spinnt sich länger fort. Der Ulan weiß, daß er erschossen wird, wenn er vom Pferde steigt, um das Mädchen zu küssen, und will sie doch nicht fortlassen.

Mag es kosten mir das Leben,
Dir ein Küßchen muß ich geben. —
Gott, erbarme
Dich: der Arme
Richtet sich zu Grund'. —

Nicht von meinem Posten geh' ich,
Nach dem Sieg Dich wieder seh' ich. —
Kehrst Du wieder,
Treu und bieder,
Küß' ich Dich zur Stund'. —

Aber wenn ich sterben müßte,
Ohne daß Dein Mund mich küßte? —
Will ich schenken,
Zum Gedenken
Dir ein Kreuz auf's Grab. —

Doch wo find' ich Dich, mein Schätzchen,
Nach dem Krieg', auf welchem Plätzchen? —
Bin zu Hause,
In der Klause
Dort den Fluß hinab.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 81. 9. October 1867.

## Kirchensache.

1) Zwei Kirchentagsvorträge, gehalten zu Kiel am 3. und 4. September 1867, von Professor Dr. Dorner, Ober-Consistorialrath, und Professor Dr. Hermann, Geh. Justizrath. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1867.

Es war vorauszusehen, daß auf dem Kieler Kirchentage die unlängst schon öfters in der Presse angeregte Unionsfrage zur Sprache kommen würde. Nach den großen Veränderungen, denen das protestantische Norddeutschland im vorigen Jahre unterworfen wurde, lag es nahe zu fragen, in welches Verhältniß die bisherigen Landeskirchen, beziehungsweise Secten der von Preußen annectirten Länder zu der preußischen Kirchenverfassung treten würden? Man wußte bereits, daß Graf Bismarck auf mehrere Anfragen aus den annectirten Provinzen von Seiten der königlichen Regierung volle Toleranz zugesichert hatte und daß mithin zu einer Besorgniß kirchlicher Bedrängnisse in den annectirten Ländern kein Grund vorliege. Auf der andern Seite mußte aber auch denjenigen, welche das lockere Band zwischen den protestantischen Einzelkirchen fester zu ziehen wünschten, die gebotene Gelegenheit geeignet erscheinen. Pries man sich nicht glücklich, durch den neuen norddeutschen Bund politischer geeinigter zu seyn als früher? Erkannte man darin nicht einen bedeutenden Fortschritt der nationalen Einheitsbestrebungen überhaupt? Wie hätte man nicht auch wünschen sollen, den confessionellen Partikularismus mehr in den Hintergrund treten zu sehen! Diesem berechtigten Wunsche trat aber wieder die Erfahrung entgegen, daß blos äußerliche und formelle Unionsbestrebungen die inneren Gegensätze nur zu verschärfen pflegen.

Es war kaum zu vermeiden, daß so wichtige und zeitgemäße Fragen öffentlich erörtert wurden. Die Debatten darüber werden hoffentlich, wenn sie auch die confessionelle Einheit nicht fördern, doch auch durch keine Erhitzung der Gemüther schaden. Maßgebend ist das allseitige Interesse, die nationale und politische Versöhnung nicht durch confessionellen Hader stören zu lassen.

Der erste Vortrag von Herrn Dorner behandelt die Rechtfertigung durch den Glauben und spitzt sich zu einer Mahnung in Bezug auf die Unionsfrage zu. Er weist nämlich darauf hin, daß es einen gewissen Egoismus des Glaubens gibt, der die Liebe ausschließt. „Hat nicht der Glaube durch seine Innerlichkeit und seine Richtung auf die Persönlichkeit etwas Enges und eine Geneigtheit, nach außen sich abzuschließen, in Selbstgenügsamkeit, oder um seines Heiles gewiß zu bleiben und durch Berührung nicht gestört zu werden, vielleicht in Anfechtung zu fallen? Ist nicht der Glaube, dieses Persönlichste, dem Gemeingeiste zuwider, der das Leben und die Seele aller großen Gemeinschaften ist? Ja, wenn der Glaube kann nur an sich denken, nur an seine Straflosigkeit und nicht an die Sühne und den Sieg der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe, also wenn er ohne wahre Buße und Schuldgefühl ist. Ja, wenn er in geistlichem Egoismus Christum nur für sich haben, nur zum Mittel für sich machen, nicht aber als Erlöser der Welt ansehen und seiner Ehre dienen will. Aber solcher Glaube ist nicht evangelischer Glaube; es hat in ihm der alte Mensch nur eine Maske vorgenommen, hinter der er fortlebt und sich versteckt, er hat aber noch keinen Tod erlitten durch den göttlichen Blick der reinen Liebe. Der evangelische Glaube, erschlossen für die Liebe Gottes und sie in sich aufnehmend, kann nicht anders, als den Liebesgeist pflegen und nähren in allen Gebieten nach ihrer Ordnung. Im Staate wirkt er als bürgerlicher Gemeinsinn und Gemeingeist und macht

zu jedem guten Werk bereit. Der Glaube ist frei von dem separatistischen Dünkel, der zu Andern spricht: 'ich bedarf dein nicht,' der evangelischen Brüdern und Jüngern Christi die Liebesgemeinschaft versagt, sey es in Hochmuth, Selbstzufriedenheit, Verkleinerungssucht, oder in feiger Furcht, das eigene Gute in dem Gemeinschaftsverkehr einzubüßen, statt sich des erweiterten Schauplatzes für dessen Wirksamkeit zu freuen. Wer der Rechtfertigung aus dem Glauben durch Erfahrung froh und sicher geworden ist und weiß, was er an ihr hat, was damit für die Menschheit gegeben ist: der kann nicht anders, als mit all den Evangelischen und den Gemeinschaften, die gleicher Erkenntniß theilhaft geworden sind, welches Stammes und welcher Nation sie seyen, sich in Liebe verbunden wissen; der freut sich, daß es Eine große evangelische Christenheit auf dieser Erde gibt, als Zeugin dieser Wahrheit, die eine vereinte Aufgabe hat für die Welt, die die Versöhnung noch nicht hat, in und außer der Christenheit. Trotzdem, daß der Gläubige seine Lection treibt an seinem Ort und der ihm von Gott gewiesenen Weise, weiß er, daß die evangelische Christenheit ein Gemeinwerk hat, das er nicht durch Dünkel des Herzens, durch Zwietrachtsäen, durch Versagen der stetigen Gemeinschaft des Gebetes und der thätigen Liebe, stören oder lähmen kann, ohne in sein eigenes Leben Unsegen hineinzutragen, weil er die große Zeit und ihre Aufgaben, die Heimsuchung Gottes nicht hat erkennen wollen."

Der zweite Vortrag des Herrn Herrmann „Confession und Landeskirche" geht noch directer auf die Unionsfrage ein und befürwortet die Union in der Art, daß auch innerhalb derselben berechtigten confessionellen Sonderthümlichkeiten Freiheit gegönnt werden soll. Möglichste Einigung zum Besten Aller soll womöglich erreicht werden, aber in freiwilliger Weise ohne Nöthigung. „Von diesem Standpunkt aus erscheint 1) die Verbindung mit dem größern Ganzen in dem K i r c h e n r e g i m e n t e  d e s s e l b e n  e v a n g e l i s c h e n  L a n d e s h e r r n nicht als eine beängstigende, aber unentfliehbare Nothwendigkeit, — unentfliehbar, theils aus Gründen des öffentlichen Rechts, theils wegen der weit schwereren Gefahren, welche mit dem Versuche eines das landeskirchliche Band aufgebenden reinen Confessionskirchenthums verbunden seyn würden. Vielmehr wird jene Verbindung als die Anwartschaft auf alle die kirchlichen Güter willig acceptirt, die so eben als die verheißene Frucht des Anschlusses an den größeren Kirchenkörper bezeichnet worden sind, und auf welche um so sicherer Rechnung gemacht werden kann, wenn das gemeinsame Kirchenregiment in den Händen des deutschen Fürstenhauses ruht, zu dessen festesten und geschichtlich erprobtesten Traditionen das Eintreten für die evangelische Kirche ohne confessionelle Unterscheidungen gehört, das wie kein anderes den Willen und die Macht zu ihrer Vertheidigung und Förderung besitzt. Man wird dann auch in der äußeren Theilnahme dieses Kirchenobern an der Ausübung der sogenannten regimentlichen Reservatrechte nicht eine Gefährdung der confessionellen Eigenarten, sondern das nothwendige Band erblicken, mittels dessen die innere Theilnahme und Widmung des Kirchenobern der evangelischen Kirche zugewendet bleibt.

2) Zweifelhafter kann die Frage seyn, ob die Sonderconfessionen zu richtig aufgefaßter Sicherung ihrer Individualität derjenigen Selbständigkeit bedürfen, welche in dem Besitze s o n d e r c o n f e s s i o n e l l e r  k i r c h l i c h e r  R e g i e r u n g s b e h ö r d e n besteht. Diese Frage läßt sich unbedingt weder bejahen noch verneinen.

3) Thatsächlich findet sich da, wo überhaupt in dem verschiedenen Bekenntniß der evangelischen Bevölkerung Stoff dazu gegeben ist, ebensowohl die Verbindung als die Sonderung, und an sich wird ein evangelischer Christ, wenn nur die Sonderconfessionen sich ihm nicht als Besitzer und Gegner der Heilswahrheit, sondern als berechtigte Individualitäten unterscheiden, bei genauer Vertrautheit mit den letzteren und mit gerechtem Sinne der einen wie der andern auch im Bereiche der Kirchenverwaltung gerecht werden können. Mit Parteilichkeit droht allerdings die Auffassung, welche die freien historischen Bildungen der reformatorischen Kirchen mit erliglösem Bekenntnißwerth ausstattet. Gegen diese Gefahr dürfte es aber kein besseres Correctiv geben, als die Arbeit in den praktischen Geschäften einer auf Gemeinden beiderlei Art sich erstreckenden Kirchenleitung. Sehr bald bringt diese zur Erfahrung des sehr beschränkten Gebrauchs, der sich von den Sonderbekenntnissen, als solchen, hier machen läßt; sie zeigt aber auch zugleich die ungemeine Fruchtbarkeit der gemeinevangelischen Grundsätze, sowie die Wichtigkeit, daß beiden Arten von Gemeinden das in ihrer gewohnten Ordnung Begründete treulich gewährt werde. Dazu gehört aber nächst fester innerlicher Gründung in den Glaubensgütern der Reformation nur tüchtige Sachkunde und gerechter Sinn. Von der oben gerügten Bekenntnißtreiberei, in welche neuerdings manche sonderconfessionelle Kirchenbehörden verfallen sind, habe ich nur die eine schließlich wohlthätige, zunächst aber blos negative Frucht gesehen, daß sie die Gemeinden gegen die Kirchenleitung aufgebracht, und so zu Verbesserungen der Verfassung den Weg gebahnt hat, welche den Ge-

meinden gegen den überspannten Bekenntnißbegriff der Behörden ein Gegengewicht geschaffen haben.

Andererseits bin ich aber doch weit entfernt, jener Verbindung unbedingt das Wort zu reden, und am wenigsten dann, wenn ein sonderconfessioneller Kirchenkörper an ein größeres, ihm bisher noch nicht vertrautes, Ganze angeschlossen wird, in welchem jene Verbindung besteht. Hier kommt zunächst die kirchenpolitische Rücksicht auf das die Kirchenverwaltung sicher lähmende Mißtrauen in Betracht, welches den unvermittelten Eintritt eines neuen, in seiner Tragweite nicht sofort überschaubaren Grundsatzes über die Composition der Kirchenbehörden begleiten wird. Sodann aber und noch mehr wiegt der Gesichtspunkt, daß mit einer der Sicherung der geschichtlichen Individualität dienenden Selbständigkeit die Zumuthung eines Sprunges ins Ungewisse nicht vereinbar ist. Wenn auch durch die wenigstens vorläufige Beschränkung des neuen organischen Bandes auf das Gebiet der landesherrlichen Reservatrechte die Entwicklung manches aus dem Anschluß zu hoffenden Guten sich verzögern mag, so ist doch zu erwägen, daß nicht das aufgedrungene, sondern das anerkannte und gewollte Gute sichere Frucht verheißt, und daß das neue landeskirchliche Band Verbindungsfäden genug anknüpft, mittels deren die Vertrautheit mit dem größeren Kirchenkörper wachsen und der angeschlossene Theil zu einem eigenen Urtheile und Entscheide vorbereitet werden kann.

3) Hiermit ist schon auf das wichtigste Erforderniß der Selbständigkeit hingewiesen, welches zur Sicherung der Sonderconfession gehört. Es besteht darin, daß der betreffende Kirchenkreis nicht ohne selbsteigene entscheidende Mitwirkung Veränderungen der Einrichtungen erfahren darf, welche seine sonderconfessionelle Individualität bestimmen."

Die hier ausgesprochenen Grundsätze sind versöhnlich und entsprechen dem doppelten Bedürfniß. Es kommt nur darauf an, daß die entgegengesetzten Tendenzen zur Union und zum confessionellen Partikularismus nicht noch über die Grenzen ihrer Berechtigung in Streit kommen. Wir möchten rathen, nirgends mit Neuerungen einzuschreiten, welche die Gewissen verletzen könnten. Wir sind in einem nationalen Einigungswerke begriffen und es wäre zu bedauern, wenn ein unberechtigter politischer Partikularismus in einem berechtigten confessionellen Partikularismus ein Mittel suchen und finden würde, unter dem Vorwand der Religion das Nationalinteresse zu schädigen. Wir möchten ferner mahnen, in diesen innern kirchlichen Angelegenheiten nichts zu übereilen und einer allmäligen Reife besserer Ueberzeugungen nicht durch stagnirende Maßregeln vorzugreifen.

Die deutsche Geschichte ist zu einem großen Wendepunkte gelangt. Will man in wenigen Worten dessen ganze Bedeutung zusammenfassen, so muß man sagen: Seit Jahrhunderten lockerte das deutsche Reich sich auf und zerfiel in unabhängige Bestandtheile, jetzt fängt es an sich wieder zusammenzufügen. Die nationale Einheit wich dem Partikularismus, jetzt hat der Partikularismus begonnen wieder der Einheit zu weichen. Die centrifugale Richtung ist in die centripetale umgeschlagen. Die erstere hatte einen politischen Impuls; die kirchliche Bewegung folgte nur der politischen. Indem das Reich zerfiel, zerfiel auch die Kirche. Den auf den Trümmern des deutschen Reichs sich ausbildenden souveränen Landeshoheiten entsprach auch die Entstehung neuer und getrennter Landeskirchen. Der politische Partikularismus erzeugte den confessionellen. Die allgemein nöthig gewordene und erwünschte Reformation der gesammten Kirche konnte nicht zu Stande kommen, sondern verwandelte sich gegen den Willen der Reformatoren selbst in eine Zerreißung des alten Kirchengebiets, weil die verschiedenen weltlichen Mächte es ihrem Interesse angemessen fanden, Landeskirchen zu organisiren, so daß jeder Landesherr über die seinige gebieten konnte. Der damalige Grundsatz cujus regio, ejus religio kam niemand zu statten, als den souveränen Fürsten. Die von der alten Kirche abfallenden Fürsten bereicherten sich durch das ehemalige Besitzthum derselben und machten sich zu unumschränkten Herrn ihrer neuen Landeskirche. Jeder Landesherr war zugleich Landesbischof, das geistliche Consistorium nur ein Departement der weltlichen Regierung. Die katholischen Fürsten aber, die in ihren Territorien die alte Kirche aufrecht erhielten, ernteten von der Kirchentrennung nicht weniger Vortheile, denn die geschwächte Papstgewalt wurde ihnen für ihren Schutz zu Dank verpflichtet und mußte ihnen Concessionen machen. Philipp II. war der Tyrann der Kirche. Ludwig XIV. handhabte die gallikanische Kirche wie der Kurfürst von Sachsen die lutherische, Joseph II. verfügte über die Kirche, ohne den Papst zu fragen.

Die neu entstandenen Kirchen seit der Reformation hätten sich an einander anschließen können, wenn es nicht im Interesse der weltlichen Fürsten gelegen wäre, ihre Landeskirchen nicht nur geographisch, sondern auch confessionell von einander zu trennen. Nur aus politischer Eifersucht gegen Sachsen nahm das pfälzische Kurhaus nicht die lutherische, sondern die calvinische Confession an und ließ durch seine Theologen die lu-

therischen Theologen in Sachsen auf das wüthendste angreifen. Nachdem dieser für die deutsche Nation höchst nachtheilige und nur dem dynastischen Partikularismus nützliche Kirchenstreit einmal entbrannt war, kann es dem brandenburgischen Kurhause nicht mehr zum Vorwurfe gemacht werden, sondern beweist nur sein Wohlwollen und seinen richtigen Verstand, daß es abwechselnd den Lutheranern und Calvinisten gerecht wurde. Waren ja doch beide Deutsche, mußten zusammen leben, sich gemeinsam gegen außen vertheidigen. Der confessionelle Hader war dem Nationalinteresse gefährlich und dem christlichen Interesse nicht nützlich, weil er bei allem Glaubenseifer die Liebe ausschloß. Also war eine Politik, welche den confessionellen Gegensatz möglichst auszugleichen suchte, die vernünftigste von der Welt. Auch darin bewährte sie ihre Ueberlegenheit, daß sie sich nicht mit Ostentation geltend machte, nirgends vorgriff, sondern ruhig abwartete, was das Erlöschen der Leidenschaften, die Klärung des Horizonts, die Reife der Erfahrung von selbst mit sich bringen mußte. Erst unter Friedrich Wilhelm III. beging die Regierung den Fehler, die Einheit forciren zu wollen und die Lutheraner zu verfolgen. Die jetzige Regierung ist zu der besonneneren Politik der früheren Regierungen zurückgekehrt und es ist sicher, daß sie eine Union niemand aufbringen wird, die von selber kommen muß.

Die nächste praktische Frage ist eigentlich, ob die annectirten Landeskirchen mit einem Sonderconsistorium nur unter dem Cultministerium, oder ob sie unmittelbar unter dem Oberconsistorium der Monarchie stehen sollen. Wir vermögen aus Mangel an Orts- und Personalkenntniß darüber kein Votum abzugeben, wohl aber dürfen wir die Meinung aussprechen, daß es in dem einen, wie andern Falle nur auf Vertrauen und richtige Personenwahl ankommt, da Einseitigkeit, Intoleranz und Gewaltthätigkeit den Ministerialweg ebenso einschlagen könnte, wie den Consistorialweg.

Es wird alles darauf ankommen, erstens, daß man einsieht, der oben bezeichnete Wendepunkt in der deutschen Geschichte sey unwiderruflich eingetreten und der confessionelle Partikularismus habe seinen Culminationspunkt überschritten, wie ihn der politische überschritten hat, und zweitens, daß man in Folge dieser Einsicht sich nicht mehr zeitgemäße Anstrengungen für den Partikularismus, wie auch andererseits jedes voreilige und gewaltthätige Dreinfahren, um die natürliche Entwicklung noch künstlich zu beschleunigen, erspare.

Wenn die deutsche Nation sich erst als Ganzes wiedererkennt, sich zum erstenmal gleichsam wieder ins Gesicht sieht, wird Manches leicht möglich werden, was man jetzt noch für unendlich schwierig hält.

## 2) Dr. J. A. Dorners Geschichte der protestantischen Theologie, im Lichte der Kritik betrachtet von H. Hagemann. Bonn, A. Henry, 1867.

Der katholische Verfasser macht dem berühmten protestantischen Theologen Dorner den Vorwurf, „wie einst die Glaubenslehre von Schleiermacher bei der Gründung der Union, so scheine Dorners Geschichte der protestantischen Theologie bei der Erweiterung der Union einer der bedeutendsten Faktoren werden zu sollen.“ Damit wird nichts Geringeres ausgesprochen, als der Verdacht, der preußische Staat solle mit der protestantischen Union identificirt und es solle namentlich den annectirten Ländern ein Gewissenszwang angethan werden. Eine solche Verdächtigung ist unbegründet, da den annectirten Kirchengemeinschaften, z. B. in den Elbherzogthümern und in Hannover, bereits früher von der preußischen Regierung die Versicherung gegeben ist, daß man ihnen keinerlei das Gewissen beunruhigende Zumuthungen machen werde. Es ist übrigens bekannt und von den namhaftesten Autoritäten der katholischen Kirche selbst ausgesprochen, daß auch diese Kirche in Preußen mehr Freiheit genießt, als in den Mittelstaaten und selbst als in Oesterreich, denn dort werden die Jesuiten verfolgt, die in Preußen geduldet sind.

Wenn protestantische Eiferer, wie allerdings schon mehrfach geschehen ist, die erweiterte Machtstellung der preußischen Monarchie für einen confessionellen Parteizweck ausbeuten möchten, so mag der blinde Eifer, wie er sich bei jeder Partei findet, menschlich entschuldbar seyn. Es liegt darin aber ein Unverstand, denn sie wecken derselben Macht, der sie mit gutem Willen gern dienen möchten, neue Feinde, und veranlassen ein neues Verdächtigen, Verleumden und Hetzen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 82. 12. October 1867.

## Kriegsgeschichte.

Die ersten Feldzüge Napoleon Bonapartes in Italien und Deutschland 1796 u. 1797. Von W. Rüstow, Oberst-Brigadier. Mit 14 Kriegskarten. Zürich, Fr. Schultheß, 1867.

Herr Rüstow ist sehr fleißig, man liest aber seine vielen Schriften sehr gern, weil er, wo wir den höchsten Grad von Gründlichkeit oder Vollständigkeit vermissen, doch immer durch geniale Gedanken überrascht, die als Schlaglichter irgend eine Dunkelheit der Geschichte aufhellen.

Eine kleine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Für Leser, welche nicht Militairs sind, ist das viele Detail der Mannschaftaufzählung, das tabellenmäßige Verzeichniß der Bataillone und Compagnien lästig und langweilig, weil doch nichts davon im Gedächtniß haftet. Dennoch sind seine Kriegsgeschichten in allen andern Beziehungen auch für Nichtmilitairs von hohem Interesse. Man möchte daher manchmal wünschen, er schriebe doppelt, für den militärischen Stand und für die Laien.

Im vorliegenden Werke wird der berühmte italienische Feldzug abgehandelt, der zuerst den Ruhm Bonapartes durch die Welt verbreitete. Dieser Krieg ist für uns Deutsche ungemein lehrreich, weil er augenscheinlich beweist, wie erbärmlich es mit Nationen bestellt ist, die mit dem Partikularismus, mit der Klein- und Mittelstaaterei gestraft sind und nur lockere Conglomerate bilden, die vor jedem Offensivstoß einer concentrirten Nachbarnation auseinandergeworfen werden.

Italien bildete am Ende des vorigen Jahrhunderts ein solches Conglomerat von Mittel- und Kleinstaaten. Da gab es einen Kirchenstaat, Königreiche der Lombardei, Sardiniens und der beiden Sicilien, ein Großherzogthum Toskana, Herzogthümer von Modena, Parma, Lucca, Republiken von Venedig, Genua, sogar von San-Marino. Diese Staaten alle, mit Ausnahme der wenigen Secundogenituren Habsburgs, waren aufeinander eifersüchtig und uneins, alle energielos, in langem Frieden eingeschläfert. Wie sollten diese jämmerlichen Staaten einem Offensivstoße von Frankreich her widerstehen, welches seine ganze Nationalkraft zusammengefaßt und in der flammenden Begeisterung der Revolution gestählt hatte? Ehe die französische Nation eine so ungeheure Kraft entfaltete, als Frankreich noch durch innere Parteiung gespalten und geschwächt, der Thron erledigt, die Armee fast aufgelöst, die Regierung der Republik noch nicht befestigt war, dachte man allerdings daran, die Unternehmungen der österreichischen, preußischen und englischen Coalition durch ein Heer zu unterstützen, welches von Italien aus in Frankreich einbrechen sollte. Man machte auch einen schwachen Versuch dazu, aber alles scheiterte an der Uneinigkeit, egoistischen Gesinnung, Trägheit und Feigheit der vielen italienischen Regierungen.

Im Jahr 1796 hatte sich Frankreich gesammelt und war zur kühnen Offensive gerüstet, während Preußen durch die heillosen Intriguen Thuguts mit Rußland gezwungen worden war, sein Bündniß mit Oesterreich aufzulösen und mit Frankreich Frieden zu schließen. Oesterreich, dem damals Rußland noch nicht half und dem die schwachen deutschen und italienischen Mittelstaaten nur ungern beistanden, mußte nun allein den Ansturm der Franzosen aushalten. Herr Rüstow bemerkt, Frankreich habe damals einen Fehler begangen, sofern es seinen Angriff nicht concentrirt habe. „Noch zweimal kam Bonaparte in den Fall, unter ähnlichen Umständen, wie sie 1796 bestanden, Operationspläne zum Kriege gegen Oesterreich zu entwerfen, im Jahre 1805

und im Jahre 1809. Diese beiden Male nun concentrirte er, freilich jetzt Kaiser von Frankreich, seine Hauptkräfte in Deutschland, indem er die hier verwendbaren Armeen in eine zusammenzog; in Italien aber stellte er nur eine Nebenarmee auf, welche die Aufgabe hatte, zuerst lediglich die Oesterreicher aufzuhalten und erst dann vorzurücken, wenn die Hauptschläge in Deutschland gefallen wären und nun ihre Rückwirkung auf das italienische Kriegstheater fühlbar würde. In der That ließen sich nur auf diese Weise die Nachtheile eines umfassenden oder concentrischen strategischen Angriffes vermeiden. Der Plan für 1796 beseitigte dieselben nicht, um so weniger als auch in Deutschland nicht eine französische Armee auftrat, sondern deren zwei. Ohne allen Zweifel hätte der Erzherzog Karl nicht leisten können, was er im Jahre 1796 leistete, wenn die beiden Armeen Jourdans und Moreau's in eine einzige unter einem Oberbefehl vereinigt gewesen wären. Bonaparte war im Jahre 1796 nicht Herr darüber, wie die Armeen in Deutschland commandirt werden sollten."

Herr Rüstow ist bekanntlich kein Panegyriker, sondern tadelt sehr freimüthig. Ohne Zweifel hat er Recht, wenn er von dem überschwänglichen Lobe, welches man über Bonaparte wegen seines italienischen Feldzugs von 1796 ausgeschüttet hat, mancherlei abzieht. Er geht sehr in die Details der Verhandlungen im französischen Hauptquartier ein und beleuchtet insbesondere das Verhältniß Bonapartes zu Augereau, der ihn an Energie gern überboten hätte. Mit dem ersten österreichischen Heere unter Beaulieu und dem sardinischen unter Colli war Bonaparte schnell fertig geworden und belagerte Mantua. Nun kam aber Wurmser mit einer frischen österreichischen Armee von 60,000 Mann aus Tirol hervor, um Mantua zu entsetzen, und war viel stärker als Bonaparte, der nur 45,000 Mann disponibel hatte. Bonaparte mußte daher dem überlegenen Feinde gegenüber große Vorsicht beobachten. „Bonaparte überlegte, ob man nicht den Rückzug an den Po über den untern Oglio antreten solle. Augereau bekämpfte diese Ansicht sehr lebhaft. Man müsse jetzt, sagte er, mit Kühnheit zahlen; ein Rückzug würde die Armee vollends demoralisiren; durch eine kecke Offensive werde man ihren Muth wieder heben. Wenn die Oesterreicher bei Brescia und am Chiese ständen, was für ein großes Unglück sey das? Er, Augereau, wolle noch am Abend nach Brescia aufbrechen, die Oesterreicher von dort vertreiben, die Verbindungen zwischen Mailand und Verona wieder frei machen. Nach dem, was uns vom Stande der Dinge bekannt ist, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Bonaparte zu Besorgnissen allen Grund hatte. So leicht, wie Augereau, durfte er die Dinge nicht nehmen. Aber grade die leichtfertige Weise dieses etwas großsprecherischen Generals war doch ganz geeignet, ihn zu ermuthigen, und sie führte ihn alsbald zu dem großen Entschlusse, welcher nun die herrlichsten Resultate haben sollte. Die Ansicht, von welcher Bonaparte bei diesem Entschlusse ausging, war und blieb himmelweit verschieden von derjenigen Augereau's; Bonaparte vergaß keinen Augenblick den Ernst der Lage, keinen Augenblick bei aller Kühnheit des neuen Planes die nothwendige Vorsicht. Daß er mit sich selbst im Reinen sey, sprach er alsbald in den Worten aus: ‚So werden wir die Belagerung von Mantua aufheben!' Diese Worte beweisen, daß Bonaparte gerechnet hatte, und daß Augereau von der Aufhebung der Belagerung von Mantua nichts hören wollte, beweist, daß derselbe nicht rechnete. Der Plan Bonapartes war einfach folgender: Alle Kräfte der Armee werden zunächst am rechten Mincioufer concentrirt und auf Quosdanovich geworfen; gegen diesen bringt man solchergestalt eine Uebermacht und ein leichter und schneller Sieg wird somit wahrscheinlich. Ist dieser errungen, so wendet man sich gegen Wurmser zurück, um nun auch mit diesem fertig zu werden. Bis dahin aber beobachtet man ihn lediglich und bereitet ihm nur diejenigen Aufenthalte, welche man ihm bereiten kann, ohne die Kraft, welche gegen Quosdanovich geworfen werden soll, erheblich zu schwächen. Gelingt es nicht, Quosdanovich zeitweise unschädlich zu machen, bevor Wurmser mit all seiner Kraft am rechten Mincioufer auftreten kann, nun, so kann die französische Armee zum Rückzug an den Po gezwungen seyn. Auf diesen Fall muß durch Festhalten des untern Oglio Bedacht genommen werden. So rasch konnte Bonaparte mit Quosdanovich sicher nicht ein Ende machen, daß er noch vor Mantua wieder erscheinen konnte, ehe Wurmser, der zwischen Mincio und Etsch keinen Widerstand mehr fand, Mantua erreichte. Die Belagerung von Mantua mußte also nothwendig aufgehoben werden, wenn man nicht das Belagerungscorps zu einer leichten Beute der Oesterreicher machen wollte. Das Große in dem neuen Plane Bonapartes ist grade, daß er nur eins vorläufig wollte, dies aber mit voller Kraft, daß er die nothwendigen Opfer nach kurzem Bedenken zu bringen wußte. Der Gang der Ereignisse der nächsten Tage wird zur Evidenz zeigen, wie, wenn Bonaparte Beides gewollt hätte, die Belagerung Mantua's fortsetzen und die Operation gegen Quosdanovich unternehmen, Beides hätte mißlingen müssen. Aber dies zeigt auch schon eine Berechnung der Stärke- und der Zeitverhältnisse, ohne daß man die Ereignisse kennt. Clausewitz hat die sonder-

bare Idee ausgesprochen, daß Bonaparte Größeres, als er erreichte, hätte erreichen können, nämlich die Belagerung fortführen und den Entsatz von Mantua verhindern, wenn er Mantua mit Zirkumvallationslinien umgab. Diese Ansicht bleibt auch dann noch sonderbar, wenn wir ganz davon absehen, daß es nicht wohl möglich war, in zwei Tagen die zu einer Zirkumvallirung Mantua's nothwendigen Verschanzungen herzustellen."

Genug, Bonaparte hob die Belagerung von Mantua auf, um mit allen seinen Streitkräften dem neuen Feinde entgegenzugehen, benutzte den Umstand, daß Wurmser sein Heer getheilt hatte, fiel siegreich über den schwächeren Theil desselben unter Quosdanovich her und schlug dann auch den andern Theil unter Wurmser selbst zurück. Wurmser wird von Herrn Rüstow günstig beurtheilt. „Obwohl im Jahr 1724 geboren, also noch ein Jahr älter als Beaulieu, war er doch geistig und körperlich viel frischer als dieser. Aus dem Elsaß stammend hatte er in seiner Jugend in französischem Dienste gestanden und seine ersten kriegerischen Erfahrungen bei den leichten Truppen gesammelt. Mit einer Legion derselben, die er befehligte, trat er 1762 in österreichischen Dienst über, in welchem er nun allmälig vom Obersten zum Feldmarschall aufrückte. Er war unbestreitbar einer der besten österreichischen Generale, über den man aus dieser Zeit wohl nur den Erzherzog Karl und Clerfayt stellen darf. Unglücklicherweise hatte man ihm einen jener Generalstabschefs beigegeben, wie sie die letzte Zeit des achtzehnten Jahrhunderts mehrfach erzeugte, ganz geeignet, alle Frische des Handelns der Armeen zu vernichten. Oesterreich, welches an diesen Leuten am meisten gelitten hat, ließ sie merkwürdigerweise auch dann noch nicht fallen, wenn sie die auffälligsten Proben der Verkümmerung ihres Genies bereits abgegeben hatten. Eines der schlagendsten Beispiele dafür ist grade der Oberst Weirother, der jetzige Generalstabschef Wurmsers, welcher aus allen Feldzügen von 1796 bis 1805 so wenig gelernt hatte, daß er bei Austerlitz dieselben Kunststücke machte wie jetzt am Gardasee."

Mittlerweile wurden die französischen Armeen unter Jourdan und Moreau in Deutschland durch die Oesterreicher unter Erzherzog Karl zum Rückzug gezwungen und vollzog sich in Paris selbst die Revolution vom 18. Fructidor, ein mißlungener Versuch der Royalisten gegen die Republik. Bonaparte hatte seinen Nebenbuhler, den General Augereau, mit den eroberten Fahnen nach Paris geschickt und grade dieser General war es, der den Aufruhr in Paris mit Waffengewalt unterdrückte, weshalb ihm die dankbare Directorialregierung auch den Oberbefehl über die nach Deutschland bestimmte Armee übergeben wollte. Hätte Augereau an der Spitze dieser Armee Siege erfochten, so würde er vielleicht den Ruhm Bonapartes überstrahlt haben. Deshalb beeilte sich Bonaparte, ihm zuvorzukommen und mit Oesterreich Frieden zu schließen. Augereau war damals „schon ganz aufgeblasen. Er sprach von Bonaparte wie von einem kleinen Jungen, der schon Manches von ihm gelernt habe und bei weiterer Ausbildung noch viel Gutes verspreche, er erzählte dabei die Ereignisse von Ende Juli und Anfang August 1796. Bonaparte, dem Alles dies berichtet ward, hörte sich ungern an jene verzweifelten Momente und an sein Benehmen und seine Befürchtungen zu jener Zeit erinnern. Außerdem erhielt er directe Briefe von Augereau, die in einem so zu sagen herablassenden Tone geschrieben waren, der dem Obergeneral der italienischen Armee höchlichst mißfiel. Augereau erzählte selbstgefällig, wie er in Paris Alles leite, alle Dinge am Schnürchen habe, der Erfolg gar nicht zweifelhaft seyn könne, und stellte dann gelegentlich Geldforderungen an die Kasse der italienischen Armee, da ohne Geld die Polizei in Paris nicht zu leiten sey. Was war nun wohl von diesem Augereau als Chef der vereinigten Rheinarmeen zu erwarten? Bonaparte war mehr als gewöhnlich verstimmt, seine Verstimmung nach dem 18. Fructidor war nicht blos Maske. Er hatte das Gefühl, daß der 18. Fructidor nicht ganz zu seinem Vortheil ausgeschlagen sey, daß es günstig für ihn sey, einen großen Abschnitt in seiner Laufbahn zu machen, daß ihm sonst vielleicht die Gefahr drohe, von Andern überholt zu werden. Seine Neigung, den Definitivfrieden mit Oesterreich zu schließen, stieg daher um so mehr, je mehr diejenige des Directoriums fiel; er konnte dies mit ziemlicher Sicherheit durchsetzen, da der Frieden mit Oesterreich seit Jahren der entschiedenste Wunsch der überwiegenden Masse des Volkes war, und er konnte bei dieser Gelegenheit dem Directorium zugleich zeigen, daß für dieses die Zeit noch nicht gekommen sey, den Sieger von Italien bei Seite zu schieben."

Wir übergehen die ausführlichen Details der Kriegsgeschichte und theilen nur noch einige charakteristische Notizen aus den Friedensverhandlungen mit. In Paris gab es noch Regierungsmänner, die am republikanischen Programm festhielten und alle Völker mit Freiheit beglücken wollten. Bonaparte machte ihnen klar, daß in Italien dafür kein Boden sey und daß man mit jacobinischen Mitteln nur Reactionen hervorrufe und die Macht der Gegner verstärke. „Man dürfe durchaus nicht glauben, daß es heute noch gestattet sey, die Politik

von 1793, die rein revolutionäre, zu verfolgen; in Frankreich selbst habe man nicht mehr den damaligen Enthusiasmus, folglich auch nicht mehr die gleichen Mittel der Rekrutirung. Noch viel weniger aber dürfe man auf die Mittel rechnen, welche das revolutionäre Italien geben würde. Von Italien dürfe man überhaupt nicht viel erwarten, am wenigsten aber Soldaten; die Italiener seyen dem Waffendienst abgeneigt und brächten mit vielem Geschrei immer nur geringe und wenig genügende Streitkräfte auf. Mit der Zeit möge das anders werden; aber jetzt stehe es einmal so; es fehle den Italienern an Energie, an Activität. Eine lange Zeit werde noch vergehen müssen, ehe diese Dinge sich zum Bessern ändern."

Auf der andern Seite berichtigte er auch das Urtheil der Oesterreicher, die in ihm noch den energischesten Vertreter der Republik sahen. „Die österreichischen Bevollmächtigten hatten auch einen Artikel in den Vertrag aufnehmen wollen, durch welchen der Kaiser die französische Republik anerkannte. Bonaparte wies das als überflüssig zurück, und als die Gesandten nicht sofort begreifen wollten, bemerkte er ihnen, der Kaiser werde doch wahrscheinlich nicht glauben, daß er sich mit einem Schatten geschlagen habe und daß die Gegenwart einer Armee der französischen Republik zu Leoben, 18 Meilen von Wien, blos eine optische Täuschung sey. Später hat er von andern Leuten sagen lassen: wenn Frankreich die Monarchie gewünscht hätte, würde der Kaiser dieser seine Anerkennung haben versagen können, indem er vorschob, er habe ja die Republik anerkannt."

Bonaparte spielte damals schon mit den Menschen und bereitete sich auf die große Herrscherrolle vor, die zu spielen er allein Geist und Kraft genug besaß vor allen seinen Zeitgenossen. Den Sieg der Republikaner am 18. Fructidor mußte er gutheißen, denn wenn die Reaction gesiegt hätte, und die Bourbons zurückgekehrt wären, hätte er jede Aussicht auf den Thron in Frankreich verloren. Er spielte also mit großer Ostentation den Republikaner. „Er ordnete eine große Feier des 14. Juli, des Jahrestags der Erstürmung der Bastille an. Zugleich sollten dabei die Nationalgarden und Bürgerdeputationen aus allen Theilen der eben erst constituirten cisalpinischen Republik die Verbrüderung unter einander und mit den französischen Soldaten feiern. Bonaparte versammelte an diesem Tage alle zu Mailand befindlichen Truppen um eine Pyramide, auf welcher die Namen sämmtlicher im letzten Feldzuge gebliebenen Offiziere und Soldaten verzeichnet waren. Er begrüßte die Versammelten mit folgender Anrede: ‚Soldaten! wir feiern heut wieder den 14. Juli. Ihr seht vor euch die Namen der Waffengefährten, welche auf dem Felde der Ehre für die Freiheit des Vaterlandes gefallen sind. Sie haben euch ein Beispiel gegeben: ganz und gar müßt ihr der Republik euch hingeben, ganz und gar müßt ihr euch hingeben für das Glück von 30 Millionen Franzosen, ganz und gar euch hingeben für den Ruhm dieses Namens, welcher einen neuen Glanz durch eure Siege erhalten hat.' ‚Soldaten! ich weiß, daß ihr tief betrübt seyd über das Unglück, welches dem Vaterlande droht. Aber ernste Gefahren kann das Vaterland nicht laufen. Denn dieselben Männer, welche ihm den Triumph über das verbündete Europa errungen haben, sind noch da. Gebirge trennen uns von Frankreich, aber ihr würdet sie im Adlerflug überschreiten, sollte das nothwendig werden, um die Verfassung aufrecht zu erhalten, um die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen.'"

Das alles war nur auf den Moment berechnet und um das Directorium in Paris zu täuschen. Während er die republikanische Maske vornahm, rettete er nicht nur das Papstthum, sondern machte auch mit der freien Republik Venedig dem Kaiser von Oesterreich ein Geschenk und zwang die stolzen Söhne von San Marco — weiße Hosen anzuziehen. Stärker konnte man der französischen Völkerbefreiungstheorie und dem bisherigen System des Convents und des Directoriums nicht ins Gesicht schlagen. Die Fortschrittsmänner klagten auch laut über diese Maßregeln, aber „der glückliche Soldat" spottete ihrer. Er war Frankreich unentbehrlich geworden, man mußte sich seinem Willen beugen.

Darin liegt nun für unsere neuen Jacobiner, Demokraten, Fortschrittsmänner eine treffliche Lehre und das vorliegende Werk ist demnach nicht blos als Kriegsgeschichte für Militairs interessant, sondern auch als politische Geschichte allen denkenden Lesern des Civilstandes.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 83.** 16. October 1867.


## Staatsrecht.

Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht, verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz. Von Professor Rüttimann. Erster Theil. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1867.

Ein lehrreiches Buch, welches eine sehr sorgfältige Vergleichung des Verfassungs- und Verwaltungsorganismus der Vereinigten Staaten von Nordamerika und der schweizerischen Eidgenossenschaft enthält. Beide Bundesstaaten haben in ihren inneren organischen Einrichtungen allerdings sehr vieles gemein, obgleich der eine eine Weltmacht ersten Ranges, der andere nur ein im Binnenlande wegen seiner Kleinheit von den benachbarten Großstaaten neutralisirtes Terrain ist. Das republikanische Element ist es, was sie von den im Innern nicht weniger organisch ausgebildeten Monarchien der Neuzeit unterscheidet. Sieht man indeß genauer zu, so findet man, daß ihre Verfassungseinrichtungen denen constitutioneller Monarchien doch verwandt sind, und daß auch ihre Verwaltung, die Theilung der Regierungsarbeit, die Trennung der Functionen sehr viel mit denen unserer Monarchien gemein hat.

Da es sich von Bundesstaaten handelt, kommt die Form der Conföderation und das Verhältniß der Unionsgewalt in den einzelnen Bundesstaaten zuerst in Frage. Ganz ähnliche Verhältnisse treten aber auch bei conföderirten Monarchien hervor, wie im vormaligen deutschen Bunde und jetzt im norddeutschen Bunde, ja wie schon in den späteren Zeiten des deutschen Reichs, in welchem souveräne Fürsten nur noch locker conföderirt waren.

Aus der hier durchgeführten Vergleichung ergibt sich, daß das Verhältniß der Unionsregierung zu den conföderirten Einzelstaaten Amerikas dem zu den Schweizercantonen sehr ähnlich ist, daß aber die Suprematie der Union in der Schweiz etwas stärker ausgeprägt ist, als in Nordamerika. „Beschwerden über Verletzung der Verfassung eines Staates können in Nordamerika nicht bei irgend einer Behörde der Union, sondern nur bei dem zuständigen Gerichte des betreffenden Staates zur Sprache gebracht werden. Die Union ist nicht berechtigt, einen Staat bei ihren Gerichten mit einer Klage zu belangen. Wenn die Union in einem Staate auf Verlangen desselben Aufruhr oder Verrath unterdrückt hat, so ist alles Weitere, namentlich die Verfolgung und Bestrafung der verübten politischen Verbrechen, Sache des Staates, während in der Schweiz die Bundesrechtspflege in Thätigkeit gesetzt wird. Die Verfassung und die Gesetze der Union werden nicht in so directer Weise, wie in der Schweiz, durch die politischen Behörden, sondern nur gewissermaßen auf einem Umwege durch eine Appellation an den obersten Gerichtshof der Union, wo eine solche der Natur der Sache nach möglich ist, geschützt. Für die Fortbildung der Verfassung der Union ist die Zustimmung von drei Viertheilen aller Staaten erforderlich. Es wird dies Alles im zweiten und dritten Buche in der Darstellung des Organismus und des materiellen Rechtes ausführlicher besprochen werden."

In der Schweiz ist die Bundesgewalt strammer. „Die Bundesbehörden beurtheilen Beschwerden über Verletzungen der Cantonsverfassungen und Streitigkeiten zwischen den Cantonen, sowie zwischen den Cantonen und dem Bunde. Der Bund kann unter gewissen Voraussetzungen zum Behufe der Herstellung der Ruhe und Ordnung in den Cantonen interveniren. Der Bund hat in allen Richtungen ein Aufsichtsrecht über die Cantone und ihre Behörden, um Uebergriffe in die Bundes-Sphäre zurückzuweisen. Wenn es zweifelhaft ist, ob eine Befugniß dem Bunde oder den Cantonen zukomme, entscheiden die Bundesbehörden. Wenn die Hoheitsrechte

des Bundes mit denjenigen der Cantone kollidiren, geben die erstern den letztern vor. Die Bundesgesetzgebung kann mit Zustimmung der Mehrheit der Schweizerbürger und der Mehrheit der Cantone die Centralisation ausdehnen."

Wenn auch Volkssouveränetät der Idee nach die Grundlage beider republikanischen Bundesstaaten bildet, so ist doch factisch in Amerika die Souveränetät nur getheilt zwischen der Regierung und den beiden gesetzgebenden Körpern, und diesen ist sie nur abgetreten von den conföderirten Einzelstaaten. Das Activ-Bürgerrecht, welches zu den Wahlen erforderlich ist, stand nur den Weißen zu. Die Farbigen hatten bislang keine Wahlrechte und noch jetzt wird es ihnen von einzelnen Staaten verkümmert. In der Schweiz ist es anders. „Die Befugnisse der Activ-Bürger sind in der Schweiz so ausgedehnt und mannigfaltig, daß sie der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt füglich als eine vierte Gewalt — als die constituirende oder Fundamentalgewalt — gegenüber gestellt werden können.

In der reinen Demokratie, wie sie noch in einigen Cantonen der Schweiz (Uri, Obwalden, Nidwalden, Glarus, Appenzell Außerrhoden und Appenzell Innerrhoden) besteht, bilden die in verfassungsmäßiger Form an der Landsgemeinde versammelten Activ-Bürger die höchste Behörde des Landes, welcher in den Verfassungen Souveränetät zugeschrieben wird.

In der repräsentativen Demokratie sind nach und nach eine Reihe von Instituten eingeführt worden, durch welche es den Activ-Bürgern möglich gemacht wird, auf alle öffentlichen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Sie wählen nicht nur die Gemeinds- und Bezirksbehörden und die oberste Cantonsbehörde (den Großen Rath), sondern in einigen Cantonen (Genf und Baselandschaft) auch die Regierung. Zu diesem Wahlrechte, welches bei den kurzen Amtsdauern eine sehr große Bedeutung hat, kommt noch in vielen Cantonen die Befugniß hinzu, jederzeit den Großen Rath abzuberufen. Die Abberufung des Großen Rathes hat in Bern die Auflösung der Regierung zur Folge und in Aargau kann der in Folge der Abberufung neu gewählte Große Rath über die außerordentliche Erneuerung aller anderen Staatsbehörden (sogar der Gerichte!) entscheiden.

In allen Cantonen sowie im Bunde ist eine Veränderung der Verfassung an die Zustimmung der Mehrheit der Activ-Bürger gebunden. Aber auch die Gesetzgebung kann in vielen Cantonen gegen den Willen der Activ-Bürger nicht umgestaltet werden. In Schwyz, Baselland und Graubünden besteht das s. g. Referendum, nach welchem alle Gesetze den Activ-Bürgern zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden müssen.

Eilf andere Cantone räumen den Activ-Bürgern blos das s. g. Veto ein, d. h. das Gesetz tritt von selbst in Kraft, wenn nicht innerhalb einer gewissen Frist von den Activ-Bürgern Einsprache gegen dasselbe erhoben wird. Eine gemeindeweise Abstimmung über ein Gesetz findet nur statt, wenn innerhalb der Frist eine gewisse Anzahl von Activ-Bürgern dieselbe verlangt.

Es gibt blos fünf Cantone (Zürich, Baselstadt, Zug, Tessin und Freiburg), welche weder das Referendum, noch das Veto kennen, sondern die gesetzgebende Gewalt ganz ungeschmälert dem Großen Rathe anvertrauen.

In den Cantonen wie im Bunde haben die Activ-Bürger eine stärkere oder schwächere Initiative für die Revision der Verfassung, d. h. auf Verlangen einer Anzahl von Activ-Bürgern muß in den Gemeinden abgestimmt werden, ob die Verfassung in ihrem ganzen Umfange oder in einzelnen Punkten abzuändern und ob die Revision dem Großen Rathe oder einem eigens hiefür aufzustellenden Verfassungsrathe zu übertragen sey.

Im Canton Aargau besteht das Recht der Initiative auch für bloße Gesetze. Wenn 5000 Bürger es verlangen, so wird darüber abgestimmt, ob ein Gesetz in seinem Umfange oder theilweise abgeändert werden soll.

Sehr transszendental und schwer verständlich ist die Befugniß, welche Art. 28, litt. b. der Verfassung des Cantons Waadt den Activ-Bürgern einräumt: ‚Sie entscheiden über jeden Antrag, den ihnen der Große Rath von sich aus oder auf Begehren von 6000 Activ-Bürgern vorlegt.' Es könnte dies so ausgelegt werden, daß auf Verlangen von 6000 Activ-Bürgern jede mögliche Angelegenheit (Justizsachen und Verwaltungssachen so gut wie Gesetzes- und Verfassungsfragen) an die Gemeinden zur Abstimmung gebracht werden könne. Es scheint mir aber gar nicht denkbar, daß der Canton Waadt seinen Activ-Bürgern eine solche wahrhaft despotische Machtvollkommenheit, welche die unbegrenzte Competenz des englischen Parlaments noch überbieten würde, habe einräumen wollen."

Merkwürdig ist, daß das Zweikammersystem auch in den republikanischen Bundesstaaten Platz gegriffen hat und nach demselben Prinzip, wonach der Senat eine mehr conservative, das Repräsentantenhaus eine mehr fortschrittliche Bestimmung hat. Mit Recht äußert der Verfasser sein Bedenken über das Mißverhältniß einer immer wachsenden Bevölkerung zu dem natürlichen Maaß, durch welches die Zahl der gewählten Repräsentanten beschränkt ist. „Es ist offenbar schon jetzt ein Uebelstand, daß auf 124,183 Einwohner blos ein Vertreter

kommt; und es ist klar, daß die Zahl, welche nun allmälig von 1/33000 auf 1/124183 zurückgeführt worden ist, nicht fort und fort in gleicher Weise reducirt werden kann, ohne daß eine Corruption des Repräsentativ-Verhältnisses eintritt. In dieser Verlegenheit wird die Union wohl noch längere Zeit mit Nothbehelfen sich durchzubringen wissen, indem eine etwelche Vermehrung der Mitgliederzahl des Repräsentanten-Hauses sowohl als des Bevölkerungs-Divisors immerhin noch möglich ist; aber zuletzt wird doch die Frage entstehen, ob es nicht für eine repräsentative Republik selbst in der Form des Bundesstaates gewisse Grenzen mit Hinsicht auf Flächeninhalt und Volkszahl gebe, über welche hinaus sie sich nicht wohl ausdehnen könne."

Von der größten Wichtigkeit ist die Stellung der ausübenden zur gesetzgebenden Gewalt. Die erstere besteht in der Schweiz in einem Collegium, in Amerika aber in einem Präsidenten mit fast monarchischer Gewalt, nur daß er dieselbe nur vier Jahre lang ausüben darf und durch die Verfassungsbestimmungen, wie durch den Senat und das Repräsentanten-Haus controlirt ist. Sogar sein Veto kann durch zwei Drittel Mehrheit des Congresses ungültig gemacht werden. Der Congreß kann der Regierung jederzeit die für die Ausführung ihrer Pläne erforderlichen Credite verweigern. „Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Congreß niemals zu Creditverweigerungen seine Zuflucht nehmen soll, unter denen das öffentliche Wohl leiden würde. Da es dem Congreß möglich ist, bei der Feststellung des Budget die einzelnen Credite auseinander zu halten und die Specialisirung so weit zu treiben, als er nur immer für gut findet, so wird er niemals in der Lage sich befinden, nothwendige Ausgaben zu verweigern, um nicht zugleich überflüssige oder gar schädliche Credite bewilligen zu müssen."

Der Präsident ernennt seine Minister und ein Heer von Unterbeamten. Das ist eine Quelle der Corruption, weil mit jedem Präsidenten auch die Beamten wechseln, die letztern also ihre Stellen so rasch als möglich auszunutzen suchen. Sogar die Richter werden vom Präsidenten ernannt, diese jedoch auf Lebenszeit, wenn sie nicht auf Anklage des Repräsentanten-Hauses vom Senat verurtheilt und abgesetzt werden, wozu übrigens eine Mehrheit von zwei Dritttheilen des Senats erforderlich ist. Die New-Yorker Handelszeitung vom 6. October 1866 schreibt: „„Der Augenschein lehrt, daß nirgends der Richterstand so arg in Verruf gekommen, nirgends die Gerechtigkeit so sehr zur feilen Dirne geworden ist, wie in der Stadt New-York. Es wird der Vorschlag gemacht, die Richter auf Lebenszeit zu wählen und sie dadurch unabhängig und der Corruption unzugänglich zu machen, aber nur mit Grauen läßt sich an die Unabsetzbarkeit von Leuten denken, welche ihres hohen Amtes nicht würdig sind. Wahrhaft entsetzliche Dinge ließen sich von den New-Yorker Richtern erzählen."" Man sieht nur nicht ein, wie durch Wahlen der Richterstand gebessert werden soll, da bei Wahlen die Bestechung die größte Rolle spielt.

Wir können uns hier nicht auf alle Einzelheiten des vorliegenden Werks einlassen, wollen jedoch noch einige Curiosa zum Besten geben. Aus Amerika: „Jedes zweite Jahr am 4. März, Mittags 12 Uhr, erlöscht die Amtsdauer des Repräsentanten-Hauses und es liegt dem Sprecher ob, die Sitzung von Amtswegen sine die zu vertagen.

Früher ging man davon aus, daß die Amtsdauer des Hauses in der Nacht vom 3./4. März um 12 Uhr auslaufe. Benton erzählt (I. 596), es sey üblich gewesen, um Mitternacht die Uhr zurückzustellen, um die Verhandlungen noch eine Zeit lang fortsetzen zu können.

In der Nacht vom 3./4. März 1835 richtete der Präsident der Union (Jackson) eine Zuschrift an den Senat, in welcher er dieser Behörde eine von ihm getroffene Wahl zur Kenntniß brachte. Der Senat lehnte seine Zustimmung zu der Wahl ab; der Präsident weigerte sich aber, die diesfällige Botschaft anzunehmen, weil ihm dieselbe erst nach Mitternacht zugekommen sey. Webster (IV. 217) erklärt die Weigerung des Präsidenten für unbegründet. Man habe immer nach Belieben die ganze Nacht benutzt, um die Geschäfte zu vollenden. Die Amtsdauer des neuen Congresses beginne am 4. März, aber die Stunde sey nicht bestimmt. Die am 3. März begonnene Sitzung dauere als Sitzung vom 3. März so lange, bis die Vertagung ausgesprochen sey.

Im Jahre 1849 war das vom Hause angenommene Budget in der Nacht vom 3./4. März wegen eines heftigen Parteikampfs im Senate noch nicht votirt. Viele Senatoren weigerten sich, an den weitern Verhandlungen Theil zu nehmen, weil die Amtsdauer des Congresses erloschen sey. Das Haus war bereits auseinander gegangen und hatte dem Senate seine Vertagung in üblicher Weise angezeigt. Der Präsident (Polk) hatte nach Mitternacht ebenfalls das Capitol verlassen und sich nach seiner Amtswohnung zurückbegeben. Die Regierung würde sich in einer peinlichen Verlegenheit befunden haben, wenn sie sich bis zum Zusammentritte des neuen Congresses ohne Budget hätte behelfen müssen, da sie nicht berechtigt ist, Gelder, für welche kein Credit besteht, aus der Staatskasse zu erheben. Endlich am

Morgen um 4 Uhr gab die Opposition nach. Das Budget wurde angenommen und am 4. März von dem Präsidenten Polk, dessen Amtsdauer bereits abgelaufen war, unterzeichnet. Man fand für gut, diesen Mangel durch Antedatirung des Actenstückes zu verdecken. So berichtet Benton (Band II. 732).

Gegenwärtig steht es, wie gesagt, fest, daß die betreffenden Amtsdauern erst am 4. März Mittags zu Ende gehen."

Der Herr Verfasser spricht im Vorwort die Hoffnung aus, die Menschen würden endlich zur Vernunft kommen und die Völker sich bundesstaatlich einigen, anstatt einander zu betrügen und zu schädigen. „In der Form des Bundesstaates ist die Lösung des eben so wichtigen als schwierigen Problems gegeben, eine unbestimmte Anzahl von Völkern in gewissen Richtungen so weit eben die Concentration ihrer Kraft als Bedürfniß erscheint, zu Einem Volke zu gestalten, und ihnen doch in allen anderen Richtungen ein reiches Feld der Thätigkeit offen zu lassen, auf welchem sie sich ihren Eigenthümlichkeiten gemäß frei und selbständig bewegen können. Die nordamerikanische Union vereinigt gegenwärtig gegen vierzig Staaten von ganz ungleicher Größe und Macht zu einer Rechtsgemeinschaft, in welcher nicht nur der Krieg, sondern auch jede Art der Selbsthülfe als völlig entbehrlich ausgeschlossen ist. Und auch in der kleinen Schweiz, welche früher als eine Stätte beständiger Anarchie und wilder Zwietracht verschrieen war, hat sich seit dem Jahre 1848 der Bundesstaat als eine Grundlage bewährt, auf welcher die Angehörigen der 25 Cantone ungeachtet der Verschiedenheit der Nationalitäten, der Glaubensbekenntnisse, der politischen Anschauungen und der materiellen Interessen, in glücklichen und geordneten Verhältnissen neben einander leben und zu einer erfreulichen Blüthe gelangen können. Wenn die Menschen perfectibel und eines stetigen Fortschrittes fähig sind, so wird auch in Europa früher oder später die Einsicht durchdringen, daß die Völker sich zu einander verhalten wie die Glieder eines Leibes; daß Solidarität der Interessen zwischen ihnen besteht; daß jede Wunde, welche einem unter ihnen geschlagen wird, auch alle andern trifft; daß jeder Streit zwischen ihnen einer friedlichen Ausgleichung fähig ist. Dann werden sie sich zu einem Bundesstaate einigen, und es wird ihnen unser gegenwärtiges Völkerrecht in dem gleichen Lichte erscheinen, in welchem wir jetzt das mittelalterliche Fehderecht erblicken."

Dieser Blick in die Zukunft sieht die menschlichen Dinge doch zu rosenfarbig an. Die nordamerikanische Union hat erst vor wenigen Jahren bewiesen, daß sie eine dauernde und unfehlbare Ruhe nicht zu verbürgen vermag und daß die conföderirten Staaten die Conföderation zerreißen, wenn sie unter einander entgegengesetzte Interessen haben. Kampf und Krieg wird immer seyn in der Welt und dagegen gibt es kein staatsrechtliches Mittel.

Eine andere Frage ist, ob uns der Fortschritt nicht aus den monarchischen Formen heraus je mehr und mehr zu republikanischen Formen führen wird und aus den aristokratischen Einrichtungen zu mehr demokratischen. Je länger, je mehr hat man erkannt, daß die monarchische Form in den Kleinstaaten nicht mehr zeitgemäß ist. Der Gegensatz zwischen dem Anspruch und der Leistung hat hier oft zu reinen Lächerlichkeiten geführt. So ein Winkelsouverän, den nur die Gunst, die Verwandtschaft oder gegenseitiger Neid der Großmächte schützt, will einen glänzenden Hofstaat halten, will es Königen und Kaisern gleich thun und macht einen Aufwand, dem die Steuerkräfte des Ländchens nicht gewachsen sind. Hier wäre nun eine einfachere Verfassung und Verwaltung und in Folge dessen eine mäßigere Besteuerung wie z. B. in den Schweizer Cantonen sehr am Platze. Indessen wird die Erwartung von republikanischen Formen auch wieder sehr herabgestimmt, wenn man an die ungeheuere Corruption der Verwaltungs- und sogar der Justizbeamten in den freien Staaten von Nordamerika denkt. Am Ende kommt viel weniger auf Staatsformen, Verfassungen und Gesetze, als auf die sittliche Kraft der Menschen an. Keine gesetzliche Vorschrift, kein Vertrag schützt vor schlechten Menschen, welche die Staatsgewalt mißbrauchen. Der eine tyrannisirt mit Gewalt, der andere beutet die liebe Dummheit aus und der dritte corrumpirt das Volk, um seine Gewissenlosigkeit in der allgemeinen verschwinden zu lassen. In Republiken wie in Monarchien.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 84. 19. October 1867.


## Kirchengeschichte.

Kirchengeschichte Deutschlands von Dr. J. Friedrich, Prof. der Theologie an der Universität München, Erster Band. Bamberg, Otto Reindl, 1867.

Seit Rettberg denselben Gegenstand behandelte, ist noch reiches Material durch kirchliche Specialgeschichten und Monographien herbeigeschafft worden. Der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werks hat alles benutzt und dabei das Verdienst seiner Vorgänger anerkannt, sie aber nicht blos vom gelehrten, sondern zuweilen auch vom katholischen Standpunkt aus widerlegt. Für nicht gelehrte Leser wäre wohl ein populärer Auszug wünschenswerth mit Weglassung derjenigen kritischen Untersuchungen, die einen größeren Raum einnehmen oder weniger Belehrung und Anregung enthalten.

Die Auffassung des Christenthums gegenüber dem römischen Heidenthum ist edel und würdig. „War das römische Götterwesen überhaupt nicht zur Förderung des sittlichen Lebens angethan, vielmehr wenn man die Götter, wie es wirklich geschah, als Vorbilder des Handelns nahm, nur zum Ruin des sittlichen Gefühls, so wurde es, als es der Stoff für die öffentlichen Schauspiele ward, geradezu verpestend. Auf der andern Seite wurde die Religion entwürdigt, Gegenstand der Belustigung; je lächerlicher die Götter auf der Bühne gemacht wurden, desto reicher war der Beifall, den die Darsteller ernteten. Die Priester, welche ihre Tempel verödet sahen, saßen gleichfalls in den Theatern, um wenigstens hier ihren Göttern zu dienen; denn auch diese Schauspiele hatte man zu religiösen Handlungen gestempelt. Selbst die Häuser zeigten die nämlichen obscönen Göttermythen in Wandgemälden oder auch in Statuen. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß das Vertrauen auf eine solche Religion, solche Götter mehr und mehr sinken mußte, daß man nach auswärtigen, besonders asiatischen Götterculten griff, um in ihnen jene religiöse Befriedigung zu finden, deren das menschliche Wesen bedarf, die aber in der römischen Religion vergeblich gesucht wurde. Noch größern Reiz hatten die Mysterien. Aber auch sie befriedigten den Drang des menschlichen Geistes und Herzens nicht." Man flüchtete zum Stoicismus, zum heroischen Fatalismus, wenn man nicht lieber den Epicuräismus vorzog und sich mit Sinnenlust betäubte. „Der krasseste Egoismus ist der charakteristische Zug des Heidenthums. In den niederen Menschenclassen ebenbürtige Brüder zu erkennen, lag fern; Mitleid gegen Arme und Nothleidende war eine den Römer entehrende Tugend, eines Philosophen oder Weisen unwürdig; auf der andern Seite glaubte man im Mitleid gegen Arme und in der Unterstützung derselben nur Hartnäckigkeit gegen sie entdecken zu können, denn man ‚verlängere dem Armen nur ein elendes Leben.' Es sey also besser, sie Hungers sterben zu lassen. Stellt man dazu die Inschriften, welche man sich auf die Grabdenkmäler setzen ließ und jeden Leser nur zum Genusse des Lebens auffordern, so mag man eine Vorstellung von der Befähigung erhalten, welche der Römer zur Lösung der sich allseitig und in grauenhafter Riesengröße gegen den Bestand des römischen Staates erhebenden socialen Frage mitbrachte. Ohne die dem Staat in moralischer wie socialer Beziehung zersetzende Sclaverei glaubte weder der einzelne Römer noch das römische Reich bestehen zu können. Sie galt wie für die Oekonomie des Einzelnen, so für das Reich als ein wesentliches, darum unentbehrliches Element, das jedoch der Sitz der gemeinsten und niedrigsten Gesinnung, der Herd der rohesten Unsittlichkeit war. Aber trotzdem legte der Römer noch in die Hände dieser Classe die Erziehung seiner Kinder. Freilassungen, die

allerdings und sogar häufig vorkamen, vermehrten die Bettler, oder, wenn es den Freigelassenen oder ihren Nachkommen auch gelang, sich zu Reichthum, nach und nach zu Rittern und Senatoren emporzuschwingen, so war dies nur eine Quelle, die sittliche Pest des Sclavenzwingers auch unter das freie Volk und die höheren Classen zu verpflanzen. Denn die Freilassung hing nicht von dem moralischen Werth des Sclaven oder der Sclaverei ab, ein Ding das ja dem Römer selbst abhanden gekommen war und das er nirgends woher weder in sich noch in seinen Sclaven zu ersetzen vermochte. Die Sclavinnen im Zwinger wie die Freigelassenen untergruben das eheliche Leben und boten nur um so reichere Gelegenheit zur Verbreitung der Unzucht, welche ohnehin die Götter auf der Bühne lehrten, die Gemälde und Statuen der Häuser predigten. Gleich nachtheilig war die Sclaverei durch Zugrunderichtung des freien Mittelstandes im Staate, des eigentlichsten Lebenselementes in jedem gesunden Staatskörper."

Hierbei hätte der Verfasser hervorheben dürfen, wie sehr das germanische System des Grund und Eigen gemeinschaftlich mit dem Christenthum zu einer gründlichen Reform der socialen Zustände beigetragen hat.

Alles, was der Verfasser über die Einwirkung der römischen Missionäre sagt, ist vortrefflich. Es handelte sich indessen doch nicht blos um einen römischen Stempel, der hier dem rohen germanischen Material aufgedrückt wurde; der christliche Bestandtheil sowohl des ost- als weströmischen Reichs erfuhr auch sehr starke Eindrücke von Deutschland her. Wir meinen nicht die heidnischen Elemente, die in den christlichen Kalender eindrangen, auch nicht die heidnischen Göttergestalten und Sinnbilder, die sich zumal an bestimmten Oertlichkeiten in christlichen Legenden abspiegeln. Es gab außerdem noch tiefe und nachhaltige Geistesrichtungen, die aus dem germanischen Heldenthum in das christliche Bewußtseyn eindrangen und den römischen Süden beherrschten. Es fanden Gegenwirkungen statt, so daß man nicht sagen darf, die christlich-römische Mission allein sey activ gewesen und der Germanismus nur passiv.

Wir rechnen zu den germanischen Strömungen, die mächtig in den griechisch-römischen Süden eindrangen, zunächst die gnostische Lehre vom Demiurg. Nach dieser Lehre, die im 2. Jahrhundert aufkam, ist die Welt so schlecht und so des Bösen voll, daß sie unmöglich von einem guten Gotte geschaffen seyn und regiert werden kann. Es muß nothwendig ein böser Gott seyn. Aber diesem Gotte, dem Demiurg, kommt nur die Herrschaft über Raum und Zeit und alles Geschaffene innerhalb der Zeitlichkeit, bis zum Weltende zu. Er regiert nur bis zum jüngsten Tage. Dann hört er mit der Welt selber auf und an seine Stelle tritt der höchste und wahre Gott, der bisher nur verborgen war, um für die Ewigkeit einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen. Es ist nun wohl richtig, daß griechische Christen durch das entsetzliche Elend der Zeit zu einer so traurigen Weltansicht hingetrieben werden konnten. Das römische Reich war mit seinem Heidenthum ins tiefste Verderben gerathen. Die Völker schmachteten unter den Kaisern, Generalen und Statthaltern in tiefer Sclaverei. Die Sittenlosigkeit hatte den höchsten Grad erreicht. Die Christen wurden durch harte Verfolgungen von Seiten der Kaiser, durch innere Kriege und Empörungen, wie durch die grausamen Einfälle der Barbaren im Beginne der Völkerwanderung in ewige Todesangst versetzt. In dieser Stimmung konnten sie wohl dahin gelangen, an einem gütigen Vater der Menschen zu verzweifeln und an den Demiurg zu glauben. Allein die Lehre vom Demiurg war nichts anderes als der Odinismus der Germanen, und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß ihnen die Kunde davon durch die gothischen Völker zukam, die im Norden Griechenlands hausten.

Nach der altnordischen Heldenreligion war Odin Herr der Welt nur innerhalb der Zeitlichkeit, ein Herrscher, allmächtig, aber blos praktisch, alles durchsetzend, was ihm in den Sinn kam, ohne sich im geringsten dabei um Moral und Gerechtigkeit zu bekümmern. Ein echter Demiurg, ein Urzauberer, der alles konnte, aber nicht das Gute wollte, weil ihn das in seiner absoluten Freiheit beschränkt und genirt haben würde. Dieser Gott setzt sich daher in den Schilderungen der alten Edda immer mit einem unverkennbaren Behagen und überlegener Ironie seiner guten Gemahlin, dem guten Gotte Thor und allen andern Gottheiten und Helden entgegen, wenn sie Gutes thun oder Gerechtigkeit üben wollen. Es macht ihm Lust, Böses zu thun und der ungerechten Sache den Sieg zu verschaffen, ja er rühmt sich seiner Missethaten. Nur eins ist an ihm zu loben, sein heroischer Muth. Er weiß, daß er mit Fluch beladen enden wird, daß er mit der ganzen Welt, die er so übel regiert hat, zu Grunde gehen wird; aber er fürchtet sich nicht, sein böses Thun und Treiben reut ihn nicht, stolz und mit Lust vielmehr rüstet er sich und alles, was noch unter ihm lebt, zum letzten furchtbaren Kampfe mit den Rächern, die vom Himmel daherfahren, und mit den Mächten des Todes. Dieses Weltende heißt Ragnarok, Götterrauch, worin die Welt verbrennt oder sich in Nichts

auflöst, wie Rauch. Odin selbst wird vom allfressenden Riesenwolfe verschlungen und existirt nicht mehr. Der gute Allvater aber, der bisher verborgen geblieben, schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Diese Lehre hat eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der griechisch-christlichen Lehre der gnostischen Secte, wenn sie auch bei den germanischen Kriegern aus einer ganz andern Ursache aufgekommen ist. Diese Krieger nämlich strotzten von Kraft, waren von einem ungeheuern Thatendrang erfüllt, wanderten, eroberten und schlugen alles vor sich nieder, hatten an nichts Lust, als an Jagd und Schlachten, fürchteten sich vor nichts, lachten dem Tod entgegen und verwundeten sich freiwillig, wenn sie auch im Frieden auf dem Bett sterben wußten, weil sie nach dem Tode in Walhalla mit ihrem König Odin nur fortzechen und fortkämpfen durften, wenn sie an Wunden gestorben waren. So nun, wie sie selber waren, dachten sie sich auch ihren göttlichen Heerkönig Odin und die Könige ihrer verschiedenen Stämme rühmten sich, unmittelbar von diesem Odin abzustammen. Diese kriegerischen Völker kamen im 2. Jahrhundert mit den Griechen in mannigfache Berührung. Warum sollte der schrecklich schöne Glauben der barbarischen Unterdrücker nicht in die Angst der Unterdrückten übergegangen seyn?

Man würde sich indeß sehr täuschen, wenn man glauben wollte, alle Stämme und Classen der Germanen seyen mit gleicher Selbstüberhebung und Lust dem Odinismus ergeben gewesen. Wir haben Spuren, daß der etwas grobe aber gerechte Donnergott (Thor) eher verehrt worden ist als Odin, und daß er noch vom gemeinen Volke als Hauptgott verehrt wurde, während schon Odin Hauptgott des Adels und der Könige war. Weiter finden wir Spuren, daß auch der Gott der Fruchtbarkeit und Ernte (Freyr, Frodi) wenigstens in den dänischen Marschen früher verehrt war, als Odin, der Patron aller normannischen Land- und Seeräuber. In Deutschland endlich tritt uns überall in den Volksüberlieferungen der Cultus einer heidnischen Naturmutter entgegen, an welcher das Volk mit größter Liebe gehangen haben muß, weil sie eine göttliche Gerechtigkeit und Güte vertrat, die grade dem Wodan (Odin) am meisten abging. Diese Göttin heißt in Deutschland Frau, im Norden Frik und Freija, und es ist von ihr so außerordentlich viel auf die Jungfrau Maria übertragen worden, daß man kaum zweifeln darf, die hohe Verehrung „Unserer Lieben Frau" habe ein starkes Fundament schon aus heidnischer Zeit vorgefunden. Nicht nur in unzähligen Legenden hat die heil. Jungfrau heidnische Färbungen angenommen, die an die gute Naturmutter erinnern, sondern viele Pflanzen, Heilkräuter, heilverkündende Thiere, wie z. B. das Marienkäferchen, sind nach der christlichen Gottesmutter nur genannt worden, weil sie früher schon den Namen der allgeliebten heidnischen Naturmutter trugen. Wenn nun auch der Mariencultus einer Nachhülfe aus heidnischer Zeit lediglich nicht bedurfte, um seine große Bedeutung zu erlangen, so läßt sich doch eben so wenig leugnen, daß ihm bei den heidnischen Deutschen eine dafür äußerst günstige romantische Stimmung entgegen gekommen ist, und daß symbolische Gebräuche mit ihm verwebt worden sind, deren heidnischer Ursprung sich in keiner Weise verkennen läßt. Wir führen beispielsweise nur die Würzweihe oder Kräuterweihe des 15. August an.

Siegreich vertritt der Verfasser im vorliegenden Werke die historische Wahrheit, die von protestantischen Kritikern als Kern katholischer Legenden sogar häufig hat weggeleugnet werden wollen. Es war eine Zeitlang Mode, ganz wahrscheinliche und unverfängliche Thatsachen für Pfaffentrug zu erklären, blos weil sie vor Luther aufgezeichnet worden waren. So bestritt man die thebaische Legion, obgleich christliche Soldaten im römischen Heer aus der Zeit, in welcher die Kaiser selbst noch Heiden waren, geschichtlich nachgewiesen sind und Martyrien derselben so wenig zu den unwahrscheinlichen Dingen gehören, daß man sich vielmehr wundern müßte, wenn sie nicht vorgekommen wären.

Interessant ist insbesondere, was der Verfasser über die vielbestrittene Legende von der heil. Ursula beibringt. Nachdem man oft genug über die große Zahl der Jungfrauen gespottet hat, zeigt sich, daß in der romantisch ausgeschmückten Legende doch ein geschichtlicher Kern enthalten ist, aus dem die Poesie ihr reizendes Blumengebüsch konnte hervorwachsen lassen. „Das älteste Document, in der uns die Geschichte der heil. Ursula überliefert wurde, ist nun eine Inschrift, welche nach dem Zeugnisse de Rossi's und Ritschl's wenigstens dem 5. Jahrhundert angehört, und so lautet: ‚Durch himmlische strahlende Erscheinungen häufig aufgefordert und angezogen durch den großen Tugend- und Martyrerglanz der himmlischen Jungfrauen kam ein vir clarissimus Clematius aus dem Orient und stellte in Folge eines Gelübdes aus eigenen Mitteln auf seinem Grundeigenthum diese Basilika von Grund aus wieder her. Wenn aber Jemand trotz der Majestät dieser Basilika, wo die heil. Jungfrauen für den Namen Christi ihr Blut vergossen haben, den Körper irgend einer Person, Jungfrauen ausgenommen, beisetzen sollte, so möge er wissen, daß er mit dem ewigen

Feuer des Tartarus gestraft werden soll.' Steht nun einmal die Echtheit und das Alter dieser Inschrift fest, so haben wir beglaubigten Boden für die ganze Untersuchung gewonnen. Sie ist wie das echteste Document, so die Quelle der ganzen Ursulalegende, aber auch der einzig leitende Faden in diesem Labyrinthe phantastischer und visionärer Verwirrungen. Wir stehen also urkundlich mindestens im 5. Jahrhundert; dies zeigen die äußeren charakteristischen Merkmale der Inschrift. Gehen wir aber zur Analyse ihres Inhaltes über, so wird uns vor Allem bezeugt: 1) daß in Köln thatsächlich Jungfrauen gemartert und begraben worden seyen, 2) daß auf ihren Gräbern zwar eine Basilika errichtet, aber bereits wieder verfallen war, 3) daß bei ihren Gräbern ein christlicher Begräbnißplatz war, wohin ohne Unterschied die Christen jeden Geschlechtes und Standes beerdigt wurden, 4) daß Clematius die verfallene Basilika wiederherstellte, 5) verbot, daß hier fortan ein allgemeiner Christenleichenacker sey, sondern 6) nur gestattete, noch Jungfrauen hinzubegraben. Somit haben wir es — und nur eine mit dem christlichen Alterthume weniger vertraute Zeit wie das Mittelalter sah das nicht — mit einem christlichen Coemeterium in Köln zu thun, wo sich wie anderwärts der christliche Brauch wiederholte, die Ruhestätten in der Nähe von Kirchen, Kapellen und bei Gräbern gefeierter Martyrer einzurichten. Daher der solenne Ausdruck der christlichen Grabschriften: sociari martyribus, der stets ,Bestattung bei den Gräbern der Martyrer' bedeutet. Daß übrigens dieser Gebrauch auch in Köln nicht fremd war, dafür steht uns außer der Clematianischen Inschrift noch eine andere kölnische zu Gebot, worin es ausdrücklich heißt: Sociata martyribus. Sie mag sich vielleicht sogar auf unsere Martyrinnen beziehen, oder wie Steiner will, auf die thebaische Legion. Immerhin ist es eine Bestätigung der Inschrift des Clematius, daß man auch in Köln um die Gräber der Martyrer den christlichen Leichenacker angelegt hatte."

Zu die weiteren Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, wollen aber das für die deutsche Geschichte im frühern Mittelalter so lehrreiche Werk unsern Lesern empfohlen haben.

## Ueber Kirchhöfe.

Der bildliche Schmuck auf den Grabsteinen alter und neuer Zeit. Ein Vortrag von Professor Dr. C. Friederichs. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Der Vortrag verbreitet sich über die antike Art die Gräber zu schmücken, und geht dann auf die christliche Zeit über. In neuerer Zeit hat sich der Geschmack der Renaissance sogar auf die Grabdenkmäler erstreckt. „Eins der ältesten Beispiele dieser Art ist zugleich das extremste, das Grabmal eines italienischen Arztes, dessen acht Broncereliefs zunächst den Verstorbenen im Leben schildern, wie er thätig ist unter Beistand des Apollo und der Minerva, dann sein Krankenbett, das die Parzen umstehen, dann seine Unterweltsfahrt, wie ihn Charon in seinen Nachen aufnimmt, wie er eintritt in die Inseln der Seligen und aus dem Lethe Vergessenheit trinkt, und endlich die Fama, die seinen Ruf über die Welt trägt — und zu dem Allen auch in der Darstellungsweise eine Anlehnung an das Alterthum, der Verstorbene ist nämlich in antiker Nacktheit dargestellt. Aus dieser Richtung der Kunst stammt der ganze heidnische Apparat, den wir noch auf unsern jetzigen Kirchhöfen fortschleppen, ja zum Theil erneuern. Ich meine die Mohnköpfe, das Symbol des tiefen Schlafes, die Schmetterlinge, die nur dem heidnischen Unsterblichkeitsglauben entsprechen, den Genius mit der gesenkten Fackel, mit dem man sogar das Kreuz schmückt, und die Urnen, die zudem oft wie geputzte Blumenvasen aussehen, und wohl auch die schon sprachlich etwas anstößige Inschrift: ,Sanft ruhe seine Asche' veranlaßt haben, welche durch die altchristliche Grabschrift: ,Er ruhe in Frieden' ersetzt werden könnte. Und noch anderer ähnlicher Schmuck des Grabes möchte entbehrlich seyn, z. B. die abgebrochenen Säulen und gewisse unverständliche Allegorien. Die Allegorie ist überhaupt eine bedenkliche Form und in der Blüthezeit der Kunst wenig üblich, am Grabe scheint sie mir doppelt bedenklich, aus der Kälte abstracter Ideen kann niemand Trost oder Erhebung für das Gemüth schöpfen, und am allerwenigsten, wenn er sich erst noch durch ein Verstandesräthsel hindurcharbeiten muß."

Der Redner wünscht, unsere Kirchhöfe möchten zu einer Stätte ernster und edler Kunst werden. Aber die Ausführung ist bei der Verschiedenheit der Confessionen und Geschmäcke sehr schwierig.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 85. 23. October 1867.

## Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften von A. Ebeling, Verfasser der lebenden Bilder aus Paris rc. Erster Band. Soest, Nasse, 1867.

Mehrere gediegene Aufsätze, theils nach französischen Quellen bearbeitet, theils selbständige Urtheile.

Der erste Aufsatz betrifft den berühmten Grafen Montalembert und die liberalen Katholiken in Frankreich. Dem Grafen wird hier im wesentlichen dasselbe entgegengehalten, was auch unsere Blätter schon vor Jahren an seinem Liberalismus bedenklich und mit seinem Katholicismus nicht recht vereinbar gefunden haben. Der parlamentarische Liberalismus gleicht dem liberalen Despotismus darin vollkommen, daß er alles vor sein Forum zieht, sich in alles mischen, alles bemeistern, über alles durch Mehrheitsbeschlüsse entscheiden will, also auch über Kirchenfragen, ja über Glaubenssachen. Das läßt sich nun mit echter Katholicität nicht vereinigen. Zudem täuscht sich der edle Graf ohne Zweifel, wenn er ein Verfassungswesen für die französische Nation passend erachtet, das nur für die englische paßt. Der vorliegende Aufsatz urtheilt sehr richtig, wenn er S. 33 bemerkt, es existire eigentlich keine wirklich liberale Partei unter den strengen Katholiken in Frankreich, weil es ihrem Prinzip widerspreche, liberal zu seyn, die Partei als solche sey eine bloße Fiction, welche die strengen Katholiken dem edlen Grafen verzeihen aus Achtung vor seinen großen Verdiensten um die Kirche.

Auch der zweite Aufsatz über den Zusammenhang des Rationalismus und Communismus nach dem Französischen des Bischof Gerbet erläutert eine sehr richtige Ansicht. Die Rationalisten, die das Prinzip der Autorität überall verneinen, täuschen sich sehr und widersprechen sich selbst, wenn sie es in Bezug auf das Eigenthum aufrecht erhalten wollen. Der Communismus ist eine nothwendige Consequenz des Rationalismus und der Vater soll sein Kind nicht verleugnen.

„Voltaire als Akademiker“ ist die dritte Abhandlung überschrieben. Darin wird gezeigt, welche niederträchtige Mittel Voltaire angewendet hat, um einen Ehrensitz in der französischen Akademie einnehmen zu können. Nachdem seiner Eitelkeit jeder Versuch mißlungen war, Männer, die noch nicht alle Scham verloren hatten, für seine Absicht zu gewinnen; nachdem es jedermann unglaublich erschienen war, daß der freche Religionsspötter, der ehrlose Verfasser der Pucelle, der aus der Jungfrau von Orleans, der mit einem Heiligenschein umgebenen Nationalheldin, eine unzüchtige Dirne macht und eine Cloake auf den Höhen des französischen Parnasses ausleert, jemals der Ehre der Akademie gewürdigt werden sollte, gelang es ihm doch durch hündische Schweifwedelei vor der Pompadur, der berüchtigten Maitresse Ludwigs XV.

Der vierte Aufsatz über das römische Reich nach dem Kirchenfrieden ist ein Fragment aus Montalemberts Geschichte der Mönche des Abendlandes. Der fünfte eine Geschichte der Aufhebung des Jesuitenordens nach Veuillot. Der sechste handelt von Victor de Laprade, dem christlichen Sänger Frankreichs. Derselbe wurde von der frivolen kirchenfeindlichen Presse in Frankreich aufs unwürdigste angegriffen und verhöhnt, während man den über alles Heilige spottenden Béranger vergötterte. Nun aber wird der fromme Dichter geehrt, wie er es verdient, und Béranger ist nicht mehr an der Tagesordnung, wird vergessen.

Der Verfasser macht hier einige Bemerkungen, die ein reuiges Geständniß einschließen, und die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, weil man daraus ersehen kann, wie falscher Ruhm gemacht wird. „Béranger beweist uns aufs Neue, wie wenig auf das Urtheil der Massen zu geben ist und daß eine zahllos ver-

sammelte Menge begeistert Beifall klatschen kann, wo der denkende Beobachter unwillig den Kopf schüttelt. Moses betete hoch in den Wolken des Sinai und die Auserwählten des Herrn, ‚das Volk Gottes', umtanzten mittlerweile jauchzend das goldene Kalb. Und ob auch der große Gesetzgeber zürnend herabkam und das Götzenbild zertrümmerte, so konnte er doch nicht völlig den unreinen Geist tödten, der es errichtet und der als ein fluchwürdiges Erbtheil bis auf unsere Zeit sich erhalten hat; und gibt es nicht noch heutzutage der goldenen Kälber genug? — Ist etwa unser deutsches Vaterland frei davon? Ist es Zufall oder Fügung des Schicksals, daß eben der Mann, der für Deutschland eine ähnliche Rolle gespielt hat (denn auch für ihn hat schon die Stunde des Gerichts geschlagen) wie Béranger für Frankreich, kaum eine Meile von diesem entfernt lebt, wenn man überall den Jammerzustand der physischen Existenz Heine's, denn den meinen wir, noch mit dem Namen Leben bezeichnen kann. Nicht mit Unrecht, wenn auch überschätzend, hat man Heine den deutschen Béranger genannt: dieselbe Frivolität, dieselbe Verspottung des Heiligen, dieselbe lockende Außenseite und verführerische Tünche, derselbe Sirenengesang und derselbe Abgrund; aber auch dasselbe Gericht und derselbe Urtheilsspruch der Verwerfung. Auch Heine war einst der ‚Träger der neuen Ideen', sein ‚Buch der Lieder' war fast ein weltliches Evangelium für die deutsche Jugend und selbst dieses, sein bedeutendstes Werk, für dessen besseren Theil und namentlich für dessen poetische Schönheiten wir uns stets ein offenes, warmes Gefühl bewahrt haben, hat schon viel von seinem ersten Zauber verloren. Auch sonst sind in Heine's schriftstellerischem Kranze viel welke Blätter, und wenn wir auch Mitleid haben mit dem todtkranken, elend dahin sterbenden Manne, so darf dies rein menschliche Motiv doch unser Urtheil über den Autor nicht beeinflussen. Und, um gerecht zu seyn, Heine steht weit unter Béranger, und wie er nie für Deutschland eine gleiche Bedeutung erreicht hat, wie jener für Frankreich, so haben wir auch nicht nöthig, ihn mit demselben strengen, kritischen Maßstabe zu messen. Doch ich gerathe zu weit ab von meinem eigentlichen und Hauptgegenstande, wenn ich diese Parallele weiter verfolge; ich aber hatte bei Nennung des edlen Namen Laprade ein doppeltes Recht auf diese Abschweifung, da ich noch vor kaum fünf Jahren in dem ersten literarischen Blatte Deutschlands einen Panegyrikus auf Heine veröffentlichte, der mir damals von vielen Seiten, sogar von dem Dichter selbst, große Complimente eintrug. Eine Jugendarbeit, voll schimmernder, tönender Phrasen, die mir jetzt nicht bedeutend genug schien (und ich halte diese Blätter für überaus geringe), um hier aufgenommen zu werden. — Das war also der stille, aber leuchtende Triumph, den ein vergeltendes Geschick unserem edlen Laprade bereitete, daß man um dieselbe Zeit, wo sein größter und gefährlichster Antagonist verurtheilt und verworfen wurde, von seinen christlichen Dichtungen neue Ausgaben und Auflagen druckte, und daß selbst diejenigen Stimmen, welche Béranger am lautesten, obwohl erfolglos vertheidigten, kein Wort des Angriffs auf ihn wagten. Das ist aber eben die siegende Gewalt der Wahrheit, daß sie wie ein erobernder Held weiter und weiter schreitet, lawinengleich, aber wie eine Lawine des Segens und des Heils."

Nun folgt ein Artikel über den politischen Gallicanismus nach de Mauntgny und endlich ein längerer Artikel über Victor Hugos Roman les Misérables. Indem die Franzosen in Victor Hugo den größten Dichter ihrer Nation sehen, stellen sie ihrem Urtheil ein schlechtes Zeugniß aus, denn bei Victor Hugo ist äußerlich alles nur eitle Grimasse und innerlich Lüge. Hugo schwelgt in Reichthum und Wollust, war wegen Ehebruch angeklagt und ist unter allen Sterblichen der am wenigsten Geeignete, um gekränktes Recht, leidende Unschuld und tugendhafte Armuth zu vertheidigen. Er spielt den Volksmann, hetzt die Armen gegen die Reichen, die Arbeiter gegen die Regierung auf, einzig aus beleidigter Eitelkeit und weibischem Haß gegen Napoleon III., der sich nicht herabgewürdigt hat, ihm Ehren anzuthun wie Ludwig Philipp. Nur wenn die größte Nichtswürdigkeit des Charakters einen rechtlichen und herkömmlichen Anspruch auf den ersten Lorbeer der Dichtkunst in Frankreich zu machen hätte, würde ihn Victor Hugo verdienen.

Unser Verfasser sagt: „Victor Hugo ist ein reicher Mann, der seine Börsengeschäfte in London und in Paris macht, der auf Jersey ein hübsches Landhaus besitzt, den Winter zumeist in Brüssel zubringt, jährlich nach Spaa ins Bad reist, gut ißt und trinkt und sich auch sonst nichts abgehen läßt. Warum auch nicht? Wir würden es vielleicht nicht anders machen, wenn uns das Schicksal so ‚hart getroffen' hätte und uns so ‚schwer verfolgte', wie ihn; aber deshalb auch keine tiefgefühlten Phrasen und keine Gefühls-Windbeutelei, die doch niemand für baare Münze nimmt, und die am Ende auf nichts weiter hinauslaufen, als auf eine ungeschickte Buchhändler-Reclame, um möglichst viel Exemplare abzusetzen. Ein Buch von Hugo sollte doch etwas anderes seyn und doch wahrlich etwas höher stehen als die Sammt- und Seidenstoffe der Delisleschen Liquidation, als die Morrisson'schen Pillen oder der

Hoff'sche Malz-Extract! Oder sollte der Dichter wirklich die Absicht haben, die viermalhunderttausend Franken Honorar, die er bekanntlich für seinen Roman erhalten hat, zu einer milden Stiftung herzugeben, etwa für die Familien der nach Cayenne deportirten Opfer des Staatsstreiches, oder zu sonst einem edeln Zwecke?"

Welche abscheuliche Lügen, wenn der Dichter vom bittern Brode des Exiles spricht und dabei in Ueppigkeit schwelgt. „Wir wissen ja, was es mit diesem Brode auf sich hat; es wird wahrscheinlich ähnlich schmecken, wie dasjenige Kossuth's und Mazzini's in London, worunter stattliche Diners zu verstehen sind mit feinen Weinen und Champagner — man muß doch seine Gesinnungsfreunde anständig bewirthen und mit ihnen auf die baldige Befreiung des geknechteten Vaterlandes anstoßen!" Uebrigens erinnert bei dieser Gelegenheit der Verfasser an ähnliche Tugendhelden in Deutschland, an den kleinen Juden Heine, an den tapfern Herwegh unter dem Spritzleder, die in wollüstiger Bequemlichkeit eine Grachusrolle affectirten.

Es gibt viel Elend in Frankreich, doch ist noch niemand, wie Victor Hugo lügt, dort, weil er für seine hungernden Kinder ein Brod gestohlen, zu fünfzehn Jahr Galeerenstrafe verurtheilt worden. Das erlaubt der code Napoléon nicht. Der Verfasser bemerkt: „Wir leugnen sie nicht, diese Misère, wir beklagen sie tief und um so tiefer, als wir recht gut wissen, daß mit dem bloßen Beklagen nicht geholfen ist; aber was hilft um Gotteswillen! das Aufdecken ihrer nackten, widrigen Blöße, das Hinweisen auf die eiternde Wunde, wenn wir nicht gleich das Heilmittel zur Hand haben? Von einem solchen Heilmittel finden wir aber nichts in diesem schauerlichen Buche; im Gegentheil, der letzte Trost, die letzte Stütze, die dem Aermsten, dem Elendesten noch bleibt und ihn nicht ganz verzagen und verzweifeln läßt: die Religion, die göttliche, und der Glaube, der gottgesandte und mithin der gottergebene, dieser Trost, diese Stütze wird uns noch hier genommen und nichts, nichts dafür gegeben, als hohle, leere Negation."

Leider wird es wohl noch lange dauern, bis die französische Gesellschaft und Literatur zur Anerkennung der ewigen unzerstörlichen Autoritäten zurückkehrt, die in der Religion und Moral gegeben sind. Für die Gesundheit dieser gebildeten Gesellschaft legt es kein günstiges Zeugniß ab, daß Dichter und Denker, denen jede religiöse und sittliche Würde abgeht, blos deshalb zum höchsten Ruhm gelangen, weil sie nicht blos schöne Verse machen können (das können auch gläubige und sittliche Dichter), sondern weil sie den tiefsten Koth unreiner Geister aufwühlen.

Sofern Victor Hugo boshafte Seitenhiebe auf den französischen Klerus austheilt, wird der letztere vom Verfasser vertheidigt und bei diesem Anlaß theilt er uns folgende lesenswürdige Anekdoten von Dupanloup, Bischof von Orleans, von Sibour, dem ermordeten Erzbischof von Paris und vom Monsignor Ollivier mit. „Msgr. Dupanloup trägt bekanntlich ein unechtes, nur vergoldetes Kreuz an einer eben solchen Kette. Die kostbaren Bischofskreuze, die man ihm oft geschenkt, verkaufte er stets nach wenigen Tagen zum Besten der Armen seines Bisthums. Mit seinen Ringen that er von je ein Gleiches; der Ring, den er trägt, ist ein Rauchtopas, der kaum zehn Thaler werth ist.

Msgr. Sibour hatte eine sehr ärmliche Garderobe, und sein Kammerdiener bemerkte ihm oft, daß er durchaus neue Hemden anschaffen müsse; ‚attendons encore un peu' war die beständige Antwort des Erzbischofs. Endlich wurde denn doch ein Dutzend Hemden gekauft. Aber schon am nächsten Tage waren sie wieder verschwunden. Msgr. Sibour hatte sie nämlich einer barmherzigen Schwester gegeben, die grade gekommen war, ihn um Wäsche für ihre Reconvalescenten zu bitten. ‚Fallait donnez les vieilles, Monseigneur', soll der alte François ärgerlich ausgerufen haben (er durfte sich 'was erlauben). ‚Vous m'avez dit vous-même qu'on ne pouvait plus les mettre', war die Antwort des Erzbischofs.

Msgr. Ollivier, der frühere ‚berühmte Curé de Saint-Roch', war mit Schulden überhäuft, als er zum Bischof von Evreux ernannt wurde, obwohl er als Pfarrer der genannten Kirche über 50,000 Franken jährlich einnahm. Er hatte aber Alles den Armen gegeben. ‚Que sont cinquante mille francs à Paris', soll er oft lächelnd im Klageton der reichen Leute gesagt haben, ‚la vie parisienne est si chère'. Für sich brauchte er kaum zweitausend Franken jährlich. Sein Mobiliar war so schlecht, daß es nicht der Mühe werth war, es nach Evreux zu transportiren. Wie er ging und stand, zog er in sein ‚Palais' ein, das er noch in demselben Jahre zum größten Theile dem Seminar einräumte. Die vornehmen Pariser Damen baten ihn um ein Andenken bei seiner Abreise. Er gab ihnen in saubern Briefcouverts die unbezahlten Jahresrechnungen der zahlreichen mildthätigen Anstalten, Schulen und Vereine, die er in seiner Pfarrei gegründet hatte und die gottlob noch heutzutage in vollem Flore bestehen."

## Griechische Geschichte.

Die Entwicklung der attischen Demokratie. Zweite Abtheilung: von der Herrschaft der 30 Tyrannen bis zur Catastrophe von Chäronea. Nach den Quellen bearbeitet von Prof. Dr. Schneiderhahn. Rottweil, Druck von Rothschild, 1867. Gymnasial-Programm, 4°.

Die Fortsetzung des interessanten Programms, welches wir in Nro. 91 unserer vorjährigen Blätter angezeigt haben. Der Verfasser hat die attische Demokratie vortrefflich charakterisirt und unsere moderne Demokratie mag sich darin spiegeln.

Zuvor ist zu bemerken, daß sich ursprünglich in Athen eine grundbesitzende Aristokratie zuviel anmaßte und deshalb durch die Partei gestürzt wurde, die seit Themistokles Schiffahrt, Handel und Colonien zu einer Macht erhob, welche die des attischen Landbesitzes überwog. Nun kam aber der Demos auf, dessen sich schlaue Demagogen bedienten, um die höchste Gewalt an sich zu reißen. Der berühmteste dieser Demagogen war Perikles, den die bisherige Geschichtsschreibung in der Regel viel zu günstig beurtheilt hat, weil man immer nur die Lichtseite seines Wirkens als Protector der Künste und Wissenschaften hervorhob und die Schattenseite seines Wirkens, die Beschmeichelung und die dem Staat dem Untergang zuführende Corrumpirung des Volkes übersah.

Es ist sehr merkwürdig, daß schon Perikles dem Volk mit einem communistischen Ideale schmeichelte und es wenigstens in der Hauptstadt Athen auch einigermaßen zu verwirklichen suchte. Wer die reine Demokratie, Freiheit und Gleichheit aller will, gelangt nothwendig dahin, auch Gleichheit der Güter und des Genusses in einer utopischen Republik zu verlangen. Das Ikarien der modernen Communisten wurde in der That schon von Perikles erstrebt, sofern er den zahlreichen Pöbel in Athen sich nur dadurch dienstbar machte, daß er denselben an allen Genüssen der Reichen theilnehmen ließ. Aus den reichen Mitteln, die ihm die Seeherrschaft Athens, die von den Bundesgenossen und Colonien gezogenen Tribute und die Besteuerung der Grundbesitzer darboten, bezahlte er den Pöbel und bestritt davon alle die Lustbarkeiten und Genüsse, zu denen er den Pöbel zuließ, der ihn natürlich dafür vergötterte. „Bedenkt man nun, daß Athen, wie ausdrücklich bezeugt ist, doppelt so viele Feste feierte als jede andere hellenische Stadt und daß an jedem Feste reiche Opfer an Ochsen, Schafen und Ziegen dargebracht wurden; bedenkt man ferner, daß bei weitem die meisten athenischen Feste nicht blos einen, sondern mehrere Tage dauerten und Bürger und Beisassen von aller Arbeit abzogen; erwägt man, daß nicht blos die Panathenäen und die Dionysien, sondern die meisten der Staatsfeste durch prachtvolle Festzüge mit gymnischen, lyrischen und kyklischen Spielen verherrlicht wurden und große und kostspielige Zurüstung erforderten, welche die Choregen und Gymnasiarchen aus ihren Privatmitteln bestreiten mußten; erwägt man endlich, daß der Staat jedem Bürger nicht blos den Eintritt in das Theater bezahlte, sondern auch den Ankauf von Wein, Brod, Oel und Kuchen durch Geldspenden möglich machte und das Fleisch der Opferthiere an sie vertheilte: — so dürfte jeder einsehen, daß die Feste den athenischen Staatsschatz in ungerechtfertigter Weise in Anspruch nahmen, daß also die Demagogen in der That gewissenlos handelten, indem sie die Staatsgelder zu den Festen verschleuderten und sogar die Feste selbst immer vermehrten und die Festspenden ins maßlose erhöhten." Dazu kam noch, daß der Pöbel für seine Anwesenheit bei den Volksversammlungen und Gerichtstagen regelmäßig bezahlt wurde.

Eine so unvernünftige Finanzverwaltung und ein solches System der Pöbelbegünstigung mußte natürlich den attischen Staat schwächen. Deshalb unterlag er im Kampf mit Sparta und kam in die Gewalt der 30 Tyrannen, welche der attischen Marine ein Ende machten, den Piräus zerstörten, den Demos, der sich hauptsächlich aus der Marine rekrutirt hatte, bei Seite warfen und keinen Heller mehr für dessen Genüsse ausgaben. Nachdem aber Thrasybul Athen befreit hatte, kam auch gegen dessen Willen durch den Demagogen Agyrrhius die Pöbelschmeichelei und der Pöbelübermuth wieder auf, was zum zweitenmal zum Untergange der Freiheit führte. Und diesmal für immer, denn König Philipp von Macedonien unterwarf Athen und ganz Griechenland seiner Gewalt.

Dieses Hinabsinken des attischen Staats ist in vorliegender Abhandlung meisterhaft zu Ende geführt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 86. 26. October 1867.


## Politische Schrift.

Der Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutschen. Leipzig, Otto Wigand, 1867.

Der ungenannte Verfasser theilt die haßerfüllten Feinde Preußens im übrigen Deutschland in verschiedene Classen ein.

Voran stellt er die Gefühlspolitiker. Unter diesen unterscheidet er wieder die Weichherzigen und Empfindsamen, denen weh wird, wenn sie von Blut und Eisen hören, als ob je in der Welt große und nützliche Reformen blos mit Schreibfedern und Dinte hätten durchgesetzt werden können und als ob nicht Millionen guter Deutscher schon für eine weit minder gute Sache, ja für die schlechteste Sache von der Welt im Dienst der Tyrannei gegen das eigene Volk, im Dienst des Auslands gegen das Vaterland hätten bluten müssen. — Zu den Gefühlspolitikern rechnet die Flugschrift ferner die Kleinstaatler, die sich über ihre Zusammengehörigkeit in einem Gau, in einem Clan, in einem einzigen der vielen kleinern und größern Volkszweige, in welche die deutsche Rieseneiche auseinander gewachsen ist, nicht erheben können zum Bewußtseyn, daß sie mit allen andern einer einzigen großen Nation angehören; die kleinmüthigen, engherzigen Philister, die nur ihr Kirchthurmsinteresse kennen, denen es völlig gleichgültig ist, wie viele deutsche Länder schon unter fremde Herrschaft gerathen sind, welches furchtbare Elend über Deutschland durch die Uneinigkeit seiner Stämme gekommen ist, und die nur jammern und weinen, wenn man sie in ihrer phlegmatischen Ruhe stört. Ein hübsches Exemplar dieser Gattung war der Pastor Schlaberg in Hannover, der im Ueberschwang seines Partikularpatriotismus ausrief: „Gestern stieg ein tausendjähriges Reich in die Gruft hinab, gestern wurde unser Vaterland begraben und mit ihm unsere theuersten Erinnerungen' ꝛc. und wenn er ‚in Thränen aufgelöst, dem eingesargten Vaterland den letzten Scheidegruß nachsendet und schluchzend in sein Grab hineinruft: Leb wohl, du theures Hannoverland!'" Erstens ist es ein Unsinn, zu sagen, ein Land werde begraben. Das Land ist geblieben, behält als Provinz seinen alten Namen. Das Volk ist geblieben und es hat sich nichts darin geändert, als daß es erinnert worden ist, es gehöre mit den übrigen deutschen Volksstämmen zu einem Ganzen zusammen.

Weitere Gefühlspolitiker sind die, welche Preußen beschuldigen, es habe den Krieg angefangen, um sich zu vergrößern. Nun ist aber längst bekannt, daß Preußen den Krieg gar nie gewollt hat, daß vielmehr Oesterreich den Krieg anfing, indem es den Gasteiner Vertrag brach und geheime Verabredungen mit Frankreich einging, nach welchem es sich mit Schlesien für Venetien entschädigen sollte. Auch rüstete Oesterreich zuerst und reizte die deutschen Mittelstaaten gegen Preußen auf, da ihnen doch Preußen nicht das geringste zu Leide gethan hatte. Unter den Mittelstaaten selbst war mehr als einer, der vor Kriegsbegierde brannte und nicht erst von Wien her aufgehetzt zu werden brauchte, vielmehr Oesterreich zum Kriege zu bewegen half und ihm Versprechungen machte, die er nachher nicht erfüllte. Grade da, wo jetzt am erbärmlichsten über preußische Vergewaltigung gewehklagt wird, war man vor dem Kriege am hitzigsten und unverschämtesten. Wo anders, als in Hannover und Frankfurt wurde der Plan geschmiedet, wie man Preußen theilen wolle, und der Plan in Landkarten eingezeichnet! Sie, welche sich schon im Voraus freuten, wie die Croaten in Berlin übel hausen würden, haben kein Recht, sich zu beklagen, wenn ihre eigene Stadt von Preußen zwar besetzt, aber doch mild behandelt wurde. Frankfurt a. M., welches mit der ungeheuersten Frechheit intriguirt, agitirt, ge-

schimpft und gelästert hatte, durfte nur 6 Millionen Contribution zahlen. Die vorliegende Flugschrift sagt: „Das ist viel Geld, sehr viel Geld, höre ich sagen! Allerdings, aber nicht grade für Frankfurt mit seinen Millionären, mit seiner Geldmacht. Hatte Preußen Grund zu diesem Druck? — Vielleicht hatte es mehrere. Faßt man aber nur das Eine ins Auge, was diese Frankfurter Geldmacht, den jüdischen Baron Rathschild an der Spitze, gegen die preußische Bank unternahm, um ihren Credit zu vernichten, den inneren Verkehr lahm zu legen und so die Führung des Kriegs unmöglich zu machen, und erwägt, welche Anstrengung aller Kräfte es Preußen kostete, um diesen beabsichtigten Todesstreich zu pariren, dann wird man schon um deswillen allein die Strafe eine — großmüthige zu nennen haben." Es wäre der Mühe werth, eine Auswahl der Infamien drucken zu lassen, welche die Frankfurter Judenblätter vor dem Kriege gegen Preußen ausgespieen haben, um akteumäßig zu constatiren, welche Großmuth Preußen übte, indem es nicht strenger mit Frankfurt verfuhr.

Die Flugschrift geht von den Gefühlspolitikern zu den Rechtspolitikern über. Das sind die Kieler Professoren, die Juristen des Nationalvereins, die wetteifernd mit den Großdeutschen Politikern das vermeinte Recht des Prinzen von Augustenburg verfochten. Es ist uns früher schon schwer geworden zu begreifen, wie sich jene zum Theil sehr achtbaren Männer, die sich als zu einem Nationalvereine constituirten, also die Nation und das große deutsche Nationalinteresse auf ihre Fahne schrieben, haben verleiten lassen können, zu den deutschen Mittel= und Kleinstaaten noch einen neuen augustenburgischen hinzufügen zu wollen. Es lag ja auf der Hand, daß die Mittel- und Kleinstaaten, um ihre Souveränetäten zu retten, das Gelingen der nationalen Einheitsbestrebungen um jeden Preis verhindern wollten. Was insbesondere den Prinzen von Augustenburg betrifft, so war von ihm keinerlei Schutz der norddeutschen Grenze, nach irgend eine Wiedergeburt der deutschen Marine zu erwarten. Diese konnte nur Preußen gewähren, der Prinz von Augustenburg war viel zu schwach und gab überdies, indem er den preußischen Beistand ablehnte und den französischen erbettelte, eine Gesinnung zu erkennen, von der sich für das große deutsche Nationalinteresse ein Heil nicht erwarten ließ. Von den neuesten Rechtspolitikern, welche die Mitregierung in Hannover, Kurhessen und Nassau von rechtswegen wiederherstellen möchten, wollen wir nicht weiter reden. Hätten sie irgend ein Recht, so stünde das nämliche Recht allen in der napoleonischen Zeit mediatisirten deutschen Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsfreiherrn und Reichsstädten, ja sogar den Bisthümern und Abteien des vormaligen Reiches zu. Alle diese befanden sich in ihrem Recht und hatten nicht das mindeste gethan, um es zu verscherzen. Völlig unschuldig wurden sie desselben beraubt und zum Theil durch dieselben Rheinbundstaaten, die sich jetzt beklagen, daß man ihnen Unrecht thue.

Die Moralpolitiker, die sofort an die Reihe kommen, sollten ganz das Maul halten. Wenn man gelesen hat, welche grobe Lügen und Verleumdungen gegen Preußen, seinen König und den Grafen Bismarck geschleudert worden sind, sollte die Partei, die alles das in die Presse warf, nur nicht von Moral und reiner Seele reden. Die Flugschrift spricht von der Heuchelei, die man Preußen vorgeworfen hat. „Kein Vorwurf ist in den letzten Tagen mehr gemacht worden, als dieser; und doch gibt es keinen Vorwurf, der anmaßender, unmoralischer und verwerflicher wäre als dieser; und um so verwerflicher, wenn er im Namen der Moral aufgeworfen wird. Wer wagt es Herzenskündiger zu seyn? Wer wagt es dem HErrn selbst ins Gericht zu fallen? Wir wollen nichts davon sagen, wie oft das ‚Königthum von Gottes Gnaden' selbst von Geistlichen mit Spott und Hohn übergossen worden ist. Aber wenn man den von dem preußischen Monarchen angeordneten Buß= und Bettag mit einem ‚Pfui über diesen Buß- und Bettag! welche Heuchelei!' begrüßte; wenn man aus Anlaß dieses Bußtags von der Kanzel herab den evangelischen Oberkirchenrath ‚eine Falschmünzergesellschaft' schelten hörte, dann muß man einen sonderbaren Begriff von Moral haben, wenn man solche Ausbrüche politischer Parteileidenschaft nicht von Herzen bedauern und verabscheuen wollte! — Jeder gläubige Christ weiß es und hat es oft genug erfahren, wie jede Aeußerung der Frömmigkeit, jedes ehrliche thatsächliche Bekenntniß für Heuchelei gehalten wird von den Ungläubigen. Es ist bei Einzelnen in unseren Tagen dahin gekommen, daß sie an einen aufrichtigen Glauben und ehrliche Frömmigkeit gar nicht mehr glauben. Sie meinen damit ihren eigenen Unglauben bemänteln zu können und jeder Beschämung dadurch überhoben zu seyn, daß sie jede Wahrheit des Glaubens an Andern wegleugnen."

Mit Recht frägt die Flugschrift, ob die Frömmigkeit, mit der die preußischen Krieger 1813 in den Kampf zogen und nach den blutigsten Schlachten das Gesangbuchlied: Nun danket alle Gott! sangen, auch Heuchelei gewesen sey? „Friedrich Wilhelm IV. sprach bei der Einweihung des Kölner Doms die Worte:

„Dies ist ein Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse; mit Thränen der Freude danke ich Gott dafür und flehe, daß die neuen Thore des Doms durch Gottes Gnade Thore einer neuen Zeit Deutschlands werden für Deutschland!" Auch das war Heuchelei? — Als sein Nachfolger unterm 18. Juni den Buß- und Bettag anordnete, sprach er: „Zu Gott kann ich aufblicken, wenn ich unter Anrufung seines allmächtigen Beistandes das Schwert ziehe zur Vertheidigung der theuersten Güter meines Volks. Mein Volk, ohne Unterschied des Bekenntnisses, wird auch jetzt zu mir stehen, wie es in den Zeiten der Gefahr zu meinem in Gott ruhenden Vater und zu meinen Vorfahren treu gestanden hat. Aber ohne des Herrn Hülfe vermögen wir nichts. Vor ihm und seinen heiligen Gerichten wollen wir uns in Demuth beugen, uns der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst neu getrösten und von ihm Sieg und Heil erflehen. So gereinigt und gestärkt können wir getrost dem Kampf entgegengehen. Am Mittwoch den 27. Juni soll ein allgemeiner Bettag gehalten werden. Zugleich soll während der Dauer des Kriegs im öffentlichen Gottesdienst dafür besonders gebetet werden, daß Gott unsere Waffen zur Ueberwindung unserer Feinde segne, und Gnade gebe, daß wir auch im Kriege uns als Christen gegen sie verhalten, durch seines Geistes Kraft sie zur Versöhnung mit uns neige und durch seinen allmächtigen Beistand uns bald wieder zu einem lieben, gesegneten, dauernden Frieden für uns und das ganze deutsche Vaterland verhelfe." — So zog der preußische König und sein Volk in den Krieg, von diesem Geist beseelt gingen sie in die Schlacht. — Da kann höhnen nur, wem solche Gesinnung und solcher Geist ein Aergerniß ist. — Soviel sich auch hie und da Unreines einmischen mag, das wird man nicht verkennen können, ein ernsterer Sinn, eine religiösere Stimmung hat im preußischen Volk und seinen Leitern Raum gewonnen, die noch aus dem Aufschwung von 1813 und den Liedern der Freiheitssänger in die Gegenwart herein klingt. Freilich wer sich in seiner einseitigen, kleinstaatlich partikularistischen Parteistellung so sehr verrannt hat, daß er in allen Actionen Preußens nur Raublust und Annexionsgedanken, und in jedem Worte seiner Herrscher nur Lug und Trug sieht, dem kommt es nicht mehr darauf an, auch den Vorwurf der Heuchelei selbst den heiligsten Momenten aufzudrücken; ein offener Blick kann darin nur eine moralische Verirrung sehen."

Am unbesonnensten ist der Vorwurf, Preußen sey selbst partikularistisch, indem es den Partikularismus anderer unterdrücke, es denke nur an sich, nicht an Deutschland, es wolle nur für sich Länder rauben, wie einst Gustav Adolf, und nehme die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation nur zum Vorwand, wie jener den Protestantismus. Einer solchen unwürdigen Vergleichung widerspricht die ganze Sachlage. Die Einigung der Deutschen ist für Preußen nicht Vorwand, sondern Zweck. Sie ist Lebensbedingung für Preußen, kein Gelüsten, dem man besser entsagen, das man besser unterdrücken könnte, sondern eine zwingende Nothwendigkeit zum Behuf der Selbsterhaltung. Preußen ist schon in Deutschland aufgegangen, seine Politik ist nothwendig die nationale. Anstatt Preußen einen Raubstaat zu nennen, der die Bundesstaaten nur verschlingen wolle, muß man es den natürlichen Kern nennen, an den das übrige Deutschland sich ankristallisiren soll, und jeder Deutsche muß Gott danken, daß ein solcher fester Kern gegeben ist. Es gibt eine Moral der Völker, aber ihr erstes Gebot ist für jedes Volk, keinen Selbstmord zu begehen, sich nicht durch eigene Dummheit, Niedertracht, unvernünftigen Bruderhaß und Verrath selber zu Grunde zu richten und unter die Herrschaft fremder Nationen zu bringen. Gegen den ersten Satz der Völkermoral sündigen grade die, welche die große patriotische Politik, durch welche Deutschland endlich geeinigt werden soll und kann, eine unmoralische nennen.

Weiter kommt die Flugschrift auf die Idealpolitiker oder Doctrinäre zu reden, welche die große nationale Frage ganz ignoriren und die Tagesereignisse nur nach der constitutionellen oder demokratischen Schablone beurtheilen, und die niemals begreifen wollen, daß ihre Worte keine Thaten sind. Endlich auch auf die confessionellen Politiker. Der Verfasser bemerkt: „Was im entgegenstehenden Fall, d. h. wenn Oesterreich den Sieg davon getragen hätte, geschehen wäre in dieser Beziehung, wollen wir ununtersucht lassen. Das Schreiben des Cardinals-Staatssecretärs Antonelli in Rom, der, als die Nachricht vom Siege Preußens zu ihm drang, meinte, ‚die Welt müsse einstürzen', läßt zwar ahnen, was man gehofft und erwartet und was man gefürchtet, aber es war doch, wie sich ergeben, ein ziemlich unnöthiger Schreck. Sollten aber die Katholiken Süddeutschlands in der Uebermacht und Hegemonie Preußens in Deutschland dennoch eine Gefahr für ihre Kirche zu erblicken meinen, so dürfte eine einfache Hinweisung auf die Stellung der katholischen Kirche in Preußen genügen, wo dieselbe des liberalsten Schutzes, der selbständigen Freiheit und ungehindertsten Wirksamkeit sich erfreut, einer Freiheit und eines Schutzes, wie sie nicht selten selbst von Protestanten mit einigem Neid betrachtet, von den Katholiken Preußens aber stets dank-

bar anerkannt worden sind. Machen doch die Katholiken ein volles Drittel der preußischen Bevölkerung aus, und man frage sie, ob nicht die vollste Zufriedenheit mit ihrer Lage bei ihnen herrscht, ob sie nicht eben so gute Preußen sind wie die Protestanten? Man vergleiche damit die Stellung und Lage der Protestanten in Oesterreich, und zwar nicht etwa blos in den undeutschen Gebietstheilen, sondern auch in denen, die sich zum deutschen Bruderstamm rechnen, wie z. B. in Tirol. — Die bevorzugte Lage der Katholiken in Preußen mußte sogar ein Ketteler anerkennen; und der König von Preußen konnte mit vertrauensvollem Rechte sagen: ‚Mein Volk wird auch jetzt ohne Unterschied des Bekenntnisses zu mir stehen, wie es in den Zeiten der Gefahr zu meinen Vätern gestanden.‘ Das preußische Volk wußte, um was es sich handele, nämlich nicht um Religion und Kirche, sondern um Preußens Existenz und Beruf, um Deutschlands Einheit und politische Regeneration.“

Von Seiten süddeutscher Protestanten war es allerdings in hohem Grade unbesonnen, gegen die einzige protestantische Macht, die ihnen, wenn sich die confessionellen Leidenschaften wieder entzünden sollten, Schutz gewähren kann, eiservoll zu Felde zu ziehen. Indessen halten wir die Unterstellung, nach welcher ein Sieg der Oesterreicher im vorigen Jahre eine große Verfolgung der Protestanten nach sich gezogen haben würde, für unstatthaft. Außer in Italien ist man nirgends so unkatholisch als in Oesterreich.

Jede Nation hat ein Recht zu existiren, ist sie aber zahlreich genug, so hat sie auch die Mittel, zu existiren. Sie muß aber die gewaltigen Kräfte, die in ihr liegen, zusammenhalten, um jedem äußern Feinde überlegen, oder wenigstens gewachsen zu seyn. Sie darf sich nicht zersplittern und in lockere Bestandtheile auflösen, die in Haß gegen einander entflammen und sich dem Ausland verkaufen, um ihre eigenen Stammgenossen zu verderben. Nachdem das die Deutschen lange genug gethan hatten und trotz ihrer ungeheuern Anzahl und Tapferkeit einzig durch ihre Uneinigkeit und gegenseitigen Verrath, allesammt (zum erstenmal in der Weltgeschichte) unter ein fremdes Joch gebeugt wurden, erst unter Napoleons Gewaltherrschaft im Anfang unseres Jahrhunderts, fing man in Deutschland an, sich zu besinnen, wie unvernünftig man bisher gehandelt habe. Der große Gedanke brach sich Raum: Wir Deutsche alle müssen zusammenhalten, um das schreckliche und schmähliche Joch der Fremdherrschaft zu zerbrechen, und wenn es uns gelungen seyn wird, müssen wir uns eine Verfassung geben, die uns für alle Zukunft fest vereinigt hält. Wir brachen das Joch der Fremdherrschaft im glorwürdigen Jahr 1813 und die Preußen gingen damals allen andern Deutschen voran und haben das Größte für die Befreiung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes gethan. Es war frei, aber es sollte nicht einig bleiben, denn Oesterreich und die vormaligen Rheinbundstaaten hinderten es, indem sie Preußen entgegentraten und sich auf dem Wiener Congreß mit den auswärtigen Großmächten verständigten, die so natürlichen und berechtigten Einheitsbestrebungen der deutschen Nation, die Begeisterung und die in allen edlen Seelen fortglühende Vaterlandsliebe als revolutionäre Umtriebe zu brandmarken und zu unterdrücken. Die preußische Regierung sah sich damals isolirt und fügte sich. Eine Reaction der für Deutschland demüthigendsten und schimpflichsten Art brach herein. Die Politik der Congresse, der geistlose Polizeistaat, die Censur hielten jede nationale Regung nieder. Nur der französische Liberalismus machte mit Glück Opposition gegen die Bourbons. Hier bekam man Luft, hier entfaltete sich eine elastische Kraft, um an den eisernen Banden zu rütteln, in denen die Pentarchie der Großmächte das ganze Festland von Europa zusammenschnürte. Da man nun in Deutschland nicht mehr patriotisch seyn durfte, erlaubten die in den vormaligen Rheinbundstaaten nach französischer Schablone eingeführten Verfassungen, wenigstens liberal zu seyn, und so erneuerte sich die Opposition gegen das Bestehende, die ursprünglich deutsch patriotisch gewesen war, als französisch gefärbte liberale Opposition, die Jahr aus, Jahr ein mehr Fortschritte machte und 1848 sogar siegte. Erst in diesem Jahre des Siegs besann sich die Opposition in Deutschland, es handele sich nicht blos um Freiheit, die man wiedererobert hatte, sondern auch um Einheit der Nation, und man machte einen Versuch, die Einheit zu erreichen, verbunden mit der Freiheit. Aber der Liberalismus wurde durch seinen Pedantismus, indem er mehr auf formelle Freiheitsbürgschaften, als auf materielle Macht sah, und sich ihm eine durch und durch unpatriotische Demokratenpartei anhing, vom Ziel der Nationaleinheit abgelenkt. Er zeigte sich unpraktisch in Nichtbenutzung des rechten Moments, verlor das Terrain und konnte nicht verhindern, daß der alte Bundestag wiederhergestellt wurde.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 87. 30. October 1867.

## Aesthetik.

Von der Kunst. Von Joseph Ritter von Führich, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Erstes und zweites Heft. Wien, Carl Sartori, 1866. 1867.

Der berühmte Verfasser erwirbt sich ein großes Verdienst, indem er zeigt, wie man die Kunst tiefer auffassen müsse, als es die Eitelkeit und Oberflächlichkeit unserer Zeit zu thun pflegt. Die Kunst nämlich hat leider Theil genommen an dem großen Abfall von der christlichen und ritterlichen Gesinnung früherer Zeiten. Sie ist seit dem Aufkommen der Renaissance die Schmeichlerin und Kupplerin der Höfe geworden, hat sich andererseits den pedantischen Launen akademischer Gelehrsamkeit unterworfen und kehrte in der niederländischen Schule, Landschaft- und Genremalerei zwar zur Natur zurück, aber ohne das Heilige wiederfinden zu können.

An die Stelle der Religion wurde die Kunst selber gesetzt. „Als der Kirchenglaube in protestantischen Gegenden wich, als der Himmel mit seiner Gottesmutter, die Heiligen mit ihrer tiefen Lebensschönheit, das täglich sich wiederholende Opfer mit der Vermittlung des Bleibens Christi unter uns dem neuen ‚Lichte' weichen mußten, da warf diese Finsterniß einen schrecklichen Schattenstreif, die Hexenprozesse, in den neuen Tag. Bei der angestrebten Vernichtung des dargestellten Glaubens, d. h. der Bethätigung des Glaubens durch die Werke, muß diese Erscheinung trotz ihrer Greuelhaftigkeit fast noch als ein Rest alles Positiven betrachtet werden, seitdem ist es der personificirten außermenschlichen Finsterniß gelungen, sich selbst zu negiren, und somit ihre Gegner auf die leichteste Weise zu beseitigen. Mit der Lehre des Reformators von der Verwerflichkeit der guten Werke war die eine Seite der Darstellung des Glaubens, die Religion im Handeln; mit dem consequent aus dieser Lehre fließenden Bildersturm, die Darstellung der Religion in Bildern, und mit ihr die Kunst verworfen. Hat man seitdem fortgefahren, den Pinsel und Meißel zu gebrauchen, und die Losreißung der Kunst vom Leben der Kirche als eine Befreiung vom alten Götzendienste (so ward die kirchliche Kunst genannt) anzupreisen, so hat die neuere Kunst ihre Verplitterung in Fächer und Fächelchen als Erweiterung ihres Gebietes darzustellen sich bemüht, ohne zu fühlen, daß die scheinbare Breite desselben auf Kosten ihrer Höhe und Tiefe gewonnen wurde. Was aber den Vorwurf des Götzendienstes betrifft, so hat die Ungerechtigkeit damit nicht den eigensten Kunstberuf und ihren jungfräulichen Dienst im Hause Gottes getroffen, sondern, sich selbst das Urtheil sprechend, prophetisch die Kunst als Götzendienst bezeichnet. Halten wir Umfrage bei den meisten Künstlern, welche nicht der Kirche angehören, jedoch von einem dunklen Instinkte getragen auf ihrem traurigen Standpunkte der Kunst ihre Würde gewahrt wissen, und sie nicht gänzlich im gemeinen Schlunde der ‚Industrie und Gewinnsucht' untergehen sehen wollen, und sie werden uns die schreckliche Antwort geben, welche ich dieser Tage in einer Biographie zu lesen Gelegenheit hatte: ‚Die Kunst war seine Religion.'"

Die Kunst hat sich, wie die Wissenschaft, von der Religion abgewendet. Nichts ist für unsere Zeit charakteristischer, als der Versuch des berühmten Alexander von Humboldt, mit allen Kräften seiner Wissenschaftlichkeit in seinem Kosmos sich zugleich als großen Maler zu erproben, der das Naturganze in einem vollendeten Bilde hinwirft. Darin liegt der tiefste Mißgriff und mit Recht macht Führich darauf aufmerksam, der Künstler sey Gott, der die Welt so wundervoll geschaffen und dessen der eitle Akademiker mit keinem

Worte gedacht hat. „Hast Du den Kosmos gelesen, lieber Leser? und was lehrt er Dich über diese brennenden Fragen? Antwort: Nichts. Nun, er beschäftigt sich nur mit der Natur als solcher, und es ist wahr, die Humboldte kommen nicht alle Tage. Was lehrt er Dich von der Natur? Scharf zugesehen: ebenfalls nichts. Er hat in dem Buche ein wahres Brillantfeuerwerk von Specialkenntnissen, Forschungsresultaten, glänzenden Schilderungen, hypothetischen Fernsichten, die sich durch entgegengesetzte wieder aufheben, oder in eigenem Feuer aufleuchten, und in andern verschwinden, vor Dir abgebrannt. Du hast nun ein Bild, eine Darstellung, zwar nicht von der Natur (denn die steht ruhig in ihre undurchdringlichen Schleier gehüllt), aber von ihm, dem großen Gelehrten, erhalten. Er hat erreicht was er erstrebt, er ist der große Forscher Humboldt. Du hast das Buch gelesen, das Feuerwerk ist verpufft, und geblendet von ihm stehst Du in einer tiefern Nacht als früher, allen ungelösten brennenden Fragen gegenüber. Die kindische Eitelkeit, die den Mann bestimmte, seinen von ‚Vorurtheilen' der Offenbarung unabhängigen und grade deshalb kleinen Geist mit der großen Natur zu illustriren, findet einen komischen Ausdruck in der von ihm veranlaßten Darstellung seiner Stube und ihres Zustandes — ‚als ich den Kosmos schrieb' — hieran können wir, ohne Varnhagen von Ense, genug haben, und ohne dem Ameisenfleiß des Mannes Unrecht zu thun, ihn und sein Urtheil an seinen Platz stellen."

Es ist sehr merkwürdig, daß die Neuern, indem sie die Materie und die Form vergöttern und das wahrhaft Göttliche absichtlich ignoriren, noch hinter den heidnischen alten Griechen zurückgeblieben sind, welche die christliche Wahrheit nicht kannten und doch im Adel ihrer Götterbilder die Ahnung dessen aussprachen, was sie noch nicht besaßen. „Die Plastik allgemein geglaubter gottmenschlicher Verhältnisse schuf selbst im Heidenthume, und da wieder besonders bei den Griechen, den Trägern heidnischen Idealismus, trotz jener furchtbaren Verzerrungen, die ihren Grund in der damaligen Lage unseres Geschlechtes hatten, jene plastischen Sculpturwerke, welche, obgleich im Götzendienste dämonisch ausgenützt, dennoch Zeugniß von zwei allgemeinen Wahrheiten geben, auf denen (jenen Geschlechtern freilich fast unbewußt) eben alle Wahrheit in der Menschengeschichte beruht; daß nämlich, zurückgreifend in die Urzeit unseres Geschlechtes, — nach heidnischen Begriffen ins goldene Weltalter — der Mensch ein Bild Gottes, ein göttlicher Mensch war. Und vorahnend weisen die herrlichen, bis ans Erhabene streifenden Gebilde und Darstellungen des Menschenleibes vor allem ihrer Göttersöhne auf den menschlichen Gott — in die Sprache der Wahrheit übersetzt — auf den menschgewordenen Sohn Gottes."

Zwar hat auch die neuere Zeit die christliche Kunst nicht verloren und wir haben neue, freudenreiche Anfänge einer wahrhaft heiligen Malerei erlebt, die uns in die schöne Zeit vor der Renaissance zurückführt und aus der Galerie in die Kirche, die in den entweihten Kirchen selbst wie die athletischen, so die üppigen Kirchenbilder der Renaissancezeit durch Bilder inniger und demuthsvoller Andacht ersetzen will. Aber das sind erst Anfänge und die heidnische Kunst hält die christliche noch übermächtig nieder. Dem entsprechen auch die ästhetischen und kunstgeschichtlichen Lehrbücher, die nur künstlerische Meisterschaft, die Technik und Schule ins Auge fassen, von der Bestimmung der Kunstwerke, vom Inhalt und von der Wirkung desselben aber ganz absehen. Seit Vasari ist es den Verfassern der Lehrbücher über die Kunst durchaus gleichgültig, ob sie das Bild in einer Kirche, in einem Boudoir, oder in einem Stalle gefunden haben. Sie nehmen sie alle weg und stellen sie in einer Galerie zusammen nach den Meistern und ihren Schulen. Da kommt, was fromme Andacht im Dienste der Kirche gemalt hat, neben ein Bild, womit irgend ein französischer Hofmaler die abgestorbenen Sinne Ludwigs XV. gekitzelt hat, oder neben ein niederländisches Viehstück. Die Kirche und die ihr dienenden Künste haben keinen besondern Platz mehr in den Lehrbüchern, am wenigsten einen Platz, der den profanen Kunstgebieten übergeordnet wäre.

Das schlimmste aber ist, daß auch innerhalb der Kirchenräume selbst der kirchenfeindliche Naturalismus, die Lust des Fleisches, neben dem neuheidnischen Geist der Akademien Eroberungen gemacht und sich eingenistet hat. Gar keine Kirchenbilder sind am Ende besser, als solche, worin das christliche Gefühl erstorben und nur heidnische Pracht, Sinnenlust oder gar Ironie aufgeblüht ist.

Indessen wird kein Zeitgeist durch die Kunst erschaffen, sondern der Zeitgeist richtet sich die Kunst zu, wie er sie grade braucht. Deswegen kann hier von der Kunst aus kaum geholfen werden. Erst muß das ganze Leben der Völker wieder von christlichem Geist durchdrungen werden, dann wird auch die Kunst der großen Strömung wieder folgen.

## Politische Schrift.

Der Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutschen. Leipzig, Otto Wigand, 1867.

(Schluß.)

Mitten in jener Sturmzeit gaben wir in den Neujahrsbetrachtungen unseres Literaturblatts 1849 einen Ueberblick über die ganze große Bewegung in Deutschland und bewiesen, noch ehe sie zu Ende war, sie habe ihr Ziel bereits verfehlt. Es lag etwas Prophetisches in unsern Worten, weshalb wir die Hauptstelle hier wiederholen: „Sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er nicht in der Paulskirche, sondern auf dem Schlachtfelde gemacht werden. Nach der sinnigen Sage schläft der alte Kaiser am Steintisch in tiefer Bergeskluft und wird erwachen und hervorkommen mit seinen Helden, um die große Rettungsschlacht zu schlagen, in der die Einheit und das Kaiserthum wiedererstehen sollen. An Schlachten denkt die Prophezeihung, nicht an gehässige Debatten unversöhnlicher Parteien über unfruchtbare Paragraphen, nicht an ewig mißlingende Unterhandlungen über unmögliche Vereinbarungen schlechterdings unvereinbarer Interessen. Nach der Sage frägt der alte Kaiser im Schlafe: fliegen die Raben noch um den Berg? und wenn es bejaht wird, sagt er: so ist es noch nicht Zeit, und schließt die Augen wieder. Die Raben aber fliegen noch, ihr dichter Flug, ihre rauhen Stimmen sind nur zu aufdringlich. Sie haben der Einheit Deutschlands schon das Grablied gekräht, ehe sie noch wiedergeboren war. Bei diesem kläglichen Abortus haben nur wohlmeinende Schwäche, unbesonnenes Vertrauen, allstörendes Mißtrauen, Unentschiedenheit, Wollen des Unmöglichen und dann wieder Verzweiflung, Meinungwechsel und Abfall auf der einen Seite, Hinhalten, Zeitgewinnen, Verstellung, mitleiderregende Demuth öffentlich, und kraftvolles Zurüsten insgeheim auf der andern Seite, endlich die Frechheit des offenen Hasses, die Schadenfreude, daß nichts zu Stande kommen soll, und der Sarkasmus, der das todte Kind schon vor seiner Geburt mumisirte, zu Gevatter gestanden.

Das Reich der Worte und des Geschwätzes dürfte bald aufgehört haben; unwiderstehlich drängt es die Welt zum Handeln, zu Thaten der Entscheidung, zu Neuem, was die Professoren noch nicht wissen, und zu Werken des Kriegs, wie ungern auch die jetzt noch allein herrschenden Juristen die Krieger aufkommen sehen. Die allzu klug geschulte und abgeschwächte Menschheit gewinnt auf einmal die alte romantische Kraft, sie hat gut gelernt, gelesen, beschrieben, und wieder beschrieben, was vor ihr gethan worden ist. Sie will nun wieder selber etwas thun, was schwächere Enkel wieder lernen und beschreiben mögen. Zu diesem großen Styl der neuen Thatsachen paßt die alte Kleinmeisterei nicht mehr. Man fühlt, die ängstlich gehüteten Sonderinteressen und Bequemlichkeiten werden doch dem allgewaltigen Sturm des Zeitgeistes weichen müssen, aber dieser Zeitgeist selbst, es ist nicht das Schemen des Schemas constitutioneller, republikanischer oder socialistischer Schulbegriffe, es ist nicht das Zeitungsgeschwätz, nicht das Klappern von dreitausend parlamentarischen Windmühlen, sondern es ist der lebendige Odem Gottes, wie er aus winterlicher Dürre die Fülle der Natur neu hervorruft, die Wonne neuer Jugend und Heldenlust, der männliche Thatendrang erwachender Völker; die neue überraschende Fruchtbarkeit der jahrelang sterilen, jetzt wieder staunenswürdige Thaten auf Thaten gebärenden Weltgeschichte. Wo so gewaltig und in üppiger Fülle die Ereignisse sich drängen, hoffe und fürchte man ja keinen baldigen Stillstand. Wir stehen erst am Anfange der großen Welterschütterung, die wahrscheinlich noch lange fortdauern und noch größere Schrecken, aber auch noch schönere Erhebungen bringen wird, als wir sie zuletzt erlebt haben, und die am Ende auch noch zu größern Erfolgen führen wird, als wir bis jetzt ahnen können. Das ungeheure Wortgefecht in Deutschland war nur das Aufwirbeln des Staubes vor dem Gewitter. Die bis zu völliger Rathlosigkeit gediehene Confusion in Frankfurt wird nur die Folie seyn von Thaten der Entscheidung, denn noch hat jeder gordische Knoten sein Alexandersschwert gefunden. Blüchers schönes Wort, die Federn sollen nicht verderben, was die Schwerter gut gemacht, wird sich in einem neuen Sinn erfüllen, die Schwerter werden wieder gut machen, was die Federn verdorben haben. In dem Geist unserer Heere liegt eine große Zukunft. Ueberall, wo sie sich zeigte, hat die deutsche Heeresmacht, obgleich jung und ungeübt, obgleich von vielen Seiten beirrt und verführt, doch eine Tapferkeit und Treue bewährt, der Väter von 1813 vollkommen würdig, und überall hat sie gesiegt. Das ist die herzerfreuendste Erfahrung in diesen unerquicklichen Zeiten der Ungewißheit und vorenthaltenen Entscheidung. Was auch über Deutschland komme, seine kriegerische Jugend wird mit Ehren bestehen. Und vielleicht wird der fabelhafte Ruhm, den Frankreich aus dem Grabe in der Invalidenkirche muthwillig heraufbeschwört, diesmal Deutschland zufallen, das gar nicht daran gedacht hat. Nur ein großer Krieg, in dem wir siegen, kann Deutschland die Erfüllung aller seiner Hoffnungen gewähren

und unsere Staatsmänner und Parlamente auf die Höhe der Nationalpolitik erheben, zu der sie auf keiner Leiter von Grundrechten und Verfassungsparagraphen emporklimmen werden."

So schrieben unsere Blätter am Neujahr 1849, ehe noch in Frankfurt zur Kaiserwahl geschritten ward, als die Professoren und Juristen in der Paulskirche noch immer meinten, ein deutsches Reich ließe sich ohne Blut und Eisen aus Parlamentsreden und papierenen Reichsverfassungsparagraphen aufbauen oder auf dem Prozeßwege zu Tage fördern.

Jetzt hat sich zugetragen, was wir damals voraussahen. Der rechte Weg ist betreten, wenn wir auch noch nicht am Ziele sind. Die Gewalt hat angefangen, das Recht der Nation zur Geltung zu bringen. Recht ohne Macht nutzt nichts. Daran sind schon viele brave Völker zu Grunde gegangen. Denken wir nur an die armen Polen! Will eine Nation ihr gutes Recht durchsetzen, so muß sie sich in furchtbarer Heereskraft entfalten, wie es die Deutschen 1813 schon einmal gethan haben. Keine Verfassung, kein Kammergeschwätz, kein Zweckessen rettet ein Volk, wenn es nicht Kanonen und Bajonette genug austreibt. Nichts in der Welt ist aber einfältiger, als wenn in einer Nation, die bereits mit Blut und Eisen sich Bahn zur Einigkeit gebrochen hat, noch Leute mit ohnmächtiger Wuth dagegen toben. Das ist der Preußenhaß, von dem die vorliegende Flugschrift redet und den sie ehrlich zu bekämpfen sucht. Wir fürchten ihn nicht. Er ist denen am schädlichsten, die ihn hegen. Denn daß Preußen diesmal wieder auf der Seite des nationalen Rechtes steht, ganz ebenso wie 1813, liegt auf der Hand und eben so unwidersprechlich ist die Macht Preußens, die Stärke des norddeutschen Bundesheeres, welches die unwiderstehliche Gewalt des nationalen Gedankens unterstützt. Wo Macht und Recht so innig sich verbünden, sind Unrecht und Ohnmacht einer noch verblendeten Minderheit in Deutschland nicht zu fürchten.

Wir haben uns lange genug mit Surrogaten der Einheit begnügen müssen. Nachdem man ihre gänzliche Untauglichkeit erkannt hat, strebt die Nation mit unwiderstehlicher Naturgewalt zur wahren Einheit hin. Zwar läßt sich dieselbe immer noch in einer föderalistischen Form denken, aber nur, wenn die föderirten Staaten das eiserne Band einer einheitlichen Armee, einheitlicher Verkehrsanstalten, eines einheitlichen Gewerbe- und Handelsystems, einheitlichen Postsystems, Maaßes und Gewichtes 2c. umschlingt. Wo dieses eiserne Band, welches nur eine Großmacht um die kleinern Bundesgenossen schlingen kann, nicht vorhanden ist, dann fällt die Föderation, wie das alte Reich und wie noch die letzte Bundesverfassung bewiesen hat, nothwendig auseinander. Wie die Glieder des Leibes, vom Haupte regiert werden, so können auch Bundesglieder naturgemäß nur zusammenhalten, wenn sie ein Bundeshaupt haben. Ein Föderalismus völlig gleich berechtigter Glieder ohne Haupt, ist der nothwendige Feind der nationalen Einheit. Daß es dynastische und lokale Partikularinteressen gibt, die sich nicht gern ein Opfer zu Gunsten der nationalen Einheit zumuthen lassen, ist gewiß und natürlich erklärbar, da ihnen grade zu gute gekommen ist, was der Gesammtnation zum größten Nachtheil gereicht hat. So mag man in Hietzing jammern oder fluchen. Aber sollte denn ganz Deutschland Hietzing, die ganze deutsche Nation blind seyn wollen? Zum erstenmal bietet sich der deutschen Nation die Gelegenheit dar, sich unter den günstigsten Umständen zu einigen. Sie hatte früher schon Gelegenheit dazu, aber unter ungünstigen Umständen. Nach den glorreichen Siegen der Deutschen über Napoleon hätten sie sich einigen können und sollen, aber die Umstände waren ungünstig, weil Preußen damals noch zu schwach war, die deutsche Sache zu retten, nachdem Oesterreich und die Rheinbundstaaten sich mit Frankreich, Rußland und England verschworen hatten, die von allen guten Patrioten (vom katholischen Görres, wie vom protestantischen Arndt) heiß ersehnten Einheit zustandekommen zu lassen. Eine zweite Gelegenheit bot sich dar, als die nichtswürdige Politik Metternichs und ihre zur Schmach unserer Nation gereichende Schöpfung, der s. g. deutsche Bund, den Deutschen endlich unerträglich wurde und in der Revolution von 1848 zusammenbrach. Alles schrie nach nationaler Einheit, aber die Umstände waren wieder ungünstig. Welche Tugenden auch den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. auszeichneten, so besaß er doch nicht die eiserne Hand, um die zerstreuten und zerrissenen Zügel der Gewalt fest zusammenzufassen, und welche patriotische Männer auch im Parlamente zu Frankfurt saßen, so konnten doch Worte die Thaten nicht ersetzen. Nunmehr ist es anders, jetzt ist die Gelegenheit günstig. Der Mann ist gefunden und das Wort ist That geworden.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonniet durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 88. 2. November 1867.


## Neueste Geschichte.

Kaiser Maximilians Erhebung und Fall. Originalcorrespondenzen und Documente im geschichtlichen Zusammenhange dargestellt von Emil Grafen Kératry. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1867.

Wir glauben der Wißbegier unserer Leser am besten zu genügen, wenn wir ihnen im kürzesten Umriß das Wichtigste vom Inhalt des vorliegenden sehr interessanten Werkes skizziren. Was zur Beurtheilung darüber sich sagen läßt, kann hintennach folgen.

Das Vorwort bemerkt: „Die in der nachfolgenden Arbeit von Emil Grafen Kératry, ehemaligem Ordonnanzoffizier des Marschall Bazaine, gegebene Darstellung des Untergangs des zweiten mexikanischen Kaiserreichs wurde bereits zum Theile nebst den meisten in derselben enthaltenen authentischen Actenstücken durch die in Paris erscheinende ‚Revue Contemporaine' veröffentlicht. Verschiedene Documente jedoch, deren Publicirung der bestehenden Preßverhältnisse wegen in der ‚Revue' unthunlich schien, konnten der in Leipzig erscheinenden, einzig autorisirten französischen Buchausgabe wie deren vorliegenden Uebersetzung noch beigefügt werden."

Bekanntlich vereinigten sich Frankreich, England und Spanien zu einer Expedition nach Mexiko, um Ersatz für die ihren Bürgern daselbst geraubten Werthe und Bürgschaften für einen künftigen bessern Schutz derselben und ihres Eigenthums zu erzwingen. Den Oberbefehl über die Expedition erhielt der französische Admiral Jurien de la Gravière. „Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thouvenel, fügte den Instructionen des Admirals hinzu: ‚Die verbündeten Mächte unterlassen es, sich in die innern Angelegenheiten des Landes zu mischen, namentlich einen Druck auf den Willen der Bevölkerung in Bezug auf die Wahl ihrer Regierung auszuüben.' Die Landungsarmee war unter den Befehl des spanischen Generals Prim gestellt worden. Spanien sandte 7000, Frankreich ungefähr 30,000 Mann; England schickte nur Seetruppen ans Land. Am 19. Februar 1862 war zwischen der mexikanischen Regierung und den Bevollmächtigten Spaniens, Englands und Frankreichs der ‚Präliminarvertrag von Soledad' unterzeichnet worden, welcher im ersten Artikel die Autorität des Präsidenten Juarez bestätigte. Bis die betreffenden drei Regierungen in Europa sich über diesen Vertrag erklärt haben würden, sollten die europäischen Landungstruppen, um nicht dem Fieberklima in Veracruz ausgesetzt zu bleiben, in die höher gelegene und gesündere Gegend von Orizaba und ein paar andern Punkten verlegt werden und die Waffen sollten ruhen. Doch hatte die mexikanische Regierung die Bedingung gestellt, daß ‚wenn die Unterhandlungen abgebrochen würden' (Artikel 4), die verbündeten Truppen die eingenommenen Stellungen verließen und sich auf die Straße von Veracruz bis Paso Ancho zurückzögen, ehe sie die Feindseligkeiten begännen, während die Hospitäler der Verbündeten unter dem Schutze des mexikanischen Volkes verbleiben würden. Ehe die Antwort aus Europa kam, vergingen fast zwei Monate. England und Spanien bestätigten den Vertrag, erhielten die verlangten Entschädigungen und zogen ihre Truppen zurück. „Frankreich erklärte durch den Moniteur, daß es den Vertrag von Soledad nicht annehmen könne, ‚weil er der Würde der Nation zuwiderlaufe.'" Jedermann war darüber erstaunt und am meisten der Admiral, der alles erreicht zu haben glaubte, was Frankreich habe fordern können. Die französischen Landtruppen, nur 6000 Mann stark (wie hier auf S. 6 gesagt wird, nachdem sie auf S. 3 zu 30,000 angegeben waren) zogen sich zurück. „Während das Corps, den übernommenen Verpflichtungen

gemäß, den Marsch ausführte, verbreitete sich das Gerücht, daß das Leben der französischen Soldaten, die in dem Hospitale zu Orizaba, unter dem Schutze der Feinde, zurückgelassen worden waren, durch das juaristische Heer bedroht sey. Der französische Commandant wollte Schutzlose nicht morden lassen, kehrte sogleich um, handelte, wenn auch mit Bedauern, gegen das gegebene Wort und begann die Offensive dadurch, daß er sich in Eilmärschen gegen Orizaba wendete, ohne über die Position am Chiquihuite gegangen zu seyn." Zugleich wurden von französischer Seite Unterhandlungen mit dem merikanischen General Marquez angeknüpft, einem Gegner des Juarez.

Diese überraschende Wendung der Dinge in Meriko erklärt nun Graf Kératry durch die Intrigue, die in Paris gespielt worden war. Er wagt nicht zu behaupten, dieselbe datire sich schon vom Frieden von Villafranca her, gibt ihr aber jedenfalls schon einen frühern Ursprung. Seit 1859 war dem Klerus in Meriko durch Juarez das ungeheure Kirchengut geraubt worden. La Bastida, der Erzbischof von Meriko, und viele vornehme Merikaner, der Erpräsident Miramon, General Almonte rc. waren nach Paris geflüchtet und knüpften hier, wie auch in Rom die Fäden eines Planes an, durch den ihre Partei in Meriko wieder zur Herrschaft gelangen sollte. Napoleon III. würde sich schwerlich dabei betheiligt haben, wenn nicht der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebrochene Bürgerkrieg ihn sicher gemacht hätte, daß er eine Intervention in Meriko wagen könne, ohne von den Yankees gestört zu werden. Diese hatten genug mit sich selbst zu thun und in den ersten Jahren hatten die aristokratischen Südstaaten weitaus das Uebergewicht über die Republikaner des Nordens. Von den Südstaaten war nun zu erwarten, daß sie in dem ihnen benachbarten Meriko die Herstellung einer geordneten und monarchischen Gewalt lieber sehen würden, als die Fortdauer der bisherigen republikanischen Anarchie, daß sie in einem künftigen merikanischen Kaiser einen natürlichen Verbündeten gegen die republikanischen Parvenus und den unbotmäßigen Demos sehen würden. Dies ermuthigte den Kaiser der Franzosen zu der Expedition nach Meriko, die er übrigens in einer großartigen Weise auffaßte. Als er die ersten großen Verstärkungen der Expeditionsarmee unter dem General Forey nachschickte, verkündete er der Welt im Frühjahr 1862, er wolle der romanischen Race in Amerika aufhelfen, um sie gegen die germanische in der angelsächsischen Union zu schützen. Es lag darin in der That ein großer welthistorischer Gedanke. Auch hatte er bereits mit dem österreichischen Erzherzog Marimilian, der früher schon einmal in Südamerika gewesen war und für diesen schönen Welttheil schwärmte, Verhandlungen angeknüpft, wobei sich die klerikalen Flüchtlinge aus Meriko angelegentlich betheiligten. Sie versprachen dem Erzherzog, wie man zu sagen pflegt, goldne Berge, Frankreich versprach ihm seinen Schutz. Sogar sein Schwiegervater, der kluge alte König Leopold von Belgien, war damit einverstanden. Der Papst gab seinen Segen dazu und so nahm der Erzherzog keinen Anstand, sich zur Annahme der merikanischen Krone bereit zu erklären; wie feurig seine belgische Gemahlin Charlotte ihm zustimmte, ist bekannt.

Dieser Plan, dessen Ehre der Kaiser der Franzosen sich mit Recht angeeignet haben würde, wenn er geglückt wäre, weil ohne eine französische Armee kein La Bastida, kein Marimilian und auch kein Papst den Plan hätten fassen können, war in tiefes Geheimniß gehüllt. Der französische Admiral, der die ganze Expedition nach Meriko führte, wußte nichts davon. Auch General Prim, der sämmtliche Landungstruppen commandirte, wußte nichts davon. Dieser abenteuerliche Spanier hatte ehrgeizige Pläne. Als kühner Soldat träumte er von Siegen in Meriko und daß er sich selbst vielleicht würde zum Beherrscher dieses Reichs aufschwingen können. Ihm wäre am liebsten gewesen, wenn Frankreich den Vertrag von Soledad anerkannt und seine Truppen zurückgezogen, Spanien aber ihn nicht anerkannt hätte. Nun er aber sah, daß Frankreich ihm zuvorkam und viel mehr Streitkräfte aufbieten konnte, als Spanien, und daß ihm die gehofften Lorbeern ein- für allemal von Frankreich entrissen wären, zog er grollend ab.

Was England betrifft, so beschuldigt Graf Kératry den französischen Minister Thouvenel ärger Hinterlist und Lüge. „England machte sich durch die Unterzeichnung des Vertrags von der merikanischen Frage frei, als es indirect von den Plänen Kenntniß erhielt, welche die französische Regierung insgemein hege. Erst im October 1861, als Marimilian die englische Garantie verlangte, befahl Thouvenel, das englische Cabinet etwas ahnen zu lassen, ohne etwas Bestimmtes einzugestehen. Diese Mittheilung wurde in England übel aufgenommen und der französische Minister, den der englische Minister mehrmals interpellirte und der zu weit gegangen zu seyn fürchtete, antwortete kategorisch: ‚es wird dem merikanischen Volk keine Regierung aufgedrungen werden'. (Depesche des Grafen Cowley an den Grafen Russell vom 2. Mai 1862.) Ein anderesmal gab Herr Thouvenel eine verneinende Antwort, als ihn Lord Cowley über die Candidatur des Erzherzogs Marimilian und darüber befragt, ob Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich schwebten. ‚Unterhand-

lungen wären nur von Mexikanern angeknüpft worden, die sich zu diesem Zwecke nach Wien begeben hätten', versicherte der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten." England wurde durch Juarez befriedigt, zeigte keinerlei Empfindlichkeit gegen Frankreich und beobachtete die Dinge, die da kommen sollten, nicht ohne stille Schadenfreude.

Die Lage der französischen Truppen in Mexiko war anfangs nicht die angenehmste. Zu schwach, um weiter vorzugehen, mußten sie Verstärkungen abwarten. Diese brachte General Lorencez, aber nur 3500 Mann. Indem er seine Gegner, die juaristischen Banden, zu sehr verachtete, erlitt er vor Puebla, das er leicht einnehmen zu können glaubte, eine blutige Niederlage. Erst als Forey mit 30,000 Mann ankam und den Oberbefehl übernahm, fiel Puebla. Graf Kératry tadelt die Langsamkeit Foreys. Wäre er schneller vor die Stadt gerückt, hätte er augenblicklich einen raschen Sturm gewagt, so würde er Puebla wahrscheinlich schnell genommen haben. Sein allzu methodisches Verfahren sey Schuld gewesen, daß er Haus für Haus belagern mußte und daß diese Belagerung länger dauerte, als einst die von Saragossa.

Der Hauptvorwurf trifft wohl den Kaiser der Franzosen selbst, sofern er seinen General nicht zu größerer Eile trieb. Graf Kératry glaubt, man habe keinen größern Fehler begehen können, als den man wirklich beging, indem man zauderte, den Südstaaten gegen die Union in Nordamerika beizustehen. Die juaristischen Banden wären für ein wohldisciplinirtes französisches Heer durchaus kein Hinderniß gewesen. Forey hätte noch in der ersten Sommerzeit den Rio Grande passiren und den Südstaaten ihren damaligen Sieg über die Nordstaaten vollenden helfen können. Nach diesem Siege im Norden würde Juarez im Süden völlig ohnmächtig geblieben seyn, dann hätte Maximilian nicht mehr allein an den französischen Hülfstruppen, sondern auch an den Südstaaten eine Stütze gehabt. Später noch hatte Bazaine, Foreys Nachfolger, die Verbindung mit den Südstaaten ernstlich im Sinn. Wenn Forey schon damit beauftragt gewesen wäre, als die Wagschale des Bürgerkriegs sich noch auf die Seite der Südstaaten neigte, hätte alles gewonnen werden können. Die Südstaaten drangen in die französische Regierung, einen Schritt zu ihren Gunsten vorwärts zu thun. Diese Regierung hatte den Süden gegen den Norden aufreizen helfen, glaubte aber, der Süden sey stark genug, allein zu siegen, und wollte ihm kein Opfer bringen. Somit wurde die kostbarste Zeit versäumt. Nun zog zwar Forey in Mexiko ein und die klerikale Partei improvisirte eine Junta, die im Namen der Nation den Erzherzog Maximilian auf den Thron berief. Allein das war eine Komödie; überall, wo die Franzosen nicht waren, kümmerte sich in dem unermeßlich weiten Reiche niemand um die Vorgänge in der Hauptstadt. Mehrere entlegene Provinzen waren und blieben während all dieser Stürme isolirt und unabhängig.

Maximilian verlangte ausdrücklich, auch in den Provinzen anerkannt zu werden, ehe er käme. Im October 1863 wurde nun Forey abberufen und durch General Bazaine ersetzt, der den Auftrag erhielt, die Provinzen zu besetzen und dort alles für das neue Kaiserreich zu stimmen. Der Erzbischof von Mexiko verlangte von ihm die Zurückgabe alles Kirchenguts; Bazaine aber erkannte, daß die zahlreichen Käufer dieser Güter, wenn man ihnen dieselben wieder nehme, überall in den Provinzen gegen die neue Regierung würden erbittert werden, ließ sich also auf des Erzbischofs Forderung nicht ein und verdrängte ihn aus der Junta oder provisorischen Regierung. Damit verlor er die klerikalen Sympathien, ohne die liberalen zu gewinnen. Wenn nun auch seine tapfern und behenden Truppen überall, wo sie hinkamen, die Juaristen in den Provinzen versprengten und Juarez selbst vor ihnen bis an den Rio Grande flüchten mußte, war damit doch nichts gewonnen. Denn welche Stadt in den Provinzen von den französischen Streifkolonnen wieder verlassen wurde, nahm gleich die Anhänger des Juarez wieder bei sich auf. Nur wenige besonders wichtige Städte konnten eine französische Garnison erhalten. Das französische Heer überall hin zu zersplittern, wäre unsinnig gewesen. Der Erzbischof La Bastida ging in seinem wüthenden Hasse gegen Bazaine so weit, daß er ihn und die ganze französische Armee excommunicirte. Bazaine, der grade in den Provinzen abwesend war, mußte eilig nach der Hauptstadt zurückkehren, um den kleinen Papst zu demüthigen. Er hielt eine Parade ab und zwang den Erzbischof, seine Truppen öffentlich zu segnen (S. 33). Das geschah im Februar 1864.

Am 28. Mai desselben Jahres landete endlich Maximilian in Veracruz. „Auf den Ruf der Geistlichkeit, die sich schmeichelte, die Reise Maximilians nach Rom habe ihre ungerechten Ansprüche gesichert, hatten sich die Indianer, die bereits ergeben waren, in Masse erhoben, um von den kaiserlichen Lippen eine Verheißung ihrer Freiheit und der Rehabilitation zu erwarten; sie mußten enttäuscht und verzweifelnd in ihre ärmlichen Ranchos zurückkehren. Gleich nach der Ankunft Maximilians bildete sich von freien Stücken eine aufrichtig begeisterte kaiserliche Partei, bestochen durch den persönlichen Reiz

der Majestäten. Es gab eine Zeit, in der das Kaiserreich wirklich Aussicht auf Erfolg hatte, wenn sich die Aufgabe auch ernst und schwierig darstellte. Es war eine unverhoffte Zeit für Mexiko; aber weder der Prinz noch die Unterthanen verstanden sie zu nützen." Graf Kératry kommt noch einigemal auf die Indianer zurück und ist überzeugt, es sey Maximilians größte Unterlassungssünde gewesen, daß er die ihm so günstige Stimmung der Indianer nicht besser benutzt habe. Diese Ureinwohner Mexikos waren als s. g. Peonen in eine klägliche Leibeigenschaft hinabgedrückt worden. Ausgeschlossen von jedem Bodenbesitz, mußten sie für die spanischen Besitzer des Bodens arbeiten, erhielten von diesen in Nothfällen kleine Vorschüsse und wurden so deren Schuldner und Leibeigene, wie so viele Fabrikarbeiter in Europa. „Sie verdienten ein besseres Loos als das ist, welches sie an die Scholle fesselt und sie zum Lastthier herabwürdigt. Sie bildeten das glänzende Gefolge des Kaisers Maximilian und der Kaiserin Charlotte auf dem Wege von Orizaba nach Mexiko; sie hatten alle ihren alten Schmuck, die Reste eines hingeschwundenen Glanzes hervorgesucht, um den Nachkommen Karls V., Maximilian, zu ehren, welchem sich Gelegenheit bot, die Schuld seines königlichen Ahnen zu sühnen, der aber den Fehler beging, die Besiegten des 16. Jahrhunderts nicht als Freie heimzusenden, als er dieselben in seiner Hauptstadt verabschiedete. Das wäre ein königlicher Beginn seiner Regierung gewesen. Erst Ende September 1865 besann er sich, aber schon zu spät, eines andern, und erließ das Decret, welches die Emancipation der Peon-Indianer und die Ungültigkeit ihrer frühern Schulden aussprach, jener oft infamen und wucherischen Schulden, welche schon das Kind im Mutterleibe zur Leibeigenschaft verurtheilten. Diese liberale und humane Maßregel wird Maximilian stets zur Ehre gereichen, und sie allein schon hätte seine Richter in Queretaro entwaffnen sollen. Leider blieb sie unvollständig, eine nur halbe Maßregel; eine Folge der Lage, die sich der Souverän geschaffen hatte, indem er die beiden extremen Parteien schonen wollte. Die Leibeigenen (Peons) wurden durch jenes Emancipationsdecret nicht auch Eigenthümer des Bodens. Und doch, in welch bessere Hände als in die der freigelassenen Peons konnte der Staat jene unbenutzten Ländereien geben, von welchen das kaiserliche Manifest an den Minister Velasquez gesprochen hatte? Die mexikanische Commission, die vergebens seit einem Jahre bestand, hatte also nicht eingesehen, daß man ein ganzes Arbeitervolk nicht freigeben konnte, ohne ihm zugleich auch die Grundelemente der Arbeit zu gewähren. Die Haciendabesitzer aber, die durch jenes Decret ihre Arbeitskräfte verloren, wurden unzufrieden und wiesen die Dienste der Indianer zurück, die von ihrer gesetzlichen Freilassung Gebrauch machen wollten. So stellte sich die alte Sclaverei der Peons wieder her, welche ihre Ketten von Neuem aufnahmen, um ihre Familien nicht verhungern zu sehen. Auf der andern Seite war die Geistlichkeit der Krone feindlich geworden und konnte also die Unzufriedenheit der Hacenderos nur begünstigen, weil sie ihren verderblichen Einfluß auf die Peons wieder zu erlangen wünschte, deren Emancipation den Fanatismus und die Opfergaben mindern mußte."

Somit hatte der junge Kaiser die indianische Bevölkerung, die ihm hunderttausend kräftige Arme hätte leihen können, nicht für sich gewonnen und die Sympathien der klerikalen Partei schon wieder verloren. Vor seiner Abreise aus Europa hatte er Rom besucht und den päpstlichen Segen empfangen. La Bastida hoffte nun, ihn ganz auf seine Seite und von dem ihm tief verhaßten Bazaine abzuziehen. Maximilian erkannte aber bald, es sey diesem Erzbischof nicht um die monarchische Verfassung, sondern nur um das reiche Kirchengut zu thun, und aus denselben Gründen, wie bisher Bazaine, wagte auch der junge Kaiser nicht, die Zurückgabe des Kirchenguts zu decretiren. Indem sich nun die klerikale Partei von ihm wandte, näherten sich ihm Liberale und um deren Partei zu gewinnen, wählte er aus ihr seine Räthe. Es war die Partei, die den Klerikalen und den Franzosen am feindseligsten gegenüber stand, die im Lande die zahlreichste zu seyn schien und die er durch liberale Institutionen wohl gewinnen zu können hoffte, da ihr bisheriger Chef Juarez auf flüchtigem Fuße war und in seiner eigenen Partei Nebenbuhler hatte. Um sich ganz in Mexiko zu naturalisiren, wollte er sich auf die grade bisher nationalste Partei stützen und den Schein vermeiden, als sey er nur das Werkzeug der Franzosen (S. 41). Natürlicherweise wurde diese unkluge und sogar undankbare Scheu des kaiserlichen Hofes in Mexiko vor den Franzosen von den liberalen, in ihren Herzen treulosen Rathgebern des Kaisers schlau benutzt, um die Kluft zwischen dem Hof und dem französischen Hauptquartier durch Verleumdungen und Geklatsch zu erweitern. Graf Kératry beschuldigt auch den Herrn Eloin, „einen dem Dienst der Kaiserin Charlotte beigegebenen Belgier," am Hofe gegen die Franzosen gehetzt zu haben.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 89.** 6. November 1867.


## Neueste Geschichte.

Kaiser Maximilians Erhebung und Fall. Originalcorrespondenzen und Documente im geschichtlichen Zusammenhange dargestellt von Emil Grafen Kératry. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1867.

(Schluß.)

Maximilian hatte 8000 Oesterreicher und eine belgische Legion geworben, die er durch mexikanische Truppen zu einer Macht verstärken wollte, die ihn von der Hülfe und Bevormundung des französischen Generals und bald darauf zum Marschall ernannten Bazaine, unabhängig machen sollte. Eine für ihn selbst verhängnißvolle Illusion. Die mexikanischen Truppen, die er warb, kosteten ungeheures Geld und waren unzuverlässig. In den Oesterreichern und Belgiern sahen sie Fremde, wie in den Franzosen, und haßten sie. Die kaiserliche Armee ansehnlich zu vermehren, war aber unmöglich, weil es bald gänzlich an Geld fehlte und die unbesoldeten Soldaten desertirten. Da der Kaiser nun doch die Franzosen nicht entbehren konnte, hätte er ihren Stolz nicht verletzen sollen. Er mußte sich zwar gefallen lassen, daß Bazaine, indem er die Provinzen durch fliegende Colonnen im Zaum hielt, das ganze Reich in neun Militärdistricte eintheilte, verfügte aber mancherlei, was die Franzosen kränken mußte. Den von den Franzosen gefangenen, ihm höchst gefährlichen juaristischen General Porfirio Diaz, entließ er frei. Napoleon III. hatte Finanzbeamte aus Frankreich geschickt, um die Zoll- und Steuererhebung in Fluß zu bringen, aber sie wurden in den Provinzen nicht anerkannt und Maximilian that nichts, ihnen Autorität zu verschaffen.

Das Allergefährlichste für Maximilian war, daß er hinter dem Rücken Bazaines geheime Unterhandlungen mit dem Cabinet von Washington pflog. Er schickte einen gewissen Herrn Arroyo dahin ab, um von der Union Neutralität zu erwirken, natürlich vergebens (S. 63). Noch mehr! der juaristische General Cortina war in der wichtigen Grenzstadt Matamoros durch die Anstrengungen der Franzosen gefangen worden und Maximilian ließ ihn nicht nur frei, sondern vertraute ihm auch die Stadt wieder an, in der Meinung, durch solche Gnadenakte werde er die Juaristen auf seine Seite bringen (S. 66). Er warb sich damit jedoch nur Verräther und verletzte die Franzosen. Das Unglaublichste von allem aber war, daß er es ablehnte, 25,000 tapfere Soldaten der Südstaaten, die sich unter ihrem General Slaughter vor den siegreich vordringenden Truppen der Nordstaaten zurückzogen, in Mexiko aufzunehmen, als sie übertreten wollten. Vergebens drang Bazaine in ihn, eine so bedeutende Verstärkung seiner Armee mit offenen Armen aufzunehmen. Maximilian „schlug eine halbe Maßregel vor: man wollte die 25,000 Conföderirten anfangs als Gefangene behandeln. Das erregte eine tiefe Unzufriedenheit und die Unterhandlungen wurden durch die Gefangennehmung von Jefferson Davis plötzlich unterbrochen." Nun gaben die Generale der Südstaaten jede Hoffnung auf einen neuen Erfolg auf, unterhandelten mit den Siegern des Nordens, welche sich auch beeilten, ihnen eine annehmliche Capitulation zu gewähren, ja sie waren bereit, im Namen der Regierung von Washington jetzt über Mexiko herzufallen und die Franzosen zu vertreiben, aus Rache, weil die Südstaaten vom Hofe der Tuilerien aus zum Kriege gegen die Nordstaaten aufgereizt und dann nicht unterstützt worden waren. Die Regierung von Washington hielt sie jedoch zurück, weil sie eine neue Stärkung der Südstaaten durch die Eroberung von Mexiko nicht für zuträglich hielt und überzeugt war, daß eine ernste

diplomatische Drohung allein schon hinreichen würde, um die Franzosen zu einem freiwilligen Rückzuge aus Mexiko zu bewegen.

In diese Zeit fällt das berüchtigte Decret vom 3. October 1865. Graf Kératry sagt ganz bestimmt S. 82, Bazaine sey an diesem Decret nicht schuld gewesen, es sey vielmehr allein vom Kaiser ausgegangen, um die juaristischen Banden abzuschrecken, die das Land immer noch unsicher machten, obgleich Juarez selbst es verlassen hatte. „Das Decret war sicherlich nach dem Willen des Kaisers nur gegen diejenigen gerichtet, welche ihre Räubereien durch die republikanische Fahne decken wollten. Das verderbliche Decret war durchgängig von der Hand des Kaisers geschrieben, obgleich er einen Secretär bei sich hatte. Alle seine Minister setzten ihre Unterschrift darunter, nur der Marschall unterzeichnete es nicht. Ehe es aber den officiellen Charakter erhielt, glaubte Maximilian, den Marschall um seinen Rath fragen zu müssen. Er erhielt aus dem Hauptquartier die Antwort, daß die so schmeichelhaften Rücksichten auf den Präsidenten, der doch als Feind von Frankreich bekämpft worden sey, gegen die Intervention gerichtet zu seyn schienen und daß das Actenstück, abgesehen von dieser Auslegung, nutzlos sey, weil die Kriegsgerichte functionirten, welche das Gewissen der französischen Offiziere zur Garantie hätten, daß es aber auch unpolitisch sey, wenn er die Mexikaner durch Mexikaner richten lasse, und daß alle Verdrießlichkeiten auf den Souverän zurückfallen würden, dessen schönstes Vorrecht doch das Recht der Begnadigung sey."

Im Beginn des Jahres 1866 regten sich die Juaristen wieder und jubelten laut, die Nordamerikaner würden bald zu Hülfe kommen. Maximilian hatte kein Geld mehr, Bazaine lieh ihm fünf Millionen, aber sie reichten nicht und als er noch mehr zu haben wünschte, kam ausdrücklicher Befehl von Paris, ihm nichts mehr zu geben (S. 97). Damals schon erkannte Napoleon III., sein Plan sey mißlungen, und dachte nur noch daran, sich mit Ehre aus der Affaire zu ziehen. Am 8. December 1865 erhielt er die erste Drohnote aus Washington, und der Kaiser der Franzosen beruhigte die Yankees. Beide verstanden sich ganz gut, daß die Drohung allein hinreiche und sich die Union Kriegsrüstungen ersparen könne, weil Bazaine sich freiwillig zurückzuziehen Ordre erhalten werde. Von alledem erfuhr Maximilian kein Wort, dachte sogar noch, die Provinz Yukatan erobern zu lassen und war noch immer der Meinung, man wolle in Paris sein Bestes und nur Bazaine wirke ihm entgegen, er beklagte sich also bei Napoleon III. über Bazaine. Dieser aber befolgte nur seine Instructionen aus Paris, den jetzt überflüssig gewordenen Kaiser von Mexiko mit guter Manier wegzudrücken. Zunächst sollte Maximilian, der eben erst von den Franzosen Geld geborgt hatte, plötzlich an Frankreich auszahlen, wozu er sich bei Uebernahme des Kaiserthums verpflichtet hatte. Da erkannte Maximilian, Frankreich lasse ihn im Stich. „Er sah ein, daß ihm nur Eines übrig blieb — die Abdankung. Am 7. Juli ergriff er in der That die Feder, um den Fall der Monarchie zu unterzeichnen, aber die Kaiserin von Mexiko hielt seine Hand zurück und in einem edeln, aber unbedachten Gefühle unterzog sie sich den großen Anstrengungen der langen Reise über das Meer und setzte sich den Fiebern der heißen Länder aus. Sie hoffte ihre Sache in Paris und Rom noch zu gewinnen, d. h. die drei Fragen günstig zu lösen, von denen das Schicksal der Monarchie abhängen mußte: die Aufrechterhaltung und Vermehrung des Occupationsheeres, eine Geldbeihülfe und die Erlangung eines Concordates mit dem Klerus. Würde ihr Unternehmen nicht gelingen, so sollte der Kaiser die Gewalt in die Hände der Nation zurückgeben, und seiner muthigen und würdigen Gemahlin nach Europa folgen." Wie traurig die Sendung der Kaiserin ausfiel, ist bekannt.

Das Kaiserthum neigte sich zu Ende. Graf Thun, der die 8000 Oesterreicher commandirt hatte, kehrte nach Europa zurück. Die belgische Legion war verdrüßlich, weil man ihr versprochen hatte, sie sollte nicht blos kämpfen, sondern auch colonisiren, wozu keinerlei Aussicht mehr war. Die Franzosen rüsteten sich zum Abzug. Die Juaristen drangen überall vor. Vom kaiserlichen Heere gingen viele Mexikaner zu den Juaristen über. Der tapfere General Mejia konnte Matamoros nicht mehr behaupten. Da in der Noth änderte Maximilian wieder plötzlich sein ganzes System, schickte am 26. Juli 1866 seine liberalen Rathgeber fort und warf sich auf das neue der klerikalen Partei in die Arme. Der Abbé Fischer wurde Chef des kaiserlichen Cabinets. Graf Kératry vermuthet S. 161, der Kaiser habe diese Wahl getroffen, um den Papst zu gewinnen und damit der Mission seiner Gemahlin, die von Paris nach Rom gehen sollte, Nachdruck zu geben. Auffallenderweise nahm Maximilian auch zwei französische Offiziere, den Generalstabschef Osmond und den General-Intendanten Friant in sein Cabinet auf, was Bazaine noch zuließ, Napoleon III. aber, sobald er es erfuhr, untersagte.

Nun trat eine neue Figur im kläglichen Trauerspiele von Mexiko auf, der französische General Castelnau, von Napoleon III. mit Vollmächten entsendet,

denen auch Marschall Bazaine sich zu fügen hatte. Sein Hauptauftrag war, den Kaiser Maximilian zur Abdankung zu zwingen, ehe er nach Europa zurückkehren würde. So verlangte es das Cabinet von Washington, damit künftig weder Maximilian selbst noch irgend jemand in seinem Namen seine Ansprüche auf Mexiko erneuern könne. Es war im October 1866. Gleichzeitig erfuhr Maximilian das jammervolle Schicksal seiner geliebten Gemahlin und er sah, daß für ihn in Mexiko nichts mehr zu gewinnen, noch festzuhalten sey. Er zeigte daher am 20. October dem Marschall Bazaine an, er reise ab, und vertraute ihm die Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt an, d. h., er wälzte einstweilen die ganze Last der Regierung auf die Schultern des Marschalls und der Franzosen, ohne förmlich abzudanken. Auch vermied er auf seiner Reise nach Veracruz, den General Castelnau zu sehen, und verweigerte ihm, als er ihm dennoch begegnete, die Audienz. Er schien zu denken: Habt ihr Franzosen, ohne mich zu fragen, über Mexiko verfügt, so seht auch selber zu, wie ihr euch hinausfindet; ich kümmere mich nicht mehr darum.

Maximilian blieb unterwegs in Orizaba zurück, obgleich er sein Gepäck schon nach Veracruz vorausgeschickt hatte. Es wird hier nicht gesagt, daß er in Orizaba von den Franzosen mit Gewalt zurückgehalten worden sey, es heißt vielmehr nur, er habe noch geschwankt, ob er abreisen solle oder nicht. Das erstere schien freilich das räthlichere, weil um dieselbe Zeit seine österreichischen Hülfstruppen von den Juaristen bei Oajaca überwältigt wurden, also seine letzte schwache Stütze brach. Es ist hier wieder nicht gesagt, daß (wie von anderer Seite behauptet worden ist) die Capitulation von Oajaca durch die Franzosen verschuldet wurde, welche den Oesterreichern absichtlich nicht halfen. Trotz alledem blieb Maximilian und kehrte nicht nach Europa zurück. Als Beweggründe dazu werden hier ein Brief Eloins aus Brüssel, wohin derselbe zurückgekehrt war, und das persönliche Zureden des Abbé Fischer angegeben. Eloin rieth ihm, sich der französischen Forderung, abzudanken, ehe er abreise, nicht zu fügen und in Mexiko zu bleiben. „Es ist indeß meine innerste Ueberzeugung, daß es für einen Act der Schwäche angesehen werden würde, die Parthie vor Rückkehr der französischen Armee aufzugeben, und da der Kaiser seine Vollmacht von einer Volksabstimmung erhalten hat, so hat er an das mexikanische vom Druck fremder Intervention erlöste Volk von Neuem Berufung einzulegen und von ihm die zum Bestehen und Gedeihen unerläßlichen materiellen und finanziellen Mittel zu fordern. Bleibt dieser Aufruf ungehört, so wird Ew. Majestät, nachdem Sie Ihre erhabene Sendung bis zum Ende erfüllt, nach Europa mit demselben Glanze zurückkehren, der Sie bei der Abreise umgab, und, inmitten der wichtigen Ereignisse, welche sicher nicht ausbleiben werden, wird Ew. Majestät die Stelle einnehmen können, welche Ihnen in jeder Hinsicht zukommt. Bei der Durchreise durch Oesterreich hatte ich Grund, das allgemein dort herrschende Mißvergnügen zu bemerken. Der Kaiser ist entmuthigt; das Volk wird ungeduldig und fordert öffentlich seine Abdankung. Die Zuneigung zu Ew. Majestät breitet sich sichtbar über das ganze Ländergebiet Oesterreichs aus. In Venedig ist eine ganze Parthie bereit, ihren frühern Landeschef mit Zuruf zu empfangen; wenn aber eine Regierung über die Wahlen unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts verfügt, so ist das Ergebniß leicht vorauszusehen." Graf Kératry fügt hinzu: „Ist es glaublich, daß ein Rath der Krone eine solche Sprache habe führen können, ohne dazu durch die geheimen Wünsche und vertraulichen Eröffnungen seines Fürsten autorisirt zu seyn? So träumte denn Maximilian von neuen Abenteuern und sein ehrgeiziger Blick war schon von der Krone Mexikos abgelenkt auf diejenige Oesterreichs und des wieder zur italienischen Provinz gewordenen Venetien; wenn er nicht gar, nach dem Vorbilde seines Ahnen, Karls V., den er den kaiserlichen Dichter zu nennen pflegte und dem er nachzuahmen strebte, die Vereinigung beider Scepter in der Zukunft in seiner Hand zu erblicken geglaubt hatte. Bei jedem Schritt, den man durch das Labyrinth dieser beklagenswerthen, aus einer zweideutigen Politik hervorgegangenen Geschichte macht, stößt der Fuß auf Intriguen und Verschwörungen. Angesichts dieser dunkeln Ränke, die mit Sadowa wieder aufgelebt waren, darf man nicht mehr erstaunen, wenn der österreichische Hof sogar gegen den vom Bruder Franz Josephs getragenen Titel Mißtrauen hegte und an seinen Gesandten in Mexiko, den Baron Lago, eine Depesche richtete, welche dem Erzherzog verbot den österreichischen Boden zu betreten, wenn er mit dem Titel eines Kaisers nach Europa zurückkehren wolle."

Was den Abbé Fischer betrifft, so kam derselbe angeblich als Agent der klerikalen Partei in Mexiko, der es um das Kirchengut zu thun war und welche hoffte, da sich das Cabinet von Washington wahrscheinlich neutral verhalten werde, könne sie nach dem Abzug der Franzosen doch noch einmal die Oberhand in Mexiko bekommen und den schwachen Kaiser als ihr Werkzeug gebrauchen. Die klerikale Partei soll dem

Kaiser Maximilian große Versprechungen gemacht haben. So gab er nun seine Rückkehr nach Europa auf und begab sich wieder nach der Hauptstadt Mexiko. Die ganze Wahrheit erfahren wir noch nicht. Vielleicht wird Abbé Fischer einmal mehr Aufklärung geben, da er sich ohne Zweifel gegen die vielen Angriffe, die er erfahren hat, einmal öffentlich vertheidigen wird.

Unterdeß befahl Napoleon III., die französischen Truppen sollten, ehe sie von Veracruz absegelten, für den General Ortega, den ehrgeizigen Nebenbuhler des Juarez, wirken, um ihn an die Spitze der wiederhergestellten Republik Mexiko zu bringen (S. 227), während das Cabinet von Washington Herrn Campbell nach Mexiko schickte, um Juarez aufrecht zu erhalten, und nöthigenfalls mit einer bewaffneten Intervention des General Sherman drohte. Wie war es möglich, daß Maximilian unter solchen Umständen noch eine Hoffnung für seinen Thron hegen konnte? Gleichwohl übernahm er die Regierung wieder, geleitet von Fischer und Larès und erließ am 1. December ein Manifest, worin er alle Mexikaner aufforderte, einen großen Nationalcongreß zu beschicken, der entscheiden solle, ob das Kaiserthum fortzubestehen habe. Aus diesem Congreß wurde begreiflicherweise nichts. Unterdeß befahl Napoleon III. auch der Fremdenlegion in dem französischen Expeditionsheere, welche frühern Stipulationen gemäß nach Abzug der Franzosen in den Dienst Maximilians hätte übertreten sollen, sich zur Rückkehr einzuschiffen, und bevollmächtigte den Marschall Bazaine, sich der Zollkasse in Veracruz zu versichern, da die mexikanische Regierung ihre Verpflichtungen nicht einhalte. Weil Castelnau seinen Auftrag, Maximilian zu einer förmlichen Abdankung zu zwingen, nicht erfüllt hatte, befahl Napoleon III. demselben durch eine Depesche vom 10. Januar 1867: „Zwingen Sie nicht den Kaiser abzudanken; aber verzögern Sie nicht den Abzug der Truppen.“ Graf Kératry schließt daraus etwas gewiß Interessantes. „Welches Ereigniß hatte diese so unzweideutige Depesche veranlassen können? Sicherlich doch die Weigerung des Höchstcommandirenden, sich an Gewaltmaßregeln gegen den Fürsten zu betheiligen, welchen er in Gemäßheit seiner officiellen Sendung immer noch zu vertheidigen verpflichtet war. Der General Castelnau war allerdings mit Vollmacht versehen: aber diese Depesche scheint zu beweisen, daß er keine schriftlichen, für die französische Politik allzu compromittirenden Instructionen mitgebracht hatte. Man hatte sich auf die Gefälligkeit des Marschalls in einem gegebenen Augenblick verlassen müssen. Sobald aber Maximilians Weigerung, abzudanken, den General Castelnau genöthigt hatte, eine zu Paris stillschweigend in Aussicht genommene feindliche Stellung einzunehmen, hatte dieser, da er nur im Besitze lediglich mündlicher Instructionen war, auf den Widerstand des Hauptquartiers stoßen müssen, welches entschlossen war, den wirklichen ihm gewordenen Auftrag sich nicht ohne förmliche Befehle seiner Regierung verändern zu lassen.“

Bazaine rieth dem Kaiser Maximilian am 14. Januar noch einmal dringend ab, in Mexiko zu bleiben, aber vergebens. Nun zog Bazaine mit allen französischen Truppen ab und nahm auch die Reste der österreichisch-belgischen Truppen mit. Die Erbitterung gegen die Hartnäckigkeit Maximilians, in Mexiko bleiben zu wollen, ging von Seite der Franzosen so weit, daß Castelnau sogar die zurückgelassenen Geschütze und Pulvervorräthe zu vernichten befahl, anstatt sie dem Kaiser Maximilian zu überlassen.

Hiermit schließt das Buch, welches, wie man sieht, zunächst nur die französische Expedition ins Auge faßt und vor allem den Marschall Bazaine in ein glänzendes Licht stellt. Das Buch ist insofern eine Parteischrift und wir müssen abwarten, ob aus authentischen Quellen nicht auch noch Manches herbeigezogen und enthüllt werden wird, was dem Marschall Bazaine zur Last fällt und was dem unglücklichen Kaiser Maximilian, der hier doch gar zu einfältig erscheint, und seinen klerikalen Rathgebern, die gar zu unvernünftig bösartig gezeichnet sind, zur Entschuldigung oder Rechtfertigung dienen kann. Gleichwohl enthält das vorliegende Buch des Grafen Kératry ohne Zweifel authentische Correspondenzen und ist bis jetzt die reichhaltigste aller Berichterstattungen über die unglückseligen Vorgänge in Mexiko. Insbesondere ist sehr zu beachten, daß der Verfasser nur die französischen Truppen in Mexiko und ihren Führer, den Marschall Bazaine vertheidigt, nicht aber das Cabinet der Tuilerien, welches er im Gegentheil reichlich mit Vorwürfen überschüttet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 90. 9. November 1867.


## Erziehungswesen.

Die Erziehung. Von Felix Dupanloup, Bischof zu Orleans und Mitglied der Französischen Akademie. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Theile. Mainz, Fr. Kirchheim, 1867.

Dieses Werk paßt ganz in unsere Zeit und verdient, wie in Frankreich, so in Deutschland beherzigt zu werden, denn kaum hat der liberale Despotismus Arm in Arm mit dem despotischen Liberalismus in dem einen deutschen Staate die Trennung der Schule von der Kirche durchgesetzt, so stürmt er auch schon im zweiten, im dritten Staate in derselben Weise gegen die Kirche los. Der Episcopat in Oesterreich und Bayern geht in denselben Kampf, wie früher in Baden. Alles hetzt gegen die s. g. Pfaffen, man verbittert sich in Leidenschaft und denkt nicht an den Ausgang, nicht an den Schaden, den man anrichtet. Unsere Blätter haben sich seit Jahren klar über diese Angelegenheit ausgesprochen und bleiben fest dabei, zur Beschämung der ultramontanen Blätter, die uns angreifen, weil wir eine deutsche Politik befolgen. Die katholischen Eiferer thäten besser, sich den gesunden Einheitsbestrebungen der deutschen Nation nicht zu widersetzen. Die Kirche ist durch Preußen in keiner Weise gefährdet, dort ist der katholische Episcopat viel mehr geehrt und geschützt, als in Oesterreich und in den süddeutschen Staaten. Der Geist, in welchem der norddeutsche Bund gegründet ist, gewährt den Katholiken mehr Bürgschaften, als der Geist des untergegangenen deutschen Bundes. Die ultramontanen Blätter können der Sache ihrer Kirche offenbar nur schaden, wenn sie fortfahren, die natürliche Entwicklung des neuen deutschen Bundes hemmen zu wollen. Bedrängt einerseits durch die weltliche Staatsgewalt, andrerseits durch den Liberalismus und die Demokratie, würde die Kirche noch viel mehr Noth leiden müssen, wenn die ultramontanen Fanatiker auch noch die große conservative Partei der Nationalgesinnten beleidigten und zur Gegenwehr zwängen. Von der geeinigten Nation hätte die Kirche nichts zu fürchten, wenn sie das gute Recht ihrer Einigung anerkennen würde.

Obgleich das vorliegende Werk nur von französischen Zuständen handelt, so ist es doch in vieler Beziehung auch belehrend und sogar maßgebend für Deutschland. Es hält fest an der Untrennbarkeit der Schule von der Kirche. Es constatirt, daß wenn die Kirche keinen Einfluß mehr auf die Schule haben darf, ein neutrales Verhältniß der Schule zur Kirche, wie viele meinen, doch nicht erzielt wird, sondern die Schule sich sogleich zur Feindin der Kirche aufwirft. Mag der liberale Wiener Gemeinderath faseln, was er will, es ist eine Thatsache, daß Emancipation der Schule von der Kirche nichts anderes ist, als Entchristlichung der Schule. Die Beweise, welche der Bischof von Orleans dafür aus Frankreich beibringt, ließen sich aus Deutschland noch reichlich ergänzen. Man braucht nur Diesterweg zu nennen, der in allen seinen zahlreichen Schriften und Anweisungen für die Schullehrer einen unversöhnlichen Krieg der Schule gegen die Kirche predigte.

Die Verhältnisse sind in Frankreich zum Theil denen in Deutschland ganz ähnlich. Manches ist dort noch schlimmer. Theil I Seite 80 klagt der Bischof von Orleans über die Sitte in Frankreich, die Kinder schon in früher Jugend fremden und oft sittenlosen Personen anzuvertrauen. Die Kinder werden dem Gesinde überlassen, oder in Pensionen gethan, weil die Eltern dann bequemer ihrem Vergnügen nachgehen können. Schlimmer noch ist, daß die Eltern selbst, wenn sie auch die Kinder immer um sich haben, doch schlecht

auf sie einwirken und ihnen ein schlechtes Beispiel geben durch eigene Unsittlichkeit und Gottlosigkeit. Was die Kinder oft im elterlichen Hause hören und sehen, verdirbt sie häufig so sehr, daß selbst die beste Schule sie nicht mehr ganz bessern kann. Denn wie ungeheuer weit ist nicht die gemeine Genußsucht, die Abkehr von allem sittlichen Ernste, die Religionsspötterei und die systematische Nichtachtung jeder Autorität, auch der göttlichen, in der s. g. gebildeten Welt verbreitet!

Was nun das gemeine Volk betrifft, so erzählt der Bischof von Orleans unheimliche Dinge aus Frankreich. Er nennt die vierzigtausend Volksschulmeister daselbst Gegenpfarrer oder Pfarrer des Atheismus und Socialismus. „Professor Lorrain berichtet: ‚Von den Pyrenäen bis zu den Ardennen, in Calvados, in den Bergen der Isère, wie im Weichbilde der Hauptstadt haben die Inspectoren nur einen Schmerzensschrei ausgestoßen.‘ ‚Das Elend der Lehrer kommt ihrer Unwissenheit und der nur allzu oft durch ihren Lebenswandel verdienten öffentlichen Verachtung gleich. Es ist ein schmutziges Schauspiel; und das Herz empört sich, wenn man dieses Chaos all' der Beschäftigungen, dieses Repertoir all' der Laster, dieses Verzeichniß all' der menschlichen Schwachheiten liest. Von dem Lehrer an, der sich durch seine Frau ersetzen läßt, während er auf die Jagd geht, bis zu dem Mörder, welchen der Inspector vergeblich sucht, weil er soeben in das nächstgelegene Gefängniß abgeführt wird — wie viele Abstufungen der Schlechtigkeit! Von dem durch den Municipalrath verurtheilten Wucherer bis zum frei gelassenen Zwangsarbeiter; von dem für das Läuten der Glocken während eines Gewittersturmes durch die Gemeinde bezahlten Schulmeister bis zu jenem Lehrer, welcher Priester der französischen Kirche ist — wie viele verschiedene Aemter.‘ Herr Lorrain theilt ferner einige Gespräche zwischen dem Inspector und den Elementarlehrern mit: ‚Mein Herr,‘ sagt ein Inspector beim Eintritt in einige Schulen, ‚wie weit sind Sie im Unterricht der Moral und der Religion?‘ — Antwort: ‚Solche Dummheiten lehre ich nicht.‘ Anderwärts — im Departement de la Manche — geht eine Schule mit dem Lehrer in der Stadt spazieren, den Tambour an der Spitze, die Marseillaise singend, womit sie aufhört, wenn sie am Pfarrhause vorüber kommt, um dafür aus vollem Halse zu schreien: ‚Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Pfaffen!‘ Wenn es so in ganz Frankreich wäre und man würde uns fragen: ist der französische Klerus dem Elementarunterricht gewogen? so würden wir nicht säumen, zu entgegnen, daß er auf den Schutz desselben nicht zu zählen habe. Und doch muß man, ohne den Schutz des Klerus, am Schicksal des Elementarunterrichtes auf dem Lande verzweifeln. Hierauf wird man mir erwidern, der Zustand des Elementarunterrichtes sey damals in der That ein schrecklicher gewesen; seit jener Zeit habe er sich aber wohl verbessert. Ich möchte dies gern glauben; wende ich aber der Sache meine Aufmerksamkeit zu, so höre ich in dieser Beziehung sonderbare Geständnisse und ich erfahre Thatsachen, welche mir das gerade Gegentheil zu beweisen scheinen.‘“

Die französischen Schulmeister werden wie die unsern in Seminaren gebildet, wo sie aber grade das lernen, was nicht für das Dorf taugt und was sie selber unzufrieden und unglücklich macht. Sie lernen nämlich den Hochmuth der Halbgebildeten und gewöhnen sich an Ansprüche an das Leben, die sie mit ihrer kleinen Besoldung auf dem Dorfe nicht befriedigen können. „‚Wenn man aus einem Dorf einen kleinen Bauern nimmt, wenn man ihn mit fünfzehn oder sechszehn Jahren in eine große Stadt führt, wenn man ihm ein schwarzes Kleid anzieht, wenn man ihn in einer schönen Normalschule unterbringt und ihm dort während zwei Jahren mehr Bildung gegeben hat, als er jemals vertragen können wird, wenn man ihm Physik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Geschichte u. s. w. gelehrt hat und wenn man ihn nach alledem mit achtzehn Jahren mit zweihundert Franken in ein Dorf steckt, damit er dort vor Langeweile sterbe bei rohen Kindern, die nicht lesen und schreiben können und oftmals weder das eine noch das andere lernen wollen — so macht Ihr ganz nothwendig einen Unzufriedenen, einen Feind aus ihm.‘ Es ist unmöglich, vor der bezeichneten Gefahr die Augen zu schließen. Ich kenne die Schicksale nicht, welche Gott meinem Vaterlande vorbehalten hat; aber davon bin ich überzeugt, daß Er ihm Nichts als Unglück bestimmt hat, wenn Frankreich fortfährt, auf seine Kosten in jedem Dorfe einen unzufriedenen Menschen zu unterhalten, der rings um sich her, sey es in der Schule, sey es in der Schenke oder im Kaffeehaus oder auch, wenn sich die Gelegenheit bietet, auf dem offenen Platze, den Geist der Aufregung und der Empörung gegen die Gewalt, gegen die Gesellschaft, ja gegen Gott selbst verbreitet. Ich gestehe gern: man hatte seit fünfzehn Jahren große Anstrengungen gemacht, einen gewaltigen Eifer darauf verwendet, viel Geld dafür ausgegeben, um den Elementarunterricht zu verbessern. Aber hatte man auch wohl begriffen, was man wollte, und vor Allem, was zu geschehen hätte? Hatte man den wirklichen Werth der Verbesserungen, welche man zu erzielen strebte, gründlich erwogen? Beklagenswerthe Verbesserungen, wenn es wahr ist, daß

man geglaubt hat, man könne Alles mit Geld heilen, aber die große, dem Glauben und den Sitten geschlagene Wunde gar nicht in Betracht zog! Es war keine materielle, sondern eine religiöse und moralische Lücke auszufüllen!"

Dupanloup ermahnt, von dieser Bahn umzulenken und die Nation durch das Schulwesen nicht noch tiefer zu corrumpiren. „Für das Volk, sagt Laurentin, ‚ist die Moral nicht in den Speculationen der Philosophie zu finden; sie liegt in der wirklichen Tugend, in den Pflichten und in der Liebe. Grade so ist es mit dem Unterricht. Wenn der Unterricht es dem Volke leichter macht, seinem Berufe zur Arbeit und zur Thätigkeit zu folgen, so ist er für dasselbe gut, versüßt ihm das Leben, macht seine Tage ruhiger und seine Arbeiten leichter. Nährt er es aber mit Chimären, nimmt er ihm seine Neigungen, füllt er ihm den Kopf mit thörichten und hohlen Gedanken, so ist er ihm eine Geißel, die Qual seines häuslichen Herdes, verdüstert seine Existenz und schlägt sie mit Unfruchtbarkeit.' Vor allem fürchte ich in der Volkserziehung die gelehrte Mittelmäßigkeit: jenes eingebildete Halbwissen ist tausendmal schlimmer als vollständige Unwissenheit, weil es zu dieser noch Stolz und Anmaßung hinzufügt. Tritt hiezu noch Irreligiosität oder eine unreine und rohe falsche Philosophie, was beinahe immer der Fall ist, so kenne ich nichts Schrecklicheres und Furchtbareres für den socialen Zustand; wer wird das nicht endlich einsehen? Um solchen Uebeln vorzubeugen, hat sich die Kirche im Gefühl ihrer tiefen und unauslöschlichen Liebe für das Volk, sowie in ihrer hohen und umsichtigen Sorgsamkeit für die ganze Gesellschaft immer mit frommer Fürsorge der Volkserziehung gewidmet. Sie hat dieselbe zuerst in der Welt versucht und noch immer hat sie allein darin Erfolg erzielt: die Erzieher, welche die Kirche den Völkern sendet, sind die Apostel der Tugend, die Tröster der Betrübten, die Väter der Armen und zugleich die geschicktesten Lehrer, welche man kennt. Ihnen und ihnen allein ist es noch inmitten des furchtbaren Unbehagens der Volksclassen gegeben, mit Wahrheit und Frucht den Armen Geduld und Arbeitsamkeit, den Kindern Gehorsam und Achtung, den jungen, von der Hitze des Tages erschöpften Arbeitern Ergebung und Hoffnung zu predigen."

Der Verfasser bedauert vor allem, daß nur noch unterrichtet, aber nicht mehr erzogen wird, und daß der Unterricht, indem er blos den Verstand in Anspruch nimmt, das Gemüth vernachlässigt. Er tadelt, daß man die Knaben zu früh geistig anstrengt. „Man staunt zuweilen, wenn man gewisse Zöglinge unserer gelehrten Schulen, selbst der polytechnischen Schule, zu einer in jeder Beziehung beklagenswerthen Mittelmäßigkeit gelangen sieht; ich habe mich nie darüber gewundert. Diese armen jungen Leute erliegen dem Gesetze ihrer natürlichen Schwachheit und den unvermeidlichen Folgen des verfrühten Unterrichtes, den man ihnen aufgedrängt hat." Am tadelnswerthesten aber erscheint dem Bischof von Orleans, daß der religionslose Unterricht den Charakter verderbe. Er citirt ein Wort von Thiers. „Entfernet die Religion, und der Unterricht ist nur noch eine eitle Weide für die Neugierde oder den Hochmuth; er läßt nicht mehr das Wahre ernstlich lieben; die größten Gedanken verirren sich auf den engen Pfaden; die kalte und unbeseelte Wahrheit bleibt im Geiste und bricht sich nicht Bahn bis zum Herzen. Er spannt die Intelligenz übermäßig an, wie ich manchmal gesehen habe; und dies ist eine der größten Gefahren der rein humanistischen Erziehung; er bevorzugt in gewissen wißbegierigen Naturen die Intelligenz auf Kosten des Charakters und des Gewissens; oder er läßt sie wohl auch träge und unfruchtbar bei andern, die nur durch den Ruf des Gewissens oder durch die sanften Einflüsterungen der Religion zu Bewegung und Leben hätten wachgerufen werden können. Bei solchen mittelmäßigen Naturen ist der auf sich reducirte Unterricht rein Nichts oder höchstens nur ein der unthätigen Hut des Gedächtnisses anvertrautes Gut, eine Reihe von Kenntnissen, ein mageres Namen- und Zahlenwesen, eine unverdaute Masse von Wissen ohne Klarheit, Thatsachen ohne Zusammmenhang und ohne Leben."

Nun will man auch nicht einmal die jungen Geistlichen in Priesterseminaren erziehen lassen, sondern auch sie in Staatsschulen schicken. Der Bischof stellt der niedern katholischen Geistlichkeit in Frankreich, den Dorfpfarrern, das günstigste Zeugniß aus. Aeußerst schlecht besoldet, üben sie doch die Tugend der Demuth und der treuen Pflichterfüllung in innerlicher Freudigkeit Gottes. Das kommt von der Priestererziehung her, die sie frühe gewöhnt, nicht auf Rechte zu trotzen, sondern sich schweren und wichtigen Pflichten zu unterziehen, und die ihnen die innere Zufriedenheit gibt, welche sie bei gleicher Armuth doch so sehr von der Unzufriedenheit der socialistischen Schulmeister unterscheidet. Portalis sagt: „‚Die Gleichheit vor dem Gesetz ist nicht die Nivellirung; die Gleichheit will nicht, daß die unter verschiedene Bedingungen gestellten Anstalten nach einer gleichförmigen Regel geleitet seyen; aber sie will, daß sie ohne Unterschied der Autorität des Gesetzes unterworfen seyen. Es ist billig, daß unter dieser Autorität jede nach ihrer eigenen Constitution lebe; das Gegentheil

würde die Gleichheit verletzen. Aus diesem Grunde erscheint Manches als Privilegium, was nur eine Folgerung aus der allgemeinen Freiheit und Gleichheit ist.' ,Die Knabenseminare müssen also specielle, unter der Autorität und Ueberwachung der Bischöfe gestellte Schulen für Kleriker seyn.' Dies hat auch Napoleon begriffen, wenn er anerkannte, daß die Seminare, da sie Specialschulen seyen, nicht unter den allgemeinen Gesetzen für den öffentlichen Unterricht stehen dürften. Es liegt klar zu Tage, daß die Kirche nicht, ohne sich gegen alle ihre Pflichten zu versehlen, die Ueberwachung des Staates annehmen dürfte. Wenn unsere Reglements und frommen Uebungen, wenn unsere Prüfungsprogramme, Studienbücher und classischen Autoren uns unter dem Vorwande dieser Ueberwachung von Menschen vorgeschrieben würden, die allem fremd sind, was das Leben und die innere Leitung der kirchlichen Erziehung bildet; so würden wir uns von den Knabenseminaren zurückziehen, weil man dadurch, daß man die Specialität dieser Anstalten aufhöbe, auch der priesterlichen Erziehung einen Todesstoß versetzen und folglich das Priesterthum in Frankreich vernichten würde."

Der Verfasser will keine Verdummung des Volks durch selber unwissende Pfaffen. Er tadelt vielmehr in der Vorrede S. VIII die lange Vernachlässigung des Schulunterrichts auf der pyrenäischen Halbinsel. Er hätte noch Italien und Oesterreich hinzufügen können. Er will, daß das katholische Volk gebildet sey, aber er warnt vor der irreligiösen Bildung. Es ist eine unsinnige Voraussetzung des modernen Liberalismus, wie schon des ältern Josephinismus, daß die Kirche eine Feindin der Schule sey, daß sie nur Finsterniß und Dummheit um sich her verbreiten wolle. Wer hat denn seit tausend Jahren alle geistige Bildung in Europa gepflegt und selbst die classischen Werke der Griechen und Römer in Abschriften fortgepflanzt und auf uns gebracht? Wer anders als die Männer der Kirche, die gelehrten Mönche?

Das vorliegende Werk des Bischofs von Orleans ist in jeder Beziehung vortrefflich, nur in zwei Bänden vielleicht zu sehr ausgedehnt. In kürzerer Fassung würde es schneidender einwirken. Es orientirt über die wichtigsten Fragen: Ueber das Recht des Volkes, die Jugend nicht in den Schulen verderben zu lassen, über den Werth der Religion und Kirche für das Volk, über die Pflicht der Regierung, Religion und Moral in der Schule aufrecht zu erhalten, also die Schule nicht von der Kirche zu trennen; über die Pflicht der Schule, die göttliche Autorität zu achten und die Ehrfurcht vor ihr aufrecht zu erhalten, die Ausbildung des Verstandes nicht allein zu pflegen und die des Herzens zu vernachlässigen; den Kindern nichts aufzuschwatzen, was nicht ür sie gehört ꝛc.

---

## Aufforderung.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß ein großer Theil Südtirols dem wälschen Elemente anheimgefallen ist. Im Hauptthale rückt die italienische Sprache stätig vor, in den Seitenthälern Vallarsa, Folgaria, Valsugana, wo noch vor 100 Jahren größtentheils deutsch gesprochen wurde, herrscht nun die italienische Sprache; im Nonsberge haben sich nur 4 deutsche Gemeinden erhalten. Sollen die deutschen Enclaven in Wälschtirol nicht der fremden Sprache im ungleichen Kampfe zum Opfer fallen, so müssen die deutschen Schulen dieser armen Gemeinden: Luserna, Palu, sowie die in den exponirten Grenzorten Altrei, Curtinig, Margreit, Unser Frau im Walde, St. Felix, Laureng, Proveis kräftigst unterstützt werden. Denn es gibt kein besseres Mittel diese ausgesetzten Posten zu erhalten, als wenn man bei der Jugend Liebe zu ihrer Muttersprache fördert, ihr zweckmäßige deutsche Bücher in die Hände gibt, durch Geschenke ihren Fleiß fördert, und bedürftigen Lehrern, welche sich der deutschen Schule erfolgreich annehmen, aufmunternde Geschenke zuwendet. Da es sich um die schöne große Aufgabe handelt, unsere dort arg bedrohte deutsche Sprache und Sitte zu schützen und zu stärken, geben wir uns der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie uns zu diesem edlen Zwecke, durch Sammlung von wo möglich jährlichen, wenn auch noch so kleinen, Geldbeiträgen und passenden Büchern oder in jeder andern Weise, die den Freunden dieser deutschen Schulen angemessen erscheint, unterstützen wollen. Allfällige Beiträge jeder Art wolle man gefälligst an die hiesige Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung gelangen lassen.

Innsbruck im März 1867.

Dr. Julius Ficker, k. k. Universitäts-Professor. Dr. Alfons Huber, k. k. Universitäts-Professor. Hans von Kripp, k. k. Gymnasial-Professor. Dr. Adolf Pichler, k. k. Gymnasial-Professor. Ant. Schumacher, Buchhändler. Dr. J. V. Zingerle, k. k. Universitäts-Professor.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 91. 13. November 1867.


## Eine neue luxemburgische Frage.

Zur Universitätsfrage. Ein Wort an das katholische Deutschland von Dr. Ludwig Housse. Dritte Auflage. Luxemburg, Brück, 1867.

Seitdem das Großherzogthum Luxemburg neutralisirt ist, kamen die katholischen Gelehrten, welche sich schon seit einer Reihe von Jahren um die Gründung einer freien katholischen Universität in Deutschland bemühen, auf die Idee, die gedachte Universität in der Stadt Luxemburg zu gründen. Folgende Gründe dafür sind allerdings plausibel. „Als die für eine freie katholische Universität geeigneten Orte wurden Münster in Westphalen und Innsbruck in Tirol auf frühern katholischen Generalversammlungen von verschiedenen Stimmen angepriesen. Hier bestehen bereits Staatsuniversitäten, welche nur zu erweitern und zu vervollständigen wären. Allein es handelt sich im gegebenen Falle ja um die Gründung einer freien Universität und es steht zu befürchten, daß der Staat sein Miteigenthums- und Ueberwachungsrecht über die so vervollständigte Universität nicht so leicht aufgeben würde. Dann dürfte bei der bekannten Rivalität zwischen Nord- und Süddeutschland — wenigstens was die Regierungen der verschiedenen Staaten betrifft — und dem gespannten Verhältniß Preußens zu Oesterreich eine Einigung und Verständigung schwer zu erzielen seyn. Für Luxemburg als einem deutschen, aber neutralen Lande fällt dieses Motiv politischer Eifersucht gänzlich weg.

Es handelt sich um die Gründung einer freien Universität. Wenn nun auch unsere Zeit immer mehr nach Freiheit des Gedankenaustausches wie des Waarenhandels tendirt, so existirt meines Wissens bis jetzt vollkommene, unumschränkte Freiheit des höhern Unterrichtes in keinem deutschen Staate. Es mag dieses steife Festhalten an einem prinzipiell längst überwundenen Standpunkte darin seine Erklärung finden, daß der Staat seine Universitäten vor jeder für sie gefährlichen Concurrenz schützen will. Für unser Land aber fällt dieser Grund weg, eben weil wir keine Universitäten besitzen; besteht darum auch gesetzlich bei uns die volle Lehrfreiheit auf dem Gebiete des höhern Unterrichtes noch nicht, so ist doch unsere Landesregierung bereit, dem deutschen Episcopate für seine Universität diese Freiheit durch ein Gesetz zu garantiren."

Nach dem Abzug der preußischen Besatzung sind hinlänglich Räume da, um eine Akademie aufzunehmen, und sie könnten unentgeltlich zur Disposition gestellt werden. Eine reiche Stadtbibliothek ist schon vorhanden, wie auch werthvolle Sammlungen. Das Land ist schön, das Klima gesund, das Leben wohlfeil, Straßenverbindungen sind nach allen Richtungen vorhanden. Von größtem Werth ist endlich die fromme altkatholische Gesinnung des Volkes. Eine Deputation aus Luxemburg begab sich nach Innsbruck zur letzten Generalversammlung der katholischen Vereine und erbot sich nicht nur im Namen der Stadt für die Gründung der Universität in Luxemburg zu wirken, sondern brachte auch vom Generaldirector des Innern vom Großherzogthum Luxemburg, Herrn von Blochausen, ein Antwortsschreiben mit, welches lautete: „Wie bei jeder Gelegenheit die Regierung bereit ist, der Stadtbehörde und der Stadt Luxemburg selbst bei Beförderung ihrer Interessen zu Hülfe zu kommen, so ist sie nicht minder gewillt, ihrerseits alle die erforderlichen Schritte zu thun, damit der zu errichtenden deutschen katholischen Universität, falls dieselbe wirklich die Stadt Luxemburg zu ihrem Sitze zu erwählen geneigt seyn sollte, die nöthigen Gebäulichkeiten, sowie die andern die Unterrichtsfreiheit betreffenden Erfordernisse gewährt werden. Bestimmte Zusagen schon jetzt zu geben ist sie zwar augenblicklich nicht in der Lage, da diese

Angelegenheit durch ein Gesetz geregelt werden muß, zur Vorlegung eines Gesetzes aber die Einwilligung des Staatsoberhauptes, das Gutachten des Staatsrathes und endlich die Annahme desselben durch die Landstände erforderlich sind. Die zu erfüllenden Formalitäten mögen aber die Stadtbehörde nicht davon abhalten, die in der Berathung des Gemeinderathes vom 24. l. Mts. vorgesehenen Schritte zu thun, weil allem Anscheine nach die angeführten Punkte keine Schwierigkeiten darbieten. Die beiden Herren Stadtdelegirten mögen sich mithin nach Innsbruck begeben und die zu errichtende katholische Universität für Luxemburg begehren, nachdem sie die Vortheile, welche die Stadt für Errichtung und für das Bestehen einer solchen Anstalt darbietet, geltend gemacht haben werden; auch ist es erforderlich, daß sie die Erkundigungen einholen über die Bedingungen, welche man der Stadt bei dieser Gelegenheit zu stellen gesonnen ist, namentlich über die Gebäulichkeiten, deren man für die neue Anstalt nöthig haben wird. Die Regierung wird nachher, wie gesagt, alles Mögliche thun, damit ihrerseits der Errichtung der fraglichen Anstalt kein Hinderniß im Wege stehe."

Herr Housse wendet sich an die deutsche Lesewelt, um das patriotische Interesse zu betonen, welches die Gründung der Universität in Luxemburg allen guten Deutschen empfehle. Er erinnert, wie deutsch gesinnt die Bevölkerung Luxemburgs von jeher gewesen und wie sie es noch sey. „Das Land kannte seines deutschen Ursprungs und seiner glorreichen Vergangenheit nicht vergessen, dessen Geschichte mit der Geschichte Deutschlands aufs innigste verwebt ist und das dem deutschen Reiche 4 seiner Kaiser gegeben. Darum hat es seinen echtdeutschen Charakter bewährt, das Volk der Treue, in allen Perioden seiner Geschichte. Soll ich daran erinnern, wie die Abtretung Luxemburgs an Herzog Philipp von Burgund im Jahre 1441, trotzdem er den Luxemburgern ihre bisherigen Privilegien erneuerte, die Losung gab zu einem erbitterten Aufstande, weil, wie die Annalen berichten, die Luxemburger lieber einem deutschen Fürsten, mit dem sie dieselbe Sprache redeten, angehören wollten als dem Burgunder? Wie Kaiser Karl V. deshalb für sein Luxemburger Land eine so große Vorliebe hegte, weil er die Treue seiner Bewohner als die mächtigste Stütze seiner burgundischen Herrschaft gegen Frankreich betrachtete? Wie der mit Isabella, der Tochter Philipps II. von Spanien, vermählte österreichische Erzherzog Albrecht im Jahre 1598 die Luxemburger dadurch auszeichnete, daß er ihnen als echten Deutschen gestattete, den Huldigungseid in deutscher Sprache abzulegen, und den Abgeordneten des Landes, welche er den ersten Platz nach den Rittern des goldenen Vließes einnehmen ließ, für die von ihm erprobte deutsche Treue erlaubte, bei diesem Acte nur einen Finger zu erheben, indeß seine niederländischen Unterthanen mit zwei erhobenen Fingern schwören mußten? Wie bei der Blokirung der Stadt durch die Franzosen unter Ludwig dem XIV., bei welcher 6000 Bomben und Granaten in die Festung geschleudert wurden, die Bewohner, mit der spanisch-österreichischen Garnison an Bravour und Ausdauer wetteifernd, sehnlichst verlangten ins Gefecht geführt zu werden, um nur mit den Franzosen handgemein zu werden? Wie bei der darauf folgenden förmlichen Belagerung von 1684 die Luxemburger aus tiefgewurzeltem Haß gegen Crequi und die Franzosen die Nächte hindurch die Wälle ihrer Veste bewachten und, so viel an ihnen lag, Munition, Kanoniere und Mineure ersetzten? — — Das sind bekannte Thatsachen. Es ist darum leicht erklärlich, warum sich Luxemburg unter österreichisch-deutscher Herrschaft (1715—1795) so glücklich fühlte. Es war seine ‚goldene Zeit', und noch heute steht Maria Theresia bei dem Luxemburger Volke in unverwüstlichem Andenken. Bei der Belagerung von 1794—95, womit die österreichisch-deutsche Herrschaft für Luxemburg verloren ging, stellte sich dem österreichischen Gouverneur Feldmarschall von Bender ein Corps von Luxemburger Jägern zur Disposition, welches einen Theil des Wachdienstes versah, die Besatzung in ihren Ausfällen mit Todesverachtung unterstützte und der österreichischen Garnison nach der unvermeidlich gewordenen Capitulation das Ehrengeleite gab. Manche sind in ihre Heimath nicht zurückgekehrt. Die Franzosen hatten die Stadt, aber nicht die Herzen erobert, und diesmal wie immer war ihre Herrschaft über das Luxemburger Land von kurzer Dauer: sie begann 1795 und endete schon 1814, ein Jahr nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig. So konnte mit Recht der Dichter von der Veste Lützelburg singen:

‚Sum petra, petrino non crescunt lilia fundo . . . .'
‚Fels bin ich, Lilien nie auf felsigem Grunde gedeihen.'

Und ein solches Volk, das seinen deutschen Charakter und seine deutsche Treue so rühmlich bewährt hat in allen Wechselfällen des Geschickes, sollte auf einmal aufgehört haben, ein deutsches Volk zu seyn?"

„Freilich ist es während unserer Vereinigung mit wallonischen Landestheilen französisch gebildeten Beamten gelungen, die französische Sprache zur Verwaltungssprache zu erheben, aber nach unserer Lostrennung von diesen Landestheilen, seit 1839, ist die Fortdauer dieser administrativen Routine ein unverzeihlicher Anachronis-

mus, gegen welchen in der luxemburger Presse seit Jahren ein erbitterter Kampf geführt wird. Man sieht es mehr und mehr ein, daß in der Sprache das wirksamste Mittel liegt, Nationalbewußtseyn zu wecken und zu erhalten. Hoffentlich wird es der Einsicht und Energie der luxemburger Bevölkerung gelingen, diesem Uebelstande endlich zu steuern: man ist dann zum allermindesten der Mühewaltung enthoben, einem deutschen Volke das Verständniß der Landesgesetze und administrativen Verordnungen durch eine deutsche Uebersetzung zugänglich zu machen! Auch das soll nicht geleugnet werden, daß es allerjüngst in Luxemburg eine französische Partei gab, wenn man mit dem Namen einer Partei jene Männer bezeichnen kann, welche in der luxemburger Krise aus Furcht, preußisch zu werden, lieber Franzosen geworden wären. Aber auch unter ihnen gibt es kaum noch einen, der sein engeres Vaterland gegen die Ehre, ein französischer Bürger zu seyn, austauschen wollte. Es wäre ungerecht, wollte man nach einer unbedeutenden, nichtssagenden Minorität den Charakter und die Gesinnungen der Luxemburger beurtheilen. Das Volk will luxemburgisch d. h. selbständig und deutsch bleiben. Das ist zur Stunde sein sehnlichster Wunsch, dem es in seinen Reden und Liedern den bestimmtesten Ausdruck gibt. — Wir sind keine Franzosen, aber auch keine Holländer. Unser Großherzog ist König der Niederlande, aber von Holland sind wir geographisch getrennt, in Sprache und Sitten verschieden, ja so wenig hat das Großherzogthum mit Holland gemein, daß die holländischen Gesandten nicht einmal im Auslande die Interessen der Luxemburger vertreten."

Der Verfasser hofft, durch die Gründung einer deutschen Universität werde dem bisher so unbefugten und unbeliebten französischen Einfluß der stärkste Damm entgegengesetzt werden. „Gründen die Katholiken Deutschlands diese Pflanzschule deutscher Wissenschaft, Bildung und Gesittung im Luxemburger Lande: so setzen sie an der westlichen Marke Deutschlands dem Eindringen fremder Elemente das stärkste Bollwerk entgegen; dann werden sie in diesem Lande zur Erhaltung deutschen Nationalbewußtseyns in einem Jahre mehr beitragen als die preußische Garnison durch die fünfzigjährige Besetzung seiner Veste; dann wird ihnen durch friedliche Mittel gelingen, was der Macht der Geschütze und Bajonette vielleicht nicht gelungen wäre: die Erhaltung Luxemburgs für Deutschland."

In Belgien ist bereits zu Mecheln eine freie katholische Universität gegründet worden, die man nachher nach Löwen verlegte, als die Staatsuniversität daselbst aufgehoben wurde. Sie ruht ganz auf freiwilligen Beiträgen und hatte doch „im verflossenen Schuljahre 845 Zöglinge mehr, als die übrigen belgischen Universitäten zusammen."

Wir sind begierig zu erfahren, ob die Universität in Luxemburg zustandekommen wird. Dem deutschen Patriotismus etwas zu Liebe zu thun, ist den Oraniern im Haag, seitdem sie zugleich Großherzoge von Luxemburg sind, so wenig eingefallen, als jemals in der altholländischen Zeit. Auch ist die Frage, ob die bereits bestehenden katholischen Universitäten in Deutschland „die Freiheit", die in Luxemburg so sehr betont werden soll, nicht ein wenig beneiden oder mit Mißtrauen ansehen würden. Trotz aller Einheit des katholischen Glaubens, sind die Katholiken doch nicht viel weniger, als die Protestanten, in politische Territorien eingepfercht, in denen die Staatsgewalt und der Partikularismus vorwalten. Im gegenwärtigen Jahre haben wir erleben müssen, daß sich die klerikale Partei im ganzen Süden Deutschlands mit einem gewissen fanatischen Haß den deutschen Einheitsbestrebungen entgegengesetzt hat. Wenn sie nun auch eine vom Staat unabhängige freie Kirche haben möchten, so würden sie sich doch vorausbedingen, daß in Luxemburg ja kein deutscher Patriotismus getrieben würde, daß man dort die Zusammengehörigkeit aller Deutschen vergessen müsse. Ja es würde manchem katholischen Organe in Süddeutschland viel angenehmer seyn, wenn Luxemburg französisch wäre und man auch dort nur französisch spräche, nur damit sie es dem verhaßten Preußen entgegensetzen könnten.

---

## Gedichte.

Ausgewählte Gedichte von Adelheid Anna Procter. Nach dem Englischen. Herausgegeben von Chr. Schlüter und H. Brinckmann. Köln und Neuß, L. Schwann.

Die Dichterin wurde 1825 in London geboren und starb 1863. Der anglikanischen Kirche angehörig, wurde sie katholisch und erlangte einen glänzenden Ruf als lyrische Dichterin. Ihre Gedichte sind nicht so kirchlich, wie die unserer Annette von Droste-Hülshof, wenn auch viele frommen Gefühle darin ausgedrückt sind. Allein sie zeichnet sich, indem sie von irdischen Dingen und von sich selbst spricht, durch eine wundervolle Zartheit der Seele und Demuth aus. Ein Geliebter verließ sie. Kann man schöner und edler empfinden als sie in folgendem Gedicht?

### Fidelis.

Du nahmst das Wort zurück,
Gegeben vor langen Jahren,
Du nahmst zurück Dein Herz;
Ich mußt' es lassen fahren.
Wo Lieb' ist, stirbt der Stolz;
Ich kämpfte, Dein Herz mir zu retten,
Und, als zerrissen das Band,
Von neuem zu schmieden die Ketten.

Es sollte nicht seyn, so nimm
Zurück denn All' Deine Liebe
Und das Herz, von dem ich gewähnt,
Daß es ewig mein eigen bliebe;
Kein Schatten von Klage wird,
Kein Anspruch je Dich kränken,
Doch glaube nimmer, ich selbst
Kann fesselfrei mich denken.

Mich bindet das alte Wort;
Dies goldne Band hat Dauer
Trotz Deiner gebrochenen Treu',
Trotz meines Herzens Trauer;
Glaub' nicht, weil Deine Hand
Der meinigen sich entwunden,
Daß meine Liebe todt
Und aus dem Herzen entschwunden.

Sie lebt, wird ungeseh'n
In tiefster Seele leben,
Und oft in ihrem Schlaf
Sich regen und zucken und beben.
So wisse denn, diese Lieb',
Ob arm und schwach Du sie wähnest,
Harrt aus und hofft, daß Du
Von neuem nach ihr Dich sehnest.

Vielleicht im Abendstrahl, —
Wie einst er uns verklärte, —
Wenn alte Schatten nah'n,
Das Neue sich falsch bewährte,
Dann streckst Du nach mir die Hand,
Ich weiß es, die Zeit wird erscheinen,
Doch wann? — Dein harr' ich getreu,
Bis wir uns wieder vereinen.

Dieselbe Demuth und Geduld kehrt in folgendem Gedicht wieder.

Ich bin vom Wandern müde,
Ein treuer Freund erwartet mich,
Die Reis' ist lang und mühsam,
Doch bald zu Ende neigt sie sich.

Er wandert wie der Sturmwind,
Doch ob ich langsam schleich' dahin,
Wir kommen näher, näher,
Daß fast ich schon am Ziele bin.

Schon wandr' ich lange Jahre
Durch Regen wie durch Sonnenschein,
Durch Hitze wie durch Kälte,
Doch holt' ich noch den Freund nicht ein.

Ich weiß, ich werd' ihn finden;
Der Glocke Mund, des Herzens Schlag
Verkünden: raschen Fluges
Entflieht die Zeit, es kommt der Tag 2c.

Sie klagt nicht über eigenes Leid, nur über fremdes:

E' ist Mitternacht, der Wind ist kalt und schaurig,
Doch tönt das nicht, wie zarter Füßchen Klang?
Das ist wohl Ihrer Hündchen ein's, Mylady,
Das wimmernd irrt die öde Straß' entlang,
Durch Schnee und Regen, ein's der Wachtelhündchen,
Mit feinem seidenlockigen Behang?

Die Hunde schlafen warm in ihren Körben,
Geschützt vor solchen Wetters kaltem Graus;
Den Thieren uns'res christlich edlen Englands
Erweis't sich mild und gastlich jedes Haus,
Das sind nur arme heimathlose Kinder,
Die pfadlos wandern in die Nacht hinaus.

Sogar die Diebe, fährt sie fort, sind beherbergt, genährt, belehrt, geschützt vor Noth, nur die heimathlosen Kinder auf der Straße nicht.

Die Thiere, Diebe, alle ird'schen Güter
Sind abgeschätzt nach Werth und nach Gewicht;
Die Armen nur, des Allerhöchsten Bildniß,
Er selbst, sein Wort, sein Wille gelten nicht;
So liegt stets Lazarus vor uns'ren Thüren;
Der Reiche spottet seiner Bruderpflicht.

Diese wenigen Auszüge werden geeignet seyn, unsere geneigten Leser zu überzeugen, daß es sich hier in Wahrheit um Bekenntnisse einer schönen Seele handelt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 92.** 16. November 1867.

## Reise.

Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien von L. Passarge. Mit 5 Ansichten. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1867.

Der Verfasser wagte es nach Schweden zu reisen, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß die Deutschen dort so wenig wie in Dänemark beliebt sind. „Die deutschen Hansestädte bestimmten meist den Verkehr mit dem Oriente über das halb asiatische Rußland und mit den scandinavischen Ländern. Selbst später noch bleibt die scandinavische Halbinsel von Europa gleichsam geschieden und findet ihre Vermittlung mit dem Festlande bald über Lübeck und Danzig, bald über Hamburg, deren Hegemonie in handelspolitischer Hinsicht wie etwas Naturgemäßes anerkennend. Aber nicht blos durch ihre Handelsinteressen, auch durch ihre politischen Verhältnisse ist die scandinavische Halbinsel auf Deutschland gewiesen, da beide Länder in dem russischen Nachbar einen gleich gefährlichen Gegner besitzen. Andererseits können die deutschen und scandinavischen Interessen nicht leicht mit einander collidiren, es sey denn in dem zwischen beiden Nationen liegenden Dänemark, das in der Auflösung begriffen, zum Theil schon Deutschland zugefallen ist, und in nicht langer Zeit einen Theil des scandinavischen Unionsstaates bilden wird. Diese Zustände bestimmen aber seit Decennien das Verhältniß der Scandinavier zu den Deutschen. Man fürchtet uns, man beneidet uns, ja man haßt uns, aber man liebt uns durchaus nicht." Dazu trägt die Widerlichkeit vieler deutscher Individuen bei, die ihr Glück in Schweden versuchen, eckelhafte ausdringliche Juden aus Berlin, Schwindler aus Stettin, zuweilen auch sächsische Schulmeister, die alles wissen.

Herr Passarge fuhr von Stralsund ab. „Seit Schleswig-Holstein von Dänemark losgerissen ist, gehen die dänischen Postdampfer, welche den Verkehr mit dem Festlande vermitteln, nicht mehr über Kiel, den nächsten festländischen Hafen, sondern über Lübeck. Es ist kein Gefühl der Großherzigkeit, was die dänische Regierung zu diesem Umwege veranlaßt. Die schwedische Regierung, sonst bereit, die dänische zu unterstützen, hat darunter nicht leiden wollen, und mit der preußischen einen Vertrag geschlossen, nach welchem die schwedisch-deutsche Post über Stralsund und Malmö expedirt wird. So fährt seit dem Frühjahre 1865 zwischen beiden Städten ein schwedischer Dampfer (Oscar) und ein preußischer (Pomerania), welche täglich Nachts etwa um drei Uhr abgehen und nach einer Fahrt von sieben bis acht Stunden die entgegengesetzte Küste erreichen."

Folgende Betrachtungen sind gewiß von Interesse, wenn auch die dänische Monarchie noch zähe und ausdauernde Stützen hat: „Schweden, sagt der Verfasser, ist eben so entschieden im Aufgange begriffen wie Dänemark im Niedergange. Fünfzig Jahre dauernden Friedens haben seine Finanzen verbessert, seine Cultur auf eine ungeahnte Höhe gebracht; es lebt in dem Volke vor allem der Wille, etwas zu bedeuten, etwas zu erringen, während in Dänemark auch schon vor dem letzten Kriege sich Niedergeschlagenheit der Gemüther bemächtigt hatte, die nur zeitweise einem aufgetriebenen Enthusiasmus Platz machte. Dänemark altert, Schweden verjüngt sich. Dänemark hat nicht blos über ein Drittheil seines Areals, es hat auch den Muth — also alles — verloren. Schweden dagegen hat sich nicht blos die ehemals dänischen Provinzen assimilirt, es hat Norwegen erlangt, und was mehr als alles sagen will: es hat Norwegen moralisch erobert. Wer erinnert sich nicht des Widerwillens der Norweger gegen die schwedische Union, der jahrelangen Rivalität, der kleinlichen Behauptung des Rechtsstandpunktes, des sich Abschließens,

der Fernhaltung schwedischen Einflusses! Das alles ist jetzt überwunden. Eine weise Sonderung der beiderseitigen Interessen, die Erkenntniß, daß ihr Wohl auf einander gewiesen sey, der Blick auf das unruhige in die deutschen Händel verwickelte Dänemark, hat die Norweger in dem Grade beruhigt, daß sie an einen Anschluß an Dänemark nicht denken und daher die fünfzigjährige Feier ihrer Union mit Schweden im Jahre 1865 eben so freudig begonnen haben wie dieses. Jetzt erst sind die beiden verwandten Völker zu einem wahren ‚Brudervolke' (ein Lieblingswort der Schweden) geworden, und ihrem mächtigen Schwerpunkte wird das ohnehin hülfsbedürftige Dänemark sich schwerlich entziehen können."

Der Reisende landete in Schonen und zwar im Hafen von Malmö: „Was die Lombardei für Italien, das ist Schonen für Schweden: ein einziger blühender Garten, in dem die Natur den Fleiß des Menschen belohnt und ihn nicht blos zu arbeiten nöthigt, sondern auch zum Genusse auffordert. Reich dehnen sich die herrlichen Fruchtfelder nach allen Seiten hin, häufig von Wäldern unterbrochen, in denen die Buche so üppig gedeiht wie auf den dänischen Inseln. Erfreut sich doch Schonen desselben milden Inselklimas wie der dänische Archipel. Dörfer gibt es hier eben so wenig als in dem ganzen übrigen Schweden, nur reiche Herrensitze mit prachtvollen Schlössern und Parkanlagen, oder einzelne freie Höfe, in denen der Bonde, der schwedische Bauer herrscht, reich, geachtet und unabhängig. ‚Ein Mann für sich' — so lautet sein Wahlspruch. Dörfer sind erst eine nothwendige Folge der Unfreiheit. Die Leibeigenen wohnen darin, eng an einandergeschlossen, nahe dem Sitze ihres Herrn; Schweden aber hat niemals eine Leibeigenschaft gekannt, und darum suchen wir vergebens nach solchen Centren der Unfreiheit. Die schwedischen Städte aber sind, wie überall, wo Germanen hingekommen, lediglich eine Bildung des Bürgerthums."

Schon in Malmö gießt sich der Reisende in schwärmerische Lobpreisungen des schwedischen Dichters und Bischofs Tegnér. Wir theilen diese Schwärmerei nicht, weil uns Tegnér wie auch Oehlenschläger und fast alle neuern scandinavischen Dichter, indem sie die harte und schreckliche nordische Vorzeit schildern, in dieselbe viel zu viel Sentimentalität und Phrase hineintragen.

Die landschaftlichen Ueberblicke im vorliegenden Werk sind vortrefflich. „Schweden ist in keiner Weise ein Gebirgs-, sondern ein weites Felsland. Vorherrschend eben, oft in Hügelschwellungen übergehend, hie und da von langen monotonen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes, und als solches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresströme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verstreut liegen, welche durch Eismassen transportirt und nach deren Schmelzen in die Tiefe gesunken sind; die langen Aufschüttungen von Kies und Gerölle; der abgewaschene Felsgrund frei von jeder deckenden Hülle: grade so wie der Meeresgrund sich darstellen würde, wenn die darüber befindliche Wasserfluth verliefe, erscheint jetzt das Land Schweden. Noch hat das Land seinen ursprünglichen Charakter als Seeboden in keiner Weise überwunden. In ungeheurer Ausdehnung, in unglaublichen Massen, tritt hier das Urgestein auf und trotzt den zerstörenden Einflüssen des nordischen Klimas. Während anderswo die Felsen zerbröckelt und in Ackerkrume verwandelt sind, in jene weiche Masse, aus welcher die Cultur keimt, starren uns hier die Granit-, die Gneiß- und Porphyrblöcke an, und bilden ein Chaos, in welchem der bloße Gedanke erlahmt, wie viel mehr nicht die Hand des Menschen, den eine wenig gütige Natur nöthigt, mit dem unerbitterlichen Gestein um sein Daseyn zu ringen. So weit dein Auge blickt, ein unermeßliches Fels-, Pflanzen- und Baumchaos, jenes seltsame Gemisch, das die Schweden einen skog nennen. Denn diese Felsbrocken, die ganze Erdoberfläche bedeckend, sind wieder meist in einen doppelten Mantel gehüllt. Moos und Gräser, Farrenkräuter und allerlei kleines Pflanzengestrüpp: Preißel- und Blaubeeren, Porst und Wachholder bedecken die Felswüste, wie mit einem einzigen Teppich. Darüber aber erhebt sich der Baumwald, selten aus Eichen, Buchen und andern Laubbäumen gebildet, meist ein Gemisch von Fichten, Kiefern, Birken und Erlen. Diese drei Elemente: zu unterst das starrende Felsgetrümmer, gehüllt in den Pflanzenteppich, welcher pelzartig dasselbe überzieht, und dann der Baumwald, diese drei im Vereine bilden den schwedischen skog, den Feind aller Cultur, den Sitz aller Unholde. Gehst du in einem solchen skog, so hast du in wenigen Minuten Pfad und Richtung verloren. Hie und da leitet dich wohl ein von dem weidenden Vieh getretener Gang, immer aber in die Irre; du brichst durch den Pflanzenpelz, welcher die Untiefen überzieht, du zerreißest deine Kleider, deine Haut an Gestrüpp und Felskanten und verzichtest auf jedes weitere Vordringen. Bevor ich nach Schweden kam, hatte ich das Wort skog vielfach in Volksliedern und andern Gedichten gefunden, daneben das Wort lund. Beide bedeuten Wald, nach dem Lexikon. Woher aber diese doppelte Bezeichnung für denselben Gegenstand? — Nun wurde mir mit einem Male

der Unterschied klar. skog ist der schwedische Urwald, jenes Gemisch von Fels- und Baumwald, lund aber der reine Baumwald, der aus fruchtbarem Erdreich sprießende, in dessen Schatten es sich wandeln läßt. Daher wohnt der schwedische Troll und die Waldfrau (skogsfru) niemals in einem lund, sondern in dem unheimlichen skog. Der skog ist gleichsam das Kleid des schwedischen Landes, das urspünglich autochthone. Er überzieht das Land von der Hügelebene Schonens ab bis zu jenen Einöden Lappmarkens, in welchen die Mitternachtsonne leuchtet. Alles übrige ist die Ausnahme, gleichsam das Zufällige. Als solche Ausnahme tritt auf: das Sumpf- und Torfland, die Seen und das Culturland des Menschen."

Der Anbau hat ungeheure Schwierigkeiten. „Noch jetzt lassen sich Hunderte von Ansiedlern in den einsamen Wäldern nieder, erbauen eine Hütte und bringen von diesem Centrum nach der Peripherie, den Wald schrittweise bezwingend, ihn rodend und der Cultur zugänglich machend. Man denke in Betreff der Schwierigkeit hiebei nicht an amerikanische Ansiedler. In der neuen Welt gilt es nur, die Vegetation, den Baumwald zu bezwingen; in Schweden ist das Wegräumen der Bäume ein Leichtes; die Axt fällt sie, oder das Feuer verzehrt sie; auch die dichte Pflanzendecke, der Filz gleichsam, welcher den Felsboden einhüllt, wird durch Feuer unschwer entfernt. Der Ansiedler sticht mit einem Spaten die Pflanzendecke ab, läßt die Stücke trocknen, häuft sie auf einander und zündet sie an. So verzehrt das Feuer das hindernde, unfruchtbare Pflanzenwerk und läßt es in Asche zerfallen, die wiederum den Boden düngt. Dieses Verfahren heißt svedja, schwenden. Ist der Mensch soweit gekommen, dann erst beginnt die schwerste Arbeit für ihn: er hat den Felswald auszuroden. Hier genügt nicht mehr Spaten und Axt allein; Sprengungen durch Pulver sind erforderlich und unsägliche, jahrelange Arbeit, bis endlich das Getrümmer entfernt, der Boden gereinigt und eine Ackerkrume geschaffen ist, in welche die Saat gestreut werden kann."

Unter diesen Umständen war auch der Bau der Eisenbahnen sehr schwierig und kostbar. Die Fahrt auf der Eisenbahn ist nicht sehr unterhaltend. „Die Fahrt durch das südliche Schweden ist bei aller Neuheit der Erscheinungen im hohen Grade ermüdend. Es sind stets dieselben Elemente: Fels und Wald, zuweilen ein blauer, duftiger See. Nirgends jene Großheit der Natur, welche uns in den Alpen, in Norwegen, selbst schon im Harze fesselt. Selten ein weiter Blick, eine Umschau über Thäler und Höhen. Wie der Natur das Siegel der Herbheit und Verlassenheit aufgedrückt worden, so fühlt sich der Geist in dieser Wüste, die nicht Wüste ist, in diesem labyrinthischen, verworrenen Durcheinander verlassen, gedrückt und zur Melancholie geneigt."

Das Volksleben in Schweden hat viel Eigenthümliches. So die Mahlzeit. „Eigentlich waren es drei große Tische, welche mit Speisen und Getränken beladen, der schmausenden Gäste harrten. Auf einem standen die verschiedenartigsten kalten, pikanten Speisen, welche der Schwede vor dem Mahle stehend zu genießen pflegt, daneben mehrere warme Gerichte, Braten und anderes. Auf dem zweiten Tische allerlei Gemüse, Suppen, Kompots, die nie fehlende krystallene Milchkanne, neben Erd-, Himbeeren und Stachelbeeren und die niemals vermißte Zuckervase voll feinsten indischen Zuckers. Denn der Schwede genießt alle die sauern Beeren seines Waldes und Gartens, indem er Milch darüber gießt und eine Lage Zuckers streut. Er hält sich an keine Reihenfolge und befolgt kein Gesetz, das der Magen und die Zungennerven dictiren. Der Schwede genießt die Suppe ruhig zwischen Gemüse und Braten, oder er beginnt mit Käse und endigt mit der Suppe, und streut den à discretion hingestellten Zucker ebenso auf Pudding wie auf Kartoffeln. Bevor er sich zum eigentlichen Mahle niederläßt, trinkt er am sogenannten Branntweinstisch (brändvinsbord) einen sup — wie die Holländer ihr zoepje — und wenn er schließt, so läßt er sich ein Glas frischer — Milch geben."

Auffallend ist das ruhige und noble Wesen des Schweden. „Der Schwede — so habe ich wahrzunehmen geglaubt — besitzt eine Ruhe und Sicherheit, die wir sonst nur bei den höhern Ständen, namentlich dem Adel, zu beobachten Gelegenheit haben. Er hält aufs sauberste Wäsche, feinste Kleidung. Niemals läßt er sich gehen, wie der Deutsche. So fehlt ihm zwar die selbstgefällige Ungezwungenheit des Letztern, aber er erscheint immer nobel, immer ruhig gelassen und imponirt durch eine Würde der Erscheinung, die niemals in karrikirte Ueberhebung ausartet. Denn die Grundstimmung des Schweden ist Bescheidenheit. Meist von schöner, kräftiger Gestalt, blühender Gesichtsfarbe, vereinigt der Schwede edelste Männlichkeit mit einer gewissen, schüchternen, fast mädchenhaften Zurückhaltung." Auch die niedrigste Classe begegnet sich mit der größten Höflichkeit und wechselt sogar Visitenkarten.

Die Häuser in Schweden sind durchgängig roth angestrichen, eine uralte Sitte. „Selten finden wir ein Haus (manbygnad) oder ein Wirthschaftsgebäude (uthus), das nicht mit jenem intensiv dunkeln Roth getüncht worden, welches in Schweden Kupferroth (kopparröd), bei uns aber ebenso oder blos ‚Schwedisch Roth‘ ge-

nannt wird. Der Schwede malt sein Haus mit dem feurigsten Dunkelroth. Nun steht es ihm leuchtend da in der einsamen Waldwüste, oder an der steigenden Felswand; er nimmt es aus weitester Ferne wahr, bei der Jagd und bei der Arbeit; es ist ihm, wenn der Vergleich nicht zu empfindsam klingt, die dunkelprangende Rose in der Waldeinsamkeit. Schon in der Edda heißt es:

Er hat mir ein Haus errichtet,
Gleich dem Glase nun glänzen die Mauern,
So oft tränkt' er sie mit Ochsenblut."

Im Verfolg seiner Reise schildert Herr Passarge die wichtigsten Städte, Seen, Landschaften Schwedens. So den berühmten Wettersee und an dessen Südufer die reizende Stadt Jönköping, die noch niemals von einem Touristen beschrieben worden ist. Dann die Hauptstadt Stockholm, eine Residenz in der Steinwüste. „Hat nun Stockholm es bis jetzt nicht vermocht, den Boden, darauf es steht, ganz zu cultiviren, so ist ihm dieses noch weniger in Betreff seiner Umgebung gelungen. Wohl erblickt der Reisende, der sich Stockholm nähert, hie und da ein Feld, oder einen Garten und ein Haus; im Großen und Ganzen aber bleibt es die echte, schwedische Wildniß, in welcher solche Anlagen vereinzelt und nur als die Ausnahme auftreten. Immer herrscht der harte, culturfeindliche Granit vor mit seinen Kuppen und Wellenlinien, immer bestimmt sein tiefes Braun den ernsten Charakter der Landschaft. Oft aber wird er noch von dem Urwalde bedeckt, der bis dicht an die Zollschranken Stockholms tritt und die Landschaft noch mehr verdüstert."

Von Stockholm wird viel aus seiner Architektur, Geschichte, Sitte erzählt. Dann von dem berühmten Schlosse Gripsholm, dem Mälarsee, der uralten Stadt Upsala.

Von besonderem Interesse ist die ausführlichere Beschreibung der Stadt Wisby auf der Insel Gothland. Dahin kommen die wenigsten Touristen. Die Stadt aber war einst das Centrum des nordischen Handels und eine Hansestadt. „Wisby's Bedeutung nahm zu in Folge der vielfachen Züge, welche über Rußland — namentlich Kiew, Smolensk — nach dem byzantinischen Kaiserthume und dem gelobten Lande gingen. Die nordischen Pilger zogen diesen Weg dem südlichen über Ungarn oder das mittelländische Meer vor. Auch die Kämpfe der Kreuzritter in Liefland trugen zu dem steigenden Wachsthum bei; die mitten in der Ostsee gelegene Stadt mußte nothwendig der Stapelplatz für die russischen Ostseeprovinzen und die russischen Binnenländer werden. Bald begünstigten weitgehende Privilegien von Seiten der Kreuzherren den Handel Wisby's auf alle Weise. Andererseits verkehrte Wisby direct mit den reichen flandrischen Städten und führte deren kostbare Fabrikate, namentlich Tuche (Laken) den halbbarbarischen Völkern Rußlands und des scandinavischen Festlandes zu. So flossen in Wisby unerhörte Reichthümer zusammen." Später wurde Wisby von den Dänen geplündert, nach dem Sinken der Hansa der Sitz von Seeräubern, der berüchtigten Vitalienbrüder. Endlich kam sie wieder an Schweden. Der Verfasser gibt Auskunft über die alten Kirchen und ihre Bauweise, worauf wir Kunstkenner besonders aufmerksam machen.

Nach Stockholm zurückgekehrt, reiste der Verfasser von da auf der großen Straße nach Gothenburg. Die uralte Stadt Norköping fand er ganz modern. „Während in Deutschland selbst die modernsten Städte ein Stück ihrer Vorzeit erhalten haben, findet man in ganz Schweden, mit Ausnahme von Stockholm und einigen alten Bischofssitzen, wie Upsala, Westeras, Strengnäs, Linköping, Lund und anderen vereinzelten Orten, nur helle, charakterlose Straßenfronten, glattmoderne Kirchenbauten, breite, sich in Felder verlierende Straßen. Selbst die ältesten Städte, wie Söderköping, erscheinen so vollkommen neu und frisch, daß man an amerikanische Ansiedelungen denkt, die nur eine Gegenwart und Zukunft, keine Vergangenheit haben." Der Verfasser kam über die berühmten Trollhättafälle, beschreibt sie aber nur kurz, da sie aus vielen andern Reisebüchern bekannt genug sind. Wir erwähnen nur der grade über den Wasserfall führenden Brücke. „Hier können wir die Kraft unserer Nerven prüfen. Die Brücke ist spinnewebartig und so leicht gebaut, daß eine Warnungstafel ausdrücklich nur zwei Personen auf einmal den Uebergang anräth. Wir schweben hier über der stürzenden Fluth, unfähig, ihren Anblick auf die Dauer zu ertragen, und blicken in den stillen grünlichen Fall wie in das Auge einer Schlange oder in den Schlund einer geladenen Kanone. Auch der tiefste Gebirgsabgrund hat nichts von dem Grausen dieser Stelle."

Gothenburg, glaubt der Verfasser, werde der Mittelpunkt des künftigen scandinavischen Reichs werden, wenn erst Dänemark, woran er gar nicht zweifelt, mit Schweden und Norwegen werde verbunden werden. Diese Verbindung scheint jedoch noch nicht nahe bevorzustehen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 93. 20. November 1867.

## Biographie.

Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzis, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik. Von J. Leyser, Stadtpfarrer. Neustadt an der Haardt, Gottschick-Witter, 1867.

Dieses Buch gewährt eine sehr belehrende und unterhaltende Lectüre. Bahrdt, von dem hier die Rede ist, war der berühmte Bahrdt mit der eisernen Stirne, von dem man zwar eine ausführliche Biographie hat und der durch Kotzebues berüchtigte Satire bekannt ist, der uns hier aber in einem neuen Licht erscheint. Der Herausgeber des vorliegenden Werks faßt nämlich vorzugsweise die pädagogische Thätigkeit Bahrdts auf im Zusammenhange mit dem pädagogischen Schwindel des vorigen Jahrhunderts überhaupt und theilt aus längst vergessenen Büchern jener Zeit äußerst lebendige und komische Schilderungen mit.

Der berüchtigte Bahrdt war ein kleiner, mehr satyresker als heroischer Mann. Er wurde folgendermaßen beschrieben: „Bahrdt ist ein Mann von mittlerer Größe, mager, etwas gebückt, sein braunes Faunengesicht verzieht sich stets in ein Lächeln, das nicht ganz unangenehm ist, aber für den Beobachter den Schalk beim ersten Anblick verräth, seine beiden feurigen Augen blicken unter seinen dicken, schwarzen Augenbrauen hervor, wie ein paar Spitzbuben aus einem Busche, die Unterlippe ragt vor der Oberlippe auf eine etwas unangenehme Art hervor.“ Wenn man an die eiserne Stirne denkt, so denkt man sich gewöhnlich den Träger derselben als einen groben und robusten Mann. Er erhielt den Beinamen „mit der eisernen Stirn“ aber nur von seiner Dummdreistigkeit und Prahlerei, indem er selber einmal von sich schrieb: „‚Ich bin bekanntlich ein Mann, der von der Mutter Natur einmal mit einem schier seltenen Grade von Feuer und Dreistigkeit ausgesteuert ist. Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirne auf alles loszugehen, was mir in den Weg kommt und sowohl die Narrheiten als die Tücken der Gläubigen mit unverschonender Hitze anzugreifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich diese Krankheiten unter Stern, Ordensband oder Rittergehäng verbergen oder ob sie unter einem zerlumpten Rocke vorschimmern.‘“

Bahrdt wurde 1741 zu Bischofswerda geboren. Sein Vater war dort Diaconus, wurde später aber Professor in Leipzig. Hier im s. g. Kleinparis wurde der junge Bahrdt frühzeitig lüderlich und genußsüchtig, dabei aber auch grenzenlos eitel, da er schon im zwanzigsten Jahr den Doctorhut empfing. Zwei Jahre später wurde er sogar Professor in Leipzig, verlor aber seine Stelle wegen scandalöser Unsittlichkeit. Der berühmte Klotz „verschaffte ihm eine Professur der biblischen Alterthümer zu Erfurt. Hier gerieth er in eine Umgebung, welche die letzten Ueberreste sittlichen Ernstes, die noch in ihm vorhanden seyn mochten, bald hinwegspülen sollte. Klotz hatte ihn an Riedel empfohlen, der, obwohl ein flacher und gemeiner Geist, dennoch zu Erfurt den Ton angab. Bahrdt selbst sagt von ihm (II, 5): ‚Er behandelte alles, die wichtigsten Anliegen seiner Freunde selbst, mit Spott und Schekerei. Früh um acht Uhr fand man ihn schon bei der Weinflasche und einer Theetasse und es schmeichelte ihm, wenn man erstaunte, daß er so früh schon Wein trank und seinen Witz belachte, ihn aus Theetassen zu genießen. Seine ganze Unterhaltung war Witz, Satire, Spott, Schnurren, Bocksprünge, karrikaturhafte Verzerrungen des Gesichts und ein alle Augenblick wiederkommendes Lachen, davon ihm das Gesicht braun wurde.‘ Durch Riedel fand Bahrdt Eintritt in das Vollmann'sche Haus, damals der Sammelplatz der frechsten und frivolsten Geister, wo ‚Scham-

haftigkeit und Delikatesse unbekannte Dinge waren.' Mußte Bahrdt in solcher Umgebung alles sittlichen Gehaltes immer mehr entleert werden, so begann er nun auch in seine Vorträge immer mehr Raisonnements einzuflechten, durch die er den Verdacht der Heterodoxie auf sich zog. Da auch sein Leben nichts weniger als exemplarisch war, so erhoben die Erfurter Theologen gegen ihn eine Klage, die zwar keinen weitern Erfolg hatte, jedoch Bahrdt fortan mit einem unversöhnlichen Hasse, zuerst gegen die Orthodoxen, dann gegen die Orthodoxie erfüllte." Er verließ Erfurt, wurde wieder durch Verwendung Professor in Gießen, gab aber hier wieder durch seine Verhöhnung der christlichen Religion solchen Anstoß, daß ihm ein schweres Ungewitter drohte, dem er jedoch durch eine schnelle Flucht nach der Schweiz entging.

In Graubündten nämlich hatte ein Herr von Salis, ein für die Aufklärung schwärmender Herr, wie es deren damals viele gab, von Bahrdt als von einem ganz besonders energischen Manne des Fortschritts gehört und berief ihn zu sich, um auf seinem Schlosse zu Marschlins einem Philanthropin vorzustehen, d. h. einer Musteranstalt für Erziehung, wie ein ähnliches schon von Basedow in Dessau gegründet worden war.

Herr Leyser, der Verfasser des vorliegenden Werks, unterscheidet sehr richtig und billig, was in dieser pädagogischen Reformbewegung berechtigt war und was nicht. Das gemeine Volk entbehrte der Schulen fast gänzlich und wurde in einer den Fürsten und Staatsdienern zuträglichen Unwissenheit erhalten. Die s. g. gebildeten Classen wurden in katholischen Jesuitenschulen, protestantischen Gymnasien und Lyceen und auf Universitäten nur zum Kirchen- und Staatsdienst abgerichtet und sofern die katholische Kirche durch das Bündniß des Gallicanismus mit dem Josephinismus ihr altes Ansehen verlor, die protestantischen Kirchen aber überhaupt nur Staatskirchen waren, so hatte der ganze Unterricht nur noch den Zweck, devote Geistliche, Bureaukraten, Juristen, Aerzte und Lehrer auszubilden, die ausschließlich Mittel für den Zweck der Staatsgewalt werden sollten. Nun vergaß man aber über den Fürsten den lieben Gott. Die Fürsten selbst hielten sich für Götter auf Erden, ließen sich Opfer bringen und anbeten und spotteten des wahren Gottes. Die Religionsspötterei ging lediglich von den Höfen aus, zuerst von den italienischen, dann vom französischen, eine zeitlang auch vom englischen, zuletzt von den deutschen Höfen. Den Universitäten ahmten immer die Höfe nach und so krystallisirte sich der Unglauben frivoler Höflinge in neuen philosophischen Systemen. Hatte man aber einmal angefangen Spott zu ergießen über das Heilige, so dehnte sich die Spottlust bald auch weiter aus und verschonte selbst die Könige nicht mehr. Die Fürsten und ihre Günstlinge gaben in der That durch ihre Laster und Verschwendungen zu bitterem Spott Anlaß genug. Während der Freiheitskämpfe der Holländer im 16. und während der englischen Revolution im 17. Jahrhundert tauchten Staatsrechtslehren auf, welche die Gemeinschädlichkeit der despotischen Regierungsweise damals enthüllten und damals schon Ideale aufstellten, nach denen die Staaten organisirt werden sollten, das berühmte Utopien. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts kam die Freimaurerei auf und in ihr bildete sich ein neues Ideal der Humanität aus, welches den Menschen in allen Beziehungen von den bisherigen kirchlichen, politischen und socialen Schranken frei machen wollte. Die Menschen sollten als angebliche Vorurtheile alles hinter sich werfen, was sie historisch überkommen hatten, Religion, Nationalität, Staat, Stand. Alle Menschen sollten Brüder seyn und nichts fehlte zur vollkommensten Frei- und Gleichmacherei, als noch die Emancipation der Weiber und Kinder. Es war wohl sehr natürlich, daß diese letzteren das Augenmerk von Männern wurden, welche das schon herangewachsene Geschlecht idealisiren zu können verzweifelten, in der Jugend dagegen das weiche Wachs erkannten, aus dem sich alles formen ließe. Ein französischer Schweizer, Rousseau, forderte in seinem Emil die Welt auf, alle Kinder nach einem neuen Plan, nach dem Ideal der Humanität zu erziehen, eine ganz neue und bessere Menschheit künstlich heranzubilden.

In Deutschland wurde das gleich nachgeahmt. „Basedow stiftete 1774 zu Dessau eine Philanthropin, um Rousseaus Erziehungsidee praktisch zu verwerthen. Selbst Kant hatte die Dessauer Anstalt mit großen Hoffnungen begrüßt, deren Erfüllung er vergebens erwartete; denn dem pädagogischen Neubau fehlte das Fundament. Herder hat einmal nicht ohne Bitterkeit bemerkt, er würde Basedow keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen. Gleichwohl hat der Philanthropinismus seine unleugbaren, großen Verdienste. Denn trostlos war die damalige Erziehung der Kinder grade bei den höheren Ständen, eine Abrichtung durch Hofmeister, welche selten die erforderlichen Eigenschaften des Erziehers besaßen. Der bekannte Satiriker Rabener hatte diese dunkle Seite des damaligen Adels und wohlhabenden Bürgerstandes mit seiner Ironie aufgedeckt in dem ‚Schreiben eines von Adel an einen Professor, in welchem einen guten Hofmeister zu wählen gebeten und gesagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange' und in der

„Antwort des Professors nebst zwei Taxen von einem geschickten und elf ungeschickten Hofmeistern.'"

Die Erziehung war bisher überaus streng gewesen, in der Schule hatte hauptsächlich der Stock regiert. „So war es auch folgerecht nach Rousseaus Prinzipien gedacht und gehandelt, wenn die Züchtigung der Zöglinge ganz wegfiel oder durch lächerliche Strafsurrogate ersetzt wurde. Es war die nächste Folge dieser liebevollen Unvernunft, daß die Jugend vielfach der ernsten Zucht der Arbeit entwöhnt ward, daß die Philanthropie schließlich ausartete in ein Verhätscheln der lieben Natur in all' ihren Unarten und Schwächen. Den Uebertreibungen und Einseitigkeiten der Philanthropischen Erziehungsweise trat der Breslauer, an Lessings Schriften gebildete Professor Schummel entgegen mit der vortrefflichen Satire: ‚Spitzbart, eine tragikomische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert.' 1779."

Eine solche Musterschule sollte nun auch Bahrdt leiten, allein er war dazu viel zu wenig gewissenhaft. „Wenn auch Thiele die Farben zu stark aufträgt in der Anklage, daß das Jahr des Bahrdt'schen Aufenthalts zu Marschlins (Mai 1775 bis Mai 1776) in Müssiggang, Kabalen und Lustpartheien verstrichen sey: so machte doch Bahrdt, da sein Hang zu den Freuden der Tafel und des Spiels im Schlosse zu Marschlins zu wenig Befriedigung fand, immer häufiger Excursionen in die Nachbarschaft, besonders nach Chur, unter welchen sein Amt Noth litt und durch welche er selbst in Schulden gestürzt ward. In Graubündten befanden sich damals zwei politische Parteien, von welchen die eine den französischen, die andere den österreichischen Interessen dienstbar war. Die Salis aber waren eifrige Parteigänger für Frankreich. Bahrdt suchte und fand nun bald Eingang in die Cirkel derjenigen Edelleute, die auf Oesterreichs Seite standen, weil man hoffte, aus dem Doctor Allerlei herauszulocken. Kein Wunder, daß es unter solchen Verhältnissen an heftigen Auftritten zwischen Salis und Bahrdt nicht fehlte."

Wie noch in unsern Tagen revolutionäre Abenteurer ohne allen innern Gehalt, politische Charlatane, unter noch mittelmäßigeren Köpfen als sie selbst sind, Anhänger und Gönner finden, so geschah es auch schon damals. Bahrdt erhielt einen ehrenvollen Ruf als Superintendent zu Dürkheim an der Haardt. Nun denke man sich einen solchen Schwindler in einem höheren geistlichen Amte. Auch hier wurden ihm wieder Mittel geboten, sein pädagogisches Ideal zu verwirklichen, und zwar in noch größerem Maßstab. „Das neue Heidesheimer Philanthropin ward denn ‚in hohem Posaunenton' der Welt in zwei Sprachen, der deutschen und französischen, im September 1776 angekündigt. Nach dem Vorgang des Halle'schen Waisenhauses sollte damit eine Buchhandlung und Buchdruckerei verbunden, auch eine pädagogische Zeitschrift herausgegeben werden. Jetzo, hieß es in jener Einladung, jetzo gehe in der Pfalz der Morgenstern der Aufklärung auf, vorher sey Nichts als krasse Barbarei im Lande gewesen. Das Erziehungshaus sollte zugleich ein Seminarium für Candidaten enthalten, welche zu Predigern, Schullehrern, Hofmeistern, u. s. w. gebildet werden. Diese lernen Philosophie, Theologie, schöne Wissenschaften und Pädagogik, und unterrichten zugleich die Pensionisten täglich zwei Stunden." Aber auch hier mußte dem Prahler und Verschwender alles mißglücken. „In Jahresfrist hatte er schon wieder 11,000 Gulden Schulden gemacht und reiste, um seinen lästigen Gläubigern zu entgehen, angeblich zu seinen pädagogischen Zwecken, geschwind nach Holland und England. „In London lebt er in dulci jubilo, er schwärmt für den Wuchs und die Grazie der englischen Schönheiten, sowie für die Hufeisen, die sie an ihren Schuhen tragen, er will von einer Dame englisch lernen, aber ‚sie ist zu schön, als daß er auf ihre Anweisung attent genug hätte seyn können,' an den englischen Freudenmädchen gefällt ihm besonders ihre Sittsamkeit! Uebrigens hat er Weib und Kind und die ganze Misere zu Heidesheim vergessen und schwankt schon, ob er überhaupt zurückkehren soll. So ist er fast ein halbes Jahr fort, da hat er dreizehn Zöglinge erobert (vier aus London, neun aus Holland, Krefeld und Cleve), mit ihnen zieht er im Triumph durch die Niederlande, wo die Theologen bei seinem Namen ein Kreuz schlagen; wo er in einem Gasthof speist oder übernachtet, da ist ein Zulauf, ‚wie wenn ein Mann mit ausländischen Thieren sich da aufhielte.' So gehts den Rhein hinauf, schon kann er die bevorstehende Ankunft seiner Frau und seinen Freunden melden, die ihm nach Bechtheim entgegenreisen, da, am Morgen des letzten Reisetages wirft er im Gasthof zu Oppenheim während des Frühstücks einen Blick in das Frankfurter Ristretto und findet hier eine Nachricht, die all' seine Hoffnungen mit Einem Schlage zertrümmert. Bahrdt war durch ein Reichs-Hofraths-Conclusum vom 4. Februar 1778, seiner Uebersetzung des neuen Testamentes wegen, von allen seinen geistlichen Aemtern suspendirt worden."

Er flüchtete nun nach Preußen, wo man ihn duldete, und wurde Kaffeeschenk in Halle an der Saale. Das vorliegende Buch läßt sich auf seine weitern Schicksale nicht ein, sondern verweilt nur bei seinen pädagogischen Schwindeleien.

Hier ein Beispiel davon aus Marschlins. „„An der Morgenseite des Schlosses zu Marschlins steigt ein hoher Berg in verschiedenen Terrassen majestätisch empor, bis er sich in den Wolken verliert. Auf diesen Terrassen haben wir vier Tempel gestiftet; einen Tempel der Geschichtshelden, einen Tempel der Weisheit, einen Tempel der Tugend und einen Christustempel. Die ersten drei bestehen aus schattigen Lauben, welche amphitheatralisch angelegt sind. Inwendig herum sind doppelte Reihen von Rasenbänken, davon die innerste niedriger als die äußere ist. Hingegen der Christustempel ist von Holzwerk, auch amphitheatralisch, aber auswendig grün und inwendig weiß angestrichen. Zwei große Flügel öffnen die breite Vorderseite. Inwendig in der Tiefe des Tempels steht mit golden Buchstaben:

Jesus Christus.

Der Tempel der Geschichtshelden steht auf der niedrigsten Terrasse, und der Christustempel auf der höchsten, wo das Auge die herrlichste Aussicht in das ganze unermeßliche Thal hat, welches mit Dörfern und Häusern besäet ist, und von zwei Flüssen, vom Rhein und der Langwarth, durchströmt wird. Zu diesen Tempeln zieht bei gutem Wetter das ganze Philanthropin mit allen seinen Lehrern, in Begleitung aller Einwohner des Schlosses und aller Fremden, die uns des Sonntags aus der Nachbarschaft besuchen, alle Sonntage Nachmittags um 2 Uhr mit Musik und Gesang. Wir haben zu dieser Feierlichkeit eigene Lieder, meistentheils von Lavater verfertigt, die auf jene Tempel und ihre Absicht unmittelbare Beziehung haben, und nichts als Gottesfreude athmen. Zuerst geht der Zug nach dem Tempel der Geschichtshelden. Musik und Gesang wechseln. Wenn die Musik schweigt, hebt die Gemeine einen Vers an aus dem Liede, das vorher nach der Materie des Tempelredners gewählt worden. Wenn der Vers aus ist, fährt die Musik fort, dann wieder ein Vers aus dem Liede. Und dieser Wechsel dauert so lange, bis wir auf der ersten Terrasse ankommen. Musik und Gesang sind auf dem Zuge munter und freudenvoll. Sobald wir aber vor den Tempel kommen, wird beides ernster und feierlicher. Nach Endigung des Tempelliedes tritt ein Lehrer mitten auf den Platz, und erzählt, ohne allen Prunk der Beredtsamkeit, im Tone des Minnesängers (!) Proben des Muths, der Entschlossenheit, der Tapferkeit, des Patriotismus ꝛc. aus der Lebensgeschichte irgend eines großen Mannes, dessen Andenken entweder die heil. Schrift oder die Profangeschichte aufbehalten hat, um den Zuhörern Gefühl für diese Vorzüge einzuflößen und ihnen zugleich die größten Regenten, Staatsmänner, Gesetzgeber, Beschützer des Vaterlandes ꝛc. historisch bekannt zu machen. Nach der Rede wird eine Abschiedsstrophe gesungen. — Hierauf geht der Zug auf die nämliche Art nach den übrigen Tempeln. Im Tempel der Weisheit erzählt ein anderer Lehrer die Verdienste der Philosophen, Gottesgelehrten, Künstler, Erfinder ꝛc., welche durch ihre Gaben und Einsichten das Glück der Menschen befördert und die Ehre des Schöpfers ausgebreitet haben. Im Tempel der Tugend werden moralische Charaktere geschildert, und zwar von solchen Personen, welche es entweder in der Tugend überhaupt, oder in einer gewissen Tugend insbesondere sehr hoch gebracht hatten, z. B. Märtyrer. Zuweilen werden auch solche aufgestellt, die durch großen Kampf aus Bösewichtern Freunde der Religion und der Tugend geworden waren. Mitunter kommen auch zweideutige Charaktere vor, denen entweder die Larve abgezogen wird, um zu zeigen, daß sie das Lob, das ihnen die Geschichte gibt, nicht verdienten, oder im Gegentheil deren Charakter gegen die Schmähungen parteiischer Geschichtschreiber vertheidigt wird. Endlich ermangeln wir auch nicht, zuweilen in hohem Grade Lasterhafte vorzustellen, deren Beispiele das Laster verhaßt und die Tugend desto schätzbarer machen soll. In diesem letztern Falle aber wird die Rede hinter dem Tempel gehalten, und mit Staubwerfen (!) weggegangen. — Im Christustempel ist der Director Redner. Die vornehmste Absicht seiner Reden geht dahin, überall den Gedanken zu erwecken, daß alle die Vollkommenheiten, die sich bei jenen Tempeln in einzelnen Beispielen zeigen ließen, sich in der Person unseres Jesu vereinigen, und daß wir von ihm die beste Kraft und die herrlichsten Antriebe zur Nachahmung jener Vollkommenheiten erwarten könnten. — Uebrigens wird hier die ganze Lebensgeschichte Jesu stückweise vorgetragen, und der Plan ist so gemacht, daß diese wichtige Geschichte jedesmal in drei bis viertehalb Jahren zu Ende gebracht wird. — Musik und Gesang ist bei dem Christustempel am sanftesten und ehrerbietigsten. Dieser Ton dauert auf dem Rückzuge bis zur zweiten Terrasse. Hier hebt erst der lebhaftere und freudenvollere an und dauert bis zum Eintritt in das Schloß, wo alsdann unsere Philanthropinisten sich entweder in die Assemblee oder auf die Spielplätze begeben, und den Rest des Tages in Fröhlichkeit zubringen.'"

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, №. 94. 23. November 1867.

## Länder- und Völkerkunde.

1) Nowaja Semlä in geographischer, naturhistorischer und volkswirthschaftlicher Beziehung. Nach den Quellen bearbeitet von J. Spörer. Mit einer Uebersichts- und einer Specialkarte. Gotha, Justus Perthes, 1867. 4°.

Dieses vortreffliche Werk umfaßt 112 Doppelseiten in Quarto und ist eine Ergänzung zu Petermanns geographischen Mittheilungen. Es handelt ausschließlich von Nowa Zembla und stellt zuerst alle bisher dahin gemachten Entdeckungsreisen zusammen, charakterisirt sodann die Beschaffenheit des Landes und Klimas und verzeichnet endlich auch die dortige Pflanzen- und Thierwelt.

Die Einleitung führt uns zu den alten Normannen zurück, deren Schiffe die Ostsee beherrschten, die sich zu Oberherrn der Russen machten und auch im Norden Rußlands zuerst in das weiße Meer vordrangen. Bekanntlich wählten sich die Russen den edlen Roderich oder Rurik aus Schweden zu ihrem Beherrscher, weil, wie ihr Chronist Nestor sagt, sie sich selber zu beherrschen nicht verstanden. Diese normannischen Czaaren von Rußland unterwarfen schnell die ganze russische Erde und drangen sogar einmal bis über die Donau an den Balkan vor, ließen sich aber von Byzanz aus zur griechischen Kirche bekehren, schwächten sich durch Theilungen und wurden im Anfang des 13. Jahrhunderts von den Mongolen überwältigt, von denen sie erst im 15. Jahrhundert wieder frei wurden. Unterdeß hatte der Norweger Ottar schon im Jahr 870 zum erstenmal das Nordcap umschifft und war in das weiße Meer eingedrungen. Seitdem blieben jene nordischen Gegenden im Dunkel, bis erst im Anfang des 16. Jahrhunders die Aufmerksamkeit wieder auf sie hineingelenkt wurde. Siegmund, Freiherr von Herberstein, kaiserlicher Gesandter in Moskau, gab die erste ausführlichere Schilderung von Rußland und eine Karte dazu, worin auch schon der Norden Rußlands vom weißen Meere bis zum Ausfluß des Ob eingetragen war. Der Venetianer Cabot, der bereits Nordamerika untersucht hatte, benutzte Herbersteins Karte und brachte zuerst die Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt in Anregung. Man hoffte vom atlantischen Meere aus um das Nordcap herum, wie in das weiße Meer, so immer weiter nach Osten vordringen und China und Indien auf diesem Wege erreichen zu können.

Gleichzeitig hatten auch griechische Mönche am weißen Meere sich angesiedelt und treffliche Anstalten getroffen, um hier den Pelzhandel und allerlei Waldindustrien zu fördern, da sich diese nordischen Gegenden für den Ackerbau weniger eignen. Es dauerte jedoch noch lange, bis die russischen Czaare sich des Seewesens annahmen, da ihnen die Ostsee und das schwarze Meer noch verschlossen blieben und die Ufer des weißen Meeres weit von Moskau weg erst hinter ungeheuern Waldungen lagen. Es waren also die Seemächte des Westens, welche zuerst Schiffe auf Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt aussandten. Der Verfasser gibt eine Uebersicht über alle diese zahlreichen Seefahrten, die zum Theil einen traurigen Ausgang hatten, denn oft blieben die Schiffe im Eise stecken und die Mannschaft ging unter, wie noch in neuerer Zeit Franklin mit seinen Gefährten. Die ersten Entdecker waren Engländer, Chancellor, der glücklich heimkam, während zwei andere Schiffe nicht wiederkehrten 1553, Bourrough, Pet 1580, dessen Gefährte Jackmann mit einem andern Schiff nicht wiederkehrte. Den größten Ruhm erlangten hierauf die Holländer Heemskerk und Barent, die auf Nowa Zembla in der schauerlichsten Kälte überwinterten und nur zum Theil heimkehrten, da Barent

und einige Gefährten starben, 1596. Ihre Abenteuer sind oft beschrieben und sogar für die Jugend bearbeitet worden, denn sie malen uns das Leben in der ewigen Eiszone am lebhaftesten aus.

Jetzt erst fingen auch die Russen an, sich bei den Entdeckungsreisen zu betheiligen und die bedeutendste ihrer Reisen war 1768 die von Rosmysslow. Später unternahm der russische Capitän Lütke in den Jahren 1821—24 vier Entdeckungsreisen, jetzt schon mit allem ausgerüstet, was zu genauern wissenschaftlichen Beobachtungen erforderlich war. Die Petersburger Akademie schickte 1837 noch eine wissenschaftliche Expedition unter Ziwolka aus. Im Allgemeinen zählt der Verfasser zwölf westeuropäische und zwölf russische Entdeckungsreisen auf, von denen jene die ältern, diese die jüngern sind, jene noch mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und doch die wichtigsten geographischen Notizen sammelten, diese dagegen schon mehr für genauere Messungen und für die Kenntniß der arktischen Fauna und Flora thun konnten. Noch sehr viel bleibt zu leisten übrig, denn das Innere der großen Insel Nowa Zembla ist noch so gut wie unbekannt. Auf der dem vorliegenden Buche beigegebenen Karte sieht Nowa Zembla wie eine etwas gekrümmte Raupe aus, von einem schmalen Meerarme durchschnitten wie Neuseeland und im ganzen Areal kaum größer als Spitzbergen. In ältern Karten stellte sich Nowa Zembla fast so dick wie Neuholland dar. Es bildet aber nur einen schmalen Streifen und verhält sich zu Nordasien beinahe wie eine Nehrung. Das Land ist zum Theil gebirgig. Man hat einige Berge von 3000 Fuß Höhe gemessen, doch gibt es noch höhere, die nicht gemessen sind. Ein Theil der Insel ist eben, aber sehr steinig und unfruchtbar. Das Gebirge ist Thonschiefer, die Ebene blauer Lehm. Man glaubte früher, die Berge der Insel seyen nur die Fortsetzung des Uralgebirges. Dem ist aber nicht so. Ihnen entspricht vielmehr der nordwestlich vom Ural abgelegene Gebirgszug des Pai Khoi, der sich vom Ural unterscheidet. Wie im nordwestlichen Europa ist die Westküste der Insel am meisten gebirgig und felsig. Sehr eigenthümlich ist auf Nowa Zembla eine verhältnißmäßig größere Milde des Winters und größere Rauhigkeit des Sommers, was der Vegetation sehr zum Nachtheil gereicht.

Das Land liegt daher wüst und zeigt nur Oasen von Graswuchs, wovon sich Rennthiere nähren. An die lappländischen Tundren erinnert der zusammenhängende falbe Rasen der Dryas octopetala, der die Bergabhänge überzieht, nur einen Zoll dick ist und sich wie ein Fell abziehen läßt. Man trifft auch auf recht hübsche bunte, aber ganz zwerghafte Blumen, welche der allgemeinen Alpenflora angehören. Sehr merkwürdig sind die Uebergänge der Vegetation von den niedrigsten phanerogamen Gewächsen des äußersten Nordens zu den höhern Baumformen. Den Anfang macht die Zwergbirke. Dann folgen auf der westlichen Seite an den äußersten Nordküsten Europas die Weißbirken, in der Mitte am weißen Meere die Tannen und weiter östlich an der Nordküste Asiens die Lärchen, so daß der Gegensatz der weißen und schwarzen Farbe hier dem von West und Ost entspricht. Der Verfasser macht noch auf einen andern Gegensatz, den des Feuchten und Trockenen, aufmerksam. Die Tundren nämlich im hohen Norden sind immer feucht und moosartig, die Grassteppen dagegen weiter südlich, immer trocken.

Auch das Thierleben ist in jener kalten Zone beschränkt, nur das Meer ist überreich an Walfischen, Robben, hauptsächlich Wallrossen und Fischen, auch die Küste reich an Seevögeln aller Art, die hauptsächlich von Fischen leben. Auf dem Lande sind aber nur die Lemminge (Mäuse) zahlreich. Der spärliche Graswuchs ernährt Rennthierheerden. Unter den Raubthieren steht der Eisbär obenan, dann folgen Wolf und Fuchs. Schließlich gibt der Verfasser noch Notizen über die sehr ergiebige Fischerei.

2) Mittheilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt über wichtige und neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiet der Geographie von Dr. A. Petermann, 1867. IX.

In diesem Heft finden wir Mittheilungen aus der politischen Geographie der Republik Bolivia, statistische Erhebungen im Jeniseiskischen Gouvernement, Notizen über die neuesten Specialkarten der Schweiz, viele kleinere Notizen und Uebersichten über die neueste geographische Literatur, mit einer Karte der Schweiz. Wir heben nur Weniges daraus hervor. Rohlfs berichtet über die verschiedenartigen Begrüßungen unter den Negern, bei welchem Anlaß er erwähnt, daß der deutsche Gruß: Wie geht es? eine fortschreitende Nation bezeichnet, der französische Gruß: Comment vous portez vous? nur eine Frage nach der Modetracht ist, der englische Gruß: How do you do? ein thätiges und schaffendes Volk, der italienische Gruß: Come sta? eine stillstehende, nichtsthuende, gleichsam eine Eckensteheration anzeigt.

Welche Irrthümer noch immer verbreitet werden,

zeigen einige Notizen aus Chile. Herr Robert von Schlagintweit hat gesagt, es gebe dort keine Gletscher, was aber hier widerlegt wird. Ein Anderer hat gesagt, Chile hole seinen Mehlbedarf aus Californien, während es selbstgebauten Waizen nach Europa ausführt. Ein dritter hat gefabelt, Valparaiso sey mit den Knochen der im Unabhängigkeitskriege gefallenen Spanier gepflastert. Es sind aber weißschimmernde Hammelsknochen, die man häufig der Zierlichkeit wegen in den Boden eingelegt hat.

---

## Jurisprudenz.

Ein Hexenprozeß aus dem 17. Jahrhundert. Aus den Acten dargestellt von H. Meyer, Amtsgerichts-Assessor. Hannover, Schmorl und von Seefeld, 1867.

Ein sehr interessanter Beitrag zur Geschichte des römischen Rechts und der Universitätsweisheit in Deutschland. Wie hat man seit der Reformation und seit der Herrschaft der Renaissance in deutschen Schulen und Universitäten und seit Einführung des römischen Rechts nicht auf die Barbarei der alten Germanen, als angeblich eichelnfressender Wilden und auf das finstere Mittelalter voll Dummheit und Aberglauben stolz herabgesehen und thut es heute noch. Wie oft hat man nicht die Reformation und Renaissance als das Licht der Vernunft und Humanität gepriesen, das den Deutschen endlich nach so langer Nacht der Unvernunft und Barbarei aufgegangen sey, und preist es heute noch. Und doch ist es eine unwidersprechliche Wahrheit, durch die zuverlässigsten Zeugnisse beurkundet, daß der furchtbare Aberglauben und die unmenschliche Justiz der Hexenprozesse erst nach der Reformation und Renaissance geblüht hat. Schon das longobardische Gesetzbuch des Rotharis bezeichnete den Glauben an Zauberer und Zauberinnen, den die Longobarden bei dem verderbten Römervolk vorfanden, als einen Irrwahn, den kein vernünftiger Mensch hegen dürfe. Auch während des ganzen katholischen Mittelalters sprachen sich die Concilien wiederholt dahin aus, man solle an Zauberei und Hexerei nicht glauben. Daher tauchte der Wahn auch nur hie und da und in seltenen Fällen auf. Im Prozeß der Jungfrau von Orleans wurde er offenbar nur erkünstelt, um einem politischen Zwecke zu dienen, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nachdem des Nogaret rabulistische Legistenschule ähnlichen Zwecken schon Philipp dem Schönen im Prozeß der Tempelherrn gedient hatte. Nach deutschem Recht konnte niemand heimlich gerichtet, noch torquirt werden. Das kam alles erst mit den Traditionen der altrömischen Criminalistik auf, die sich zuerst in die kirchliche Gerichtspraxis einschlichen, bis sie von der weltlichen Fürstenpolitik als das sicherste Mittel erkannt wurde, zum Vortheil ihres modernen Despotismus das alte Recht des deutschen Reiches und Volkes zu beseitigen und die alten Gau- und Schöffengerichte durch Doctoren des römischen Rechts verdrängt wurden.

Es läßt sich nachweisen, daß die Klage auf Hexerei und Zauberei von den geistlichen und fürstlichen Gerichten hauptsächlich zu dem Zweck erhoben wurde, den Angeklagten unrettbar zu verderben, und daß die Richter oft sehr wohl wußten, der, den sie verurtheilten, sey des Verbrechens der Hexerei gar nicht einmal schuldig. Man wollte ihn aus einem ganz andern Grunde, weil er der Kirchengewalt oder dem weltlichen Souverän Opposition machte und gefährlich schien, unter einem andern Vorwand beseitigen. So die Tempelherrn, so die Jungfrau von Orleans.

Aber die Lüge wurde ein ansteckender Wahn. Der Glaube an Zauberei kam in Schwung, als man sah, die geistliche Inquisition theile ihn, und als die Gelehrten aus den Werken der alten Classiker denselben alten Aberglauben emsig herausgruben und in ein System brachten. Am Ende des 15. Jahrhunderts kam ein solches System, ausgeheckt von Sprenger, der berüchtigte Hexenhammer, zum erstenmal ans Tageslicht. Müller von Constanz, welchem Herzog Siegmund von Tirol eifrig beipflichtete, warnte die deutsche Lesewelt vor dieser schändlichen Ausgeburt des Unsinns und appellirte an die gesunde Vernunft. Aber vergebens. Der Papst stimmte dem Aberglauben zu. Die Reformation brach herein und man hätte glauben sollen, ihre Anhänger würden sich zu Müllers vernünftiger Ansicht bekennen. Aber es geschah nicht. Luther selbst glaubte an teuflische Besitzungen. Die Angst, der Haß jener kampfevollen Zeit sah in jedem Gegner einen bösen Dämon. Aus allen jenen Wirren, in welchen die Freiheit mit der Einigkeit, die Vernunft mit dem Recht des deutschen Volkes unterging, blieb nur eines übrig, der fürstliche Despotismus und Souveränetätsschwindel, die Staatskirche, die Staatsschule. Theologen und Juristen dienten nur dem dynastischen Interesse der kleinern oder größern Herrn und jedes Mittel war ihnen recht, wenn

es nur das Volk in Angst versetzte und in Gehorsam hielt. Daher mußte die Geistlichkeit dem Volk die Hölle heiß machen und die Justiz alle Schrecken der Heimlichkeit und Tortur einführen. Der Hexenwahn war ein so bequemes Mittel, das Volk zittern zu machen, und wen man wollte, durch eine falsche Anklage zu verderben, daß sich auch untergeordnete Beamte dieses Mittels bedienten, um Privatzwecke zu erreichen. Durch mehr als einen Hexenprozeß ist erwiesen, daß es sich um Beraubung der Angeklagten handelte. Aus sehr vielen Prozessen leuchtet die Wichtigthuerei der Beamten, die Lust, den Leuten Todesangst zu machen, noch deutlicher hervor, als die Ueberzeugung von der Pflicht, die Macht des Teufels in der Gemeinde zu bekämpfen und zu besiegen. Oft sieht man freilich nicht ein, welchen Zweck die Richter gehabt haben könnten, indem sie die reine Unschuld und Armuth verfolgten.

In der vorliegenden kleinen Schrift wird actenmäßig berichtet: Im Jahr 1664 wurde zu Scheeßel, Amtsgerichts Rotenburg, im damals schwedischen Herzogthum Verden, ein siebzehnjähriges Mädchen, Margarethe Meineken, von einem Nachbar angeklagt, seine Kuh behext zu haben, daß sie habe verrecken müssen. Sie wurde eingezogen und anfangs noch nicht auf die Folter gelegt, weil man offenbar Mitleid mit ihr hatte. Erst als die Acten an die Juristenfacultät in Rinteln, später auch in Helmstädt eingeschickt wurden, docterten die doctores einen Argwohn nach dem andern heraus und jetzt erst wurde das arme Mädchen gefoltert und gestand, nachdem sie lange standhaft geblieben, im furchtbarsten Schmerze alles, was man sie fragte.

Hier eine Scene aus der Folterkammer. „So ist sothaner erkandtnuß zufolge und obbesagtes examen ad effectum zu bringen, heutiger Gerichtetag dazu bestimmt und nachdem der Herr Drost und Ober-Inspector nebst den Herrn Ambtmann und übrig dazu beruffenen Gerichts-Assesoren obbemeldt in der darzu verordneten Cammer auffm Schloße sich gesetzet, auch der Scharffrichter mit denen darzu gehörigen Instrumenten zur Handt gewesen, ist die Inhaftirte durch den Gerichtsfrohn auch dahin gebracht und zuvordrist unter fleißiger ermahnung die wahrheit zu bekennen, über nachgesetzte in dem Helmstädtischen Urthell dem Gerichte vorgeschriebenen peinlichen interrogatoria nach einander deutlich und verständig anfänglich in gute gefraget, deren außage auch strack kegenüber Protocolliret und angezeiget worden.

(Im Protokolle folgen nun links die Fragen, rechts die Antworten. Ich will sie hier unter einander setzen.)

1) Ob Sie, Margrete Meineken, nicht noch mahls bekennen müsse, daß Ihre Mutter Ihr die Hexerey gelernet.

ad 1. Affirmat.

Mit waß Worten?

Sie solle verschweren Gott im Himmell, die heilige Dreifaltigkeit, Gott Vatter, Sohn und heiligen Geist, laub und graß.

Von woher sie solches gelernet?

In Ihres Vatters Hauße.

2) Ob Sie derselben die Worte nachgeredet.

ad 2. Saget Ja, sey geschehen, wie sie noch jung gewesen, alß sie aber solches sobaldt nicht thun wollen, wehre die Mutter mit dem . . . (unleserlich) hinter Ihr hergewesen und hatte Sie gedrohet umbs lebent zu bringen.

3) Wie die von anfange biß zum ende gelautet und heißen?

ad 3. Sie hatte es ja all einmal gesaget, mehr wüßte Sie nicht, wrung die Hende und sagte etzliche mahl, O meine Mutter, meine Mutter.

4) Ob Sie nicht Gott im Himmell darinnen abgesagt und dem Teufell sich ergeben?

ad 4. Antwortet Ja.

5) Ob Sie mit demselben unnatürlicher weise sich vermischet und gebuhlet.

ad 5. Sagte nein, könne nicht sagen, waß nicht wahr wehre wenn man Sie auch von gliedern zu gliedern von einander zöge.

6) Ob undt wehme Sie mit Ihrer Zauberey schaden gethan?

ad 6. Niemandem."

Das arme Geschöpf, schon halbtodt vor Angst, wurde nun erst auf die Folter gelegt und gezwungen, die unsinnigsten Fragen zu bejahen, noch mehr Mitschuldige anzugeben, und endlich wurde sie verurtheilt und lebendig verbrannt, nachdem sich ihre unglückliche Mutter, gleichfalls angeklagt, im Kerker freiwillig erhenkt hatte.

Alle diese körperlichen und Seelenmartern wurden über ein siebzehnjähriges Mädchen und ihre arme Mutter durch die Juristen zweier protestantischer Universitäten verhängt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 95. 27. November 1867.


## Geschichtlicher Bilderatlas.

Bilderatlas zur Weltgeschichte. Von Ludwig Weisser. Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz. Zwei Bände. Stuttgart, Druck und Verlag von Wilhelm Nitzschke, 1860—1868. Folio.

Wer die Weltgeschichte durch mündlichen Unterricht oder Lectüre sich aneignet und lieb gewinnt, wird seine Kenntniß derselben wesentlich ergänzen und erläutern können, wenn er vorliegenden Bilderatlas benutzt, durch welchen ihm außerordentlich vieles anschaulich gemacht wird, was sich mit Worten nicht ausdrücken läßt. Man erwäge nur die vielen hundert Porträts geschichtlich berühmter Männer und Frauen, die uns aus diesem Atlas entgegentreten, und die überaus zahlreichen culturgeschichtlichen Abbildungen, in denen uns die Trachten, Sitten und Gebräuche der ältesten Zeiten anschaulich werden. Man muß es sehr loben, daß die Herausgeber vorzugsweise Originalbilder, die aus den vergangenen Zeiten selber herrühren, copirt und nur, wo keine vorhanden waren, die besten Gemälde der neueren Zeit benutzt haben.

So finden wir in den ersten Blättern nur die wichtigsten Scenen der biblischen Geschichte, nach Bildern von Raphael, Michel Angelo, Domenichino, Poussin 2c. dargestellt. Nach diesen wenigen Blättern, deren jedes aber eine Menge Abbildungen in kleinerem Maßstab enthält, folgen eine angemessene Menge von Blättern, die eine vortreffliche Auswahl von Abbildungen aus den altägyptischen Wandgemälden geben. Dieselben lassen uns in alle Gebiete des altägyptischen Lebens hineinblicken. Sie zeigen uns die ganze Scenerie des Hofes, der Kriege, Belagerungen, Schlachten zu Lande und zur See, der Opfer, der häuslichen Sitten bis zu den Begräbnissen, der Mahlzeiten und Vergnügungen, Musik, Tanz, Spiele, Gymnastik, ferner des Ackerbaues, Gartenbaues, der Viehzucht, der Jagd, des Fischfangs 2c. Die alten Aegypter liebten es, an den Wänden ihrer großen Tempel und Grabgewölbe nicht nur Scenen aus der Götterwelt und aus der großen Geschichte des Landes, sondern auch häusliche Scenen und Genrebilder aller Art, kurz ihr ganzes Leben abzuspiegeln. So bekommt man eine vollkommen klare Vorstellung von dem Culturzustande des Volks, der vier Jahrtausende zurückgeht. Ueberraschend ist die Aehnlichkeit der damaligen Culturmittel mit den heutigen, ja selbst des Luxus. Manches aber erscheint eigenthümlich. So werden die Speisen bei Gastmählern nicht einfach in den Händen aufgetragen, sondern auf einem Brett, das auf der Schulter ruht und nur mit einer Hand im Gleichgewicht erhalten wird. Merkwürdig ist auch, daß die alten Aegypter die Pferde nur an den Wagen spannten, sich aber niemals auf ein Roß setzten. Unter den größern Figuren ägyptischer Wandbilder und Statuen finden sich auch die beglaubigten Porträts der berühmtesten altägyptischen Könige, die dem historischen Atlas sehr zur Zierde gereichen.

Dann folgen Blätter mit altassyrischen Bildwerken, alle gleich den ägyptischen den früher schon, zum Theil erst in neuester Zeit entdeckten alten Denkmätern nachgebildet. Auch die assyrischen Bildwerke enthalten Kriegsscenen aller Art und Triumphzüge, wie die ägyptischen. Doch ist das Costüm hier schon ein anderes, zeigt einen gewählteren Formensinn und bildet den Uebergang zu dem altgriechischen Style. Scenen aus dem gemeinen Leben sind seltner hier, als in Aegypten, doch fehlen sie nicht und sind sehr interessant, z. B. die Darstellung eines schwierigen Transports. Das riesenhafte Steinbild eines geflügelten Stiers wird über Berg und

Thal auf Rollen fortgeschafft, die man ihm unterlegt und hinten wieder wegnimmt, während lange Reihen von Männern daran ziehen. — An diese assyrischen Blätter schließen sich neupersische an aus der Sassanidenzeit. Diese sind wieder sehr merkwürdig, weil sich in ihnen schon etwas vom ritterlichen Geiste des Mittelalters zu erkennen gibt. Wir sehen Gestalten vor uns, wie sie in den altpersischen Dichtungen des Firdusi eine Verwandtschaft mit den germanischen Völkern zu erkennen geben. Der größte Held des persischen Schachnameh war Rusthm aus sakischem Geblüt und die Saken, die einst am Oxus wohnten, sind Vorfahren der Sachsen. Unter den Sassanidenbildern ist ein Jagdbild ganz besonders ausgezeichnet.

Hierauf beginnen die Bilder aus der griechischen und römischen Vorwelt. Sie nehmen wie billig den größten Raum in diesem Atlas ein und umfassen einen erstaunlichen Reichthum von Porträts und geschichtlichen Darstellungen. Was aus den Statuen und Vasen von Göttergestalten und andern mythologischen Dingen entlehnt ist, gehört doch nicht der Phantasiewelt allein an, sondern spiegelt uns in den Göttern die hellenische und römische Menschheit ab, von der homerischen Zeit an. In der spätern Zeit mehren sich die rein historischen Darstellungen, welche die Herausgeber nur hin und wider aus berühmten modernen Bildern, z. B. Cäsars Tod, ergänzt haben. Eine Menge Abbildungen gewähren uns eine klare Vorstellung von den Trachten, Waffen, Geräthen und der ganzen Lebensweise der Alten.

Das alles enthält der erste Band in zwei Abtheilungen. Der zweite Band hat im Ganzen nur den Umfang einer Abtheilung, da er aber nur die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit enthält, die uns in Bildwerken aller Art näher gerückt ist, war hier eine größere Ausführlichkeit nicht erforderlich. Die Blätter beginnen mit Katakombenbildern und gehen dann zur karolingischen Zeit über. Sie bringen eine Menge historisch merkwürdige Bilder nach echten Denkmälern, besonders historische Porträts. Hier, wie auch schon bei Griechen und Römern, sind die Münzen herbeigezogen worden. Der Reichthum von Sitten und Trachten entfaltet sich erst mit der Malerei im Mittelalter und am ergiebigsten werden die Malereien des 15. und 16. Jahrhunderts. Solche, die besonders culturgeschichtlich interessant sind, erscheinen hier zahlreich copirt. Damit man auch hier tief ins Leben hineinblicken könne, wie in den altägyptischen Wandbildern, sind auch einige satirische Bilder der Reformationszeit aufgenommen. Auch viele historische und Genrebilder aus dem dreißigjährigen Kriege. Für die spätern Jahrhunderte mußten hauptsächlich die beglaubigten Porträts maßgebend seyn, da die ausführlicheren Scenerien, Schlachtenbilder, Prachtaufzüge, Versammlungen, Hofscenen, Volkstumulte 2c., wenn man sie alle hätte aufnehmen wollen, viel zu viel Raum erfordert hätten und insofern weniger nöthig waren, als richtige Vorstellungen von ihnen ohnehin reich verbreitet sind.

Das Folioformat der Bilder eignete sich am besten, eine Menge ihrer Gattung nach zusammengehörige Abbildungen aufzunehmen. Wenngleich zahlreich, sind diese Abbildungen doch hell, deutlich, reinlich. Nur am Schluß des zweiten Bandes könnte einiges anders ausgewählt seyn. Wir finden da Porträts von allerdings zu ihrer Zeit berühmten Männern, deren welthistorische Bedeutung aber doch sehr zweifelhaft ist, z. B. von Musäus. Das Porträt Robespierres erscheint ein wenig karrikirt. In dem Wörterbuch zum Moniteur von 1789—1799, welches der erste Consul Bonaparte herausgeben ließ, findet sich unter 60 meisterhaften Porträts auch das von Robespierre. Nach diesem hätte die Copie gemacht seyn sollen.

Der Text von Dr. Heinrich Merz umfaßt zwei ziemlich starke Octavbände und enthält zwar nur Commentare zu den einzelnen Abbildungen, nimmt aber dabei Gelegenheit, in historischen Excursen die Leser über die Bedeutung des Dargestellten im Verhältniß zu seiner Zeit zu orientiren, da nicht jeder, der den Atlas studirt, zugleich auch alle die historischen Werke zur Hand haben kann, die ihn über das Einzelne belehren würden.

Der Bilderatlas eignet sich sehr zu einem Weihnachtsgeschenk.

---

## Politische Schriften.

Gepfefferte Briefe von Friedrich Hecker. Mannheim, J. Schneider, 1868.

Diese Briefe, von denen schon in den Zeitungen die Rede war, ziehen mit Recht einiges Interesse auf sich, weil sie mit ungemeiner Naivetät die letzte Hoffnung der deutschen Republikaner, zugleich aber auch die früher von dieser Partei gemachten Fehler bekennen. Hecker war schon im Jahr 1848 nicht so dumm, wie andere Demokraten, die mittelst der Freiheit zur Einheit gelangen wollten. Auf einer großen Volksver-

sammlung in Nürnberg setzte Karl Vogt dieses Programm ausdrücklich dem Programm Heckers entgegen. Auch war es nur eine Lüge, daß diese Leute überhaupt zur Einheit gelangen wollten. Es genügte ihnen vollkommen an der Freiheit und wenn sie auch, um nicht isolirt zu werden, mit für die Einheit votirten, so blickte doch immer ihre Schadenfreude durch, sofern sie wohl wußten, daß die Einheit doch nicht zu Stande kommen würde. Im Grund ihres Herzens aber verwünschten sie die Einheit, weil durch sie eine Centralgewalt hätte gegründet werden müssen, deren Stärke ihnen Furcht eingejagt haben würde. Deshalb sprechen sich heute noch viele deutsche Demokraten unumwunden für kleine conföderirte Republiken aus, weil in ihnen allein die volle Freiheit gedeihen könne.

Nicht so Hecker, er wollte schon 1848 ein einiges und untheilbares Deutschland und irrte nur insofern, als er ein solches in republikanischer Form und mittelst schlecht bewaffneter Freischaaren herstellen zu können meinte. Sein Republikanismus war mit Patriotismus gepaart. In ihm wallte Nationalstolz auf, welcher der großen Mehrheit der übrigen deutschen Demokraten gänzlich abging. Auch seitdem er in Nordamerika lebt, war er dort der wärmste Vertheidiger der Union gegen die Secessionisten und in den vorliegenden Briefen vergleicht er mit Vorliebe Lincolns großartiges Wirken zur Erhaltung der Einheit in Nordamerika mit dem Wirken Bismarcks zur Erkämpfung der Einheit in Deutschland gegenüber der in Heckers Augen gleich nichtswürdigen Kleinstaaterei jenseits wie diesseits des atlantischen Meeres.

Indem er diese Kleinstaaterei charakterisirt, geräth er in göttlichen Zorn und man wird an des Dichters Worte erinnert, wonach es auch im Höllischen einen Ueberschwang gibt, der Gott selbst zum Lachen reizen müßte. Hier nur eine kurze Schilderung der deutschen Zustände von der Wiederherstellung des Bundestags im Jahr 1851 bis zur Schlacht bei Königgrätz. „Der constitutionelle Katzenjammer des preußischen Abgeordnetenthums, die Staatsprügelei in Mecklenburg, die Kappe des Schweigens in Kassel, die Prozessionen des schwarzen Landsturms, die demokratisch-liebäugelnde Kraft-Angst-Meierei des déspotisme éclairé (aufgeklärten Despotismus) eines Beust, die Hundspeitsche unter dem Rocke hervorgezogen und gezeigt den Republikanern der Börse, der Erisapfel von Gastein, die Angst und Rathlosigkeit mediatisationsfürchtiger und scheinliberalisirender Zaunkönigelein, die centrale Decentralisationsanarchie mit obligatem Bankrott im Hintergrunde und obligirenden Fußtritten für das Deutschthum in Oesterreich, das alles auf der einen Seite und die fünf schlimmen S. auf der andern Seite (Singen, Schießen, Schwatzen, Springen und — Saufen), das alles bildet einen wahren Hexenkessel, dessen Anblick mich mit tiefer Trauer erfüllt."

Eben so grell markirt sind die Bilder aus der frühern Rheinbundzeit, dem eigentlichen Paradiese der Kleinstaaterei, wenn auch nicht für die Völker, doch für die Fürsten. Damals durften sich die deutschen Duodezfürsten unter Napoleons Aegide alles, aber auch alles gegen ihre unglücklichen Völker erlauben, und nach dieser goldnen Zeit wird heute noch von mancher Seite sehnlich geseufzt. Daß selbst die süddeutschen Demokraten in dieses rührende Geseufze einstimmen und je eher je lieber die Franzosenherrschaft in Deutschland wiederherstellen möchten, kann Hecker kaum begreifen und es erfüllt ihn mit tiefer Indignation. Schon als Knabe, so erzählt er selbst, hörte er von den noch lebenden Zeitgenossen, welche grenzenlose Niederträchtigkeit zugleich mit der äußersten Mißhandlung und Noth des Volks von der Herrschaft Napoleons und der Rheinbundfürsten unzertrennlich gewesen sey, und er wirft sonderlich ein helles Schlaglicht in die damaligen Zustände Württembergs, wo allerdings die Tyrannei culminirte und noch viel ärger war, als später in Kurhessen.

Auch noch die neuesten Zustände Deutschlands, soweit noch darin die Kleinstaaterei erhalten ist, veranlassen ihn zu höchst sarkastischen Aeußerungen. Hier beispielsweise eine über die kleinstaatliche Diplomatie. „Spaßhaft ist es wirklich, das germanische Corps der Diplomaten zu besehen, deren Deutschland, ohne die Attachés und dergl., 200 hat und davon kommen nur 67 aufs Ausland. Die andern sind nur internationale Topfgucker at home: der Bayer sendet Einen, der in den badischen, der Badner Einen, der in den bayrischen Topf guckt; sogar Lippe'chen muß zwei schicken. Und die werden bezahlt, alle gut bezahlt, sie müssen doch würdig repräsentiren, Tafelgelder auch noch, der Michel zahlt alles. Und dabei die wichtigen Mienen, die ernsthaften Gesichter, die großartige Geheim- und Wichtigthuerei, das süße Schnüffeln, das leise Auftreten, die Katzenbuckel und Augenverdrehungen. Wie sie, angeschnauzt, bald den Kopf wie eine Schildkröte einziehen, bald ausstrecken, um 'was zu erlauschen, — und summa summarum Käsepapier diplomatischer Berichte und Spionagen und Klatschs, auf die im großen Ganzen gar nichts ankommt."

Hier noch eine republikanische Expectoration über die kleinstaatlichen Distinctionen. „Der Regenbogen

mit seinen sechs Hauptfarben würde sich beschämt hinter die Milchstraße, oder in die Kohlensäcke des südpolischen Himmels flüchten, und die Löwen einer Menagerie würden feige die Schwänze einziehen vor all' den gräulichen Thieren dieser Orden. Löwen, die höchst unanständig die Zungen herausstrecken, Adler, die zusammen und verwachsen sind, wie die Siamesen, schauerliche Mißgeburten, Pferde mit Hörnern auf der Stirn, Bären, aufrecht, zum Sprunge bereit, Hirsche in Stoßposition, wie Geisböcke u. s. w. Und all' die Herrlichkeit soll verstutzt werden? Was soll aus dem Schlafrock werden, den die gute Penelope an Weihnachten dem ‚Verdienstvollen' bescheerte und zugleich einen Schnipfel Ordensband ins Knopfloch band, und es war ein ganz unwürdiger Witz von uns Liecisten, zu behaupten, unser Lehrer, der Hofrath G., habe sich in der ersten jungen Freude seines Herzens mit dem gelb und grünen, eben erhaltenen Orden, ‚von souveränem Spinat mit Eiern' sogar zu Bette gelegt, also eine Art Brautnacht gefeiert. Gab's doch in Nord- und Südamerika Consuln, die bei Wahlen hier stimmten, regelmäßige Spionenberichte über das Treiben Ausgewanderter und besonders der Flüchtlinge lieferten, dafür im Stillen Orden erhielten und daran sich in camera caritatis ergötzten. Auch davon soll nicht mehr in der ganzen Ausdehnung die Rede seyn. Wie hängen die Leute an den Bändchen! Sogar die Universitätsprofessoren, welche auf Subscriptionslisten zu milden Zwecken ‚Leonard, Ritter' beisetzten. Bei der Landesvertheidigung gegen den auswärtigen Feind des deutschen Vaterlandes sollte man Schwadronen, Regimenter und Brigaden dieser Ritter bilden. Sie könnten als ‚Landsturmkosaken' von großer Bedeutung seyn, und wenn sie die Wappenbeester an den Helmen trügen, sähen sie gräßlicher aus, als die alten Germanen, die Bären-, Wolfs-, Eber- und Ochsenköpfe aufsetzten, um den Gegner zu schrecken. So ein Ochsenkopf über dem Helm würde dann weniger bedenklich seyn, als ein gleicher unter demselben. Als man dem Consul Bonaparte Vorstellungen gegen die Einführung des Ordens der Ehrenlegion machte, sagte er: C'est par des hochets que l'on mène les hommes; und jeder deutsche Zaunkönig hatte ein Halbdutzend Arten solcher hochets mit diversen Unterabtheilungen ‚mit Laub', ‚ohne Laub', ‚mit dem Stern', ‚ohne den Stern', ‚mit Strahlen', ‚ohne Strahlen', am Halse, auf der Brust, im Knopfloch u. s. w. getragen, und Mancher bedauerte, nicht noch hinten einen Orden ‚mit Strahlen' hängen zu haben, damit sein Glanz auch auf der Nachtseite seines Leibescylinders strahle, wie bei den Kammerherrn, bei welchen, in Andeutung ihres wichtigen Berufs, der Schlüssel hinten hängt."

Schließlich dankt Hecker dem Grafen Bismarck, daß er unter dieser erbärmlichen, der großen deutschen Nation zur Schmach gereichenden Kleinstaaterei aufzuräumen angefangen habe, ruft ihm aber das Virgilische sic vos, non vobis zu und zweifelt nicht im mindesten, Bismarck sey blos ein Werkzeug der Vorsehung, ein Bahnbrecher wider seinen Willen, um zu einem ganz andern Ziele zu gelangen, als er sich einbilde. Denn das unvermeidliche Ziel sey die einige und untheilbare Republik Deutschland. Heckers letzte Worte sind: „Kein Bismarck, kein Gott der Erde hält den jungen Riesen auf. Die Demokratie wird triumphiren, durch Einheit zur Freiheit, zur Republik!"

Es ist gewiß merkwürdig, daß auf der einen Seite die Demokratie, die immer neue Hoffnungen und Kräfte aus Nordamerika schöpft, und auf der andern Seite die panslavistische Propaganda des Russenthums die germanische Mitte Europas frischweg für sich in Anspruch nimmt. Schon der alte Napoleon prophezeihte, Europa werde republikanisch oder kosakisch werden. Es soll keine Mitte mehr zwischen den Extremen der Demokratie und des Despotismus geben; die ganze lange Arbeit des romanischen und germanischen Europa soll vergeblich gewesen seyn und mit ein Paar groben Strichen ausgestrichen werden. Nicht mehr Europa soll den Ton angeben, sondern Nordamerika und Asien. Wie weit entfernt nun auch diese beiden extremen Mächte sind, uns erobert und sich unterworfen zu haben, so dürfen uns doch ihre Drohungen zu einer Warnung dienen. Niemals würden sie auch nur möglich geworden seyn, wenn sie nicht durch die unvernünftige Uneinigkeit und den ewigen Kampf der romanischen Völker mit den germanischen und wieder der germanischen unter einander eine Berechtigung erhalten hätten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 $^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 96. 30. November 1867.

## Geschichte.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Von Ferdinand Gregorovius. Sechster Band. Stuttgart, Cotta, 1867.

In diesem Bande des sehr ausgezeichneten Geschichtswerks werden die Schicksale Roms im 14. Jahrhundert zusammengefaßt, in jener verhängnißvollen Zeit, in welcher nach dem Siege des Papstthums über das Kaiserthum dieses Papstthum selbst die tiefe Erniedrigung fühlte und schon die künftige große Reformation sich vorbereitete. Herr Gregorovius hat in sinniger Weise die Unzertrennlichkeit der beiden Brennpunkte des Mittelalters, Kaiserthum und Papstthum, aufgefaßt. Verlor eines sein Ansehen, so mußte auch das andere das seinige verlieren. Nach einem Jahrhundertlangen blutigen Kampfe siegte das Papstthum über das Kaiserthum der Hohenstaufen und folgte das klägliche Interregnum im Reich, das mit Rudolf von Habsburg endete, der aber nur ein Werkzeug päpstlicher Politik war und geloben mußte, sich nie mehr in italienische Dinge zu mischen. Somit war der Kaiser aus Italien verbannt. Aber die Uebermacht des Papstes war nur eine scheinbare, denn die bisher vor der heiligen Macht des Kaisers zitternden Fürsten hohnlachten jetzt über beide, Papst und Kaiser, und waren stark genug, nachdem sie den Kaiser nicht mehr zu fürchten hatten, auch den Papst zu demüthigen. Unter diesen Fürsten, die der Papst bisher gegen den Kaiser aufgereizt hatte, war der König von Frankreich der mächtigste, der nun aber den Papst, den kein Kaiser mehr genügend schützte, zu seinem Werkzeug erniedrigte. Um das mit größerer Bequemlichkeit zu können, nöthigte der König von Frankreich den Papst, Rom zu verlassen und nach Avignon überzusiedeln, wo er ganz in der Gewalt des Königs war und thun mußte, was die französische Politik verlangte.

Somit war Italien zwar des Kaisers, aber auch des Papstes los und ledig. Der Verfasser bemerkt: „Welche Ausgabe blieb nun für Italien übrig, da die alte Kirche und das alte Reich in Trümmer gingen, und Papst und Kaiser es zugleich verließen? Nichts, so schien es, als der locale Zerstörungskampf jener beiden Factionen, der Ueberreste von Kirche und Reich. Ohne Nationalverfassung, ein chaotisches Kampfgewühl von Städten und Tyrannen, von Adel und Volk, sah dies zerrissene Land den Fall des mittelalterlichen Organismus mit ähnlicher Bestürzung, wie vor Zeiten den Fall des ersten Reichs, und es ahnte als unausbleibliche Folge, wie damals, die Fremdherrschaft. Italien, das ganz zerwühlte und erschöpfte Schlachtfeld des Krieges zwischen Kirche und Reich, rief in seiner Verlassenheit nach der Rückkehr von Kaiser und Papst, die ihm den Frieden wiedergeben und die Wunden heilen sollten, welche ihm die Parteifurie geschlagen. Nicht Papst noch Kaiser fanden das Heilmittel: aber das Genie der Italiener entdeckte die Versöhnung der Parteien in einem höhern geistigen Medium. In der wiederbelebten classischen Bildung wurden die Factionen der Guelfen und Ghibellinen, der Kirche und des Reichs, als für die Nation fortan indifferent, aufgelöst. Die Erneuerung der antiken Cultur war die größeste Nationalthat der Italiener: sie rettete sie vor dem Schicksale Griechenlands, sie gab ihnen die dritte, geistige Herrschaft über Europa. Aber zum Unglück vermochten sie nicht mit dieser literarischen und künstlerischen Regeneration auch die politische Nationalform zu erschaffen, und deshalb hat Italien dem Schicksal der Fremdherrschaft auch zum zweitenmale nicht entgehen

können. Die neuclassische Bildung nahm ihren Sitz in Florenz, dem ersten modernen Staat, und der wahren Vertreterin des italienischen Nationalgeistes seit dem XIV. Jahrhundert. Florenz löste Mailand ab, die Stadt vom höchsten nationalen Range im XII., und Bologna, den Herd der italienischen Wissenschaft im XIII. Säculum. Es verdunkelte auch Rom. Rom im XIV. Jahrhundert ist kaum mehr als ein ehrwürdiger Name und Titel, eine im Staub begrabene Urkunde, worauf die Rechte der Weltherrschaft geschrieben stehen."

Die Thatsache ist richtig, aber nicht ganz die Motivirung, wie sie hier gegeben wird. Man kann nicht sagen, daß das Genie der italienischen Nation habe zur Versöhnung der Parteien das höhere geistige Medium gefunden. Es gab noch gar keine italienische Nation, sondern nur ein Conglomerat der einander feindseligsten kleinen Dynastien und Republiken des verschiedenartigsten Ursprungs, byzantinische Venetianer und Calabresen, saracenische Sicilianer, normännischen Adel in Neapel und Sicilien, deutsche Emporkömmlinge und Freischaarenführer der ghibellinischen Partei, longobardischen Adel und Bürgerstand 2c. Nur im lombardischen Städtebund waltete eine entschiedene Abneigung gegen die deutsche Herrschaft vor, während noch der große Dante keinen andern Heiland für das zerrüttete Italien kannte, als den deutschen Kaiser. Nur der Papst und der König von Neapel aus dem französischen Hause Anjou waren prinzipielle Feinde des deutschen Kaiserthums, während der Papst in Italien selbst zahllose Gegner hatte und das Haus Anjou den Italienern noch fremder war, als das deutsche Haus der Hohenstaufen. Es kann also gar nicht davon die Rede seyn, daß das Genie der Italiener, der Nation, in der Renaissance das Mittel entdeckt hätte, die bisherige Herrschaft des christlich-germanischen Prinzips in Italien für immer zu stürzen. Die Erinnerung an das classische Alterthum war für die gemischte italienische Bevölkerung längst verschwunden, zum Theil gar niemals vorhanden gewesen. Wie hätten sich Saracenen und Normannen, Heruler, Gothen, Longobarden für römische Alterthümer interessiren sollen! Was kümmerten sich bigott katholische Bevölkerungen um die Philosophen der alten Heidenzeit? Jahrhunderte hindurch war der gesammte Adel Italiens longobardisch und normannisch, oft mit andern Deutschen gemischt, die von den Kaisern als Beamte in Italien eingesetzt wurden. Diese hätten sich eben so geschämt, mit Nachkommen der alten Römer verwechselt zu werden, wie die Gothen in Spanien. Sie behielten ja auch ihre deutschen Namen bei, Männer und Frauen. Der Papst Hildebrand und seine Freundin Mathilde, wie der große Reformator Arnold von Brescia.

Der Gedanke, mittelst der wieder aufzuweckenden, altrömischen, classisch-heidnischen Bildung der christlich-germanischen entgegenzuwirken, ging nicht von der italienischen Nation, sondern nur von der dynastischen Politik der kleinen Tyrannen aus, die sich während der Wirren Italiens in Florenz, Ferrara und andern Städten der Herrschaft bemeistert hatten und dieselbe gegen Kaiser und Papst am sichersten zu behaupten hofften, wenn sie dem germanischen ein romanisches, dem christlichen ein heidnisches Prinzip entgegensetzen könnten. Die Speculation war gut berechnet. Es mußte allmälig dem Stolze der bisher geknechteten Italiener schmeicheln, wenn sie sich anlügen konnten, sie seyen die echten Enkel der großen Römer, Brutus, Grachus, Scipio, Cäsar 2c. Die aber nach Gewalt trachteten, fanden in dieser Lüge eine geschickte Waffe. So erklärt sich, wie erst allmälig und zwar sehr allmälig die von einigen ehrgeizigen Fürsten zuerst ausgebreitete Lüge immer mehr Anhänger finden konnte.

Sehr wahr ist die Bemerkung des Verfassers, daß die Abwesenheit der Päpste von Rom dem dortigen Gemeindewesen allmälig einen republikanischen Anstrich verliehen und daß einige Geschichtskundige beim Anblick der großen altrömischen Ruinen in der Stadt Erinnerungen an die altrömische Republik gern wieder aufwärmten. Daraus erklärt sich das merkwürdige Auftreten des Cola di Rienzi, der wirklich eine römische Republik proclamirte.

Dabei ist sehr zu beachten, daß die Abwesenheit des Papstes und das unvernünftige Gebahren desselben (Johanns XXII.) im Interesse und Dienste Frankreichs einen edlen Unwillen auch im Klerus selbst hervorrief und daß sich namentlich die zahlreichen und gelehrten Franziskanermönche (Minoriten) gegen den Papst und seine Anmaßung der weltlichen Herrschaft erklärten. Vor allem war es der Engländer Wilhelm von Okam der, wie früher schon Dante, die Schenkung Constantins bestritt, dem Papst nur ein geistliches Amt zuerkannte und den weltlichen Oberbefehl allein dem Kaiser vindicirte. Dadurch wurde das Ansehen des Papstes in der öffentlichen Meinung geschwächt. Nimmt man nun noch dazu, daß alle kirchlichen Einkünfte nicht mehr nach Rom, sondern nach Avignon flossen, daß hier der Papst in Ueppigkeit schwelgte, daß Johann XXII. 18 Millionen Goldgulden baar (ein für die damalige Zeit ungeheure Summe) und noch 7 Millionen in Kostbarkeiten hinterließ, während in Rom Noth herrschte,

so begreift man, wie der republikanische Gedanke und die sehnsüchtige Erinnerung an die Herrlichkeit des altheidnischen Rom Platz greifen konnte. Die Hauptstadt der Christenheit „starrte in Armuth und Dunkel, verrottet und zerschlagen, wie ein Scherbenberg der Weltgeschichte, während im fernen Avignon der Papst, ihrer vergessend, Gold und Schätze aufhäufte. Die tiefe Schwermuth, welche einen Grundzug Roms im Mittelalter bildet, steigerte sich noch in dieser Zeit, weil neben dem Anblick der Ruinen des Alterthums die verlassenen und fallenden Kirchen auch den Untergang der christlichen Weltgröße verkündeten. Es gab für die menschlichen Leidenschaften kein Theater von so zermalmender Tragik und so herzabmattender Düsterheit, als das damalige Rom; und dennoch rasten Tag und Nacht über Trümmern und Schutt die wilde Blutrache der Geschlechter, und der Ehrgeiz von Baronen, welche sich um den Purpurfetzen des Senatormantels oder um einen Schatten und Namen stritten. Die feindlichen Häuser Colonna und Orsini zerrissen Rom, wie die Guelfen und Ghibellinen andere Städte. Sie zählten gleich starke Anhänger, besaßen in allen römischen Landschaften Castelle und Burgen, und Verbündete oder Schutzverwandte in fernen Orten, selbst Umbriens und Toscanas. Die eine Faction konnte daher nicht durch die andere bewältigt werden."

Im Jahr 1341 kam der berühmte Dichter Petrarca nach Rom, um sich dort auf dem Capitol als Dichter krönen zu lassen. Im Dienste des französischen Königs von Neapel sollte er die Krönung in Neapel an sich vollziehen lassen, so wünschte es der König. Aber der Dichter zog Rom nicht blos aus Eitelkeit vor, sondern auch im Interesse des Königs selbst und aller, die mittelst der Renaissance in Italien trotz Papst und Kaiser sich eine selbständige Macht gründen wollten. Zwei Jahre später, im Jahr 1343 ging der junge Notar Cola di Rienzi als Abgesandter des römischen Volks nach Avignon, um dem Papst (Clemens VI.) die Zustimmung zu der neuen Verfassung der Stadt Rom abzulocken. Der Papst bewunderte das glänzende Rednertalent Colas und erfüllte seine Bitte, sofern dadurch die Autorität des Papstes in Rom wenigstens formell gesichert wurde. Von nun an war Cola das Factotum in Rom und schon 1347 stürzte er die Verfassung daselbst wieder um und ließ sich zum Dictator ausrufen, ließ aber neben sich einen Vicar des Papstes figuriren. Sofern er den Titel eines Tribunen annahm, bezeugte er sich damit als Mann des Volks und weil er den unruhigen Adel bekämpfte und aus der Stadt vertrieb, konnte auch der Papst damit zufrieden seyn, weil die kleinen Dynasten, die sich erbliche Fürstenthümer gründen wollten, dem Kirchenstaat immer am gefährlichsten waren.

Nun fiel aber der eitle Cola in die Machtbesoffenheit eines glücklichen Emporkömmlings. Das italienische Naturell neigt überhaupt zur Schauspielereitelkeit. Cola konnte nicht maßhalten. In seiner Phantasie verwirrten sich die Vorstellungen der Weltherrschaft, wie sie früher die heidnischen Imperatoren und später die christlichen Päpste ausgeübt hatten, und weil er einmal urbem regierte, glaubte er auch orbem regieren zu müssen. Er erließ ein tolles Decret, worin es hieß: „Daß Cola nach empfangenem Bade in der Wanne des glorreichen Kaisers Constantin, zu Ehren Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des Apostelfürsten, und S. Johanns, zu Ehre der Kirche und des Papsts, zum Frommen Roms, des heiligen Italiens und der Welt, wünschend die Gabe des heiligen Geistes möge sich über die Stadt und Italien ergießen, und um die Großmuth alter Kaiser nachzuahmen, erkläre wie folgt: Das römische Volk sey nach dem schon ausgesprochenen richterlichen Erkenntniß noch im vollen Besitz der Jurisdiction über den Erdkreis, wie im Alterthum; alle Privilegien, welche zur Schädigung dieser Autorität gemacht worden, seyen bereits cassirt; in Kraft der ihm verliehenen Dictatur erkläre er, um nicht mit dem Gnadengeschenk des heiligen Geistes zu kargen, die Stadt Rom zum Haupt der Welt, zum Fundament des Christenthums; zugleich spreche er alle Städte Italiens frei und beschenke sie mit dem römischen Bürgerrecht: ferner erkläre er, daß die Reichsmonarchie und die Wahl des Kaisers der Stadt, dem römischen und italienischen Volk gehöre; er lade demgemäß alle Prälaten, die erwählten Kaiser, die Kurfürsten, die Könige, Herzöge, Prinzen, Grafen, Markgrafen, Völker und Städte, welche ein Recht auf jene Wahl beanspruchten, bis zum kommenden Pfingstfest, im heiligen Lateran vor ihm und dem Bevollmächtigten des Papsts und des römischen Volks mit ihren Rechtsbeweisen zu erscheinen, wo nicht, so werde er im Wege des Rechts und der Eingebung des heiligen Geistes wider sie verfahren. Die Römer, an alle Schauspiele der Weltgeschichte gewöhnt, die ihnen Kaiser, Päpste und Magistrate aufgeführt hatten, abgestumpft für die Unterschiede des Erhabenen vom Lächerlichen, von unermeßlichem Ahnenstolz erfüllt, vom Dogma der ewigen Weltherrschaft Roms durchdrungen, lachten weder über dies Edict, noch über die Gestalt des kranken Tribunen, der mit bloßem Schwert, wie ein Kaiser, nach drei Seiten in die Lüfte hieb und rief: „Dies ist mein!" sondern sie jauchzten ihm stürmischen Beifall zu. Die unsinnige Proclamation war die

letzte Consequenz der Ansprüche der Stadt auf die imperatorische Majestät, mit denen sie einst dem ersten Hohenstaufen Konrad entgegentrat. Die Erinnerung war das Fatum der Römer. Der Gedanke an die alte Weltmonarchie, den die Schriften und Monumente der Vergangenheit wach erhielten, und der Riesenschatten des antiken Reichs, der auf Rom lag, wurde von den Enkeln für ein wirkliches Wesen gehalten.

Der Vicar des Papsts war überrascht worden. Als er das Edict vernahm, stand der bestürzte Bischof, wie der naive Biograph Colas sagt, gleich einem Mann von Holz da. Er ließ jedoch einen Protest im Namen des Papst aufsetzen aber ein Paukenwirbel übertönte die Stimme des protestirenden Notars, wie Trommeln die Worte von Verurtheilten auf dem Schaffot übertönen.

Die Feier des Tags beschloß ein verschwenderisches Festmahl im Lateran, wo der Bischof Raimund neben demselben Tribunen, gegen dessen Narrheit er eben erst protestirt hatte, schmausend die päpstliche Marmortafel entweihte. Die fremden Gesandten, die Großen und die Bürger, die Frauen Roms, bankettirten an andern Tischen, und das Volk jubelte vor dem Lateran, wo sich aus den Nasenlöchern des broncenen Pferdes von Marc Aurel Wein und Wasser ergoß. Volksspiele und Turniere verherrlichten diesen wie den folgenden Tag, so daß Rom seit alten Zeiten kein ähnliches Fest erlebt hatte. Die Gesandten brachten dem Tribunen kostbare Gaben, selbst die römischen Barone und Bürger baten ihm Geschenke: nur die Colonna ließen sich nicht blicken; gegen die Gaetani wurde die Acht ausgesprochen, und Petrucius Frangipane ward von Civita Lavinia in den Kerker abgeholt.

Am 2. August feierte Cola das Einheitsfest Italiens, oder die Verbrüderung der Städte auf dem Capitol. Er übergab deren Boten große und kleine Fahnen mit Sinnbildern, und steckte ihnen zum Zeichen der Vermählung mit Rom goldene Ringe an die Finger. Die Florentiner, die er durch das Banner Italiens mit dem Bilde der Roma zwischen der Italia und der Fides auszeichnen wollte, weigerten sich dasselbe anzunehmen, aus Furcht, daß es wie ein Fahnenlehn betrachtet werden könnte. Auch andere Städteboten nahmen die Symbole nur unter Verwahrung der Rechte ihrer Republiken an. Pisa hatte gar keine Gesandte abgeschickt. Nun gingen Boten in die Welt, an den Papst und die Könige, ihnen die großen Ereignisse zu melden, den deutschen Fürsten ihre Ladung zu überbringen, die Herrscher Frankreichs und Englands, deren erbitterte Feindschaft damals die Christenheit tief beschäftigte, zur Versöhnung zu ermahnen, und überhaupt allen Ländern zu verkündigen, daß der erlauchte Tribun von Rom entschlossen sey, die Welt neu und friedlich zu ordnen."

Der Dictator blieb natürlicherweise auf die Stadt Rom beschränkt; ein Versuch des Adels, ihn zu vertreiben, mißlang, allein Cola erbitterte das Volk selbst gegen sich, weil er es mit Steuern drückte, schwelgte und Geld zusammenraffte, und schon beim ersten Aufstande des Volks zitterte der feige Tribun und entfloh, da auch der Papst ihn desavouirt und verdammt hatte. Nun erwachte Colas Besonnenheit und Genie wieder. Weil es ihm früher so gut beim Papste gelungen war, eilte er frischweg nach Prag und wandte sich an Kaiser Karl IV., um womöglich unter seiner Autorität noch einmal Herr von Rom zu werden. Der Kaiser aber wollte keine Händel mit dem Papst haben, ließ also den Cola verhaften und schickte ihn nach Avignon. Hier glaubte der Papst (Innocenz VI.) den reuigen Cola immerhin noch einmal zum Werkzeug der päpstlichen Politik gebrauchen zu können, wobei sein Freund Petrarca die Vermittlung übernahm, ließ ihn daher frei und schickte ihn mit großen Vollmachten nach Rom zurück. Er fing nun dort auch wirklich wieder zu regieren an, vom Volke mit Jubel empfangen, im Jahr 1354. Allein es dauerte wieder nicht lange. Das gleiche Glück verleitete ihn wieder zur gleichen Thorheit, ja er wurde jetzt erst ein völliger Tyrann, verkaufte das Recht und ließ hinrichten. Da empörte sich das Volk abermals und diesmal entkam er nicht mehr, sondern wurde im Tumult ermordet.

Gewiß war Cola eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des Mittelalters. Er hat einige Aehnlichkeit mit Garibaldi, obgleich dieser letztere sittlich viel höher steht.

Endlich gelang es der klugen Politik des deutschen Kaisers Karls IV., den der Verfasser nicht genug nach Verdienst würdigt, den Papst aus seiner babylonischen Gefangenschaft in Avignon freizumachen und wieder nach Rom zurückzuführen.

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 97. 4. December 1867.

## Naturkunde.

Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco. Von H. W. Dove. Mit Holzschnitten. Berlin, Dietrich Reimer, 1867.

Der berühmte Dove vertheidigt sich hier gegen die Schweizer Naturforscher, die seine Ansicht über den Föhnwind nicht haben gelten lassen wollen. Indem er seine längst bekannte und bewährte Grundansicht von der Entstehung der Winde festhält, setzt er auf sehr einleuchtende Weise auseinander, welche große Verwirrung in der Benennung und Erklärung örtlicher Winde noch immer herrscht und warum dies geschieht.

Er lehrt, „daß die Südküsten Europas von vier verschiedenen Sturmformen getroffen werden können, nämlich 1) von dem Aequatorialstrom, wenn er schnell in höhere Breiten dringt, 2) von den Ausläufern der Westindia Hurricanes, 3) von dem Aequatorialstrom mit trockenem Anfang, 4) von Stürmen, welche an den östlich gelegenen Küsten trocken, an den westlichen feucht sind. Es ist klar, wenn man diese verschiedenen Winde unter einem Namen, sey es nun Scirocco in Italien, oder Föhn in der Schweiz, zusammenfaßt, eine bodenlose Verwirrung entstehen muß. In Italien ist diese geringer, indem man dort einen trockenen Landföhn, Scirocco del paese, von dem feuchten als eigentlichen Scirocco unterscheidet; aber auch darin bleibt man nicht consequent, denn Vivenot nennt z. B. jenen den eigentlichen Scirocco, grade entgegengesetzt Desor. Die Italiener können das zur Entschuldigung anführen, daß die bei ihnen herrschende Verwirrung einen Hintergrund hat, nämlich in der Unentschiedenheit der Bezeichnung der Winde bei den Griechen und Römern."

Veränderungen finden ihre natürliche Erklärung. „Wenn die über dem westindischen Meer aufsteigende Luft vorzugsweise als zurückkehrender Passat das westliche und mittlere Europa trifft, die über der Sahara im Sommer sich erhebende Luft aber vorzugsweise Vorderasien, so wird Italien und die Schweiz, an der östlichen Seite des Gebietes mit feuchtem Aequatorialstrom gelegen, doch als Grenzgebiet mitunter sich dem östlichen, wenigstens auf kurze Zeit, anschließen können. Denn bekanntlich fließen die Ströme der Luft, nicht wie die Flüsse, zwischen festen Ufern, sondern, wie die Meeresströme zwischen flüssigen, so sie zwischen luftförmigen, daher viel veränderlicheren. Unter diesen Umständen wird ein Scirocco del paese in Italien beobachtet werden können, welchen, wenn seine Wirkung noch in der Schweiz hervortritt, wir dort Landföhn nennen können. In diesem Falle sind aber dann in Frankreich starke Niederschläge zu erwarten, da die durch den Abfluß der afrikanischen Luft auf ihrem gewöhnlichen Wege aufgehaltene Luft vom tropischen atlantischen Ocean mit desto größerer Energie ihr nun östlich beschränktes Bett behaupten wird, vorausgesetzt nämlich, daß kältere Winde ihr weiter nach Westen hin ebenfalls den Weg versperrten."

Noch ist nicht alles genau genug untersucht. „In den großartigen Aufregungen der Atmosphäre, die wir Stürme nennen, sprechen sich die Grundeigenschaften der die Witterungserscheinungen unserer Breiten bedingenden beiden Ströme am unzweideutigsten aus. Sie verdienen daher eine eingehende Beachtung. Wir haben ihre Geburtsstätte in der Stelle des Aufsteigens der von beiden Erdhälften dem Aequator zuströmenden Passate gesucht und uns darüber Auskunft zu geben bemüht, warum die Westindia Hurricanes in einer ganz andern Form auftreten, als die Sciroccostürme Südeuropas. Dabei haben wir natürlich beachten müssen,

daß die Stelle des Aufsteigens selbst eine in der jährlichen Periode veränderliche ist, und daraus die Ueberzeugung gewonnen, daß Scirocco-stürme mit trockenem Anfang mehr eine dem Sommer, als dem Winter eigenthümliche Erscheinung seyn werden. Darin liegt unmittelbar die Wahrscheinlichkeit, daß auch in der Anzahl der Sciroccostürme sich Perioden werden nachweisen lassen, welche für die Westindia Hurricanes bereits festgestellt und für die Scirocco's in dem Namen Aequinoctialstürme auch bereits angedeutet sind. An die Auffindung solcher Perioden kann aber erst gedacht werden, wenn man durch wirkliche Untersuchungen die bodenlose Verwirrung zu beseitigen sucht, durch welche man in den Gegenden, welche von diesen Stürmen betroffen werden, das Heterogenste unter einem Namen zusammenfaßt und mit Erbitterung jeden angreift, der in dies zur süßen Gewohnheit gewordene Chaos einige Ordnung hineinzubringen versucht."

Schließlich folgende Recapitulation. „Die periodische Wanderung des Auflockerungsgebietes in der Osthälfte der alten Welt, von seiner südlichsten Lage in Australien und dem südindischen Ocean in unserem Winter bis an die Grenze der kalten Zone in Sibirien während unseres Sommers, bewirkt, daß der im Winter als NO. auftretende Polarstrom durch Nord im Frühling, endlich im Sommer in NW. übergeht, ja, ohne den Einfluß der Drehung der Erde, vielleicht beinahe West werden würde. Die über dem Auflockerungsgebiet aufsteigende Luft, im Sommer von Asien nach Europa seitlich abfließend, gibt dem in der Höhe zurückkehrenden oberen Passat, der allmälig zur Erde herabsinkt, eine östliche Componente, so daß er, statt in seiner ihm durch die Drehung der Erde angewiesenen Richtung von SW. nach NO. hervorzutreten, vielmehr als SO. sich geltend macht. Wahrscheinlich verdanken die Steppen des südlichen Rußlands diesen Umstand ihre mittlere südöstliche Windesrichtung, welche Wesselowsky zuerst entschieden nachgewiesen hat, und ihm ist es beizumessen, daß die subtropische Zone, welche im Mittelmeere als eine Abwechselung von Scirocco und Tramontane hervortritt, in Mesopotamien ein Gegensatz des Shergi (SO.) und Gharbi (NW.) wird. Da im April schon in Ostasien, im Mai entschieden auch in Westasien das Barometer unter das Jahresmittel herabzusinken beginnt, so mag um diese Zeit der Abfluß in den obern Regionen der Atmosphäre eingeleitet und dadurch die trockenen östlichen Frühlingswinde Mitteleuropas hervorgerufen werden. Im Sommer dagegen tritt hier der vom kalt bleibenden nordatlantischen Ocean einbrechende NW. nur selten als Gegensatz zu einem warmen SO. auf, sondern kämpft lange mit dem vom tropischen atlantischen Ocean nach den Polen hinausdringenden SW., ehe beide als NO. und SW. in gesonderten Betten neben einander fließen. Daher verändern sich dann im westlichen Europa die im Jahresmittel hauptsächlich als relative Maxima der Anzahl auf NO. und SW. fallenden Winde nicht in der Weise, daß sie im Sommer als doppelte Gegensätze von NO. und SW. und von NW. und SO. auftreten, sondern der SO. zeigt dem SW. gegenüber eine viel geringere Anzahl, als ihm zukommen sollte, im Verhältniß der Vermehrung der Nordwestwinde auf Kosten einer Abnahme der aus NO. wehenden. Die westliche Windesrichtung wird daher im Ganzen in Europa mehr NW. im Sommer, mehr SW. im Winter, im Gegensatz zu Nordamerika, wo das Entgegengesetzte stattfindet."

„Eine wesentliche Hülfe bei der Sichtung dieser verwickelten Erscheinungen wird bald die südliche Erdhälfte, auf welcher die subtropische Zone mit großer Regelmäßigkeit als geschlossener Gürtel die Erde umfaßt, darbieten. Nur treten in Australien die feuchten und trockenen Aequatorialströme nicht neben einander, sondern abwechselnd an demselben Ort als heiße Winde und furchtbare Ueberschwemmungen veranlassende auf (‚Jevons, some data concerning the climate of Australia and New Zealand', p. 61—82), während Mann (‚The Colony of Natal', p. 86) es als einen puzzling point bezeichnet, daß die heißen Winde vom Drakenberg herabfließen ‚over the descending terraces and slopes of the colony.' Hier tritt also klar und unmittelbar in die Anschauung, was für Europa erst das Ergebniß mühevoller und indirecter Untersuchungen war."

Die Orientirung in einer Welt voller Beweglichkeit, flüchtiger und wechselnder Winde hat einen eigenthümlichen Reiz, welcher noch dadurch erhöht wird, daß wir sehen, der Forscher will die Natur nicht belehren, sondern von ihr lernen.

## Altdeutsche Literatur.

Findlinge von Dr. Ignaz V. Zingerle. Wien k. k. Hof- und Staatsdruckerei, in Commission bei Carl Gerolds Sohn, 1867.

Der um altdeutsche Literatur vielfach verdiente Verfasser weist nach, welchen lebhaften Antheil die Tiroler

an der deutschen Poesie des Mittelalters genommen haben. „Eine nicht unbedeutende Zahl von Dichtern kann dieses Bergland mit gerechtem Stolze zu seinen Söhnen rechnen. Ich nenne nur Herrn Liutolt von Savene, den Burggrafen von Lüenz, Herrn Walther von Metze, Herrn Rubin, Meister Friedrich von Sunburg und Albrecht von Kemenaten. Otokar nennt unter den Spielleuten Manfreds den Meister Chunrât von Tirol und in neuester Zeit ist selbst der bedeutendste Minnesinger, Walther von der Vogelweide, Tirol vindicirt worden. Der Spruchdichter Stolle, dessen Gedichte durch ihre geschichtlichen Beziehungen nur nach Oberdeutschland weisen, scheint in Tirol geweilt zu haben, da ein Spruch auf Meinhard von Tirol und Kärnten Bezug nimmt. Die Gedichte Ortnit, Hug- und Wolfdietrich weisen auf Tirol, als auf ihre Heimathstätte. ‚Der eigentliche Heimathgrund aller drei' sagt Wackernagel, ‚ist Tirol, auch sonst ein Land der Zwergensage: von da ziehen die Helden aus und dahin zurück.' Und jüngst hat Holtzmann der alten Landeshauptstadt von Tirol die bestrittene Ehre, das Meran der deutschen Heldensage zu seyn, gerettet. Der Laurin ist eine tirolische Zwergsage, die ein tirolischer Dichter in Versen brachte. Der Verfasser von Dietrichs Flucht, Heinrich der Vogelaere, hat das untere Etschthal genau gekannt, wie Pleier mit dem Innggebiet bis in die Schweiz bekannt war, so daß man schließen muß, beide Dichter seyen zeitweilig in Tirol gewesen. Und als die Blüthezeit der deutschen Poesie längst vorübergegangen war und sich die edle Kunst aus den Burgen der Edlen in die Häuser der Bürger geflüchtet hatte, dichteten hierzulande noch zwei Herren, welche den angesehensten Familien angehörten: Oswald von Wolkenstein und Konrad Vintler. Allein nicht nur sangen einheimische und fahrende Dichter in unsern Bergen, man trug ihnen auch freudiges Verständniß entgegen, horchte ihren Sängen, sammelte und las ihre Gedichte. Dasselbe bestätigen uns die Bibliotheken, welche von den Vintlern und Annabergern angelegt wurden, und der Umstand, daß man Säle und Gemächer mit Darstellungen aus Gedichten, wie: Tristan, Garel, Laurin schmückte, wie dies in Runkelstein und Lichtenberg der Fall war. Aus all diesem läßt sich schließen, daß damals in Tirol viele Handschriften gefertigt und der Nachwelt überliefert wurden."

Von all diesem Reichthum ist nur wenig übrig geblieben, „denn im 16. und 17. Jahrhunderte, wo das Verständniß älterer Dichtungen verschwunden war, schnitt man die alten Pergamentcodices zu Einbänden auf, — und in neuerer Zeit wanderten die Pergamente in die Werkstätten der Goldschmiede*) und in die Hände der Antiquare und Pergamenthändler. Am ärgsten wurde aber mit alten Schriften und Büchern in Tirol aufgeräumt, als die Reformation auch hierzulande das Haupt erhob und Erzherzog Ferdinand die Ketzerei mit eiserner Strenge unterdrückte. Da eine hochweise Regierung den Samen der Neuerung in den lutherischen Traktätlein und Büchern vermuthete, wurde eine große Streifjagd nach denselben angestellt. Eigens zu diesem Zwecke bestellte Commissionen gingen von Haus zu Haus, forschten nach den Büchern, verzeichneten und confiscirten die gefundenen wenn diese nicht ganz dem Geschmacke der frommen Visitatoren entsprachen. Ein großer Stoß solcher Verzeichnisse liegt heutzutage noch im k. k. Statthaltereiarchive und bezeugt uns, daß damals mancher Bauer mehr Bücher besessen habe, als man nun in einem ganzen Dorfe finden dürfte. Daß bei dieser großartigen Bücherjagd die Confiscirung vieler Werke erfolgt ist, deren Verlust wir bedauern müssen, mögen folgende Excerpte aus diesen Acten (Sign. Religionssecten Nr. 537 F. Fol. 155) zeigen." Folgen nun die Titel vieler altdeutschen Dichtungen aus dem Kreis des Heldenbuchs, Legenden, Volksbücher, Schwänke, Schauspiele.

Herr Professor Zingerle hat in seiner Tiroler Heimath unablässig nach Resten jener alten Literatur geforscht. „Er konnte sich doch nicht der Hoffnung entschlagen, daß man noch manche, wenn auch spärliche Reste des einstigen Handschriftenreichthums auffinden könnte. Die Entdeckung der Wiltener Handschrift, der Meraner Fragmente des Garel, des Legendenwerkes: ‚Der maget krône' bestärkte ihn in dieser Ueberzeugung und gab ihm neue Zuversicht. Was er bei seinen Nachforschungen bisher außer den ebengenannten Funden entdeckt hat, beschränkt sich nur auf einzelne Blätter; allein selbst diese geben von der einstigen Fülle beredtes Zeugniß. Denn wir finden darunter neben einem sehr werthvollen Fragmente des Gotfried'schen Tristan Bruchstücke der goldenen Schmiede, der Mariengrüße und zwei Blätter eines wenigstens mir unbekannten Gedichtes aus der ‚guten Zeit.' Einen auffallenden Reichthum muß Tirol an Reimchroniken besessen haben. Denn außer den Sentlerischen Abschriften der Christherrechronik, deren eine sich noch im Besitze der Herrn von Vintler, die andere nun in Wolfenbüttel befindet, fand ich Fragmente der Rudolf'schen Reimchronik im Kloster Stams

*) Selbst viele Pergamentcodices der Innsbrucker Universitätsbibliothek wurden am Ende der zwanziger Jahre zu Kindertrommeln verwendet oder ins Ausland verkauft.

und auf der hiesigen k. k. Universitätsbibliothek, weitere Bruchstücke zweier verschiedener Handschriften zu Meran und in Trient."

Auf seinen Rundreisen durch das Land Tirol entdeckte der Verfasser und zwar zumeist auf Pergamentblättern, die zu Büchereinbänden gebraucht waren und sich in den verschiedensten Gerichtsarchiven und Klöstern ꝛc. noch vorfanden, kleinere und größere Bruchstücke altdeutscher Gedichte, die wegen der Lesarten zur Vergleichung von Werth sind. So aus Tristan, dessen verschiedene neuere Ausgaben an den betreffenden Stellen zur Vergleichung citirt sind. Mariengrüße, Bruchstücke aus der goldnen Schmiede, Legenden ꝛc.

## Geschichte.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Von Ferdinand Gregorovius. Sechster Band. Stuttgart, Cotta, 1867.

(Schluß.)

Allein Italien blieb immer noch in Verwirrung. In Mailand bildete sich das Fürstenthum der Visconti aus. Das Königreich Neapel, die mächtigen Republiken Venedig und Genua waren ganz unabhängig, wie auch die von Florenz, die in das mächtige Fürstenthum der Mediceer übergehen sollte. Die alten Gegensätze mehrten sich nur mit neuen. Der nach Rom zurückgekehrte Papst blieb um so ohnmächtiger, als die französischen Könige den Vortheil, einen eigenen Papst in Avignon zu haben, nicht aufgeben wollten und einen Gegenpapst daselbst einsetzten. So begann das unheilvolle Schisma, welches Spanien noch durch einen dritten Papst vermehrte und welchem erst im Anfang des 15. Jahrhunderts durch das berühmte Concilium in Constanz ein Ende bereitet wurde.

Herr Gregorovius hebt anschaulich hervor, wie durch den Zerfall der päpstlichen Macht die Reformation vorbereitet worden ist. Indem die geistliche Autorität sank, stieg die weltliche. Die andern Nationen und ihre Regierungen wurden es müde, einem französischen Papst zu gehorchen, und machten sich selber einen Papst. Weltliches Interesse bestimmte die Papstwahlen und die päpstliche Politik. Die Universitäten, gleichfalls von der weltlichen Politik begünstigt, emancipirten sich von der geistlichen Gewalt und den Doctoren schmeichelte es unendlich, eine Position zu gewinnen, in der sie zur Kritik der kirchlichen Verhältnisse legimitirt wurden. Alles schrie nämlich nach einem Concil, um den Streit der Päpste zu schlichten, und in diesem Concile zu Gericht zu sitzen, waren nicht blos die Bischöfe und Aebte, sondern auch die Doctoren der Universitäten erforderlich und berufen.

Der Verfasser führt weiter aus, wie die heillose Zerrüttung der Kirche und das Auftauchen und die zunehmende Reife einer Kritik der kirchlichen Dinge endlich zur Reformation habe führen müssen, und er schreibt dabei mit Recht auch der Renaissance einen bedeutenden Antheil zu. Er ist indessen zu sehr in der modernen rationalistischen und liberalen Anschauungsweise befangen, um die Motive richtig zu würdigen, die den eintretenden Neuerungen zu Grunde lagen. Er spricht noch von Licht, das endlich die Finsterniß des Mittelalters, von der Vernunft, die endlich den Wahn überwunden habe, und von der segensreichen Mithülfe des Humanismus, der classischen Studien. Das ist die vulgäre Ansicht, die wir bei jeder Gelegenheit in unsern Blättern bekämpft haben. Eine Reformation der christlichen Kirche war nothwendig, aber was die Fürstenpolitik und die heidnisch-classische Bildung daraus gemacht haben, war keine Verbesserung des christlichen Lebens und war zugleich für unser deutsches Nationalinteresse verderblich, denn man verließ das christlich-germanische Prinzip und wandte sich zum heidnisch-romanischen. Es war eine Ueberwältigung des deutschen Geistes durch den romanischen, von der wir immer noch nicht frei sind.

Insbesondere hätte Herr Gregorovius nicht so sehr die Kirche und die Geistlichkeit anklagen sollen, als vielmehr die Fürsten; denn die Kirche war unschuldig und wenn Verderben in sie kam, so waren nur die Fürsten mit ihren Intriguen daran Schuld, sofern sie absichtlich schlechte, von ihnen abhängige Kreaturen auf den päpstlichen Stuhl, und ihre eigenen Söhne und Vettern in die reichen Bisthümer setzten. Nur dadurch kam die Sünde in die Kirche. Das will man aber nicht hören, um nur immer die Kirche allein verantwortlich zu machen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 98. 7. December 1867.

## Volksaberglauben und Volkssagen.

Aberglauben aus Masuren mit einem Anhange: Masurische Sagen und Märchen. Mitgetheilt von Dr. M. Töppen, Director des Gymnasiums zu Hohenstein. Zweite sehr erweiterte Auflage. Danzig, Bertling, 1867.

Ein Buch von 168 Seiten in größerem Octav, sehr reichen Inhalts und unentbehrlich für Forscher im Gebiet der Volkskunde und der alten Volkssagen und Märchen.

Die Masuren sind Polen. Wer kennt nicht die Mazurka? „Der Name Masuren ist vieldeutig; im engeren Sinne umfaßt er nur die vom Ortelsburger Kreise östlich gelegenen Kreise polnischer Bevölkerung; im weiteren Sinne bezeichnet er aber auch die polnischen Kreise des zum Regierungsbezirk Königsberg gehörigen Oberlandes. In diesem weiteren Sinne ist er hier gebraucht, da die hier niedergelegten Mittheilungen zum großen Theile grade in diesen letztgenannten Kreisen gesammelt sind. Sehr schätzenswerthe Mittheilungen kamen jedoch auch aus jenen östlicheren Gegenden dazu, und ein Unterschied der Volksüberlieferungen hier und dort macht sich nur in untergeordneten Einzelnheiten bemerkbar."

Im Allgemeinen stimmen Aberglauben und Volkssagen hier mit dem überein, was auch in andern, nicht blos slavischen, sondern auch deutschen Provinzen vorkommt. Der Glauben an die Heiligkeit der Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen, die Feier der Weihnacht und des Neujahrs und der übrigen hohen Jahresfeste war, wie heute noch allen Christen, so auch schon den ältern Heiden gemein. Ebenso glaubten Slaven und Deutsche an Naturdämonen, Erdzwerge, Wassernixen, elbische Wesen im Walde 2c. an Hexen und Zauberer, Alpdrücken, Mahren, Wechselbälge, Werwölfe 2c. Viel dergleichen wiederholt sich nun auch in vorliegender Sammlung. Doch begegnet uns darin auch manches Seltene und Frappante, wovon wir hier eine kleine Ausbeute zusammenstellen.

„Wenn einer einen Meineid leistet und in der Nähe befindet sich ein geladenes Gewehr, so geht dies los, und die Kugel trifft ihn. Daher die ganz gewöhnliche Betheuerungsformel: ‚Das kann ich bei hundert Flinten beschwören.

Man legt beim Schwören ein Goldstück unter die Zunge; so bleibt der etwaige Meineid daran haften.

Eine Schankbesitzerin in Nikolaiken hatte unter dem Grapen, in welchem der Branntwein gebrannt wurde, eine Oblate einmauern lassen. Seitdem strömten die Menschen in den Schank, wie in eine Kirche, und sie wurde reich; aber sie hatte nach ihrem Tode keine Ruhe, bis sie ihrem Manne durch ein Sonntagskind die Sache angezeigt, und dieser die Oblate aufgefunden und nach der Kirche gebracht hatte. Wenn ein Jäger einmal nach einer solchen Oblate geschossen hat, so kann er befehlen: ‚Hase komm' und der Hase ist da und wird geschossen. — Ein Wilddieb hatte eine Flinte, mit der er immer traf, er wollte sie aber niemand in die Hand geben. Als er auf einer Jagdparthie eingeschlummert war, nahm sie ein Cumpan und zielte. Wie war er erstaunt, als er nun einen Knaben mit einer rothen Mütze gewahr wurde, der ihm vor die Mündung des Laufes einen Hasen hielt. — Manche tragen die Oblate mit noch andern Dingen im Kolben der Flinte, um sicher zu treffen.

Eine Henne kam bei Regenwetter in ein Haus; man wollte sie hinausjagen, sie blieb aber doch und wurde gelitten. Man gab ihr schließlich etwas zu

fressen und behielt sie über Nacht. Am nächsten Morgen lag auf dem Platze, wo sie gesessen hatte, ein Haufen Getreide, und auch später sorgte sie für die Leute, bei denen sie Obdach gefunden hatte, daß immer vollauf Getreide in dem Hause war. Das war auch ein kolbuk.

Zieht der chobold mit seiner Bürde durch die Luft, so kann man, wenn man Lust dazu hat, ihm dieselbe immer abzwacken. Man zeigt ihm zu diesem Behuf denjenigen Körpertheil, den man Anstands halber immer zu verbergen sucht, so muß er seine Last fallen lassen. Es ist dies jedoch immer ein gewagtes Unternehmen. Ein Mann führte es einmal versuchsweise aus. Die Last fiel herunter, er selbst wurde aber von dem chobold aus Rache ganz mit Läusen beschüttet.

In der Nähe von Hohenstein gibt es einen Oberherer, der hat einen Spiegel, in welchem man die Here sehen kann, von der man behert ist. Viele Beherte besuchen ihn deshalb. Dann fragt er den Kranken: Willst du, daß ich die Here zeichne? Wenn man dies verlangt, so schneidet er der Here im Spiegelbilde am Ohr und an der Nase etwas weg, mit dem Bedeuten: ‚Nun werdet ihr die Here schon kennen.' Auch schneidet er der Here den Hals ab, aber viele verlangen nicht, daß der Here so übel mitgespielt werde. Vorzeigung des Spiegelbildes und Operation kosten 1 Gulden.

Will der Dieb sich vor Entdeckung sichern, so muß er seinen Gang rückwärts zu bewerkstelligen suchen oder am Orte des Diebstahls sein Bedürfniß verrichten. So lange es raucht, ist er sicher. Ein Licht von Menschentalg versetzt durch seinen Schein alles in tiefsten Schlaf." Das erstgenannte schmutzige Mittel ist auch in Deutschland bekannt. Erst vor kurzem ließ ein nächtlicher Dieb in Ulm, um sich vor Verfolgung zu sichern, dieses Zeichen zurück.

Um einen Dieb zu entdecken, braucht man in Masuren das Sieblaufen. „Man nehme am Donnerstage nach dem Abendessen ein Buch religiösen Inhalts, und zwar eins aus der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen, der im Rufe der Ehrlichkeit gestanden, stecke zwischen die Blätter des Buchs einen langen Schlüssel, so daß dieser, nachdem das Buch geschlossen ist, mit dem einen Ende etwas hervorragt. Das Buch wird an den Rand des Tisches gerückt. Hierauf hängt man ein leichtes Sieb auf das Schlüsselende und nennt die Namen derjenigen Personen, von denen man vermuthet, daß sie den Diebstahl verübt haben können, indem man sagt: ‚Siebchen, Siebchen sage mir alles!' Bei der Benennung des wirklichen Diebes bewegt sich das Sieb, während dasselbe bei dem Ausruf der Namen unschuldiger Personen sich durchaus nicht rührt. Auf eben dieselbe Weise läßt sich auch ermitteln, wo der Dieb das Gestohlene verwahrt hat, indem man die vermutheten Verbergungsorte nennt. Die Procedur ist nicht überall dieselbe. In Grunden war ich zugegen, schreibt ein Augenzeuge, als eine alte Frau einen Dieb ausfindig machen wollte. Auf einen Erbtisch wurde eine Erbbibel und auf diese ein Erbschlüssel gelegt; über letzteren wurde ein Sieb mit einem Faden an den Balken freischwebend befestigt. Die Beschwörerin rief darauf dreimal den Namen Gottes an und hierauf nannte sie in kleinen Zwischenräumen die Namen aller verdächtigen Personen, die möglicherweise den Diebstahl, der ein Schaf betraf, verübt haben konnten. Bei Nennung des Diebes sollte sich das Sieb bewegen; da dieses nicht erfolgte, erklärte die Frau, daß der Dieb ein ihr völlig Unbekannter seyn müsse, und war wegen ihrer Umgebung und Bekanntschaft beruhigt. Eine andere Art den Dieb zu erforschen, heißt gleszyc. Man braucht dazu ein Gesangbuch und einen Schlüssel; beides müssen Erbstücke seyn. Man steckt den Schlüssel in das Gesangbuch und bebindet dies mit einem Bande. Der Versegner und der Bestohlene legen den Zeigefinger unter den hervorstehenden Ring des Schlüssels, so daß dieser mit dem Gesangbuch herabhängt. Der Versegner ruft dreimal den Namen desjenigen, welchen man wegen des Diebstahls in Verdacht hat. Dreht sich der Schlüssel, so ist es der Schuldige. (Hohenstein.) An andern Orten braucht man statt des Schlüssels eine Schafscheere, an welche das Sieb gehängt wird, und verfährt übrigens wie vorher. Wenn in einem Hause ein Diebstahl verübt wird, und man vermuthet den Dieb unter den Hausgenossen, so läßt der Hausherr diese sämmtlich zusammentreten und vertheilt unter sie Strohhalme von gleicher Länge; nach einer Viertelstunde werden die Strohhalme untersucht, wo dann in der Hand des Diebes gewesene gewachsen seyn soll. In Blandau wurde dies Verfahren angewendet, und siehe da, bei der Untersuchung war der eine Strohhalm (und, wie sich nachher ergab, der vom Diebe gehaltene) kürzer geworden. Der Dieb hatte nämlich befürchtet, daß sein Strohhalm wachsen würde, und dehalb heimlich ein Stück davon abgerissen.

Man legt einen geretteten Theil des Gestohlenen unter die Ziegel des Herdes und brennt Donnerstag nach dem Abendbrod Espenholz darauf. Wie das Feuer und die Hitze allmälig das Verwahrte angreifen, so reiben unbekannte, übernatürliche Einflüsse den Dieb auf.

Man lasse sich einen Bohrer machen, der, nicht wie

gewöhnlich rechtsum, sondern linksum gedreht, in Holz oder dergleichen eindringt. Mit diesem Bohrer gehe man rückwärts bis an eine Espe, bohre in dieselbe ein Loch, stecke in dasselbe etwas von dem Gute, von dem der Dieb gestohlen hat, und verkeile es mit einem Pflock von demselben Holze. Bald wird der Dieb zittern, wie das Espenlaub, und das Gestohlene zurückbringen. Wenn man etwas Erhaltenes von gestohlenem Gut in einen Sarg legt, um den Dieb zu verderben, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht auf den eigenen Schatten tritt. Geschieht dies, so hat man selbst den Tod innerhalb eines Jahres zu gewärtigen." Zahlreich sind die Methoden, nach welchen die masurischen Mädchen in Bezug auf ihre Heirath die Zukunft zu erforschen suchen. Hier eine der selteneren. „Eine Schüssel wird mit Wasser gefüllt, welches man frisch aus dem Brunnen geholt hat, ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen. In diesem Wasser läßt man zwei Kohlen schwimmen, von welchen eine ein Mädchen, die andere den Geliebten vorstellt. Wird die erstere von der letzteren eingeholt, so kommt die Heirath sicher zu Stande. Auch werden mehrere Kohlen, welche junge Mädchen vorstellen, und eine, die einen jungen Mann bezeichnet, in die Schüssel geworfen; man achtet dann darauf, welche Kohle von der letzteren eingeholt wird, und entnimmt daraus, zu welchem der Mädchen der junge Mann die größte Neigung hat."

Die Erneuerung des Feuers in jedem Jahre findet anderwärts in der Weihnacht oder Osternacht statt, bei den Masuren aber in der Sommersonnenwende. „Am Johannistage gegen Abend, sagt Pisanski — er meint aber wohl den Abend vor Johann. — versammeln sich die Einwohner des Dorfes, besonders die jüngern, tragen allerlei trockenes Strauch, Reiser und Stroh zusammen, zünden diesen Haufen an und tanzen um denselben mit Singen und Jauchzen herum. An einigen Orten unseres Landes hat man an diesem Tage eine andere Gewohnheit. Es wird um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht, darauf ein eichener Pfahl in die Erde befestigt, auf selbigen ein Rad gesteckt und dieses von den Bauernknechten, die einander bei solcher Arbeit ablösen, so lange schnell herumgedreht, bis sich der Pfahl von dem starken Reiben entzündet; da alsdann ein jeder einen Brand mit sich nach Hause nimmt und das Feuer auf diese Weise im Dorfe wieder angeschürt wird."

Der Volkssagen kommen hier verhältnißmäßig nur wenige vor und sie stimmen mit andern überein. Eine sehr interessante Variante der sehr verbreiteten Sage von der verwünschten Jungfrau, die nur durch einen Kuß erlöst werden kann, findet sich hier S. 132. „Auf dem höchsten Gipfel der Goldberge (nordöstlich von Neidenburg) steht eine vielhundertjährige Kiefer, von der aus man den ewig grünen Forst ringsum weithin übersehen kann. Bei dieser Kiefer hat sich früher öfters die schönste Jungfrau gezeigt, welche der Erlösung harrend aus ihrem unterirdischen Palaste durch eine brunnenartige, noch jetzt vorhandene Einsenkung sich zum Tageslicht emporhob. Von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend, ließ sie sich auf einen Kiefernstubben nieder, um ihr langes goldrothes Haar mit goldenem Kamme zu ordnen. Wer sie sah, erbebte vor der wunderbaren Schönheit, und niemand wagte es, sich ihr zu nahen. Ein Jüngling, der gedankenvoll vor sich hinwandelnd, ohne es zu merken, ihr ganz nahe gekommen war, fiel, sobald er sie gewahr wurde, in seligem Entzücken vor ihr auf die Kniee. Sie sprach: Erlösest Du mich aus meiner Einsamkeit, so fordere von mir, was Du willst, zum Lohne. Sie bot ihm ihr Geschmeide; sie bot ihm auch wunderbare Habe aus ihrem unterirdischen Palaste: drei fette Schweine mit dem schweren goldenen Troge, aus dem sie gefüttert würden, wenn es ihm gelänge, denselben ans Sonnenlicht zu bringen, drei schneeweiße Hühner, die nur goldene Eier legten; sie wird ihm endlich (wie aus ähnlichen Sagen zu schließen ist) auch ihre Hand geboten haben. Der Jüngling besinnt sich nicht lange, hebt die Jungfrau auf den Rücken und will sie davon tragen. Aber in demselben Augenblick sieht er sich von sämmtlichen Thieren des Goldberges umringt und kann nicht von der Stelle. Die Jungfrau belehrte ihn: Das Werk meiner Erlösung wird Dir gelingen, wenn Du ohne Furcht jedes der hier versammelten Thiere küssest. Er folgt dem Befehle, faßt sich ein Herz und küßt die Thiere, wie sie ihm nahen, Rehe, Hasen, Eichkätzchen rc., Eulen, Spechte, Habichte, Finken rc., Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen, Ratten, Salamander, Würmer, Käfer rc. rc. Als er mit seiner Arbeit fertig zu seyn meinte, kroch noch eine große ekelhafte Kröte, ganz von Schorf und Aussatz bedeckt, mit rothblinzenden Augen heran. Da geht ihm doch sein Muth zu Ende und, statt sie zu küssen, ruft er: Hat denn der Teufel auch dich noch hier? (A ieszizes to i ciebie tu diali maia?). Klagend sank die Jungfrau in die Tiefe hinab: Jetzt hast Du mich aber auch in alle Ewigkeit verflucht, jetzt muß ich alle Hoffnung aufgeben, je gerettet zu werden."

Unter den Märchen ist das merkwürdigste eine Variante des ältesten Märchens der Welt, welches, in einer Papyrusrolle niedergeschrieben und in einem altägyp-

tischen Mumiensarge neuerdings wieder aufgefunden und von Brugsch ins Deutsche übertragen wurde. Dasselbe spiegelt sich auch in andern europäischen Sagen ab. Der Hauptgedanke darin ist die Unzerstörlichkeit der Seele, wie oft auch der Körper vernichtet wird. Das masurische Märchen lautet: „Es war einmal ein Wirth, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen. Auch hatte er einen goldenen Apfelbaum, von dem aber jede Nacht ein Apfel verschwand. Da sagte der Vater zu dem ältesten seiner Söhne, er sollte in der nächsten Nacht Wache halten neben dem Baume und sehen, wer der Dieb sey. Der ging auch hin, als es aber Abend wurde, schlief er ein, und morgens war wieder ein Apfel fort. Da sagte der zweite Sohn: Nun werde ich wachen gehn. Er machte es aber ebenso, wie sein Bruder, schlief ein, und — des Morgens fehlte wieder ein Apfel. Da sagte der Jüngste, der Dumme: Nun werde ich Wache halten gehen, ich werde den Dieb schon fangen. Er ging hin, setzte sich unter den Baum und blieb auch wirklich wach und munter. Um zwölf Uhr in der Mitternacht kommt ein schwarzes Schwein mit zwei Hörnern, das war der Teufel. Der aber springt zu und schlägt es todt. Seine Brüder aber standen auf der Lauer und wollten doch sehen, wie es ihm gehen würde. Als sie nun sahen, daß er das Schwein getödtet hatte, fielen sie über ihn her, tödteten ihn und vergruben den Leichnam in ein Bruch. Auf der Stelle, wo der Leichnam vergraben war, wuchs ein Rohr. Ein alter Hirte, welcher dort seine Schafe weidete, schnitt sich das Schilfrohr ab und machte sich daraus eine Flöte. Die Flöte aber spielte folgenden Vers: ‚Spiele, liebe Flöte, ich habe einen Stein auf meinem Herzen, der älteste Bruder hat mich erschlagen, der zweite hat ihm dazu gerathen, und ich habe dem Vater ein Schwein getödtet‘. Da verbrannte der Hirte die Flöte, es wuchs aber auf der Stelle ein Apfelbaum mit goldenen Aepfeln. Die Aepfel konnte niemand anders erreichen als der Hirte: denn wenn ein anderer sie pflücken wollte, wuchs der Baum gleich so hoch, daß er sie nicht berühren konnte. Nun kam einmal eine kleine Katze angelaufen, die sagte zu dem Hirten, er möchte den größten und schönsten der Aepfel abpflücken und verwahren. Das that der Hirte, und als er den Apfel abgepflückt hatte, fing der Apfel auch an zu singen und sang dasselbe Liedchen. Er legte den Apfel in einen Kasten, die Katze setzte sich auf diesen und wollte auch nicht mehr fortgehen. Sie sagte zu dem Hirten, er solle die schönste Prinzessin holen, die es gebe, die solle den Apfel aufessen. Da fuhr er denn hin zum Könige und holte die schönste Prinzessin, und die mußte den Apfel aufessen. Und als sie den Stengel fortschmiß, da geschah ein Knall und der Dumme von den drei Brüdern stand vor ihr, aus dem Stengel. Die Beiden heiratheten einander."

---

## Geographie.

Mittheilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt von Dr. A. Petermann, 1867. XI. Gotha, J. Perthes.

Den Hauptinhalt dieses Hefts bildet eine Zusammenstellung der neuesten Forschungen über Abessinien mit zwei Karten dieses Landes, welches gegenwärtig durch die englische Expedition ein größeres Interesse gewonnen hat und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wer sich über die Ursachen der Expedition und über die dermaligen Zustände Abessiniens näher unterrichten will, findet hier die beste Belehrung, hauptsächlich in einem Aufsatz des Herrn Munzinger, der die genaueste Auskunft über König Theodoros und die Missionäre gibt. Die Missionäre können hier keine Fortschritte machen, weil es dem König nothwendig ist, es mit dem abessinischen Oberpriester zu halten, der die fremden Eindringlinge haßt. Die protestantischen Missionäre können wegen des im Lande herrschenden Mariencultus vollends gar keinen Anklang finden und wurden auch vom König nur als Handwerker für seine weltlichen Zwecke benutzt. Munzinger warnt ausdrücklich und eindringlich, man solle sich darüber keine Illusionen machen. Selbst die französischen Missionäre, die wenigstens den Mariencultus achten und unter denen er dem 1860 verstorbenen Bischof Justin de Jakobis hohes Lob zollt, können die Vorurtheile, politischen Interessen, Corruptionen und Rohheiten in Abessinien nicht bewältigen und im Hintergrunde stehen die Muhamedaner als die energischesten Feinde des Christenthums, während Theodor noch nicht einmal mit den zahllosen Heiden, den kriegerischen Gallas, hat fertig werden können.

Ein zweiter Aufsatz des Herrn von Heuglin beschreibt dessen Reise zu Theodoros im Jahr 1862.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, **Nº 99.** 11. December 1867.

## Kriegsgeschichte.

Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Emil Knorr, Premierlieutenant. Mit Karten und Beilagen. 2. Lieferung. Hamburg, Otto Meißner, 1867.

In dieser zweiten Lieferung, womit der erste Band schließt, wird nur vom Kampf des General Vogel v. Falckenstein mit den Hannoveranern bis zu deren Capitulation gehandelt, aber sehr ausführlich. Wir geben hier nur ein kurzes Resumé mit Rücksicht auf die Punkte, welche der wohl unterrichtete Verfasser als die wichtigsten hervorhebt, und auf seine Polemik gegen abweichende Darstellungen.

Es ist allgemein bekannt, daß das 7. Bundesarmeecorps unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Bayern beschuldigt worden ist, nicht rechtzeitig den Hannoveranern zu Hülfe gekommen zu seyn, so daß sich die letzteren der preußischen Uebermacht hätten ergeben müssen. Es ist auch bekannt, daß der Prinz gezögert haben soll, weil er einen Angriff der Preußen von Plauen her befürchtet habe. Der Verfasser des vorliegenden Werks ist der Meinung, ein solcher Angriff der Preußen sey nicht zu befürchten gewesen, auch die Rücksicht auf die noch nicht fertige Ausrüstung des 8. Bundesarmeecorps sey nicht dringend gewesen, dagegen würde ein Vormarsch der Bayern auf Fulda den glänzendsten Erfolg gehabt haben. „Durch das Einschlagen dieser Richtung waren alle möglichen Vortheile vereint. Neben dem allgemeinen der Offensive, waren es diejenigen, welche aus dem Umstande entsprangen, die Wirkung eigener Kräftezersplitterung dadurch möglichst aufgehoben zu sehen, sich nicht dem vereinigten Corps des Generals v. Falckenstein, sondern vorläufig nur einem Theil desselben gegenüber zu befinden und dieses, in Anbetracht der außerordentlich geringen Streitmittel, ungemein wichtige Glied der zu concentrirenden Falckenstein'schen Armee, vernichten zu können. Sodann deckte die bayrische Armee das unfertige 8. Armeecorps solange, bis dieses sich in schlagfertigen Zustand gesetzt hatte. Es trieb einzelne Saumselige vielleicht sogar zu energischerem Handeln an. Es nahm die Hannoveraner bei ihrem Rückzuge auf. Wären also nicht andere entschuldigende Gründe bei Beurtheilung der Frage entscheidend, derjenige ‚einen allenfallsigen' Vorstoß von Plauen auf Hof befürchtet und diesem einen so weitreichenden Einfluß beigemessen zu haben, wie geschehen, kann nicht als stichhaltig gelten."

Der Verfasser tadelt das Nichtvorgehen der Bayern, vergißt aber, daran zu erinnern, daß ihr Zaudern nicht blos durch die Besorgniß eines Angriffs von Plauen her, noch durch die Rücksicht auf das 8. Bundesarmeecorps zu erklären ist. Dann würde den Prinzen Karl ja ein Vorwurf treffen, den wir ihm nicht aufbürden möchten, da er sicherlich nur in Folge von höheren Instructionen gezaudert hat. Herr v. d. Pfordten, der damals die Dinge in Bayern lenkte, hielt es dem bayrischen Interesse für angemessen, die Oesterreicher im Kampfe gegen Preußen vorangehen zu lassen und die Hauptentscheidung in Böhmen abzuwarten, ehe er Bayern große Anstrengungen und Opfer zumuthete.

Uebrigens ist noch auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß Prinz Karl einen Angriff der Preußen von Sachsen her deshalb nicht zu befürchten hatte, weil die Preußen selbst die von dort her führende Eisenbahn zerstört hatten, also wohl einen bayrischen Angriff aufhalten, aber in dieser Richtung gewiß nicht selbst angreifen wollten.

Wichtig ist und wird vom Verfasser mit Recht hervorgehoben, daß die Hannoveraner, wenn sie rechtzeitig nach Süden abgezogen wären, eines Vormarsches der Bayern gar nicht bedurft hätten. Prinz Karl hatte ganz Recht, als er dem König von Hannover sagen ließ, mit den 19,000 Mann, die er bei sich habe, könne er sich durchschlagen. Es kam damals noch gar nicht darauf an, nach Fulda oder Eisenach. „Man mochte damals eine Richtung nehmen, welche man wollte, der Abmarsch nach Süden wäre immer geglückt, wenn man ihn ernstlich gewollt hätte. Am 21. Juni wäre man, wie schon anderen Ortes gesagt, überall zersplitterten Kräften begegnet. Am 22. Juni hätte die Armee die Werra von Allendorf ab bis Eschwege-Wanfried überall passiren können. An diesem Tage befand sich bekanntlich das Gros der Division Beyer auf dem Marsche in der Richtung auf Göttingen. Bei Kreutzburg stand nur Oberst v. Fabeck mit den beiden Bataillonen Koburg und drei Landwehrbataillonen. Diesen Kräften mußten doch 19,000 Mann billigerweise gewachsen erscheinen.“ Aber der König von Hannover wollte sein Land nicht verlassen, oder wenigstens so nahe bleiben, um es mit Hülfe der herbeikommenden Bundesgenossen den Preußen wieder abzunehmen. „Sehen wir nun, was hannover'scherseits geschah, als die bei Göttingen erwartete Hülfe ausblieb. Die bisherigen Maßregeln lassen das Bestreben, im Lande bleiben und dort die fremde Hülfe abwarten zu wollen, erkennen. Aus allen vom 21. Juni ab ergriffenen geht die Absicht hervor, Zeit zu gewinnen, bis diese Hülfe wirklich und thatsächlich zur Stelle sey, um vermittelst ihrer möglichst schnell in das nothgedrungen verlassene Land zurückkehren zu können. Wir bewegen uns nicht auf dem Boden der Vermuthungen, sondern auf dem der Thatsachen. Es steht geschichtlich fest, daß seitens des Königs von Hannover, der durch sein Pamphlet auf Friedrich d. Gr. bekannte ehemals königl. hannover'sche Archivrath Onno Klopp, noch in der Nacht von 23. zum 24. Juni in das bayrische Hauptquartier entsendet wurde, um schnelle Hülfe zu verlangen, welche die Armee aus ihrer gegenwärtigen Lage zu befreien geeignet wäre.“

Um Zeit zu gewinnen, unterhandelte der König von Hannover mit dem König von Preußen um einen Waffenstillstand, ohne daß der commandirende General der preußischen Truppen, Vogel v. Falkenstein, noch darum wußte, und ließ bald darauf auch den Herzog von Koburg um Vermittlung ersuchen. Was nachher von hannöver'scher Seite davon geleugnet worden ist, wird hier einer sehr genauen Untersuchung und Aufklärung unterworfen, da die hannöver'schen Federn begreiflicherweise zu vertuschen gesucht haben, was im Lager und Rath des Königs Georg gefehlt worden ist. Um Zeit zu gewinnen, nahm man die Miene an, als wünsche man eine friedliche Ausgleichung, die man doch nicht im Sinne hatte. Denn als der König von Preußen noch in der letzten Stunde dem König Georg die günstigsten Bedingungen anbot, wurden sie nicht angenommen. „Oberst v. Döring hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Gotha zum König von Hannover nach Langensalza begeben. Er überbrachte demselben im Auftrage des Königs von Preußen ehrenvolle Capitulationsbedingungen, welche von neuem ein Bündniß auf der Basis einer gegenseitigen Allianz unter Anerkennung der von Preußen am 14. Juni in Frankfurt a. M. vorgeschlagenen Bundesreform und unter Garantie des hannover'schen Besitzstandes nach Maßgabe dieser Reform in sich schlossen. Oberst v. Döring las dem König die gestellten Bedingungen selbst vor und bemühte sich denselben zu ihrer Annahme zu bewegen. Wenn nun die hannover'sche Depesche vom 6. Juli diesen wichtigen Umstand ganz ignorirt, die sie erläuternde Denkschrift vom 8. August ihn zwar zugibt, aber bestreitet, Oberst v. Döring habe ein Bündniß vorgeschlagen, endlich der officielle Bericht von September und der Brief des Exkönigs an den ehemaligen Landdrosten v. Hammerstein d. d. Hietzing bei Wien 26. November 1866 behaupten, Oberst v. Döring habe zwar das Anerbieten gemacht, es aber, ehe er die Depesche verlesen, als thatsächlich erledigt bezeichnet, da General v. Falckenstein schon im Begriff sey, anzugreifen, so sind diese sich widersprechenden und uncorrecten Angaben nur als verstärkte Beweise der Unzuverlässigkeit der hannover'schen officiellen Schriftstücke zu betrachten. Die hannover'sche Behauptung ist gradezu widersinnig. Oberst v. Döring hatte keinen andern Zweck als die erwähnte Mission. Er konnte unmöglich dasjenige, was er zu thun beauftragt war, ‚nämlich den letzten Versuch zu machen, den König von Hannover zur Allianz mit Preußen zu bewegen,‘ selbst als unmöglich erklären. Der hannover'schen Angabe zufolge, wäre er von Gotha nach Langensalza gegangen, um den König von Hannover zu eröffnen, daß er einen Auftrag seines Königs habe, welchen er der Dispositionen des Generals v. Falckenstein wegen nicht ausführen könne. Wir enthalten uns solcher Logik gegenüber eines jeden Commentars! Die Mission des Obersten Döring scheiterte an der Hartnäckigkeit des Königs von Hannover. Dieser lehnte jede Verhandlung ab, wies das angebotene Bündniß zurück und berief sich auf sein Recht. Die Langmuth des Königs von Preußen war endlich

erschöpft. General v. Falckenstein hatte nunmehr freie Hand."

Jetzt erst erhielt General v. Falckenstein den Befehl, die hannöver'sche Armee zu einer Capitulation zu zwingen, allein seine Truppen waren noch zu sehr zerstreut. Es ist ihm hannövrischerseits vorgeworfen worden, er habe dem Waffenstillstand zuwidergehandelt. Das wird nun hier widerlegt. „Angesichts der Lage, in welcher er sich befand, namentlich aber in Rücksicht auf die immer bestimmter werdenden Nachrichten über das Vorrücken der Bayern, mußte er, hatte Oberstlieutenant Rudorff die Schwäche der den Hannoveranern in der Nähe von Eisenach gegenüberstehenden Truppen erkannt, eine für ihn (General v. Falckenstein) sich ungünstig gestaltende Entwicklung befürchten. Geschah nämlich der Durchbruch der Hannoveraner bei Eisenach ohne Zeitverlust, so waren die übrigen zu seiner Disposition gestellten Truppen noch zu weit von ihren Concentrirungspunkten entfernt, um rechtzeitig Unterstützung gewähren zu können. General v. Falckenstein mußte demgemäß befürchten, sich in eine sehr gefährliche Lage versetzt zu sehen. Derselbe konnte also schon aus Selbsterhaltungstrieb nicht nur nicht an die sofortige Offensive denken, sondern mußte im Gegentheil wünschen, selbst nicht vor Anbruch des Tages angegriffen zu werden. Der General war daher froh, erfahren zu haben, wo die hannover'sche Armee stehe. Er gab demzufolge dem Generallieutenant v. Göben Befehl, die vorrückenden Truppen, soweit dies möglich, sofort halten und von denselben Vorposten aussetzen zu lassen. Er selbst aber holte umgehend in Berlin Verhaltungsbefehle ein. Daß der Vormarsch sämmtlicher Truppen nicht gleichzeitig sistirt werden konnte, ist angesichts des Umstandes, daß die äußersten Abtheilungen, ohne durch Eisenbahn und Telegraph mit Eisenach verbunden zu seyn, meilenweit von einander entfernt lagen und bereits unterwegs waren, erklärlich. Jedenfalls wurde, sobald Gewißheit über das Bestehen der Waffenruhe eintrat, der betreffende Befehl erlassen. Er traf überall so rechtzeitig ein, daß es nirgends zum Angriff kam. Die vorgerückten Truppen blieben auf denjenigen Rendezvousplätzen, welche sie um 3 resp. 4 Uhr morgens inne hatten, stehen.

Wenn General v. Falckenstein nun, nachdem er, ohne selbst unterrichtet zu seyn, zuerst durch den Feind erfahren hatte, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sey, dem hannover'schen Parlamentär die Erklärung abgab, ‚er werde angreifen', es aber nicht nur nicht that, sondern dieserhalb sofort in Berlin anfragte und seine Truppen, soviel in seinen Kräften stand, Halt machen ließ, so suchen wir vergebens nach einer Handlung des Generals, welche eine Verletzung des Völkerrechts involvirte. Sie könnte also nur aus der Aeußerung desselben herzuleiten seyn.

Auf Grund einer ihm einseitig vom Feinde, von einem Feinde, welcher kurz vorher sich des Vertragsbruches schuldig gemacht hatte, gewordenen Mittheilung über einen ohne sein Zuthun geschlossenen und ihm noch nicht bekannten Waffenstillstand war General v. Falckenstein überhaupt zu nichts verpflichtet. Wenn er, dennoch sofort alle Feindseligkeiten einstellend, angesichts der Lage, in welcher er sich befand, zu der ihm unbezweifelt zustehenden Kriegslist seine Zuflucht nahm, sich stärker stellend, als er es war, seinen sofortigen Angriff anzukündigen, um den des Feindes zu verhindern, so kann doch hierin keine Verletzung des Völkerrechts liegen sollen. Der General war zur Kriegslist berechtigt; die Anwendung derselben geschah vollkommen correct. Die hannover'scherseits gegen den General v. Falckenstein ausgesprengten Beschuldigungen sind daher lediglich als tendenziöse Ausflüchte zurückzuweisen. Sie haben den Zweck, die während der Waffenruhe rechts- und vertragswidrig vorgenommene Truppenzusammenziehung beziehungsweise das Ausweichen vor der immer näher rückenden Entscheidung zu verdecken.

Wäre man hannover'scherseits gewillt gewesen, die Waffenruhe zu halten, so hätte man auf die Erklärung des Generals v. Falckenstein hin zunächst protestiren und bis zum Eintreffen der Benachrichtigung über die Alvensleben'schen Verhandlungen den Abschluß eines partiellen Waffenstillstandes verlangen müssen, wie dies ja auch am 24. Juni von Oberst v. Bülow ganz correct geschehen war. Von dem allem geschah indessen nichts. Da man es für passend hielt, während der Waffenruhe die Stellungen erheblich zu verändern, zog man es vor, dies zu thun. Man verletzte wiederum die übernommene Pflicht und versuchte, den General v. Falckenstein eine Schuld in die Schuhe zu schieben, welche man selbst auf sich geladen, die: der Verletzung des Völkerrechtes."

General v. Falckenstein, immer noch besorgt um ein Vorgehen der Bayern, konnte das Detachement des Generalmajor v. Flies, welches bei Langensalza dem Angriff der Hannoveraner zunächst bloßgestellt war, nicht verstärken. Es bedurfte noch zwei Tage Zeit. „Die Dispositionen des Generals v. Falckenstein, welche die Cernirung der hannover'schen Armee bezweckten, sind uns bekannt. Sie konnten, angesichts der Stellung seiner Divisionen, vor dem frühen Morgen des 29. Juni ein erwünschtes Resultat nicht haben. Die

nachgesuchte Verstärkung des Detachement Flies für den 27. Juni war nicht ausführbar, da die über das Vordrängen der Bayern in nördlicher Richtung sich mehrenden Nachrichten so bestimmt auftraten, daß Generallieutenant v. Göben die Front seines Corps nach Süden nehmen ließ und die südlich der Eisenbahn gelegenen Gebirgspässe des Thüringer Waldes besetzte."

Flies wurde nun am 27. Juni von der doppelten Uebermacht der Hannoveraner angegriffen und mußte derselben zuletzt weichen, aber erst nach einer hartnäckigen Gegenwehr, nachdem sein Schnellfeuer dem Feinde große Verluste beigebracht hatte, und in so guter Ordnung, daß ihn der Feind nicht zu verfolgen wagte. Diese Schlacht bei Langensalza wird vom Verfasser mit größter Umständlichkeit ausgemalt. Wir übergehen die zahlreichen Details und bemerken nur, daß Flies, obgleich geschlagen, den Kampf fortsetzen wollte.

„Die entschiedene Ablehnung des hannover'scherseits vorgeschlagenen Waffenstillstandes durch den Generalmajor v. Flies scheint die hannover'sche Heerführung einigermaßen decontenancirt zu haben.

Daß preußischerseits die hannover'schen Propositionen und deren Motive mit dem erneuten Bestreben der Hannoveraner, Zeit gewinnen zu wollen, in Zusammenhang gebracht wurden, ist bereits oben erwähnt worden. Wir finden diese Präsumtion durchaus bestätigt.

Nach bayrischen Angaben liefen nämlich im Verlaufe des 28. Juni im Hauptquartier des Feldmarschalls, Prinzen Karl von Bayern, auf hannover'sche Veranlassung Nachrichten ein, welche nicht nur die kurz vor*), sondern auch nach**) dem Gefechte bei Langensalza gehegte Absicht der Hannoveraner, sich tagelang halten zu wollen, documentiren.

Die zu ermöglichende Vereinigung der Hannoveraner mit den Bayern innerhalb der nächsten 8 Tage, also, vom 26. resp. 27. Juni ab gerechnet, am 2. oder 3. Juli, war demnach von der Vorbedingung abhängig, daß die Preußen die hannover'sche Armee weder einschließen, aber mindestens doch mit überlegenen Kräften angreifen, konnten, noch wollten. Eine solche Voraussetzung durfte hannover'scherseits jedoch billigerweise nicht gemacht werden. Man wußte, daß Generallieutenant v. Manteuffel vom Norden her anrücke und Generallieutenant v. Göben in Eisenach stehe. Es lag also auf der Hand, daß mindestens der Versuch, die hannover'sche Armee zu entwaffnen, nicht unterbleiben werde.

Eine Neutralisirung der preußischen Maßregeln durch die erwarteten Operationen der Bundestruppen konnte nur in der Richtung von Eisenach oder Gotha her erfolgen. Es gab also, glaubte die hannover'sche Heerführung überhaupt noch an einen befriedigenden Ausgang der Dinge, nur eine Möglichkeit, welche Rettung bringen konnte. Die hannover'sche Armee mußte nämlich, ihren Gegner an seiner schwächsten Seite angreifend, das Detachement des in ihren Augen durch eine Niederlage besiegten Generalmajors v. Flies auf Gotha zurückzudrängen, letzteres, falls es besetzt, einzunehmen und sich, so schnell als möglich, in den Thüringer Wald zu werfen im Stande seyn.

Diese Operation unterblieb, weil die hannover'sche Armee nicht mehr kampffähig war, weil die Spitzen der sie cernirenden preußischen Colonnen bereits Fühlung mit den Vortruppen hatten, mit einem Worte, weil man die Unmöglichkeit vor Augen sah, sich mit eigenen Kräften retten zu können."

Die Hannoveraner litten Mangel an Lebensmitteln, hatten sich vortrefflich geschlagen und dadurch der Ehre genügt. Jetzt in der Minderzahl von den Preußen umzingelt, würde ein neues unnützes Blutvergießen sie doch nicht gerettet haben. Es wäre traurig gewesen, wenn diese braven Truppen die Fehler des Königs Georg noch schwerer hätten büßen müssen.

*) Depesche des bayrischen Ministers v. d. Pfordten an den Prinzen Karl vom 28. Juni 5 Nachmittags: ‚Auf den Wunsch des Grafen Blome (österreichischer Geschäftsträger in München) theile ich Ihnen mit, daß die hannover'sche Armee sich vorgestern nach Langensalza zurückgezogen hat, wo sie sich etwa 8 Tage wird halten können, wenn die Lebensmittel genügen und die Operationen der Bundestruppen sie unterstützen.'

**) Depesche des Kaisers von Oesterreich an den Prinzen Karl vom 28. Juni 6 Uhr Nachmittags: ‚Kräftiges und rasches Vordringen der königlich bayrischen Armee dringend erwünscht, damit die tapfere hannover'sche Armee nicht durch neue Concentrationen von Uebermacht erdrückt werde.'

Am Abende desselben Tages traf ferner die Nachricht ein: ‚daß die Hannoveraner am 27. bei Langensalza einen Sieg erfochten und sich noch 8 Tage in ihrer Stellung zu halten vermöchten, wenn ihnen unterdeß Unterstützung von Seiten der bayrischen Armee zu Theil werde.'

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 100.** 14. December 1867.


## Biographie.

**Ernest Graf zu Mansfeld (1580—1626). Historische Darstellung von Ludwig Grafen Uetterodt zu Schaeffenberg. Mit einem Anhange, Originalbriefe Mansfelds und Tillys enthaltend. Gotha, Friedrich A. Perthes, 1867.**

Ein äußerst interessantes Geschichtswerk. Der Verfasser, dessen treffliches Buch über unsern unglücklichen Kaiser, Günther von Schwarzburg, wir früher in diesen Blättern empfohlen haben, bringt hier die genauesten Details aus dem wenig bekannten Leben Mansfelds, des so vielfach bescholtenen Generals im dreißigjährigen Kriege. Die jüngsten Werke über Mansfeld von Villermont und Reuß sind sehr schätzbar, werden aber durch das vorliegende noch weiter vervollständigt und berichtigt. „Das Auffinden verschiedener, bisher unbekannter Originalaktenstücke, namentlich eines Convoluts Tilly'scher Handbriefe im Königl. Sächs. Hauptstaatsarchiv zu Dresden und die übersichtliche Behandlung der gesammten Lebensthätigkeit des unglücklichen Grafen Ernst, lassen mich hoffen, mit einer, wenn auch verspäteten Gabe, so doch nicht ganz unwillkommen vor das Publikum zu treten, denn wie oft auch der große Religionskampf in poetischem Gebilde oder in ernster Berichterstattung der Nachwelt vor Augen geführt wurde, so blieb doch Mansfeld und sein Streben bisher ungewürdigt.“ Die letztere Bemerkung ist sehr richtig. Einestheils fiel er der Geschichtschreibung über den dreißigjährigen Krieg anheim, die mit seltenen Ausnahmen parteiisch war und noch ist. Sodann fehlt es an beglaubigten Quellen in Bezug auf gewisse Lebensjahre Mansfelds und sein damaliges Wirken.

Das Charakterbild, welches wir hier von ihm erhalten, ist ein günstigeres, als die bisherigen, sofern darin manches, was dem berüchtigten Mansfelder vorgeworfen worden ist, eine natürliche Erklärung und beziehungsweise Entschuldigung findet. Im ganzen läßt aber dieses Charakterbild doch einen peinlichen Eindruck zurück, denn ob der Abscheu uns verläßt und dafür das Mitleid eintritt, bleibt die historische Gestalt Mansfelds immer eine fatale, von Geburt an dem Mißgeschick verfallen.

Es ist allgemein bekannt, daß Mansfeld für einen Bastard galt. Sein alter Vater, ein bei Kaiser und Reich sehr angesehener Herr, Peter Ernst, Graf von Mansfeld, hatte keine legitimen Nachkommen. Seine letzte Gemahlin, Anna von Eyken, wird als bloße Concubine betrachtet. Von einer Urkunde, durch welche König Philipp II. von Spanien die Kinder jener Anna wegen der Verdienste des Peter Ernst für legitim habe erklären wollen, hat sich nur ein Concept vorgefunden. Gewiß ist, daß der junge Bastard Ernst von seinem eigenen Vater als solcher behandelt und auch im Testamente nicht bedacht wurde. Das Testament enthielt zu Gunsten des Sohnes nichts, als den Wunsch, das Haus Habsburg, dem der Vater treu gedient, möge sich des Sohnes annehmen. Noch bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn sich nicht als legitim betrachten. Derselbe war 1580 geboren. „Seine Erziehung schon war ein Gemisch von Widersprüchen oder Wechselfällen: denn während dieselbe in der luxuriösen Residenz und unter den Augen seines Vaters begann, ward ihm doch nur ein Platz unter den ‚Kammerknaben' angewiesen, und man berichtet, daß, als er eines Tages den väterlichen Wahl- und Schildspruch: ‚Force m'est trop', in jedes Buch neben seinem Namen einschrieb, ihm auf Befehl des alten Herrn vom Pagenhofmeister, Obersten Eustach von Münchhausen, eine derbe Züchtigung zu

Theil wurde. Ob die Bemerkung, ‚daß ihm, als Bastard, Einzeichnen oder Annahme jenes Wahlspruchs nicht gezieme', auf wahren Thatsachen beruht, sowie daß sein Vater ihm jedes Ueberheben vor andern „Kammerknaben" streng verwiesen, wagen wir nicht zu behaupten; ist doch Ueberlieferung und Mittheilung aus dem gehässigen, der Zuverlässigkeit gänzlich entbehrenden Pamphlet: ‚Mansfelders Ritterthaten', alles, was über jene Periode Kunde verbreitet! — Blutige Raufereien mit den Edelknaben seines Vaters und mit andern sollen tödtliche Verwundungen zur Folge gehabt und ihm endlich das Leben verwirkt haben, so daß es allen Ansehens und Einflusses dieses Letzteren bedurft, um ihn zu retten. Aber auch leichtfertige Schulden ermüdeten dessen stete Vermittlung, und so mag es gekommen seyn, daß die Prinzessin Carl von Mansfeld, geborene Gräfin Egmont, sich seiner annahm."

Wenn man sich einen begabten und lebhaften Knaben denkt, der es weiß, daß er aus vornehmem Geblüte stammt und den man doch in die dienende Classe stößt, so darf man sich nicht wundern, daß der heftigste Ehrgeiz in ihm entflammte und daß ihn Neckereien, die gewiß nicht fehlten, manchmal toll machten.

Sein Vater war vom katholischen Zweige des gräflichen Hauses Mansfeld, dessen protestantischer Zweig bekanntlich zu den wärmsten Anhängern Luthers gehört hatte. Peter Ernst stand in hoher Gunst des Hauses Habsburg und im Dienst Philipps II. in den Niederlanden. Der junge Ernst, als er heranwuchs, folgte seinem damals noch lebenden Bruder Karl, den er aber bald verlor, schon als vierzehnjähriger Knabe nach Ungarn in des Kaisers Dienst. Dieser Karl war wild und unbändig, so daß Ernst nicht viel Gutes bei ihm lernte. Die Soldateska war schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege verwildert, wozu die vorangegangenen Religionskriege und das Söldnerwesen das meiste beitrugen. Als Karl starb, bekam der damals 23jährige Ernst das Commando über 500 deutsche Reiter, ergab sich aber dem Spiel, bekam deshalb ein Duell und sah sich genöthigt, schnell nach den Niederlanden zurückzukehren, deren Statthalter, Erzherzog Albrecht, ihm ein neues Commando verlieh, mit dem er die berühmte Belagerung von Ostende mitmachte. Allein sein Regiment war aus den schlechtesten Elementen zusammengesetzt, weil ihn die Werber betrogen hatten. Ein Theil lief davon, der andere wurde im Kampf aufgerieben. Ostende fiel, aber Mansfeld hatte keine Ehre davon, sein Regiment war zerschmolzen und da unterdeß sein Vater gestorben war, kümmerte sich niemand um ihn. Er schloß sich nun an den Grafen Friedrich von Berg an und wagte mit ihm den Handstreich auf Sluis, der aber mißlang. Im folgenden Jahre 1607 erlaubte ihm der Erzherzog Statthalter, eine Schwadron zu werben, widerrief aber die Erlaubniß aus Furcht vor den meuterischen Soldaten. Das war nun aber grade das Signal für die Geworbenen, ehe sie auseinanderliefen, über das Gepäck herzufallen und alles, selbst Mansfelds Sachen zu plündern. Nur die Fahnen ließen sie ihm zurück. Des Statthalters Günstling, Graf Berlaimont, nahm sich seiner an, dessen Gemahlin aber war ihm abgeneigt. Er mußte sich deshalb wieder duelliren und kam in solche Gefahr, daß der Graf ihn nur retten konnte, indem er ihn kurze Zeit in Haft nehmen ließ. Hierauf floh Mansfeld nach Aachen, reclamirte von der Statthalterschaft vergebens einen Gehalt, blieb gänzlich mittellos und verschwand plötzlich aus der Geschichte, beinahe zwei Jahre lang bis zum Jahresschluß 1609.

Wo er sich damals aufgehalten und was er gethan hat, blieb im Dunkeln. Wir finden ihn erst wieder im Dienst des Erzherzogs Leopold von Oesterreich, an der Spitze eines selbst geworbenen Regiments und im Begriff, im jülichschen Erbstreit für die kaiserliche und katholische Partei zu operiren. Er machte einen Angriff auf Schleyden, wurde aber von dem Grafen Solms, dem kurbrandenburgischen Commandanten von Düren, so derb zurückgeschlagen, daß er abermals all sein Gepäck verlor und sich sogar gefangen geben mußte. Großmüthig wieder freigelassen, erhielt er von Erzherzog Leopold Geld zu neuen Werbungen, wurde aber wieder arg betrogen. Viele, sogar ein Hauptmann, liefen, wenn sie das Handgeld erhalten hatten, zum Feinde über. Mansfeld wurde ins Elsaß geschickt, dort aber von dem commandirenden Herrn von Krichingen schlecht empfangen und schlecht verpflegt. Der Sold blieb aus die Soldaten drohten mit Meuterei. Krichingen zahlte endlich, aber nur den halben Sold und nun konnte es Mansfeld nicht länger bei den Kaiserlichen aushalten, sagte dem Hause Habsburg Valet und — ging zu den Evangelischen über, am 24. Juli 1610.

Man weiß nicht, ob, wann und wo er wirklich den Glauben geändert hat. Genug, er bot nunmehr der protestantischen Union seine Dienste an, um gegen das Haus Habsburg zu kämpfen, und erließ einen offenen Fehdebrief an dieses erlauchte Haus. So hatten es früher schon die Condottieri in Italien getrieben und es war ein schlimmes Zeichen, daß die Söldnerführer in Deutschland auch so keck aufzutreten wagen durften. Es war in hohem Grade gewissenlos und frech. Wenn sich aber die Felonie des Mansfelders nicht entschuldigen

läßt, so darf man an seine Beurtheilung doch keinen strengern Maßstab anlegen, als an die sehr vieler andern handelnden Persönlichkeiten jener Zeit. Die Fürsten selbst verriethen Kaiser und Reich, thaten was sie wollten, folgten nur dem gröbsten Egoismus und hatten kein anderes Interesse mehr, als ihr dynastisches. Sie hatten die Autorität der Kirche zerstört, wie die des Reichs und seines Oberhauptes. Sie erkannten keine Pflicht gegen die Nation mehr an, sie verbanden sich ungescheut mit den auswärtigen Feinden der deutschen Nation. Die Kleinen folgten dem Beispiel der Großen. Jeder pochte auf sein Familienwappen und hielt es für soviel werth, als das des Kaisers. Was die kleinen Fürsten von Anhalt, Weimar 2c. sich unterstehen durften, warum hätte nicht auch ein Mansfeld dem Kaiser den Krieg erklären dürfen. Hatte er auch kein Land oder Ländchen, so doch ein scharfes Schwert. Er begann die Rolle, die später Wallenstein in noch viel größerem Maaße durchführte, der kühne Soldat stellte sich den Fürsten gleich.

Aber der Bastard wurde auch bei den Evangelischen vom Mißgeschick verfolgt. Die Union der protestantischen Fürsten war die Verbindung allseitiger Feigheit mit allseitiger Treulosigkeit. Keiner der Bundesfürsten traute dem andern, keiner half dem andern. Mansfeld wurde von der Union zunächst nur verwendet, um dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen 6000 deutsche Söldner auf dessen Kosten zuzuführen. Wir lernen in diesem Karl Emanuel ein eben so schätzbares Exemplar kennen, als später in Karl Albert, dem re perfido. Er wollte die Grafschaft Montferrat, deren Mannsstamm ausgestorben war, wegschnappen und hoffte, die protestantische Union werde ihn unterstützen. Die Union wagte aber nicht, den Kaiser anzugreifen, weil zwischen den calvinischen und lutherischen Fürsten die bitterste Eifersucht herrschte. Es blieb also bei der Werbung deutscher Truppen unter Mansfeld für savoyisches Geld. Mansfeld focht in Italien gegen die Spanier, als aber Frankreich den Frieden vermittelte, kam er zurück. Indessen dauerten die Intriguen des Savoyers fort. Er blieb durch Mansfeld, der nochmals nach Turin reiste, mit der Union in Verbindung.

Unterdeß hatten sich die Wirren in Böhmen angesponnen. Wenn der alte Kaiser Matthias starb, sollte ihm der bigotte Erzherzog Ferdinand nachfolgen. Die Böhmen, größtentheils den Evangelischen zugewendet, fürchteten diesen Mann und suchten ihn loszuwerden. Die Union hatte ein dringendes Interesse, die Böhmen zu unterstützen, wagte es aber nicht, weil der lutherische Kurfürst von Sachsen den Katholiken mehr zugethan war als den Calvinisten. Da mußte der Savoyer wieder herhalten und Geld schicken, um Truppen für die Böhmen zu werben. Mansfeld eroberte mit den geworbenen Truppen die Stadt Pilsen und erwarb sich dadurch großen Ruhm. Es war der erste offene Schritt gegen den Kaiser. Matthias, der noch lebte, that Mansfeld in des Reiches Acht und Bann, dem dieser aber trotzte. Es ist kaum glaublich, wie sehr das ehrwürdige deutsche Reich damals zerrüttet war, sofern es möglich wurde, daß der elende Savoyarde für sein Bischen Geld, mit dem Mansfeld seine Söldner warb, von der Union die Krone Böhmens, ja die Kaiserkrone selbst verlangte. Wenn auch gegründeter Verdacht vorliegt, daß es Mansfeld war, der ihn verführte, so bleibt es immerhin eine Ungeheuerlichkeit, daß so mit des heiligen Reiches Krone gespielt wurde. Bei alledem mußte es ein tiefes Geheimniß bleiben, von wem Mansfeld das Geld erhielt. Karl Emanuel war der Duplirte, zur gerechten Strafe für seine Unverschämtheit. Wenn er auch später als Bewerber um die deutsche Reichskrone hervortrat, so verstand es sich doch von selbst, daß ihn niemand zum Kaiser wählen würde.

Mansfeld hatte eine große Popularität in Deutschland erlangt, weil man seine Turiner Intriguen nicht kannte und der Schlag von Pilsen die ganze dem Haus Habsburg feindliche Partei elektrisirte. In Wien selbst, wo die Achtserklärung gegen ihn angeschlagen war, fand man des Kaisers Unterschrift durchschnitten und die Urkunde bei Nacht abgerissen. Die Böhmen waren voller Vertrauen, da auch die Ungern gegen Ferdinand aufstanden. Nun konnte aber Mansfeld die Stadt Budweis nicht erobern und wurde in der Nähe derselben vom kaiserlichen General Bucquoy geschlagen, an dem verhängnißvollen Tage, an welchem in Wien der neue Herrscher Ferdinand vom protestantischen Adel hart bedrängt, und nur durch die zufällige Ankunft kaiserlicher Reiterei gerettet wurde. Von diesem Tage an, dem 8. Juni 1619, wandte sich das Glück. Die gegen den Kaiser schlecht verbündeten Parteien zagten wieder. Ferdinand wurde zum Kaiser gewählt. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, das Haupt der Union, blieb aus Feigheit weg. Nun wurde zwar dieser Friedrich zum König von Böhmen gewählt, war aber ganz unfähig, ein so gefährliches Amt zu übernehmen. Mansfeld bekam kein Geld mehr aus Savoyen, weil Karl Emanuel nicht zum König gewählt worden war. Auch von Friedrich bekam er nichts, seine Söldner halfen sich also mit plündern. Als sie ihn in Prag einmal persönlich bestürmten, zog er den Degen und schlug mit solcher Furie unter sie, daß er ihrer 26 tödtete. Aber das Rauben wollte und

konnte er ihnen nicht verbieten und deshalb blieb er bei ihnen populär.

Es ist bekannt, wie Friedrich seine böhmische Krone wieder verlor. Mansfeld war daran mitschuldig, weil er in seinem festen Sitz Pilsen blieb und Prag nicht half, als es von den Liguisten und Kaiserlichen genommen wurde. Die Hauptschuld aber lag an der Unfähigkeit Friedrichs. Um diese Zeit lud Tilly den Grafen Mansfeld ein, wieder in den Dienst des Hauses Habsburg zu treten, worauf jener scheinbar einging, um Zeit zu gewinnen. Ernst war es ihm nicht damit, denn sein Haß gegen Habsburg saß viel zu tief. Man hat ihm Arglisten und Treulosigkeiten vorgeworfen, die damals ganz allgemein und bei allen Parteien an der Tagesordnung waren. Er bot sich nicht an, man suchte ihn nur zu verlocken und er wußte wohl, man werde ihm doch kein Versprechen halten. Er handelte also nur klug, wenn er List mit List erwiderte. Weit entfernt, sich verführen zu lassen, hielt er Tilly nur hin und reiste insgeheim in die Länder der Union, um weitere Pläne zum Kampf gegen den Kaiser zu verabreden. Daß er auch nach Frankreich und England gegangen sey, ist irrig. Weil er aber in Pilsen zu lange ausblieb, ließen sich seine höhern Offiziere von Tilly verführen, diesem gegen eine große Geldsumme die feste Stadt Pilsen auszuliefern. Dies geschah am 26. März 1621. Die Offiziere entschuldigten den Verrath damit, Mansfeld habe sie im Stich gelassen und wollte gar nicht wiederkommen.

Das war der schwerste Schlag des Schicksals, der den verwegenen Bastard bis jetzt getroffen hatte. Von seinen Truppen verlassen, ging er nach Holland, dorthin, wo Geld genug war, um davon neue Truppen werben zu können, und wo derselbe Haß gegen Habsburg glühte, wie in seiner eigenen Brust. Er, ein einzelner, geächteter Mann, war doch noch immer eine Macht. Er, der Einzige, der noch im offenen Felde gegen Haus Oesterreich fortzukämpfen den Muth hatte. Die Holländer glaubten immerhin einige Summen wagen zu dürfen, um die spanisch-österreichische Macht fortwährend zu allarmiren und ihren gedemüthigten Gegnern wieder Muth zu machen. Der geflüchtete Böhmenkönig mußte der Form wegen dem Grafen wieder die Vollmacht ausstellen, daß derselbe in seinem Namen und Auftrag ein neues Heer gegen den Kaiser werbe. Auch waren die Kaiserlichen nicht im Stande, diese Werbungen zu verhüten. Ganze Schaaren der frühern Mansfeldischen Armee, die nach der Capitulation von Pilsen zum Kaiser übergetreten waren, liefen jetzt dem Mansfelder wieder zu, und jenseits Böhmen hatte der Kaiser keine Macht, so daß Mansfeld sein Hauptquartier wieder dicht an der böhmischen Grenze, zu Tirschenreuth aufschlagen konnte, im April 1621. Er unterhandelte mit Sachsen, um es vom Kaiser abzuziehen, obwohl vergebens. Tilly ahnte, daß der augenblicklich siegreichen katholischen Kirche noch die schwersten Kämpfe bevorstünden, und er legte deshalb großen Werth auf die geheimen Unterhandlungen mit Mansfeld. Denn wenn sie auch mißlangen, so mußten sie doch den protestantischen Fürsten tiefes Mißtrauen gegen Mansfeld einflößen und deren alte Zwietracht nähren. Mansfeld bediente sich der Unterhandlungen nur als einer Kriegslist, um die Gegner hinzuhalten. Sobald er aber sicher wußte, das lutherische Sachsen werde dem calvinischen Pfälzer nicht beitreten, sondern mit dem Kaiser gehen, konnte ihm ein Angriff auf Böhmen Gefahr bringen. Er entschloß sich also rasch, die Verhandlungen abzubrechen, und zog ganz unerwartet am 2. October 1621 von der böhmischen Grenze weg in die Pfalz, um diese gegen Spinola zu schützen, der ein spanisches Heer aus den Niederlanden hereingeführt hatte.

Indem Mansfeld den Kriegsschauplatz an den Oberrhein verlegte, waffnete sich für ihn ein neuer Bundesgenosse in Norddeutschland, Herzog Christian von Braunschweig, protestantischer Bischof von Halberstadt. Es lag ganz im Charakter der Zeit, daß die protestantischen Fürsten nicht selber handelnd auftraten, sondern nur Parteigänger vorgehen ließen, welche sie im Nothfall desavouiren konnten. So ein Parteigänger war nun auch der nachgeborene Welfe in Halberstadt. Man kann die Feigheit und Arglist der protestantischen Fürsten nicht streng genug tadeln. Entweder hätten sie sich alle vereinigen sollen, um mit dem Kaiser und den katholischen Reichsfürsten die Erhaltung des Religions- und Landfriedens zu contrahiren, oder wenn der Kaiser und der Bayer durchaus Krieg haben wollten, hätten sie den Krieg gemeinsam und energisch führen sollen. Sie ließen es aber zu keinem Frieden kommen, sie duldeten den Unfug des Söldnerkriegs und der Plünderung, der doch zu keiner Entscheidung führen konnte und dem Volk zur schrecklichen Last wurde.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{5}/_{7}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 101.** 18. December 1867.

## Biographie.

Ernest Graf zu Mansfeld (1580—1626). Historische Darstellung von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharffenberg. Mit einem Anhange, Originalbriefe Mansfelds und Tillys enthaltend. Gotha, Friedrich A. Perthes, 1867.

(Schluß.)

Im Beginn des Jahres 1622 standen sich in der Pfalz Mansfeld und Spinola gegenüber, während Tilly durch den Halberstädter gehindert war, dem Spinola zu Hülfe zu kommen. In Bezug auf Christian von Halberstadt ist zu bemerken, daß die Sage, derselbe habe in Paderborn zwölf Apostel von gediegenem Silber geraubt und mit den Worten „Geht hin in alle Welt!" in die Münze geschickt, erdichtet ist, denn diese Apostel waren nicht von Silber, sondern von Alabaster und sind noch jetzt vorhanden. Ebenso der silberne Kasten, in dem sie lagen.

Mansfeld eroberte die Festung Elsaß-Zabern und machte sie zum Stützpunkt seiner Armee, wie früher Pilsen. Inzwischen wurde wieder unterhandelt. Isabella, die Statthalterin der Niederlande, bot ihm große Vortheile an, große Geldsummen und die Aussicht, zum Reichsfürsten erhoben und in den Besitz der Landvogtei Hagenau gesetzt zu werden. Das waren wieder nur trügliche Unterhandlungen. In Brüssel wünschte man, Mansfeld von einem Angriff auf Spinola so lange abzuhalten, bis der letztere von Tilly unterstützt werden könne. Aber Mansfeld dachte nicht daran, seine Partei zu verlassen. Er machte sich im Gegentheil den Spaß, den spanischen Unterhändler Rollingen zur Mittagstafel einzuladen, um ihm die ungeheuerste Beschämung zu bereiten. Der flüchtige Böhmenkönig nämlich war im Vertrauen auf Mansfelds starke Stellung und gute Aussichten heimlich herbeigekommen, meldete sich als ein Fremder, wurde hereingeführt und von Mansfeld mit schäumendem Becher als sein gnädiger Herr und Gebieter begrüßt. Lächelnd wendete sich der König an Rollingen mit den Worten: „Ihr habt mir wohl meinen treuesten Diener abwendig machen wollen?" — und Rollingen machte sich eilends aus dem Staube.

Der Markgraf von Durlach hatte auch seinerseits Truppen aufgebracht, die in Verbindung mit Mansfeld und Christian über Tilly herfallen sollten. Nun sprach aber er den Oberbefehl an, Mansfeld wollte es nicht leiden und beide trennten sich. Obgleich nun Mansfeld bei Mingolsheim dem Tilly eine blutige Schlappe versetzte, konnte dieser umsichtige Tilly doch schnell genug Spanier unter Cordova von Spinolas Heere an sich ziehen und dem Markgrafen bei Wimpfen eine furchtbare Niederlage beibringen, am 27. April 1622. Der Markgraf, zitternd vor der kaiserlichen Rache, legte am folgenden Tage die Regierung nieder und überließ sie seinem Sohne. Nun zog zwar Christian von Halberstadt endlich herbei, wurde aber bei Höchst am Main von Tilly und Cordova blutig empfangen und zurückgeschlagen. Da gab der elende Böhmenkönig alle Hoffnung auf und kündigte dem Mansfelder und dem Halberstädter, die sich für ihn geopfert hatten, und auch sein Schwiegervater Jakob von England verlor den Muth und wollte von Mansfeld nichts mehr wissen.

In dieser kritischen Lage blieb Mansfeld standhaft. Spinola machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, wenn er ihm den Böhmenkönig ausliefern wolle, wurde aber abgewiesen. Dagegen bot Mansfeld dem Tilly an, mit allen seinen Truppen auf des Kaisers Seite zu treten. Da der Kaiser sich inzwischen nicht erklärte, ob er Mansfelds Bedingungen annehmen wolle, kam

ihm Isabella von Brüssel aus mit neuen Anerbietungen entgegen und in Frankreich wünschte der Herzog von Bouillon, das Haupt der Hugenotten, seine Unterstützung. Die Unterhandlungen mit den Agenten des Hauses Habsburg waren auch diesmal von beiden Seiten nicht ernst gemeint, weil kein Theil dem andern trauen konnte. Auch wollten sich Mansfeld und Christian nicht trennen. Sie entschloßen sich also, da sie keine Rechtstitel mehr hatten, ihre Truppen im deutschen Reich zu behalten, nach Frankreich zu ziehen und dort den Hugenotten beizustehen. Sie hatten zusammen noch 30,000 Mann bei sich, die ihnen überall hin folgten. Schmerzlich verließ Mansfeld das Elsaß, in welchem er sich ein Fürstenthum hatte gründen wollen.

Der französische Hof unter Ludwig XIII. gerieth in große Sorge und lud Mansfeld ein, doch lieber in französische Dienste zu treten, nicht ohne ihm eine große Summe Geldes zu versprechen. Allein Christian wollte nicht in Frankreich bleiben und Bouillon, der sich eingefunden hatte, rieth selbst, das deutsche Heer solle nach den Niederlanden aufbrechen und Bergen op Zoom entsetzen, welches die Spanier belagerten, denn Holland zu schützen war von der größten Wichtigkeit für alle antihabsburgischen Parteien. Zugleich hatte Frankreich mit Spinola eine Einschließung des deutschen Heeres eingeleitet, der man entgehen mußte. Um die Statthalterin Isabella zu täuschen, ließ ihr Mansfeld die falsche Nachricht zugehen, er habe mit Frankreich einen Vertrag abgeschlossen. Hierauf brach er mit Christian und allen Truppen eilends auf, ließ fast alle seine Gepäckwagen verbrennen und mit den Pferden einen Theil des Fußvolks beritten machen. Bei Fleurus hielt ihn Cordova in einer sehr festen Stellung auf. Allein die Deutschen durchbrachen die spanische Aufstellung mit einer wahren Furie und erfochten einen glänzenden Sieg. Hier war es, wo dem tapfern Christian der Arm durchschossen wurde, den er sich heldenmüthig unter Trompetengeschmetter abnehmen ließ. Eine der glänzendsten Waffenthaten. Nie wurden deutsche Hiebe furchtbarer ausgetheilt und das von Soldaten, die lange Noth gelitten und halb verhungert waren. Nun wurde auch Bergen op Zoom entsetzt.

Aber die Holländer hatten keine Lust, ihr blühendes Land der Zügellosigkeit einer hungernden und an Plünderungen gewöhnten Soldateska preiszugeben. Zugleich hatten sie Dänemark und Schweden in den Kampf gegen Habsburg hineinzuziehen gesucht und hofften, den ganzen protestantischen Norden in Bewegung zu bringen. Auch Bethlen Gabor in Ungarn regte sich wieder. Herzog Wilhelm von Weimar betrieb eine neue Union der protestantischen Fürsten, Landgraf Moritz von Hessen rüstete, und in Erwartung großer combinirter Operationen gegen den Kaiser schickten die Holländer das Mansfeld'sche Heer einstweilen nach Ostfriesland, das gute Quartiere darbot. Holland verband damit die Absicht, sich der festen Plätze in Ostfriesland zu bemächtigen, um sich auf dieser Seite zu decken. Der arme alte Graf von Ostfriesland war zu schwach zum Widerstande und mußte sein schönes Land den wilden Banden Mansfelds überlassen, die hier arge Greuel begingen.

Tilly warnte den Kaiser und ermahnte ihn zu großen Anstrengungen, da er selbst mit den Truppen der Ligua und die Spanier zu schwach seyen, um der Coalition, die sich vorbereitete, zu widerstehen. Die Coalition schien noch größere Dimensionen anzunehmen, die sich freilich später erst verwirklichten. Die Republik Venedig, Habsburgs alter Feind, war an allen Höfen thätig, um das Feuer zu schüren, und spendete Geld, ebenso Savoyen, um Mansfelds Truppen zu unterhalten. Der französische Hof wurde als Erbfeind des Hauses Habsburg ins Interesse gezogen und nun ging Mansfeld selber nach Paris. Hier hatte Richelieu als Minister das Ruder ergriffen. Mansfeld wurde freudig empfangen und begab sich auch nach London, wo kurz vorher das Parlament sich mit Enthusiasmus für den Krieg gegen den Kaiser erklärt hatte. Auch hier wurde Mansfeld glänzend empfangen. In einem Seesturm hätte er beinahe das Leben verloren, entkam aber glücklich.

Nun mischte sich aber Christian IV. von Dänemark ein, der nicht müssig zusehen, sondern selber einen Hauptantheil an dem Vortheil und Ruhm des bevorstehenden Kampfes haben wollte. Ihm kam zu statten, daß er als König sich zum Haupt der kriegführenden Heere besser eignete, als die bisherigen Führer niedern Ranges. Damals starb auch Jakob von England und sein Nachfolger Karl I. zeigte nicht denselben Eifer wie er. Mansfeld wurde nun wieder in den zweiten Rang zurückgedrückt und die Gelder, die er empfangen hatte, wurden vom Unterhalt der Truppen bald wieder absorbirt. Unterdeß hatte Tillys Mahnruf den Wiener Hof endlich allarmirt und der Kaiser Ferdinand berief Wallenstein zu der großen Rolle, der Coalition zuvorzukommen, ehe sie noch fertig sey. Dieser General hatte viel von Mansfeld gelernt, vor allem die Kunst, sich um die deutschen Fürsten nicht zu bekümmern, ein ungeheures Heer beutelustiger Kriegsgesellen zu werben und dasselbe auf Kosten der Länder zu ernähren, in die

er es führte. Der Kaiser machte ihm die großartigsten Concessionen, gab ihm einen Fürstenhut und großen Landbesitz. Man kann sich denken, welchen Neid das in Mansfeld erweckte, dessen Ehrgeiz trotz allen Mühen ein solches Ziel nie hatte erreichen können.

Während nun der Dänenkönig im Beginn des Jahres 1626 ein Heer nach Deutschland führte, blieb Mansfeld mit seinen zusammengeschmolzenen Truppen zurückgesetzt und isolirt, weshalb er sich entschloß, den nordwestlichen Kriegsschauplatz zu verlassen und zu Bethlen Gabor zu ziehen und das Heer zu verstärken, welches dem Kaiser von Osten her in den Rücken fallen sollte. Er wollte in Böhmen einfallen, nachdem er sein Heer mit gewohnter Werbekunst wieder bis auf 20,000 Mann gebracht hatte. Aber er ging mit zu großer Kühnheit vor und wurde von Wallenstein an der Dessauerbrücke zurückgeschlagen. Nun blieb ihm nichts übrig, als durch Schlesien nach Ungarn zu ziehen, was ihm auch gelang. Bethlen Gabor war von den türkischen Paschas der Grenze unterstützt. Daher mußte Wallenstein, um Wien zu retten, schnell nach Ungarn aufbrechen. Ein blutiger Kampf vor Preßburg blieb unentschieden. Plötzlich aber zog Bethlen Gabor mit allen seinen Truppen ab und ließ den armen Mansfeld im Stich. Dieser war von Strapazen erschöpft, erkrankte und starb, am 20. November 1626.

Wir konnten hier nur eine kurze Skizze des Charakterbildes wiedergeben, welches Graf Uetterodt zu einem großen umfangreichen Gemälde ausgeführt hat, und empfehlen unsern Lesern, das treffliche Werk selbst durchzustudiren. Es stellt den vielbeschrieenen Bastard wenn auch nicht in ein günstigeres, doch in ein klareres Licht.

---

Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno. Ein Stück deutscher Geschichte von Ludwig Clarus. Eigenthum der katholischen Pfarre zu Quedlinburg. Quedlinburg, im Selbstverlag der Eigenthümerin, 1867.

Die Königin Mathilde, Gemahlin und Mutter, wie auch Rathgeberin zweier unserer größten Kaiser, hat diese ausführliche Biographie in vollem Maaße verdient. Sie war in gewissem Sinn der gute Genius des sächsischen Kaiserhauses und an ihren Einfluß auf Gatten und Sohn, sowie auf ihren zweiten Sohn, den berühmten Erzbischof und Reichsverweser Bruno von Köln, knüpft sich Deutschlands glänzendste Zeit der Macht und des Ruhms. Das sächsische Kaiserhaus begründete das Uebergewicht des germanischen Reichs über das romanische in Frankreich, wies die Ungarn für immer in ihre Schranken und organisirte unsere Slavenmarken im Osten, während es zugleich Italien und Burgund an unserem Reiche festhielt. Auch befestigte das sächsische Kaiserhaus die Reichseinheit im Innern, die Kaisergewalt, den Gehorsam der Reichsfürsten und schuf den Bürgerstand und die städtische Freiheit. Das alles aber in der innigsten Harmonie mit der Kirche.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß der sächsische Volksstamm, grade weil er erst seit kurzem bekehrt war, noch die schöne Begeisterung für das neue Heil bewahrte, also vorzüglich geeignet war, schwunghaft die Reform zu beginnen. Nur ein neues Kaisergeschlecht aus einem neuen Volksstamm konnte so Großes leisten, war noch nicht im Genuß der Macht corrumpirt und in Intriguen moralisch erschlafft.

Man hat an Mathilden insgemein getadelt, sie habe ihren zweiten Sohn Heinrich, ihren Liebling, durch allzugroße Vorliebe verdorben und trage Schuld an der Noth, die er der Familie gemacht hat. Das ist jedoch Nebensache. Die Hauptsache bleibt die ungeheure Energie, mit welcher das sächsische Kaiserhaus regiert hat und wenn Mathilde einmal einen Fehler beging, so machte sie ihn durch viele Tugenden wieder gut. Namentlich trug sie viel dazu bei, Reich und Kirche, Kaiser und Papst zu der Harmonie zu vereinigen, die beiden zugleich ihre Macht und der Welt den Frieden sicherte.

Ihr Gemahl Heinrich rettete und vergrößerte das deutsche Reich und gründete den Bürgerstand, sein Sohn Otto der Große rettete die Kirche und stellte die Würde und Hoheit des apostolischen Stuhles wieder her. „Das deutsche Element hat seine große Wirksamkeit und lebendigmachende Kraft eben im dunkeln zehnten Jahrhundert offenbart, als die junge christliche Kaisermacht zusammengebrochen erschien und das Papstthum der Spielball der frechen römischen Schandwirthschaft geworden war, als Europa, in dessen Mitte wilde Magyaren, Normannen und Saracenen die neue Ordnung, obwohl unverbunden, doch gemeinsam zerstörten und an ihre Stelle ein Chaos treten sah, über welches kein Stern sein Licht ergoß. Damals bewährte in unzertrennlichem Bunde mit dem tiefen, urkräftigen deutschen Elemente die in der Kirche verborgene Gotteskraft ihre übernatürliche Macht. In einem Umsehen gleichsam

erhob sich in dem auf deutschem Boden erneuerten Kaiserthume und dem nicht ohne dieses erneuerten Papstthume, eine neue Ordnung, eine neue Gestaltung der Weltgeschichte. So ward eine auf viele Jahrhunderte ausreichende Grundlage für Entwicklung einer großen Zukunft gewonnen. Die Erklärung ergibt sich daraus, daß diese Grundlage als katholisch und christlich in ihrer Tiefe die Fäden aller innersten Beziehungen der Geschichte und ihrer Entwicklung in der Vergangenheit in sich zusammenzog und an den einen tiefsten Beziehungspunkt, an Gott und an Christum anknüpfte. Die Hauptthätigkeit bei dieser Anknüpfung und die Sorge dafür, daß sie planmäßig und organisch eingeleitet und fertig gestellt wurde, übte hierbei Mathildens großer Sohn Bruno, der dadurch ein festeres Band um Deutschland schloß und eine dauerbarere Einigkeit und Einheit gründete, als alle dem einen Könige oder Kaiser übereinstimmend geschworene Lebenseide herbeizuführen und zu verbürgen vermochten. Bruno impfte, ein bevorzugtes, providentielles Werkzeug, einer der Ersten, der deutschen Nationalität, die weltumfassenden Anschauungen der Kirche ein und half in den von ihm selbst gebildeten, oder doch seinem königlichen Bruder empfohlenen Kirchenfürsten, ein Gegengewicht gegen die dem Könige nicht allezeit holde Macht und Gewalt der weltlichen Fürsten Deutschlands schaffen."

Eine Hauptaufgabe der sächsischen Kaiser war es, dem Reiche nach außen und innen Einheit zu geben und den Partikularismus zu unterdrücken. Sie handelten ganz im Sinn und Interesse der deutschen Gesammtnation, indem sie das Recht derselben, eine große und einige Nation zu seyn, gegen die unbotmäßigen Reichsfürsten verfochten, die damals schon unabhängig zu werden und je einen Bruchtheil der großen deutschen Nation in ihr Territorium einzupferchen trachteten. Alles Unheil ist über die deutsche Nation von jeher nur durch den Souveränetätsschwindel dieser Fürsten gekommen. Zur Zeit der sächsischen Kaiser, wie früher schon unter Karl dem Großen, lag nichts näher, als die Einheit der Kirche auf die des Reiches anzuwenden. Karl der Große hatte die Fürsten der einzelnen Stämme noch beseitigen und das Reich mit Grafen und Bischöfen regieren können. Nach anderthalb Jahrhunderten waren die Fürsten schon wieder mächtig geworden und suchten als Herzoge oder Markgrafen des Reichs sich möglichst unabhängig zu machen. Otto der Große aber schränkte ihren Uebermuth ein, ließ sie als Fürsten einzelner Stämme nicht gelten, sondern nur als Reichsbeamte und setzte ihnen große Erzbischöfe an die Seite, welche die Gewalt des weltlichen und geistlichen Amtes vereinigten und doch nicht in einem Geschlecht forterbten, so daß sie den erblichen Dynastien im Interesse des Kaisers und der Nation das Gegengewicht halten konnten.

Ein Muster dieser Gattung von Erzbischöfen war der obige Bruno, Mathildens dritter Sohn, der sein Erzbisthum Köln trefflich verwaltete, die Schulen förderte und eine wichtige Rolle in der Politik spielte. „Neben seinen herzoglichen und erzbischöflichen Angelegenheiten ward Bruno auch noch für eine eingreifende und wirksame Theilnahme an den allgemeinen Reichsgeschäften in Anspruch genommen. So setzte er es ins Werk, daß, nachdem sein Schwager Ludwig, König des Frankenreichs, gestorben war, dessen und seiner Schwester Gerberge zwölfjähriger Sohn, Lothar, sein Nachfolger ward und Hugo der Große, welcher längst nach dieser Krone getrachtet, durch die Zusage von Aquitanien beschwichtigt, mit seinem Anspruche zurücktrat. Hugo starb aber bald darnach noch im Jahre 956 und hinterließ vier Söhne, deren ältester, Hugo (Capet), schließlich nach Brunos Tode doch des Vaters Ansprüche durchzusetzen wußte, jetzt aber nur erst mit seinen Brüdern und der Königin Gerberge viele Händel verursachte, in denen sie zu Bruno ihre Zuflucht nahm. Dieser zog 958 mit einem Heere in das Frankenreich und vermittelte später einen Frieden, wonach Hugos Söhne die Lehen ihres Vaters be- und außerdem Poitou erhielten, dagegen Lothar als ihren Lehensherrn anerkannten und ihm den üblichen Eid leisteten. Bruno wußte, so lange er lebte, den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu hintertreiben. So herrschte Bruno gewissermaßen in Francien, weshalb Ruotger auch mit einem gewissen Rechte sagen konnte: Bruno habe das ihm als eine Provinz aufgetragene Gallien gegen den Einfall der Ungarn zu schützen gesucht."

Das Buch paßt sehr für unsere Zeit, weil man daraus aufs deutlichste erkennt, wie schädlich dem Gesammtinteresse der deutschen Nation der Partikularismus ist und wie nothwendig eine alles zusammenhaltende kaiserliche Gewalt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 102. 21. December 1867.


## Ankündigung.

Das Literaturblatt wird im Jahr 1868 wie bisher erscheinen und die verehrlichen Abonnenten werden gebeten, baldmöglichst ihre Bestellungen anzeigen zu wollen, damit wir die Auflage danach bemessen können.

---

### Wappenkunde.

Das heraldische Pelzwerk. Monographie von F. K. Nebst einem Anhange 1) die ältesten deutschen gemalten Wappensammlungen und 2) die heraldischen Schildformen von dem Jahr 1450. Mit sechs lithographirten Tafeln und vielen Holzschnitten. Als Manuscript gedruckt. 1867. 4°.

Wie alles, was unsere kirchliche und ritterliche Vorzeit betrifft, von der modernen Gelehrsamkeit, seit sie vom christlich-germanischen Geist abgefallen und dem heidnischen der Renaissance verfallen ist, mißverstanden und falsch aufgefaßt worden ist, so auch die Heraldik. Uralte Typen und Symbole wurden nicht mehr verstanden und willkürlich ausgelegt, wobei man noch eine vornehme Miene annahm. Wenn das hier, wo es sich nur um Wappen handelt, von weniger Belang erscheint, so hat sich die selbstgerechte Arroganz der modernen Wissenschaft, die sich für infallibel hält, in andern Gebieten, wo es sich um die heiligsten Interessen der Religion und des Vaterlandes handelte, viel ärger gesündigt.

Die bisherige gelehrte Wappenkunde seit dem Aufkommen der Renaissance hat die alten Wappen nicht mehr verstanden, aber dictatorisch neue Begriffe hineingelegt. Da finden wir eine ganze Reihe von Typen, die uns von der modernen Gelehrsamkeit als Eisenhütlein, Wolken, Berge, Flüsse, Gläser, Kronen und als noch andere Hüte außer den Eisenhüten angegeben werden. Diese Bedeutungen aber haben jene Typen gar nicht. Die Erklärungen sind von den Gelehrten willkürlich aus der Luft gegriffen. Alle jene falschen Begriffe werden vom Verfasser hier auf den einzig richtigen Begriff des heraldischen Pelzwerks zurückgeführt. Die urkundlichen Beweise und die dazu erforderlichen Illustrationen, zahlreiche Abbildungen von alten Wappen bilden den Hauptinhalt des vorliegenden Werkes.

Das Pelzwerk spielte eine große Rolle in der Wappensymbolik, weil es ein Privilegium der Fürsten und des Adels war. Wie es von Kaisern und Königen bis zum letzten Ritter hinunter Abstufungen gab, so auch im Adel des Pelzwerks. Das Pelzwerk ließ sich in den Wappenbildern nicht wohl in Natur mit seiner reichen Behaarung abbilden, oder geschah das erst sehr spät. Die alten Wappen nehmen dafür jene Formen an, die oben schon als Eisenhütlein, Wolken, Berge 2c. gekennzeichnet sind. Ueberall bildete eine wagrechte Linie die Grundlage, anstatt der senkrecht daraus hervorwachsenden Haare, traten aber gröbere, bald spitzige, bald abgerundete Kegel. Es wäre wohl möglich, daß auch diese Formen nicht ganz willkürlich gewählt seyn könnten, sondern wenigstens ursprünglich die Rangstufe des Wappenträgers hätten bezeichnen sollen. Einige sind zinnenartig viereckig, einige gleichen einem Viadukt. Wie es scheint, wählte man diese Formen nicht blos, um in einer rohen Weise das Hervorstehen von Haaren

aus der Haut auszudrücken, sondern das Wappen wiederholte nur das Dessein des an der Kleidung, an den Pferdedecken, an den Einrahmungen des Schildes angebrachten und von verschiedenen Farben zusammengesetzten Pelzwerks. Man vergleiche, was Herr Weiß und Herr Falke in ihren Werken über die alten Trachten von diesem bunt zusammengesetzten Pelzwerk, als einer Mode des Mittelalters gesagt haben. Ein weiterer Beweis für das Zutreffende der hier gegebenen Deutung liegt in den städtischen Wappen der Kürschner, in denen das Pelzwerk als redendes Wappen doch nicht natürlich gemalt, sondern ganz in der alten heraldischen Art gezeichnet ist. Vergl. die Abbildung auf S. 33.

Die vielen beigegebenen Abbildungen sind überhaupt sehr belehrend. Auch das Verzeichniß der gemalten Wappensammlungen und die Uebersicht über die Schildformen vor 1450 sind willkommene Zugaben. Das Studium der Wappen ist noch durchaus nicht erschöpft und verspricht einen künftig noch reichern Ertrag als bisher. Gewiß hat der Verfasser recht, wenn er S. 29 sagt: „Die Symbolik der Wappen ist ein eben so interessantes, als noch wenig bekanntes Feld. Ich bin wenigstens der festen Ueberzeugung, daß den meisten mittelalterlichen Wappen ein tieferer Sinn zu Grunde liegt, was schon das häufige Vorkommen von ganz unbedeutenden, ja sogar ganz unritterlichen, selbst scheinbar trivialen Gegenständen als Wappenbild mächtiger und hochgestellter Geschlechter beweisen dürfte.“

## Volksmärchen.

**Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde gesammelt von Christian Schneller. Innsbruck, Wagner, 1867.**

Eine sehr reiche und empfehlenswerthe Sammlung, durch welche der große europäische und namentlich deutsche Märchenschatz vermehrt wird. Zwar wiederholt sich auch hier der Inhalt der am meisten durch ganz Europa verbreiteten Märchen, doch mit mancher interessanten Variante, und der in Märchensammlungen geübte Blick findet auch mancherlei ganz Neues hier, was noch in keiner andern Sammlung vorkam. Das in allen Sammlungen immer Wiederkehrende ist auch den meisten Lesern neu, weil doch die wenigsten Leser alle oder nur viele Sammlungen lesen. Wer aber diese Bücher mit wissenschaftlichem Sinn durchmustert und vergleicht, für den haben sie hohes Interesse, weil er darin die Grundzüge einer uralt heidnischen Mythologie und religiösen Naturauffassung erkennt, die eben so weit verbreitet gewesen seyn muß, als es die Märchen heute noch sind. Diese Grundzüge sind nun freilich von den Forschern noch nicht in ihrem Zusammenhange erkannt, weshalb auch die Sammlungen gewöhnlich nur ein Durcheinander von Märchen der verschiedensten Art darbieten.

Von den in ganz Europa am weitesten verbreiteten Märchen finden wir hier wieder, das von der guten und bösen Schwester, vom blinden, durch seine bösen Brüder verrathenen Jüngling, von den Talismanen, vom Prügelheraus, vom Bärensohn, vom wilden Jäger, vom auf den Baum gebannten Teufel, von den drei Pomeranzen, von der Aschenbrödel, vom Froschprinzen, vom Blaubart, vom Goldener (Prinz mit den goldnen Haaren), von den Drachenzungen, vom handlosen Mädchen, vom starken Hans rc. Die deutsche Elbenwelt tritt in dieser Sammlung mehr zurück; statt der in deutschen Märchen so häufigen hülfreichen Zwerge treten hier einmal kleine Teufelchen auf. Dagegen kehrt Bertha mit der langen Nase (Padrona, Frauberta dal nas longh) wie auch ihr nie abzuspinnender Garnknaul wieder. Der wilde Jäger kommt unter dem räthselhaften Namen Beatrik vor.

Varianten bekannter Märchen finden sich hier häufig. So das Märchen vom Blaubart Nr. 32. Blaubart ist der Teufel selbst, freit nacheinander drei Schwestern und verbietet ihnen ein Zimmer, jede muß eine Rose an der Brust tragen und wenn sie das Verbot übertritt, welkt die Rose. Die zwei ersten Schwestern wirft er zur Strafe in die Hölle. Die dritte hat zwar auch das verbotene Zimmer betreten, aber er merkt es nicht, weil sie die Rose in frisches Wasser gestellt hat. Hierauf gelingt es ihr, die Schwestern aus der Hölle zu befreien. In einem Märchen Nr. 34, worin dem schlafenden Teufel durch plötzliches Aufwecken Aussagen abgelockt werden (in andern Märchen ist es gewöhnlich ein Riese, Drache, Vogel Greif rc.) kehrt merkwürdigerweise ein Zug aus dem Mythus der j. Edda von Thors Reise zu Udgardalocki wieder. Ein Mann weckt nämlich den Teufel durch Steinwürfe, ganz so wie Thor den schlafenden Riesen durch furchtbare Hammerschläge aufweckt. Und wie jener Riese, so bleibt auch der Teufel unempfindlich. Wie kam dieser nordische Mythus nach Südtirol?

Sehr eigenthümlich, obgleich andern Märchen verwandt, ist Nr. 12, 2: „Ein Bursche und ein Mädchen hatten sich innig lieb und hätten sich gerne geheirathet. Weil aber der Bursche arm und das Mädchen reich war, gaben die Eltern und Verwandten des Mädchens ihre Einwilligung nicht und versagten ihm für

immer den Eintritt in das Haus. Die beiden Liebenden ließen darum nicht von einander und verabredeten sich oft zu einer Zusammenkunft auf dem Felde oder im Walde oder an einer Stelle, wo sie keinen lästigen Störer fürchten durften. Einmal war sie weit weg in einem Walde und das Mädchen war so müde, daß sie nicht nach Hause zurückkehren mochte. ‚Aber ich muß nach Hause!' sagte er; sie dagegen erwiderte: ‚Ich kann nicht, ich muß ruhen.' Da erwiderte er: ‚Nun wohl, so ruhe denn, ich lauf' eilig nach Hause und dann komm' ich wieder her und hole dich ab!' Er ging, das Mädchen legte sich auf den Rasen und schlief ein. Nach einiger Zeit — es war schon Abends — kamen die Hexen und als sie das schöne schlafende Mädchen sahen, faßten sie einen grausigen Entschluß. Sie machten Feuer an, hingen einen großen Kessel darüber und warfen den Leib des Mädchens hinein, nachdem sie zuvor die Haut abgezogen und auf den Boden gebreitet hatten. Als sie sich zum Essen setzen wollten, kam grade der Bursche wieder zurück und er mußte auch mithalten. Man warf ihm eine Rippe hin, aber es grauste ihn und er steckte die Rippe heimlich ein. ‚Was ist denn dies für ein Fleisch?' fragte er. ‚Du wirst es schon bald merken,' antworteten die Hexen. Als nun sein Blick auf die Haut am Boden fiel, merkte er es und brach in unaufhörliches Jammern und Weinen aus. Da sagten die Hexen: ‚Gedulde dich, wir werden es schon wieder richten!' Und als sie gegessen hatten, sammelten sie alle Beine und warfen sie auf die Haut, aber es fehlte eine Rippe. Sie suchten und suchten und konnten sie nicht finden — denn der Bursche hatte selbe ja in der Tasche und getraute sich nicht es zu sagen. Da schnitzte eine Hexe eine Rippe vom Holze einer Rüster oder Ulme und warf sie zu den Beinen; dann sagte sie: ‚Nun will ich dich wieder lebendig machen; wenn es aber Einer weiß, was du für eine Rippe im Leibe hast und zu dir sagt: ‚Rippe von der Ulme!' so fällst du um und bist todt!' Dann stieß sie mit dem Fuße die Haut und die Beine fort — da stand das Mädchen wieder lebendig auf und der Bursche durfte sie nach Hause führen. Sie sah aber mager und elendiglich aus und war fast nur Haut und Bein. Weil das Mädchen nun so schlecht aussah und jede Hoffnung auf einen reichern Freier geschwunden war, gaben ihre Eltern und Verwandten ihre Einwilligung zur Heirath. Aber mit der Schönheit war auch die Güte des Herzens entschwunden und aus dem Mädchen wurde ein nicht nur häßliches, sondern auch böses herzloses Weib, welches ihren Mann auf jede Weise peinigte und quälte, so daß er ihr nichts zu Danke thun konnte. Oft drohte er ihr: ‚Gib Acht, daß ich nicht einmal ein dir verderbliches Wort ausspreche!' — aber es half doch nichts. Als sie ihn wieder einmal in heftigen Zorn versetzt hatte und nicht abließ, ihn noch mehr zu reizen, konnte er sich nicht länger halten und rief ihr zu: ‚Rippe von der Ulme!' Da fiel sie um und war todt."

Originell sind die Märchen vom Hans, der die Furcht sucht. Sie finden sich in allen deutschen Sammlungen zum Beweis, wie oft die Märchen darauf berechnet waren, den Knaben Furchtlosigkeit beizubringen, wie den jungen Mädchen Sittsamkeit und Treue. In den deutschen Märchen trotzt der Knabe allen Gefahren und kennt keine Furcht, bis er zuletzt einmal zufällig mit kaltem Wasser begossen wird und davon fröstelt. In vorliegender Sammlung finden wir zwei verwandte Märchen, aber mit anderem Schluß. Einmal fürchtet sich der trotzige Hans nicht eher, bis ihm durch eine Zauberei der Kopf verkehrt gesetzt wird; ein andermal nicht eher, bis ihm ein Floh ins Ohr kriecht (Nr. 52).

Merkwürdig ist ein Zug aus dem Sagenkreis vom wilden Jäger S. 205. In unsern deutschen Sagen verfolgt der wilde Jäger die Moosweibchen und sie flehen zuweilen einen Holzhauer im Walde an, ein Kreuz in einen Baum zu schneiden, wodurch sie geschützt werden. Hier ist es statt des Moosweibchens eine reizende Eguane, die einen Jäger aufs anmuthigste anfleht, einen Kreis um sie zu ziehen und sie dadurch vor dem bösen Beatrik zu schützen. — Eigenthümlich ist auch das Schreckgespenst Orco. Wer zufällig in seine Fußtapfen tritt, muß ihm überall in Todesangst folgen (S. 218).

Von hohem Interesse für die Sagenkunde sind einige Legenden (S. 222). „Bei Vezzano ist ein Kirchlein des heiligen Valentin, davon folgende Sage. In alten Zeiten zog hier einmal ein Feldhauptmann vorüber, welcher in einem eisernen Sarge den Leib des heiligen Valentin mit sich führte. Da er aber in den Krieg ziehen mußte, vergrub er den Sarg. Zur Winterszeit kamen einmal einige Knaben, welche in Vezzano studirten, auf den Platz und fanden Rosen, welche herrlich blühten und dufteten, während rings Schnee lag. Da grub man nach und fand den Sarg mit den Gebeinen des Heiligen. Darauf wurde über dem Platze ein Kirchlein erbaut. Die Leute glauben, daß Erde von einem Platze genommen und in Leinwandsäckchen bei sich getragen gegen gewisse Krankheiten helfe." In dieser schönen Legende verbirgt sich ein altheidnischer Mythus von Bali, dem nordischen Frühlingsgott. Der Frühling ist im Winter erstorben; der eiserne Sarg,

in dem er liegt, ist das harte Wintereis. Der Feldhauptmann, der ihn bringt, ist jeder neue Frühling und seine mit Schwertern und Lanzen bewaffneten Krieger sind die aufsprießenden Saaten und Knospen.

Die zweite Legende sagt vom heiligen Julian, derselbe sey als Einsiedler auf einen hohen Berg gegangen und dort oben gestorben; mitten im Winter aber hätten Rosen auf seinem Grabe geblüht. Umgekehrt habe er aber einmal eine schöne grüne Landschaft wegen der Sünde ihrer Bewohner in eine Steinwüste verwandelt. Darin liegt der Gegensatz von Sommer und Winter ausgesprochen; die Sommer- und Wintersonnenwende aber führt einen dem heiligen Julian verwandten Namen, (das Juulfest im Norden und der Monat Julius).

Die Sammlung enthält auch lustige Schwänke von Kleinstädtern, z. B. 172. „In einem kleinen Bergdorfe hielten sie einmal Rath und beschlossen zu Ehren des heiligen Petrus eine Kapelle zu erbauen. Als die Kapelle fertig war, kamen sie wieder zusammen und beschlossen, zwei Männer zum Bischofe zu schicken mit der Bitte, ihnen den Leib des heiligen Petrus zu übergeben, damit sie ihn in ihrer Kapelle aufstellen könnten. Da lachte der Bischof herzlich und weil er ein gemüthlicher Herr war, der einen guten Spaß liebte, sagte er: ‚Nehmt diese Schachtel; macht sie aber ja nicht auf, bevor ihr nicht in der Kapelle seyd; denn sonst entweicht euch St. Petrus und fliegt wieder dem Himmel zu.‘ Da dankten die zwei Männer bestens und kauften drei Esel, auf den einen legten sie die Schachtel, auf die zwei andern stiegen sie selbst und ritten heim. Als sie nach Hause gekommen waren, wurde beschlossen, man wolle ein großes Fest feiern. Sie begaben sich in die Kapelle, verschlossen sie und verstopften alle Löcher und der Pfarrer öffnete die Schachtel, während der Maurer mit der Kelle voll Kalk bereit stand, um dort den ersten Mörtelwurf zu machen, wo der Heilige sich zuerst niederlassen würde; denn dort wollten sie den Altar bauen. Es flog aus der geöffneten Schachtel eine große Brummfliege heraus und alle schrieen: ‚Heiliger Petrus, sitz' auf!‘ Die Fliege flog lange herum und setzte sich endlich auf die Nase eines alten Mannes. Schnell wollte der Maurer die Kelle voll Mörtel darauf werfen und alle schrieen: ‚Hier wollen wir den Altar bauen!‘ Der Alte aber wehrte sich und rief! ‚Nein! nein!‘ und im Gewirre tödteten sie die Fliege. Da wurden sie bestürzt und wußten sich nicht mehr zu helfen und zu rathen, denn sie meinten, sie hätten den Heiligen umgebracht. Nach einiger Zeit aber hielten sie dennoch abermals Rath und beschlossen, dieselben zwei Männer wieder zum Bischofe zu schicken und um den Leib des heiligen Antonius zu bitten. Der Bischof nahm sie gewogen auf und sagte: ‚Da, nehmt diese Schachtel und macht es ebenso, wie ihr es mit dem heiligen Petrus gemacht habt.‘ Darauf sagten sie: ‚Ja, wenn wir es ebenso machen, so bringen wir auch den heiligen Antonius um.‘ ‚Wie so‘, fragte der Bischof, ‚habt ihr denn den heiligen Petrus umgebracht?‘ ‚Ei, freilich‘, erwiderten sie und erzählten, wie es zugegangen sey. Da machte der Bischof ein ernstes Gesicht und sagte: ‚Ihr Dummköpfe und Schelme, ist das eine Art, mit solchen Dingen so umzugehen? Schon wenn man die Heiligen schmäht, ist es eine große Sünde, ihr aber bringt sie gar um!‘ Da antworteten die beiden Männer betrübt: ‚Aber, Herr, dies haben ja nicht wir gethan, jener böse Alte ist Schuld gewesen.‘ ‚Nun wohl‘, sagte der Bischof, ‚für diesmal will ich's noch verzeihen, aber kommt mir nicht wieder um Heilige, wenn Ihr damit so unglimpflich umgeht!‘ Dann gingen sie und als sie schon fast zu Hause waren, stach sie der Wunder, wie der Heilige diesmal aussehen möge. Sie öffneten die Schachtel ein wenig und guckten hinein; augenblicklich aber sprang eine Maus heraus und lief schnell davon. Als dies die zwei sahen, riefen sie:

‚Heiliger Anton wunderbar
Bist wohl klein, doch voller Haar!
(Sant' Antonio miracoloso
Sei ben piccolo, ma peloso!)‘

Dann liefen sie der Maus nach, um sie zu suchen, und sind seither noch nicht zurückgekommen.“

Einige solche Schwänke wiederholen sich auch in andern Sammlungen. Neu ist der vom Thurm, den man mit Würsten füllt, damit er wachse, indeß der Meßner die Würste verzehrt. Das Märchen von den sieben Schwaben kehrt hier wieder in dem Märchen von der Schnecke, gegen welche die Bauern zu Felde ziehen.

Schließlich noch ein paar abergläubige Vorstellungen. Die Schwalben heißen hier Vögel der Mutter Gottes. Dieselbe Mutter Gottes stach mit ihrer Nadel einer gefährlichen Schlange die Augen aus, woraus die Blindschleiche wurde. Auch verdammte sie den Brombeerstrauch, niedrig auf dem Boden zu kriechen, weil sie einmal von seinen Dornen verletzt worden war.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 103. 25. December 1867.


## Reisen.

Wanderungen in Australien und Polynesien. Von Prof. O. Rietmann. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1868.

Dieses Buch ist sehr angenehm geschrieben, in leichtem, natürlichem Style und herzgewinnender Anspruchslosigkeit. Auch enthält es viele interessante Einzelheiten.

Der Verfasser verließ die Schweiz und schiffte sich in Bremen nach Australien ein. Leider muß er zuerst von den „Agentenkniffen" und von der schlechten, contractwidrigen Verpflegung auf dem Bremer Schiffe reden, auf welchem er mit ein paar hundert andern Emigranten nach Neuholland überschiffte. Es war ihm ein anderes Schiff zugesichert worden und doch that man ihn auf ein viel schlechteres. So war auch die Kost nicht die ausbedungene, sondern eine viel schlechtere. In Neuholland angekommen, begab sich unser Reisender sogleich auf den Weg nach dem „Busch" wie man dort den Urwald heißt, und kam in der Nähe der Stadt Camden zu einem wohlhabenden Farmer, dem er als Gärtner diente. Hier befand er sich sehr wohl und schildert seinen Aufenthalt sehr gemüthlich. „Einen großen Theil der Gartenanlagen nahmen stattliche Bananen ein, die reichlich mit den wohlschmeckenden, in großen Büscheln hängenden Früchten geziert waren. Mitten in einer Gruppe dieser herrlichen Pflanzen construirte ich mir ein Ruheplätzchen und verträumte hier, während die langen Blätter auf mich herunterwinkten, manche Stunde mit dem Bau verschiedener Pläne für die Zukunft. Außer den Bananen fand sich eine hübsche Anzahl von Orangen- und Citronenbäumen vor, die in allen Theilen des Landes üppig gedeihen. Eine kleine Pflanzengruppe fiel mir am meisten auf. In einer Ecke des Gartens, unweit der aus stachlichten Fackeldisteln gebildeten Einzäunung, erhob eine schlanke Palme ihr gefiedertes Haupt, und in deren spärlichem Schatten stand ein gemüthlicher deutscher Haselnußstrauch. Was die Beiden einander zuflüsterten, der Eine von den Ufern des Rheins und die Andere von irgendeinem tropischen Inselgestade, verstand ich freilich nicht; sie aber vertrugen sich gut zusammen, und der Haselnußstrauch lieferte wacker Früchte, was die zu geringe Temperatur der Palme nicht zu thun gestattete."

Die Hauptmasse des Urwalds bildete der Gummibaum (Eucalyptus). „Die Gummibäume gehören zu den mächtigsten Waldriesen; Bäume von 150 Fuß Höhe bei 30 Fuß Umfang sind nicht eben selten. Sie verästeln sich, trotz ihrer Größe, weniger, als unsere europäischen Laubhölzer, und wo auch die Aeste einzelne blättertragende Zweige aussenden, stehen diese letztern in kleinen Gruppen beisammen und bilden keineswegs ein zusammenhängendes Laubdach. Wer daher von unten nach der über ihm schwebenden Baumkrone hinaufschaut, sieht über sich einen größern Raum von Himmel, als von Blättern. Der interessanteste Theil des Baumes ist die Rinde; sie ist von außerordentlich verschiedener Consistenz und Farbe, bald dünn, glatt und weiß, bald tiefroth, faserig oder voller Furchen und Risse, bald massiv, bis zolldick, und dann anstatt Brettern zu gebrauchen. Der Baum wirft die Rinde alljährlich ab."

Die Natur Neuhollands ist im Allgemeinen bekannt, hat aber manche Veränderung erlitten. Die berühmten Kängurus (die größten Beutelthiere) und die Emus (die australischen Kasuare) sind aus der Nähe der Ansiedelungen verschwunden. Doch gibt es noch viele kleinere Beutelthiere, zahlreiche und bezaubernd schöne Papageien. Der Verfasser reiste mit seinem Farmer über die blauen Berge, später zu den Goldgräbereien,

noch später um die Küste her und den Myallfluß hinauf, und schildert überall die Natur und die Menschen sehr lebendig. Eine Eisenbahn durchschneidet Wald und Einöde oft viele Meilen weit, bis man wieder zu einer Stadt kommt. Außerdem fahren auf schlechten Wegen schwerfällige Karren, von acht bis zehn Ochsen gezogen, wie im Capland. Nicht selten trifft man mitten in der Oede einen Gasthof und zuweilen einen recht eleganten, doch fand unser Reisender auch mehrmals den Wirth mit Familie und Dienerschaft total betrunken. Das kommt von der Langenweile der Einsamkeit und von dem herrlichen Weine her, der hier wächst. Von den wilden Eingebornen sah er nur wenige. Einmal begegnete ihm ein weibliches Ungeheuer dieser kohlschwarzen und überaus häßlichen Race, die noch dazu einäugig war und deren leere Augenhöhle einen gräßlichen Anblick gewährte, die aber recht freundlich war, ihm den Weg wies und nichts als ein Glas Schnaps dafür in Anspruch nahm. „Unterwegs machte sie mir mit vielem Selbstgefühl begreiflich, sie habe sich photographiren lassen. ‚Das muß ein schönes Bild abgegeben haben,‘ sagte ich ihr; sie verstand indessen das Compliment nicht.“ Als der Verfasser sich eine Zeitlang eingelebt und etwas erworben hatte, machte er Rundreisen im Lande zu seiner Belehrnng. Zuerst in die Golddistrikte, die er ausführlich beschreibt. Wir gehen darüber hinweg, weil man das wilde Treiben der Goldgräber schon kennt. Die meisten bleiben arm und verfallen roher Lüderlichkeit. Diese beneiden dann die fleißigen Chinesen und pikiren sich darauf sie zu verspotten, ja sogar zu mißhandeln. Die Regierung thut nichts für deren Schutz. „Die letzte Regierung ging sogar so weit, von jedem Chinesen bei seiner Ankunft in der Colonie eine Kopfsteuer von 250 Franken zu verlangen, so daß eine Zeitlang die Gefängnisse vollgepfropft waren von armen Burschen, welche die verlangte Summe nicht besaßen. In einem ähnlichen Mißcredite befanden sich in frühern Jahren die deutschen Einwanderer, welche auch von den Engländern keineswegs liebevoll aufgenommen wurden. Als es aber auch dem Kurzsichtigsten klar wurde, daß die Deutschen ein höchst werthvolles Element der australischen Bevölkerung zu bilden anfingen, legte sich die Abneigung, und jetzt nehmen die Deutschen den ihnen gebührenden Rang in der Colonie ein. Anders verhält es sich freilich mit den Chinesen. Diese besuchen Australien nicht, um sich hier eine Heimath zu gründen. Ihr einziger Zweck ist, Gold zu graben und dann mit den Ersparnissen in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie leben daher äußerst eingezogen und sparsam, scheuen den Verkehr mit den Weißen so viel wie möglich und beziehen ihre wenigen Bedürfnisse von den chinesischen Kaufleuten, die sich in Australien niedergelassen haben. Während daher der europäische Goldgräber, Dank seinem Mangel an ökonomischen Talenten, mit wenigen Ausnahmen, kaum auf einen grünen Zweig kömmt, gelingt es den meisten Chinesen, bald ein Erkleckliches zusammenzusparen. Da ihr Aufenthalt in Australien nur temporär ist, so bringen sie auch ihre Familien nie hieher. Ich kann mich wirklich nicht entsinnen, unter den Tausenden von Chinesen eine einzige Frau gesehen zu haben. Auch Knaben machen erst dann die Reise mit, wenn sie bereits im Stande sind, bei der Arbeit behülflich seyn zu können. Der Haß der Kaukasier gegen die Mongolen beruht also lediglich auf Brodneid; denn alle Laster, deren man sonst die Letztern beschuldigt, existiren meist nur in der Einbildungskraft ihrer Gegner, welche den Splitter in dem Auge des Nächsten, nicht aber den Balken in ihrem eigenen Auge sehen. Die Befürchtung, welche schon im Parlamente von Neusüdwales ausgesprochen worden ist, daß durch die massenhafte Einwanderung der Chinesen Australien nach und nach eine mongolische Colonie werde, ist zu lächerlich, um einer Widerlegung zu bedürfen. Keineswegs lächerlich aber ist es, wenn die Spannung zwischen den zwei Nationalitäten in rohe Gewaltacte ausbricht; wenn, wie dies in den berüchtigten Aufläufen von Lambing Flat geschah, europäische Diggers in Masse das chinesische Lager überfallen, Zelte, Häuser und Werkzeug zerstören und deren Besitzer mit Waffengewalt ihres Eigenthums berauben. Das waren freilich nur ungebildete Diggers, die, durch einige Führer verlockt, zu Gewaltthätigkeiten schritten. Aber sogar Leute, welche den sogenannten höhern Ständen angehören, theilen das Vorurtheil gegen die mongolische Race. Haben ja selbst Parlamentsmitglieder, um Popularität zu erlangen, als Devise den Ruf: ‚No Chinese‘ angenommen. Und dies alles geschieht zu derselben Zeit, da die Engländer, vereint mit den Franzosen, die Hauptstadt Chinas stürmen und den kaiserlichen Palast plündern, um die Chinesen zu zwingen, ihr Land dem allgemeinen Weltverkehr zu eröffnen. Dem Chinesen soll also englisches Gebiet verschlossen werden, während die Engländer durch das Recht des Stärkern in China einfallen. Freilich stimmen nicht alle Colonisten in das Geschrei gegen die Chinesen ein. Grade der Gutsbesitzer, mit welchem ich mich, während wir auf dem Verdecke auf und ab schritten, über den Gegenstand unterhielt, nahm lebhaft die Partei der Chinesen und beklagte die Schwäche oder Partellichkeit der colonialen

Regierung, welche nicht im Stande ist, den Mongolen im Lande vor Plünderung und Mißhandlung zu schützen, während das geringste Unrecht, das einem Engländer in China angethan wird, alsbald von den Behörden begierig aufgefaßt und gerächt wird."

In der Reisebeschreibung zerstreut finden wir eine Menge reizende Landschaftsbilder. Die Gebirge Neuhollands sind nicht sehr groß, bieten aber die schönsten Felsenpartien dar. Besonders interessant war die große Jagdpartie, welche der Verfasser den Myallfluß aufwärts machte.

Die Vegetation Neuhollands ist sehr eigenthümlich. Außer den schon genannten Gummibäumen charakterisiren sie insbesondere die reich verzweigten aber blattlosen Casuarinen, sodann die s. g. Grasbäume (Xanthorrhoea). „Der Stamm steigt zu einer Höhe von 12—14 Fuß, theilt sich gewöhnlich in zwei, seltener in drei kurze, dicke Aeste, von denen jeder einen reichlichen Schopf der langen, fadenförmigen Blätter trägt. Aus der Mitte des Schopfes ragt ein 6—8 Fuß hoher Blüthenstiel, dessen oberes Ende bis auf zwei Fuß Länge dicht mit weißen Blüthen bedeckt ist. Die Wilden brauchen diesen Blüthenstiel gerne zu Speerschäften. Aus dem Stamme schwitzt, besonders nahe der Wurzel, ein Gummi heraus, das sich häufig zu faustgroßen Klumpen ansammelt. Es verbreitet beim Verbrennen einen angenehmen Geruch und kömmt in ziemlichen Quantitäten in den Handel. Der Wald bot noch eine andere, mir ebenfalls ganz neue Erscheinung dar. An manchen Orten kömmt sehr häufig ein schönes Farrnkraut vor, der Hirschhornfarrn (Acrostichum alcicorne), der seinen Namen von der Aehnlichkeit seiner fruchtbaren Wedel mit einem Hirschgeweihe erhalten hat. Diese gabeln sich nämlich in zwei tiefe Lappen, deren Unterseite ganz von Sporangien (Früchtchen) bedeckt ist. Der Farrn wächst bald an Felsen, bald hoch oben an Stämmen der Gummibäume." Auch die Baumfarren kommen hier in wunderbarer Schönheit vor.

Hier ein Waldbild: „Inzwischen wird's schwärzer im Walde, und bald überrascht uns ein Gewitterregen mit einem Ungestüme, wie man dies in Ländern höherer Breite nie erfährt. Rasch werden die Wolldecken, welche als Regenschirme und Bette zugleich dienen, hervorgezogen; man hüllt sich gemüthlich ein und bewundert die malerische Beleuchtung des Waldes durch die rasch aufeinander folgenden, heftigen Blitze. Während der Regen einen Augenblick nachließ, ward mir der nicht häufige Anblick eines Mondregenbogens zu Theil, der sich am südöstlichen Horizonte zeigte und von einem höher gelegenen Nebenbogen begleitet war."

Auch die Thierwelt hat viel Eigenthümliches, z. B. die bekannten schwarzen Schwäne. Unter den vierfüßigen Thieren ist das Opossum besonders merkwürdig, welches wie ein Eichhörnchen herumklettert. Unter den Vögeln sind an den Ufern zahlreiche Wasservögel, im Innern des Landes die Papageien durch ihre Menge und Schönheit ausgezeichnet. „In der Ebene hüpfte häufig ein grüner Erdpapagei auf dem Boden umher. Als ich das Waldland betrat, erhob sich schreiend ein Flug weißer Kakadu's, und in einer Lichtung im Walde war ein Heustock förmlich purpurroth von der Masse Papageien (Platycercus eximius), welche das Heu auseinander rissen, um die Samen der Gräser zu verzehren. Sie ließen mich so nahe an sie herankommen, daß ich leicht eine beliebige Anzahl derselben mit dem Stocke hätte erschlagen können."

Von Insekten folgendes. „Es gelüstete uns nach dem Honige der wilden Bienen, den wir schon aus Erfahrung als höchst schmackhaft kannten. Also fällten wir den kleinsten Honigbaum, zündeten dürre Farrenkräuter und grünes Gras zusammen an und trieben den Rauch in die Oeffnung des hohlen Stammes. Bald verließen die Bienen ihr Nest oder erstickten darin, und wir sahen uns im Besitze eines vollen Kessels voll Waben und Honig, die trefflich mundeten. Außerdem bestand unser heutiges Abendessen in einem beliebigen Quantum der köstlichsten Austern, wegen deren Port Stephens berühmt ist. Sie sind klein und hängen in großen Klumpen aneinander. Am besten schmeckten sie, wenn man einen solchen Klumpen in die heiße Asche legte, bis sich die einzelnen Schalen öffneten. In einem Bergwerk fand der Verfasser ein kleines Insekt, das häufig an den Wänden der Gänge vorkömmt und einen klaren, grünlichen Phosphorschimmer ausströmt. Auch wächst an den Balken, mit welchen die Stollen gestützt sind, ein weißer, flockiger Pilz in großer Menge."

Eines Tages wurde der Verfasser in der Hauptstadt Sydney von zwei europäischen Reisenden, Naturforschern, die im Auftrag einer Regierung reisten, die er aber nicht näher kennzeichnet, eingeladen, sie auf ihrer Forschungsreise durch die Südseeinseln zu begleiten, wenn auch nur als — Bedienter. Er selbst genirt sich nicht, das zu gestehen, und er beweist in seinen Schilderungen so viel Geist und Geschmack, daß ihm niemand vorwerfen wird, was er im Interesse seiner eigenen Ausbildung und aus reiner Reiselust gethan hat. Eine Gelegenheit bot sich ihm dar, die Inseln der Südsee zu durchforschen, auf eigene Kosten hätte er es nicht vermocht, er hat also wohlgethan, die Gelegenheit zu benutzen.

Sie fuhren zuerst nach Neu-Caledonien, dann zu den

Loyalitätsinseln und zu den neuen Hebriden. „Die Eingebornen hatten sich durchaus von uns ferne gehalten. Erst am letzten Abende unseres sechstägigen Aufenthaltes in Aneiteum kam ein alter Schwarzer an Bord mit einem Korbe voll Muscheln, für die er ein blaues Hemd verlangte. Obschon der Preis etwas zu hoch war, schloß ich den Handel mit ihm und fuhr noch spät in der Nacht ans Land, um die Thiere aus den Muscheln zu entfernen. Es waren riesige Schnecken, 6 Zoll hoch und ebenso breit, die größten Einschaler, die ich je gesehen, mit dicker, außen schmutzig-grüner, innen perlmutterglänzender Schale. Bald loderte am Strande ein großes Feuer, über das wir einen mitgebrachten Kessel, in welchen man die Muscheln geworfen hatte, stellten. Der Glanz des Feuers lockte bald eine Menge Eingeborner herbei, die sich im Sande lagerten, und beim Scheine der Flamme malerische, wilde Gruppen bildeten. Das Thier jeder Muschel lieferte wenigstens ein Pfund zartes, weißes Fleisch, das von den Schwarzen begierig verzehrt wurde. Ich kostete es ebenfalls und fand es sehr genießbar."

Die neuen Hebriden fand der Verfasser sehr schön, wie alle Südseeinseln, nur die Einwohner noch sehr roh. Die Missionäre haben hier noch ein weites Feld vor sich und pflegen s. g. „gelbe Lehrer", d. h. christliche Malayen, auf die Inseln vorauszuschicken, um das Bekehrungswerk vorzubereiten, was nicht ungefährlich ist. „Die Bewohner Mallicollo's sind noch arge Kannibalen, und kein Missionär oder sonstiger Europäer hat es bisher wagen dürfen, hier seine Wohnstätte aufzuschlagen. Während ich mir auf dem Decke die Hände wusch, kam ein Schwarzer grinsend auf mich los, ergriff meinen Arm und gab mir zu verstehen, dies sey sehr gut zu essen. Sein Geberdenspiel und das wiederholte Wort ‚Kaikai', das in den meisten Dialekten dieser Inseln essen bedeutet, ließen keinen Zweifel übrig, daß der Mensch nicht kannibalische Gelüste habe. Ich schmiß dem ekelhaften Kerl das Waschwasser nach, was er höchst gelassen annahm. Wenn die armen Eingebornen Australiens sich dem Kannibalismus ergeben (was nicht einmal constatirt ist), so ist dies sehr erklärlich. Die Natur beschenkt sie so karg mit animalischer und vegetabilischer Nahrung, daß sie fast nothgedrungen zu Menschenfleisch Zuflucht nehmen müssen. Aber auf den beglückten Inseln der Südsee bringt die Natur die nahrhaftesten Pflanzen, wie Yams, Taro, Bananen, Brodfruchtbäume und andere in Fülle hervor; Schweine, Vögel und eine Masse Fische stehen den Eingebornen zur Nahrung zu Gebote, und doch sind diese die eingefleischtesten Kannibalen auf der ganzen Erde."

Weiter gelangten die Reisenden zu den schönen Salomonsinseln, deren Einwohner etwas zugänglicher sind, aber seltsame Gewohnheiten haben. „Abends umschwärmten uns eine Menge Kanoes mit neugierigen Wilden. Ich bemerkte darunter eine Frau, der irgend ein Thier auf der Schulter saß. Als sie näher kam, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Frau einen jungen fliegenden Hund (Pteropus), dessen einer Fuß an ihr Ohrläppchen befestigt war, trug. Das Thier schien sich in dieser eigenthümlichen Lage ganz wohl zu befinden, während seine Besitzerin es von Zeit zu Zeit liebkoste und fütterte. Während also in Europa Schooßhündchen als Lieblinge gehalten werden, vertreten hier Fledermäuse und in Neuseeland, wie Hochstetter berichtet, junge Schweine ihre Stelle."

Der Verfasser kehrte nach Neuholland zurück, wo er noch kurze Zeit verweilte. Jetzt erst schildert er uns die Hauptstadt ausführlicher, während er bei seinem frühern Aufenthalte mehr nur auf das Land Rücksicht nahm. Diesmal besuchte er auch Melbourne, die zweitgrößte Stadt jenes Welttheils. Unterwegs sah er reizenden Seenen aus dem Leben der Vögel zu. „Die Gegend wimmelte förmlich von Königspapageien (Platycercus Pennantii), Rosellen (Pl. eximius), grünen Loris (Trichoclossus concinnus) und andern Arten; auch zwei Sammetvögel (Philonorhynchus holosericeus) wurden erlegt. Dieser Vogel, dessen Männchen glänzend sammtschwarz ist, während das Weibchen ein bescheidenes, graubraunes Gefieder trägt, ist als Laubenbauer berühmt geworden. Mehrere dieser Vögel bauen nämlich gemeinschaftlich auf einer Unterlage von Zweigen eine Art Laube von demselben Material, welche sie noch mit Schneckenhäuschen, Papageifedern und andern glänzenden Gegenständen verzieren. Diese Lauben sind keineswegs Nester, sondern Vergnügungsplätze, in und um welche sich die Vögel herumjagen, eine Eigenthümlichkeit in der Lebensweise eines Thieres, die wieder echt australisch ist. Die Lauben werden in den abgelegensten Orten gebaut; wenigstens glückte es mir nie, eine solche aufzufinden, so häufig ich auch den Vogel selbst traf. Uebrigens hat wenigstens noch ein Vogel dieselbe Gewohnheit, nämlich Chlamydera maculata, die ich später am Murrayflusse einmal sah. Sein Gefieder ist dadurch ausgezeichnet, daß ein tief rosenrothes Band am Nacken das sonst ziemlich einfache, braune Kleid ziert."

Auch an Deutschen fehlt es in Neuholland nicht, die in den Goldgruben empfahlen sich weniger, desto besser aber die wohlhabenden und gastfreien Bauern am Murrayfluß, die den köstlichsten Wein bauen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 104. 28. December 1867.


## Geschichte.

Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit. Zweiter Beitrag. Berlin, Stilcke und van Muyden, 1867.

Dies ist das wichtigste Werk, was über die neuen Maßregeln der russischen Regierung zur Unterdrückung des Deutschthums und des Protestantismus in Livland geschrieben worden ist, weil es lauter Thatsachen und Aktenstücke mittheilt.

Der ungenannte Sammler der vorliegenden Beiträge setzt voraus, jene unbarmherzigen Maßregeln, durch welche schon seit mehr als zwanzig Jahren der lutherische Glauben in den Ostseeprovinzen und jetzt noch die deutsche Sprache bedroht ist, gingen nicht vom Kaiser, sondern vielmehr (S. 29) von dessen schlimmsten Feinden aus. Diese bezeichnet er (S. 33) als Strelitzen, jene barbarischen Prätorianer, die von Peter dem Großen vernichtet werden mußten, ehe er seine unumschränkte Alleinherrschaft gründen konnte. Jetzt, meint der Verfasser, sey der Zeitpunkt gekommen, in welchem diese Strelitzen sich wieder emporraffen und den Kaiser sich unterzuordnen suchen, wie früher. „‚Strelitzen‘ sind es, welche hinter heuchlerischen Reden von nationaler Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nichts Anderes wollen, als die oberste Staatsgewalt — gleichwohl unter welcher Einkleidung — an sich reißen, um dann allen nichtrussischen Elementen und Gliedern des russischen Reiches das Recht des Prokrustes oder auch ein ähnliches Recht angedeihen zu lassen, wie einst die Commune weiland eines andern Babel jeglicher Aristokratie, der Geburt und des Besitzes nicht nur, sondern auch des Geistes und der Gesinnung, den glaubenstreuen Priestern und — der dynastischen Vendée! ‚Strelitzen‘ mit einem Worte sind es, deren Ansprüche auf Unterdrückung des Deutschthums und Protestantismus in den Ostseeprovinzen wir uns hier ein wenig besehen wollen: weder in dem überirdischen Zukunftsglanze, wie sie auf ihrer ‚ethnographischen‘ Selbstschau sich selbst erschienen sind und einander gegenseitig bewundert haben, noch auch in dem unterirdischen Gegenwartsdunkel, in welchem wir sie eifrig heranwühlen hören, scheinheilig heranschleichen sehen, um, im günstigsten Momente hervorspringend, dem rechtsfrohen Selbstherrscher aller Reußen womöglich die Zügel der Selbstherrschaft zu entreißen; sondern im Lichte einiger nicht ganz verwerflicher Zeugnisse aus den verschiedensten Lagern."

Wir sind nicht ganz dieser Ansicht. Die Unterdrückung der Polen und Deutschen und ihres katholischen und lutherischen Glaubens hat nicht erst unter dem gegenwärtigen wohlwollenden Kaiser, sondern schon seit dem Lager von Kalisch und der brutalen Synode von Polozk unter der vorigen Regierung begonnen. Sie ist in ein System gebracht, sie ist der unveränderliche Gedanke der russischen Politik geworden. Diese Politik pflegt sich nicht zu übereilen, aber sie schreitet stätig und sicher sowohl gegen die deutschen und scandinavischen, als gegen die türkischen, persischen, indischen und chinesischen Grenzen vor. Daran sind nicht Bojaren und auch nicht Literaten schuld, die etwa zufällig am Hofe zur Geltung gekommen wären, sondern es ist die alte wohlbekannte Maxime des russischen, wie jedes frühern, auf Eroberung gestellten Weltreichs. Rußlands Politik ist die des altassyrischen, persischen, makedonischen und römischen Weltreichs. Es erobert

unaufhörlich. Rußland behandelt jedes andere Reich und Volk wie der Jäger seine künftige Beute. Und wie der Jäger nicht immer gleich mit dem Spieß auf das Wild losgeht, sondern ihm auch Schlingen und Fallen legt, so braucht Rußland nur im geeigneten Moment Gewalt und führt diesen Moment in der Regel lange vorher durch List herbei. Seine Nachbarn sind Völker, welche großentheils den Russen sey es an Bildung, wie die germanischen und romanischen Völker, sey es an Ehrlichkeit, Edelsinn und sittlicher Würde, wie die Türken und überhaupt die Muhamedaner, überlegen sind. Allein sowohl die Bildung, als die Ehrlichkeit sieht von dem ab, was gemeine Pfiffigkeit und rücksichtslose Gewaltübung leisten können. Die Deutschen mit aller ihrer Gelehrsamkeit sind gegenüber den schlauen Russen wirklich nur dumm und werden auch so von den Russen angesehen und verachtet, denn sie sehen, wir sind in viele einander feindliche Staaten getrennt, desgleichen in Confessionen, die einander hassen. Wir haben uns durch unsere Uneinigkeit selber geschwächt, feindlichen Angriffen, feindlicher Beraubung ausgesetzt. Wir sind also ein dummes Volk in den Augen der Russen, wie es die eben so unter sich getheilten alten Griechen in den Augen der Makedonier waren. Seit mehr als drei Jahrhunderten prägt man den deutschen Knaben die griechische und römische Geschichte ein und doch, wenn diese Knaben herangewachsen, haben sie die Lehren der alten Geschichte auf ihr eigenes Vaterland nicht anwenden gelernt. Der Russe lernt nichts, aber sein Instinkt macht ihn gescheidter, als uns unsere ganze Schulmeisterei macht.

Wenn dem wirklich so wäre, daß in Rußland das deutsche Element, welches der russischen Politik bisher so große Dienste geleistet hat, dort ausgerottet würde, um einem einseitigen Nationalitätenschwindel zu schmeicheln, so wäre das eigentlich für die große deutsche Nation nur mehr schimpflich, als gefährlich. Denn Rußland würde sich durch Unterdrückung der Deutschen in den Ostseeprovinzen offenbar schaden. Es würde sich eines Werkzeugs berauben, welches sich ihm bisher als das allernützlichste erwiesen hat. Rußland wurde bisher durch die Deutschen regiert, durch eine deutsche Dynastie, durch deutsche Minister und Generale, vornämlich durch den energischen und gutgeschulten deutschen Adel der Ostseeprovinzen. Peter der Große begriff zuerst, wie nöthig ihm die Deutschen seyen, um seine Russen nur einigermaßen zu civilisiren und dieses rohe, geistlose Material durch Organisation zu verwerthen. Alle Wunder, welche seitdem in Rußland verrichtet worden sind, und vor allem die weite Ausdehnung des Reichs durch Eroberung der Nachbarländer waren das Werk jener Deutsch-Russen. Sie haben uns im russischen Dienst unendlich wehe gethan und nur die russische Nation durfte sich dieser ihrer Führer erfreuen und stolz auf sie seyn. Sieht man die Dinge natürlich an, so kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, nur wir Deutschen hätten Ursache, jene Deutsch-Russen mit Stumpf und Stiel auszurotten, weil sie es waren, die unsere Feinde groß gemacht und die das russische Reich zu einer Macht erhoben haben, die uns gefährlicher als jeder andere Nachbar geworden ist. Dagegen aber müßte die russische Nation alles anwenden, um die Deutsch-Russen zu erhalten; kniefällig müßte die ganze Nation die Deutsch-Russen anflehen, doch zu bleiben, wie sie sind, ihr ferner als Führer und Lehrer zu dienen und Rußland immer größer zu machen.

Im vorliegenden Buch wird ein Verzeichniß der noch gegenwärtig die höchsten Aemter im russischen Reich verwaltenden Deutsch-Russen mitgetheilt und wird dazu bemerkt: „Von wem läßt die russische Staatsregierung vorzugsweise die Schiffe der ‚russischen', seit 1856 resp. baltischen Flotte befehligen, lenken und bedienen, um sie nach Möglichkeit vor Havarie zu bewahren? — Von Finnen, Schweden, Ehsten, Deutschen! Wen stellt sie den ‚russischen' Apotheken vor, um die Patienten der großen Nation nach Möglichkeit vor Vergiftung zu schützen? — Deutsche, vorzugsweise aus den Ostseeprovinzen! Woher entlehnt sie das Hauptcontingent zur ‚russischen' Branntweinsaccise-Verwaltung, um die Hauptstaatseinnahme nach Möglichkeit gegen Unterschlagung sicher zu stellen? — Aus ihren deutschen Ostseeprovinzen! Sollte dereinst das moskovitische Streiterthum an das Ziel seiner Wünsche gelangen, d. h. Verdrängung aller nichtrussischen Elemente und besonders des so bitter gehaßten deutschen Elementes (vgl. die Rede des kaiserlich russischen Generals Janitzky — oder Ganetzky? — während der jüngst abgehaltenen slavischen Selbstausstellung), sollte demzufolge moskovitisches Vollblut auf den russischen Schiffen des Sprachrohrs und des Steuerruders, moskovitisches Vollblut in den russischen Apotheken des Mörsers und der Wage, moskovitisches Vollblut in den russischen Brennereien der Controle sammt dem ‚Controlapparate' sich bemächtigen: dann — gebt Acht — die Nationalität ‚Wird sich gar herrlich offenbaren'! Bei der in Rußland so beliebten Methode, organische und nicht organische Gesetze ‚versuchsweise' auf eine gewisse möglichst kleine Anzahl Jahre zu erlassen, — doch hat ein witziger Russe selbst gesagt: ‚вся Россія на опытъ',

d. h. ‚das ganze Rußland ist ja nur versuchsweise da!" — würde sich ohne Zweifel als höchst zweckmäßig ein etwa ‚versuchsweise auf drei Jahre' zu erlassendes Gesetz der Ausschließung aller Finnen, Schweden, Ehsten, Letten und, vor Allen, der ‚verfluchten' Deutschen aus dem Dienste der russischen Marine, Pharmacie und Accisеverwaltung empfehlen. Die mittlerweile hoffentlich ihrem Systeme der ‚officiellen — Tabelle' entwachsene ‚russische Statistik' würde dann sicherlich dem sich ergebenden Saldo an Wracken, Leichen und — entleerten Kassen den Maßstab für die Dauer entnehmen, auf welche das versuchsweise' erlassene Vollblutsgesetz etwa zu prolongiren seyn möchte. Aber nicht nur die Schiffskapitäne und Steuermänner, Pharmaceuten und Accisebeamten sind mitten im heiligen Rußland überwiegend mit dem Kainszeichen des Nichtrussenthums gestempelt, sondern wir fragen weiter: Wer verwaltet einen großen Theil der russischen Gouvernements und General-Gouvernements sammt dem weitaus größten der russischen Militärbezirke? Wer commandirt in den russischen Armeen, ja großentheils die russischen Armeen? Wer steht, — um vom dirigirenden Senate, von dem Reichsrathe und andern hohen russischen Reichsbehörden zu schweigen, — an der Spitze der russischen Finanzen? Auf wem beruht den europäischen Großmächten und vielen Mittel- wie Kleinstaaten gegenüber Rußlands mit Recht so berühmte diplomatische Vertretung?"

Merkwürdig ist eine Aeußerung des berühmten Astronomen Mädler in Dorpat, der diese Universität gegen ihre russischen Ankläger vertheidigt, aber in die kaiserliche Regierung das Vertrauen setzt, sie werde sich nicht selber in Schaden bringen wollen durch Unterdrückung des deutschen Elements. „In einem höchst lesenswerthen Aufsatze des diesjährigen Januarheftes der ‚Internationalen Revüe' über ‚Rußlands' (wohlgemerkt, nicht: der Russen) ‚geographische Arbeiten und Entdeckungen' läßt sich Mädler u. A. folgendermaßen vernehmen (S. 21 flg.): ‚Man wird bemerkt haben, daß die Männer, welche die Erdkunde in Rußland förderten, überwiegend deutsche Namen führen, und eine nähere Untersuchung zeigt, daß sie meistens der Petersburger Akademie oder den Ostseeprovinzen, und in diesen vorzugsweise der Universität Dorpat angehören. Die großen Verdienste dieser letztern hat niemand würdiger und schöner anerkannt, als der Akademiker von Bär in seiner Festrede zur Begrüßung der Universität Dorpat bei der Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Er zeigt, daß alle wichtigen Unternehmungen, die theils kürzlich ausgeführt, theils noch in der Ausführung begriffen waren, von Zöglingen der Universität Dorpat herrühren. Dieser gefeierte Veteran, selbst ein Zögling Dorpats, kennt Dorpat und den dort waltenden wissenschaftlichen Geist besser als die Herren Schewyroff, Pozlewoi und Katkoff, die von Moskau aus beiläufig alle zehn Jahre einmal ihrem Zorneifer gegen die Ostseeprovinzen und namentlich gegen Dorpat Luft machen, die unwahrsten Anklagen gegen alles Deutsche erheben, das genauer kennen zu lernen sie nie der Mühe werth geachtet haben. Aber eben deshalb sind ihre Germanophagen auch nicht zu fürchten. Das Deutsche in der Wissenschaft, in Militär- und Civilverwaltung, wie in allem, was gründliche Kenntnisse erfordert, wird in Rußland fortbestehen, denn es ist dort ein unentbehrliches Element, und die Regierung, einsichtiger als jene Ankläger, erkennt dieses an und weiß es zu würdigen. Und so glauben und hoffen wir, daß auch eine Darstellung in Zukunft ein ähnliches Bild entrollen wird wie unsere gegenwärtige. Diejenigen Nationalrussen, welche mit den Deutschen in Wissenschaft und Kunst gewetteifert haben, waren auch stets solche, die sich deutscher Bildung angeschlossen hatten. Der Slave, der dies nicht thut, ist auch nicht geeignet, Neues zu schaffen, und in der That hat auch noch nie ein Slave als solcher eine wichtige Erfindung gemacht, wohl aber bietet sich für ihn eine würdige und schöne Aufgabe: europäische Cultur auf Asien zu übertragen. Daß damit schon ein Anfang gemacht sey, kann niemand verkennen; dennoch muß gesagt werden, daß das Meiste noch zu thun übrig bleibt.'"

Die zahlreichen Beilagen enthalten theils Regierungserlasse, theils Memoriale in Bezug auf die verbrieften Rechte der Deutschen in den Ostseeprovinzen.

Hier noch eine interessante Notiz aus den Memoiren Dolgorukows: „Im Uebrigen enthalten diese Memoiren einige piquante Livonica, z. B. die Anekdote, S. 503, wie Rußland im Nystädter Frieden (1721) den Erwerb Livlands nur dem Umstande zu verdanken hatte, daß der Commandant von Wyborg Schuwalow im Auftrage Ostermanns, welcher in Nystädt mit den Schweden unterhandelte, den von Peter I. dorthin abgeschickten Jaguschinski auf der Durchreise durch Wyborg mit einem Diner aufhielt und diesem Schlemmer einen solchen Rausch beibrachte, daß er viele Stunden liegen blieb. Peter I. nämlich hatte ihn beauftragt, Ostermann den Befehl zu überbringen, er solle auf Abtretung Livlands nicht bestehen, sondern nur rasch den Frieden zu Stande zu bringen. Ostermann, der von der Sendung Jaguschinsky's Kunde hatte, entledigte sich seiner auf jene Art und benutzte die Zeit, den schwedischen Bevollmächtigten weiszumachen, er

hätte Befehl, falls nicht der von ihm vorgelegte, Livlands Abtretung enthaltende Traktatentwurf sogleich unterzeichnet würde, die Verhandlungen abzubrechen. Die Schweden ließen sich verblüffen, unterzeichneten, und als Jaguschinsky, ernüchtert, eintraf, fand er die Abtretung Livlands bereits vollzogen vor. Si fabula vera, verdankt somit, nach dem eigenen Zeugnisse eines deutschenfeindlichen Russen, das Kaiserhaus den völkerrechtlichen Erwerb Livlands der kühnen Geistesgegenwart eines nüchternen Pastorssohnes gegenüber russischer Völlerei und Geistesabwesenheit!"

Erst im October 1867 wurde im übrigen Europa bekannt, daß bereits am 9. (21.) Mai dieses Jahres ein vom Kaiser Nikolaus im Jahr 1850 erlassener, aber von demselben wieder zurückgezogener Befehl in Bezug auf die deutschen Ostseeprovinzen aufs neue erlassen und in Vollzug gesetzt worden sey. Der Befehl erging an alle Staatsbeamten innerhalb der deutschen Provinzen, sich von nun an in allen ihren Amtsgeschäften ausschließlich der russischen Sprache zu bedienen. Im Herbst wurde noch der weitere Befehl hinzugefügt, auch die deutschen Gymnasien zu russificiren und auch am Dorpater Schullehrerseminar Russen eintreten zu lassen. Ueber die Maßregel sich innerhalb des russischen Reichs etwa tadelnd zu äußern, wurde streng verboten. Preußische Blätter drückten ihr Erstaunen aus, daß die Deutschen in den Ostseeprovinzen, welche dem russischen Kaiserhause stets treu geblieben waren und demselben im Civil und Militär die größten Dienste geleistet hatten, jetzt dieselbe grausame Mißhandlung erfahren sollten, wie die rebellischen Polen. Allein diese Verwunderungen und Klagen mußten den Russen nur belachenswerth erscheinen. Denn erstens kommt es den Russen gar nicht darauf an, ob die Beute, die sie sich ausersehen haben, stille hält wie ein Lamm, oder sich wehrt und um sich beißt. Es ist ihre Beute und sie wird weggerafft, so wie so. Zweitens lachen die Russen, weil die Deutschen sich immer für eine große Nation halten und doch blos mitleidig zusehen, wenn ihre deutschen Brüder und protestantischen Glaubensgenossen ihrer heiligsten Güter, der Nationalität und der Glaubensfreiheit, beraubt werden.

Da sich in Deutschland, namentlich in Preußen die Stimmen mehrten, welche sich der deutschen Protestanten in Livland annahmen und die russische Politik anklagten, brachte im November 1867 die „Nordische Post" einen officiellen Artikel, den auch die Neue Dorpater Zeitung wiedergab. Darin hieß es, die russische Regierung denke nicht daran, die gesetzlichen Rechte der lokalen Bevölkerung zu kränken, müsse sie aber mit den allgemeinen Grundsätzen der Reichseinheit in Einklang bringen. „Die Verbreitung der Kenntniß der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen wird durch die eigenen Bedürfnisse derselben hervorgerufen. Bei der zwischen ihnen und den innern Gouvernements beständig im Wachsthum begriffenen Solidarität der politischen, commerciellen und gewerblichen Interessen, bei der Zunahme der in den Provinzen ansässigen Einwohner russischer Herkunft und bei den schon längst fühlbaren Unbequemlichkeiten der Geschäftsführung vorzugsweise in deutscher Sprache, wie sie in den dortigen Behörden der Krone und den administrativen Institutionen besteht, unterliegt es keinem Zweifel, daß es nothwendig ist, den Kreis des obligatorischen Gebrauchs der russischen Sprache in diesen Behörden und Institutionen zu erweitern. Die Regierung ändert damit in keiner Weise die lokale Gesetzgebung. Sie schützt die durch das Gesetz sanctionirten Rechte der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und gewährt dem Gebrauche nicht allein der deutschen Sprache, sondern auch der örtlichen Volksdialekte gebührenden Spielraum. Sie verlangt sowohl von den baltischen Provinzen, wie von allen übrigen Theilen des Reichs bedingungslose Unterordnung unter die allgemeinen Grundsätze der Reichseinheit." Schließlich warnt die Regierung vor dem Racenhasse, denn „einen Theil der Unterthanen gegen den andern aufzustacheln, lauft den Grundprinzipien der Regierung direct zuwider."

Im Hinblick auf die Thatsachen, erstens, daß die russische Sprache wirklich die deutsche Sprache aus allen Amtsstuben in den deutschen Provinzen verdrängt hat, und zweitens, daß schon über hunderttausend livländische Bauern mit schnöder Arglist durch lügenhafte Versprechungen zur griechischen Kirche hinübergelockt worden sind, ohne daß ihnen, nachdem sie die Täuschung erkannt, der Rücktritt erlaubt worden wäre, ist die hier mitgetheilte officielle Erklärung nichts weniger als beruhigend. Man wird an den Sereschaner erinnert, der, im Begriff, einem den Kopf abzuschneiden, gemüthlich zu ihm sagt: Sey ganz ruhig, es thut dir nicht weh!

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




